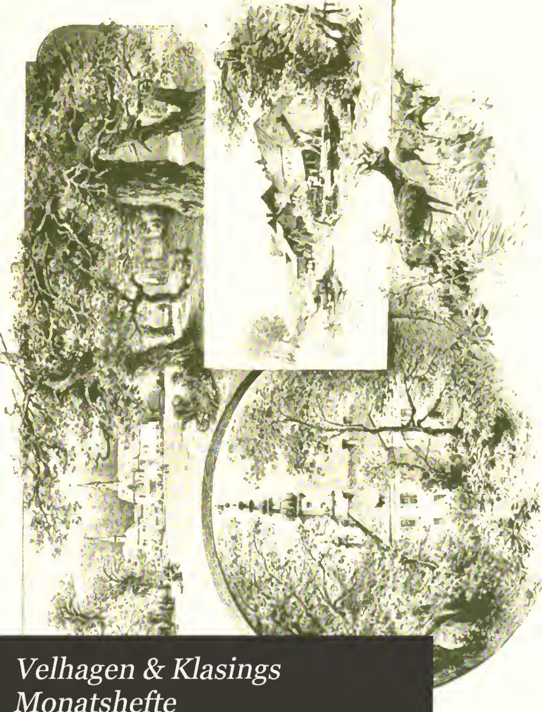


gen Künstler m
damit er den ge
treuherzigen Ausdruck des Kindergesich
halte! Ich überlieferte ihm seinen W

Jahrgang 1890/91.

Velhagen & Klasings Neue Monatshefte

Heft 9.



Mai 1891.

Monatlich ein Heft zum Preise von M.





Herbststurm. Nach dem Gemälde von R. Pötzelberger.

Velhagen & Klasings
Neue Monatshefte.
IV. Jahrgang 1889/90. Heft 4, Dezember 1889.



Münchener Spaziergänge. Oben: Föhring. Unten: Szenerie bei Bogenhausen.

Münchener Spaziergänge.

Von Bernhardine Schulze-Smidt.

„Nicht im Gassengewirr der Städte,
Wa der Tribun die Rasse zügelt
Und der Schreier Waren verkündet,
Nicht, wa Lesbia Liebe mir lispelt,
In des Atriums traulicher Stille
Such ich mir Rast vom Tagesgetriebe. —
Ferne dem Feilschen, dem habgiergeschwellten,
Ferne dem Jagen, dem nimmerzufriednen,
Wandl' ich verstummend am rieselnden Bache,
Hin durch die Wälder auf moosigem Pfade.
Stürme umwehen mich, sagenverkündend,
Über mir schattet der schwärzliche Felsen,
Dämpfend die Strahlen des ew'gen Gestirnes,
Das uns der Heimlichkeit Finsternis lichtet,
Bräutlich ergtüht in errötender Wanne
Sie, die sich gattet dem Himmet: die Erde
In den Gefilden campanischer Ebne. —
Meines Fußes, des flüchtigen, Sohle
Tritt auf die Trümmer einstigen Glanzes,
Schreitet dahin über tote Geschlechter.
Und es erstehen dem Auge des Dichters
Über den Bergen, aus Wallen und Sternen
Blutige Schlacht und das Lächeln des Friedens!

— — — — — — — — — — — — —

Woran mag es liegen, daß mir gerade auf der Münchener Hochebene die prächtigen Strophen des halbvergessenen lateinischen Dichters Aulus Serenus unzählig oft in die Gedanken gekommen sind, gerade hier, wo der scharfe Wind ungehindert über die weite Fläche streicht, die nur nach Süden zu von bläulich verdämmernden Alpenzügen begrenzt wird? Kühle Wälder mit tiefen Schneisen in zirkelrechter Perspektive liegen am Wege; hier schließt ein grüngekuppelter Kirchturm die Fernsicht ab, dort eine weißschimmernde Schloßfront und da ein trümmerhaftes Etwas, von dem man nicht zu sagen vermag, ob's

ein Felsenrest ist oder eine Römersäule. Auf dem sumpfigen Boden kriecht der Bergwacholder hin und duckt sich die bescheidene Moosbeere; Vögel, deren Schrei durch die Einsamkeit gellt, lassen sich vom Winde tragen, und dem Mai zum Trotze liegt der Winterschnee noch blendend auf den fernen Bergkuppen. Nur undeutlich löst sich ihr Umriß aus dem flockig zerflatternden Gewölk. Eine großartige Ruhe, ein melancholischer Ernst liegt auf der Landschaft. Man stellt sich unwillkürlich vor, daß sie seit Jahrhunderten die gleiche geblieben ist, umrahmt vom Dunkelviolett der öden „Moose“ von Dachau und Erding.

Aber die uralten Bäume sprossen Lenz für Lenz junggrün — mir rührt dieser Greisenfrühling der Natur das Herz — und den zerklüfteten Stämmen zu Füßen lächelt und duftet das vergängliche Geschlecht der Anemonen und Bergprimeln, denn wir sind hier sehr hoch über dem Meeresspiegel. Im Schatten recken kräftig sprossende Farnkräuter ihre braunen Krummstäbe trotzig aus dem moorigen, stark ausdünstenden Erdreich hervor und zeigen noch wenig Lust, sich zu den anmutigen Fiederblättern zu entrollen, die dem Urbilde der Friedenspalme gleichen.

Die Farnkräuter sind nicht zu Unrecht so trotzig geartet. Sie sprossen auf bischöflichem und streitbarem Boden. Auch die wilde Isar weiß davon zu erzählen und das Dorf Föhring, dessen Hütten und Häuschen jetzt weltverloren, ganz seitab von der großen Verkehrsstraße, zwischen ihren Bäumen nisten. Selten verirrt sich einmal ein Wanderer aus der lauten Welt hierher; es ist auch kein gottbegnadeter Poetenwinkel. Vielleicht, daß Aulus Serenus' Seherauge seine Umgebung verstanden und dichterisch verklärt hätte.

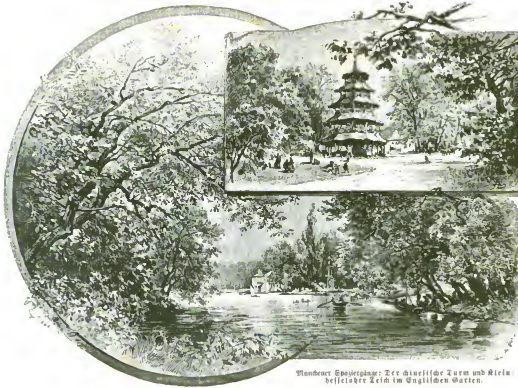
Einst war's anders. Mehr als siebenhundert Jahre sind verstrichen, seit, zu des Freisinger Bistums Glanzzeiten, die „Villa Vehring“ sich als stattlich blühender Weiler am Isargestade hinzog. Die Bewohner standen in Brot und Fron des Bischofs, und dessen Schloß beschirmte die Gassen, sein Geld ward in der betürmten und bewehrten Münzstätte aus gutem Silber und feinem Golde geschlagen. Eine feste Brücke schwang sich auf starken Pfeilern über den Fluß, und ohne Unterlaß ging es mit Saumrossen und Lastwagen, denn bei Villa Vehring galt es den Salzzoll zu entrichten, hinaus nach Franken und Burgund und nordwärts nach den Niederlanden.

Von Berchtesgaden und Reichenhall kamen die Fuhrleute und Treiber, baumlange Bergsöhne mit grünen Wämsern und haarigen Mänteln, am ruppigen Hute Adlerflaum und Spielhahnfeder, im Leibgurt das Messer, die Armbrust auf dem Rücken. Sie feuerten ihre müden Rosse mit rauhen Juchzern an, und von ihren Salzsäcken sickerten im Sonnenschein schwere, flimmernde Tropfen herab, die sich als schneeiger Belag auf den Brückenbohlen niederschlugen.

Um die Zeit vor siebenhundert Jahren führte Bischof Otho I, König Konrads III Halbbruder, unter dem sicheren Schutze königlicher Privilegien, ein „gottgefällig und fröhlich Leben, dienete der Kirche und dem eignen Leichnam,“ wie die Chronik meldet, und hielt in der Villa Vehring manch festliches Gelage, bis zu dem Tage des Jahres 1156, an dem Heinrich der Löwe, der siebenundzwanzigjährige Feuerkopf aus dem Hause Welf, nach langer, erbitterter Fehde, von Kaiser Friedrich Rotbart mit dem bayrischen Herzogtume neu belehnt ward. Da schlug Bischof Otho dreimal das Kreuz und sagte seiner Ruhe gute Nacht!

Dem Löwen war's, seit er den Ritterhelm trug, ein Dorn im Auge gewesen, daß die Inful höher sein solle als der Herzogshut und der geistliche Hirtenstab stärker als die weltliche Lanze. Dem Reiche gehörte das Salz für sein hausbacken Brot, mit nichten der Kirche für ihre ungewürzte Hostie. Trutz dem Bistum Freising! — Mit welchem Grimme, welcher Ausdauer hatte der Bischof zusamt seinem königlichen Bruder den Löwen Heinrich gehetzt, befehdet, in den Bann gethan, mit der Acht belegt! Nun aber hieß er wieder Herr im Lande Bayern und schwur den Feinden seiner Hoheitsrechte blutige Rache.

Dergestalt nagten diese Gedanken an seiner Ruhe, daß er zu Anfang des Jahres 1157 den Turnieren und Zechfreuden, im Gefolge des Christfestes, entfloh und eine Wegstunde oberhalb Vehring, in einer waldigen Gegend am Isarfluß, planlos umherstreifte. Freilich — in geistlicher Waldung war er auch hier; sie gehörte den stillen Mönchen der Propstei Schäftlarn zu eigen. Der strengsten Büßer einige hatten sich hier



Münchener Spaziergänge: Der chinesische Turm und Klein-hesseloher Teich im Englischen Garten.

im Dickicht bei Wolf und Ur ihre Zellen erbaut, läuteten das Ave mit einem rostigen Glöcklein zwischen den Eichenästen und benannten ihr kleines Hospitium, aus unbehauenen Stämmen gefügt und mit Binsen gedeckt: „Villa Munichen" — die Mönchsstätte.

Manch liebes Mal schon hatte der Löwe dort genächtigt mit seinen Getreuen auf lustigem Jagdzuge und anderen Abenteuern. Den Speer im Winkel lehnend, das Hifthorn an der Seite, so war's ihm gelungen, die trübseligen Mönche von bitterem Salbei und kargem Wasserkruge an den Metbecher und die Wildbretschüssel zu locken und vom Geißelstrick und Gebet zu den Würfeln. Diesmal jedoch dachte er an keinerlei Kurzweil. Schlaflos lag er während der bitterkalten Nacht bei seinem Beichtiger Corbinianus dem Gollir auf dem dürren Moose, den Mantel über sich gebreitet, und wälzte sich hin und her, stöhnend wie ein weidwundes Tier: „Könnt' ich Hadrian, dem Papste, ein Bein stellen und seinem Knechte Otho den Nacken brechen!"

Durch die offene Zellenthür pfiff der Winterwind herein, und im Osten, jenseits der Lichtung stand das fahle Gelb des Morgens schon über dem sinkenden Dämmergrau der Nacht. Da nahm der Pater Corbinian sein Pergament aus dem Gurt und hub an die Matutin zu singen. Er war ein Seher und Weiser, der gern in Gleichnissen redete. Und während er mit hoher, zitternder Stimme sein: „Gloria Patri" sang und das „Amen!" zum Schlusse lang hinauszog, trat der untergehende Mond wie ein blankes Schild zwischen den fernen Baumkronen der Lichtung hervor und schwebte im Rahmen der Zellenthür tief am Himmel. Da beleuchtete sein Goldglanz die beiden Pfade, die sich unweit des Hospitiums Munichen kreuzten: das Sträßchen nach dem ehrwürdigen Dorfe Heidhusir und den Schlängelsteig nach Suaping, dem anderen Dorfe jenseits des finsteren Klosterwaldes. Weiß flimmerte der Rauhreif auf den Erdschollen, genau so, wie die verdichtete Salzlake auf den Bohlen der Vehringer Brücke. Das schoß dem Löwen durch den jähen Sinn wie ein siedender Strom, und dazu sprach der Mönch Corbinian, mit der Rechten auf die weiße Spur deutend: „Leu, Leu! hie schlag ein deine Tatzen — hie ist salzer Weg!"

Da raffte der Löwe seinen Herzogsmantel um die Schultern, gürtete sich mit dem Schwerte und that einen Zug aus des Paters Thonscherben zur Kühlung für sein heißes Geblüt. Dann schüttelte er die Faust gegen den sinkenden Mond und schritt lachend von hinnen.

Anderen Tages, um Abendfall, umzingelten des Löwen Ritter und Reisige den Weiler Vehring, der sich im tiefsten Frieden zum Nachtgebet rüstete, warfen die bischöflichen Wachen und bezwangen die Troßbuben, und dann drangen sie über die Isarbrücke ins Schloß und in die Münzstätte. Da füllten sie ihre Säckel, brachen hinter sich Thor und Brücke ab und hießen den frühlingswilden Strom die Trümmer forttragen; sie machten nieder, was ihnen von Männern und Weibern, Greisen und Kindern unter Schwert und Pike kam, und ließen keinen Stein auf dem anderen.

Nun hatte der Löwe freies Jagdgebiet. Er rodete rings um die Villa Munichen den Wald bis zur Isar hinaus, und als es im nämlichen Jahre herbstete, wölbte sich eine neue Brücke über den Fluß, und daneben erhob sich die Zollhütte mit dem Salzschuppen. Fortan lenkten die Reichenhaller ihre Lastwagen und Saumrosse auf des Löwen „salzer Straße" ins Ausland und entrichteten ihm ihre Abgaben. Das Hospitium ward zur Feste umgewandelt; unweit davon ragte die wohlbeschirmte Münzstätte empor. Allerlei Volk ringsum im Lande begann, den strengen und harten Grundherren zu entweichen und sich mit Weib und Kind unter des Löwen Banner zu flüchten. Sobald es dann für diese Zusammengelaufenen Arbeit gab und einen Ruheplatz nach des Tages Mühsal, schwuren sie den Treueid und wurden der neuen Stadt und ihrer Ordnung unterthan. Vehring aber vermochte nicht, sich aus der Asche wieder zu dem zu erheben, was es gewesen war.

Wohl wandte sich Bischof Otho mit Klage und Beschwer ob des Löwen raubritterlicher Eingriffe an des Kaisers Majestät und lag dem Papste an, seinen Bannstrahl zu zücken. Aber Kaiser Friedrich Rotbart war des kühnen Heißsporns freundvetterlicher Lehnsherr und er bestätigte des jungen Bayernherzogs eigenmächtiges Thun.

So entstand die Stadt München und wuchs rasch und kraftvoll heran. Noch



Münchener Spaziergänge: Das Schleißheimer Schloß:
Äußeres und Bildergalerie.

heutigen Tages hat sie den Mönch im Wappen, angethan mit schwarzer Kapuzenkutte und gelbem Skapulier. Er ist freilich aus dem Büßer der Villa Munichen zum lustigen „Münchener Kindl“ geworden, das mit der Klostertracht Mummenschanz treibt und gern anstatt des Breviers den Maßkrug oder den „Radi“ schwingt. Aber — gut päpstlich ist es allezeit geblieben!

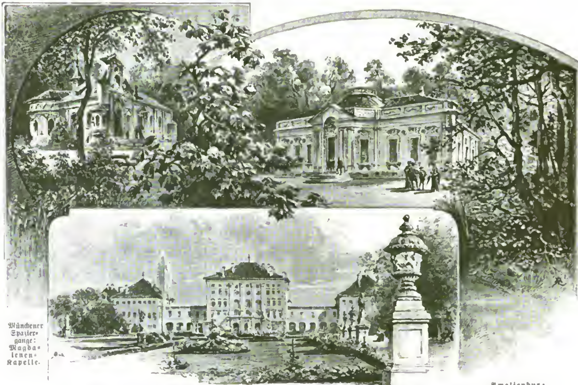
Da, wo einst das sumpfige Waldesdickicht die neue Stadt umschloß, sind jetzt die ausgedehnten Anlagen des Englischen Gartens. Wir sind, im lebhaften Geplauder über Föhrings Vergangenheit, ganz unbewußt immer an der kerzengerade korrigierten Isar aufwärts geschritten und haben das Meer von Baumwipfeln fast unbeachtet zu unserer Rechten liegen lassen. Da ist schon Bogenhausen. Mit seiner alten Kirche und seinen Heckenwegen thront es auf der Höhe des Flußufers, und in reizender Stille, von Blumengarten und Boskett eingehegt, liegt der stattliche Pfarrhof. Ein Namensbruder jenes Sehers Corbinian aus dem Hospitium der Mönchsstätte haust darin. Freilich ist's kein evangelisches Pastorat mit der ebenso thätigen wie sanftmütigen Frau Pastorin und der sprichwörtlichen Kinderschar als belebende Staffage, aber auch über diesem Idyll des ehelosen Priesters liegt eine solche Harmonie und Poesie, daß man es nicht so leicht wieder vergißt, wenn man es einmal betreten hat. Ist's nicht ein wahrer Genuß, hier einzuregnen, heute an diesem fliederblühenden Maitage? Wie duftet es köstlich von den sauberen Beeten, wie anmutig hängt der Goldregen zu den vollen Päonien und stolzen Rhododendren nieder. Und sitzt sich's nicht behaglich im einfachen, getäfelten Sprechzimmer des Hausherrn zu ebener Erde? Der große Hund schnauft leise auf seiner Matte neben der Thür, an die Scheiben schlagen wahre Tropfengüsse und der Pfarrer mit dem klugen, durchgeistigten Gesichte macht uns, lebhaft redend, den Lauf der Zeit vergessen. Und ist er auch nicht der sagenhafte, weise Büßer, so hat er doch das seelenforschende Auge und den Dichterblick des Aulus Serenus. Er ist ein Kenner seines Volkes und der Geschichte desselben, die Poesie und alle die schönen und edlen Schmuckgüter des Menschenlebens finden in ihm einen begeisterten Verehrer und Förderer, und daß in seiner Brust das warme Herz des richtigen Hirten schlägt, davon wissen die Armen zu reden, die im großen Flur des Hauses ehrerbietig seiner harren, bis er seine Gäste hinausgeleitet hat unter den Regenbogen in neuen Sonnenschein.

Nun überschreiten wir die Brücke, die, von der Mitte des Dorfes aus, in den Englischen Garten führt. Über den grauflutenden Eisbach gelangen wir auf schlängelnden Pfaden so recht mitten ins Herz dieses herrlichen Parkes, in dem Kunst und Natur sich die Hände reichen. So recht mit Liebe und zur Menschenfreude ward er angelegt, genau vor hundert Jahren. Zwar verkörperte sich die Menschenliebe weniger im derzeitigen bayrischen Landesvater als in seinem Staatsrate, dem philanthropischen Amerikaner Benjamin Thompson, nachherigen Grafen Rumford. Nicht nur Erziehungsanstalten und viele andere wohlthätige Stiftungen rief er ins Leben; er that mehr. Sein klarer Blick erkannte, was der gesamten Bevölkerung dieser Stadt auf der rauhen Hochebene fehlte: Schatten und Schutz vor Sonnenglut für jedermann, der dessen bedurfte. München galt derzeit noch für eine ungesunde Stadt; die scharfen Winde, im Verein mit den sehr ungünstigen Wasserverhältnissen, ließen Typhus und schwere Grippen niemals ganz aussterben. Die Genesenden schlichen, wenn es ihnen unmöglich war, in die balsamische Alpenluft zu entfliehen, matt durch die sonnigen, stauberfüllten Straßen und die zopfigen Anlagen des Hofgartens, die alles andere boten, nur keinen Schatten. In München gab's auch, unbeschadet aller sonstigen Schönheit in Gebäuden und Plätzen, doch verhältnismäßig wenige Privatgärten und öffentliche Squares.

„Das kühle Dickicht fehlt uns, in dem sich die asklepische Schlange so gern zur Rast zusammenrollt, deshalb flieht sie von hinnen aus unserer Stadt,“ sagte ein geistreicher Hofmann jener Zeit zur Gräfin Heideck, der Freundin des Kurfürsten Karl Theodor, dem sie sich auf dem Theater als Demoiselle Seyffert ins leichtentzündliche Herz hineingespielt hatte.

„Die asklepische Schlange?“ fragte sie, „was bedeutet sie und was soll sie uns? Ich kenne nur den Gürtel der Venus, der unsere ganze Stadt umfangen müßte!“

Nach Jahren, als der bayrische Erbfolgestreit für die kurfürstlichen Kinder der Gräfin Heideck längst ausgefochten war, erzählte man sich im intimen Kreise, dem der Graf



Münchener Spaziergänge: Magdalenen-Kapelle.

Schloß Nymphenburg.

Amalienburg.

Rumford auch angehörte, unter anderen Anekdoten zufällig auch die vom Gürtel der Venus und der asklepischen Schlange, und der Graf Rumford verlor sie nicht mehr aus den Gedanken. Beides sollten die Münchener haben, den Schönheitsgürtel und den asklepischen Schatten. So geschah es, daß im Jahre 1789 die ersten Pläne und Spatenstiche in der Gegend des Hofgartens gemacht wurden, und später leitete unter König Maximilian I der Intendant von Skell die Ausführung.

Stundenlang kann man diesen herrlichen Park durchstreifen, ohne ein Ende zu finden. Die ganze Anlage erinnert oft bis zum Verwechseln an einen der schönsten Parks Nordenglands: an den, der das uralte, prachtvolle Alnwyk Castle hoch oben in Northumberland umschließt. Eins zwar vor allem fehlt Münchens Englischem Garten: das wunderbare Schloß als Hintergrund für die idealen Baumgruppen, die sich hier wie dort aus grünem Rasensamt erheben, das Schloß, in dem King Malcolm, der wilde Hochlandssohn, seinen blutigen Tod fand, dessen Portal von rohen Löwen bewacht wird, die statt der Schweife starke Eisenstangen ausstrecken, und über den Löwen streben Zinnen und Türme empor, — es ist das Bild feudaler Größe. Dem Münchener Park fehlt auch das Rot- und Damwild, das überall in Rudeln äst und durch die mannshohen Farnkräuter rauscht und zahm, vom Wegrand aus zu dir herüberäugt; es fehlt auch das goldige Gefieder der Fasanen, die hastig durchs Erlengebüsch trippeln und mit schwerem Flügelschlage auffliegen, sobald du nahst.

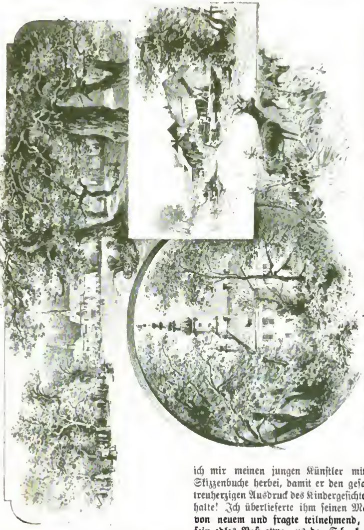
Und doch — der Münchener Garten ist wirklich ein „englischer.“ Da breiten sich endlose Wiesenflächen aus, duftend von Quendel und Ruchgras, bestanden und umgeben von mächtigen alten Bäumen in schönster Anordnung. Bis zur Erde nieder hängen oftmals die Zweige und beschatten schlichte Ruhebänke. Da sind die großen, edelgeschwungenen Boskets, die Waldpartieen mit Dickicht und Lichtung, auf der die Heide und der gelbe Ginster blühen und die Glockenblume nickt. Hier erhebt sich aus Rasengrün der Hügel mit rundem Tempel: dem Monopterus, in dessen Mitte eine abgebrochene Marmorsäule steht, wie der Überrest gefühlvollerer Zeiten. Nicht weit vom Monopterus, ganz in waldiger Stille, der halbrunde Steinsitz: die Exedra, mit des Königspoeten Ludwig I Inschrift:

„Hier, wo ihr wallet, war sonst Wald nur und Sumpf.“

Die Bäche rinnen und rauschen, und sieh, da kommen wir jählings aus Altengland ins moderne Münchener Sonntagstreiben hinein. Ein ununterbrochener Strom von Spaziergängern und -fahrern zieht an uns vorüber zum Chinesischen Turm, wo's „a Bier und a Musi'“ gibt. Der Turm mit seinen fünf glockenbehängten Pilzdächern steht sehr drollig und vergnüglich in dieser echt süddeutschen Umgebung von Bierbänken und Kaffeetischen. Geputzte Kinder balgen sich auf dem Rasen oder erproben das Karussell, das in nächster Nähe von China seine Wagen und Pferde schaukelt. Zwischen den Kindsmädl'n und liebevollen Jünglingen in des Königs Rock sitzen die Gefreundeten und Anverwandten aus der Dachauer und Miesbacher Gegend, halb modisch, halb in Tracht. Die grün ausgenähten Lederhosen und Wadenstrümpfe der Männer, die Wulströcke und kleidsamen Spitzenhauben der Dachauerinnen und die Mieder mit Silberkettengeschnür der Tegernseeer „Diandl'n,“ das gibt dem bunten Bilde erst kräftige Farbentönung. Am fröhlichsten und gemütlichsten ist der richtige Oberbayer doch, wenn er seine Maß vor sich hat, selbstredend einen grauen Steinkrug, gefüllt mit „frisch Ang'steckten.“ Mir fällt dabei ein reizendes Geschichtchen aus den ersten Monaten meines Münchener Lebens ein, das sattsam zeigt wie tief und früh diese Biergemütlichkeit im, gut bayrischen Herzen Wurzel schlägt. Es war hart an der Ausmündung der vorstädtischen Schönfeldstraße in den Englischen Garten, da stieß ich, im Abenddämmer spazieren gehend, auf ein winziges Bübchen von vier oder fünf Jahren. Dem kleinen Kerl guckten die nackten Kniee derb und drall aus den kurzen Höschen, im übrigen lief er barfuß und trug den Weißkopf mit der niedlichen Stumpfnase so fest wie ein ganzer Mann. Er biß auch die Lippen wichtig zusammen und schaute weder rechts noch links. Denn mit beiden Händen schleppte er einen mächtigen, zinnbedeckelten Maßkrug und darin das Labsal für den Vater, der beim Brunnhäus'l im Englischen Garten Arbeit hatte. Der allerliebste Junge machte mir wirklich Vergnügen. Ich konnte dem Drange nicht wider-

stehen, ganz unversehens zuzugreifen und ihm seinen Maßkrug buchstäblich über dem Kopfe wegzunehmen.

Was meint ihr, daß dies kaum den Windeln entwachsene Bajuvarchen that? Schreien etwa? Weit gefehlt! „Jessas na!“ — Weiter sagte er nichts, aber er stellte sich breitspurig vor mich hin und erst, als ich in unziemlicher Neugier Miene machte, den Zinndeckel zu öffnen, hob er warnend das Fingerchen und mahnte drohend: „Net lupfe, Frau! —“



Münchener Spaziergänge: Oben: Maria-Eich, unten: Schloß in Planegg und rechts: Reismühle bei Gauting, in welcher angeblich Karl der Große geboren wurde.

Alles, nur kein Zutritt profaner Außenluft zum geweihten Bierschaum. Wie wünschte ich mir meinen jungen Künstler mit dem Skizzenbuche herbei, damit er den gesachlich-treuherzigen Ausdruck des Kindergesichtes festhalte! Ich überlieferte ihm seinen Maßkrug von neuem und fragte teilnehmend, ob er sein edles Naß etwa aus der Schenke, gleich rechts am Eck, geholt habe? Ein Rümpfen ernstester Entrüstung zog das Stumpfnäschen kraus:

„Jessas na! bei dem net — der spritzt — —!“ war die lakonische Antwort, und

davon trollte das bierweise Münchener Kindl, in die Schatten des Englischen Gartens hinaus, die junge Brust voll souveräner Verachtung für mich Dumme, die nach einem Wirte fragte, der so schäbig war, sich auf Lustblasenschaum mittels künstlicher Erregung einzulassen.

Eigentlich gehört dieser Zwischenfall nicht in den Englischen Garten, aber er hat uns doch auf seinen Schattenwegen ein gut Stück vorwärts gebracht, und hier sind wir wirklich bis zum Kleinhesseloher See gelangt, und war's am chinesischen Turm ein heiteres Sonntagstreiben, so verdoppelt sich's hier am „See." Eine wahre Flottille blauweißer Kähne schaukelt sich auf dem harmlosen, von den schönsten Bäumen umgebenen Gewässer; in erwärmender Enge pfercht sich der festselige Mittelstand zusammen: Nähmädchen und „Kochjungfern," Zimmergesellen, Maurerpoliere und Soldaten, blendende Hemdsärmel, kornblaue und veilchenfarbene Kleider, Hüte mit Flatterbändern — ein vergnügliches Chaos. Man denkt beim Anblick dieser Boote wirklich an jenes Schifflein aus Schnorrs Bilderbibel, in dem die „Zwölf" ihren schlummernden Herrn mit dem Rufe: „Wir versinken!" auferwecken. Mir ist die Raumausnutzung Meister Schnorrs immer fabelhaft und unfaßbar gewesen. Unsere blauweißen Gondeln jedoch träumen von keinem Versinken, trotzdem sie sich meistens im Zustande kühnsten „Wigala-weialas" befinden.

„O-oh du hi-immelblau-uer See!" singt's in allen Tonarten; die Vögel im Gezweig zwitschern dazu, ab und an zwingt sich ein Tusch der Militärkapelle durch das Gewirr des Menschengesanges hindurch.

Welche Freude hätte wohl der Gründer dieses smaragdenen Schönheitsgürtels der Großstadt gehabt beim Anblick all der unschuldigen Fröhlichkeiten, deren böse Kehrseite nicht in die Natur unserer heiteren Spaziergänge paßt! —

Winters ist die Szenerie des Kleinhesseloher Sees fast noch anziehender. Unter den verzuckerten Bäumen schnallt sich die goldene Jugend Münchens Schlittschuhe unter die Sohlen, und fort geht's auf spiegelnder Bahn. Hin und her — einsam — zu zweien — in langer Kette — Liebe und Liebelei spielen natürlich große Rollen und bis in die bevorzugtesten Gesellschaftsregionen hinein. Künstler und Offiziere leiden bekanntlich durchgehends nicht an Kaltherzigkeit: die schönen Münchnerinnen erfreuen sich feuriger Augen, und die zahllosen frühlingsfrischen und überreifen Mädchen aus der Fremde, die in billigen und teuren Pensionen hausen und mit der Göttin Kunst ums Dasein ringen, schwanken gern zwischen der Sehnsucht nach des Weibes süßem Lose und der Freiheit des Mannes. Beiden Tendenzen ist der Eissport günstig. Und alle die netten Schulbackfischchen, die so vorlaute Antworten haben und von schwärmenden Gymnasiasten umzingelt werden! Da tändeln sie nach rechts und links, schmausen heiße Bratwürstl'n aus dem Muff und wissen allbereits ganz genau, wie Gott Amors Köcher und Flügelpaar beschaffen ist! — O! wenn die Inselchen dieses kostbaren Sees zu reden wüßten! — — Die geduldigen Mütter sitzen unterdessen fröstelnd auf dem Balkon des weißen Restaurationshäuschens, besuchen das Büffett im Saale mit den goldenen Palmen, seufzen und schelten über verlorene Zeit und — kommen doch wieder, dem Töchterchen zuliebe.

Verfrühte Visionen, während die Maiensonne am blauen Himmel blitzt und wir uns in die Einsamkeit verlieren. Hier, hinter dem See, beginnt die „Hirschau," und nun täuscht uns der Englische Garten die großartigsten Waldbilder vor: unabsehbare Blößen, lauschig überhangene Pfade, ernste Tannenwipfel, die sich in langer Reihe hinter verworrenem Dickicht emporbauen. Der Schrei des Hähers und das Pochen des Spechtes — aus weiter, weiter Ferne Kuckucksruf und leises, ganz leises Kirchengeläut wie aus einem Märchen heraus. Sonst tiefe Ruhe ringsumher, lautlos huscht eine schillernde Eidechse von Stein zu Stein, und ein Paar verliebter Citronenfalter gaukelt um die brennendroten Felsnelken. — Weltverloren wandern wir dahin — nun ist aller profane Lärm weit hinter uns, alle Biersehnsucht gestillt — wir sind nicht mehr in Bayern! O heiliger Gambrinus, was ist das! Da pocht schon wieder in unheimlicher Nähe irgend ein begehrlicher Stock auf irgend einen widerstandsfähigen Tisch: „Mari! a Ganze! — daher! —"

Wir sind doch noch inmitten des gesegneten Volkes, an dem Hopfen und Malz niemals verloren sein wird. — Hier ist der „Aumeister," die äußerste Erfrischungsstation

des lieblichen Englischen Gartens, und dort, jenseits der Isar, grüßt uns der Föhringer Kirchturm: — Geschichte und Sage locken uns im Abendsonnenschein wieder auf ihre verschlungenen Pfade.

Nordwestlich von Föhring, seitab vom Isarstrom, hatten die Freisinger Bischöfe



Münchener Spaziergänge: Oben: Mühlthal, unten: Gauting.

noch eine Villa: „Slivisheim," das heutige Schleißheim. Es liegt, näher den öden Torfmooren zu, auf einem abgeplatteten Schuttkegel zwischen der wilden Isar und der dunkelgrünen, fischreichen Amper. Vielfach verändert ward seine Gestalt im Laufe der Zeiten, aber bis gegen Ende des XVI. Jahrhunderts machte es nicht viel von sich reden. Damals saß Herzog Wilhelm V, der Fromme, auf dem bayrischen Throne, und die Geistlichkeit, vor allem Ignatius von Loyolas Anhänger, behaupteten die Macht im Lande und über den gottseligen Fürsten. Nicht nur, daß dieser ein erbitterter Feind des jungen Luthertums und der Zwinglischen Befreiung aus Priesterbann war, sondern er selbst hätte sich gern die Tonsur scheren lassen und statt der Regierungsgeschäfte geistlicher Übung obgelegen. Keine Einsamkeit bedünkte ihn einsam genug für seine grüblerische Beschaulichkeit. Aber er war nicht wie andere seiner Sinnesart. Die Wälder, sonst eine Zuflucht der mittelalterlichen Klausner, beengten ihm förmlich die Brust,

ebenso, wie ihn auf den freien Felsenhöhen seiner bayrischen Alpen der Niederblick in schwindelnde Tiefen des Gleichmaßes beraubte. Je öfter er indessen auf der grenzenlosen, von violettem Dufte überhauchten Schleißheimer Ebene umherstreifte, zu Fuß oder zu Roß, desto heimischer ward sie ihm mit dem erhabenen Schweigen bei Tage, mit dem Rufe der Unken und Frösche aus dem Moore, wenn der Abend sank, mit dem schauerlichen Klageschrei der Rohrdommel in nächtlicher Finsternis. — Das war dem frommen Herzoge der Ruf und Klageschrei verlorener Seelen und hielt ihn an zu gottgefälligen Vigilien, Seufzen und Beten. Immer häufiger trieb's ihn hinauf, gegen die Villa Slivisheim zu, und endlich machte er Pakt und Kaufbrief mit dem Freisinger Kirchenfürsten. Er erwarb Land zu Land vom Bistum, baute sich ein Schlößchen und bestallte einen Hofwart in der bescheidenen Wirtschaft am Fürstensteig, die ihn mit des Leibes Nahrung versehen sollte. Um sein neues Besitztum zog er einen Kreis von Kapellen, acht oder neun an der Zahl, und zwischen die Kapellen und Stationswege hinein setzten sich asketische Mönche in dürftigen Betklausen fest. Auf diese Weise hatte der fromme Herzog dort droben sein volles Genüge und der heilige Ring umschloß Schleißheim, bis die Greuel und Schrecken des Dreißigjährigen Krieges über die stille Hochebene dahinzogen. Erst nach dieser grausigen Prüfungszeit für die deutschen Lande, — in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts unter dem Enkel des frommen Herzogs, unter Ferdinand Maria, begann ein heiteres Weltleben zu Schleißheim, und über den holperigen Fürstensteig hin rollten Hofkarossen, und leichtherzige Kavaliere lenkten ihre feurigen Hengste durch Ginster und Heidekraut, verschwiegenen Aventüren entgegen. Dennoch entfaltete sich Schleißheim zu voller Schönheit nicht damals, sondern eine Generation später, als Max Emanuel das Zepter hielt. Eine Prachtliebe sondergleichen beherrschte diesen Regenten. Er vermaß sich, die Ebene, die an Sommertagen ihre sanften Linien und einfachen Formen so still und träumerisch unter dem Mittagssonnenlichte dehnte, in ein Eden umzuschaffen.

„In Schleißheim will ich dejeunieren, in Dachau dinieren, in Schleißheim soupieren und in Dachau nächtigen," sagte er lachend zu seinem welschen Baumeister Zuccali und zog auf der großen Karte eine schnurgerade Linie zwischen Schleißheim und Dachau. Gesagt, gethan. Binnen kurzem begann man den verbindenden Kanal auszutiefen, und bald erhob sich in wundervollen Verhältnissen, umgeben von einem bezaubernden französischen Garten, zu Schleißheim Zuccalis Schloß, vollendet bis auf das herrliche Treppenhaus, das erst hundert Jahre später König Ludwig I mit reichen Mitteln ausbaute. Ein Heim des Frohsinns, des Glanzes und der Kunst ward dies Schloß auf der Hochebene. Die Gemäldegalerie bereicherte sich von Jahr zu Jahr und gab den prächtigen Sälen ihren schönsten Schmuck; schattige Lindenalleen, von den Bienen der Heide umsummt, kreuzten sich im Garten, Narzissen, Nelken und Lavendel, die Lieblinge jener Zeit, durchdufteten die Lüfte. Zierliche Schäferidyllen, in gespreizten Versen gedichtet, und süße Schäferstunden ohne Einstudieren und Proben spielten sich zwischen den Taxus- und Hainbuchenwänden ab, auf dem samtnen „Boulingrin" rollten die Kugeln und flogen die gutgezielten Federbälle hin und her. Da wo der Garten endete, winkte das zierliche „Lustheim," und der Kanal nach Dachau war belebt von bunten Schiffchen mit Wimpeln und Ruderern. Ein holländischer Schiffsbaumeister hatte die hübschen Fahrzeuge gefertigt. Das gab ein flottes Treiben hier oben, aber gar bald verrauschte es wieder, einem Traume gleich. Der Garten fing an zu verwildern, der Kanal ward öde und die Wasserkünste versiegten. Die Lindenwipfel verwuchsen untereinander, und mit blinden Fenstern und bröckelndem Putze stand das schöne Schloß, von Schweigen umgeben:

„A princely hall with marble-steps adorned,
Its garden dreams in sweetest wilderness,
Where dewy cowweb spreads o'er uncut tendrils
And bees are humming round the columbine."

So liegt sie wirklich im Dornröschenschlaf, die fürstliche Halle, und in des Gartens holder Wildnis sprießen und nicken altmodische Blumen: Fingerhut und Löwenmaul, Akelei und brennende Liebe. — Jene windlos schwere, bienendurchsummte Ruhe, wie sie nur die Ebene kennt, lastet auf dem schwülen Gefilde und zieht dir das Herz zusammen, wenn du im dürren Grase unter Gottes Himmelskuppel auf dem Rücken liegst und ins Blaue hinein träumst. Das ist die



Münchener Spaziergänge:
Schloß Starnberg.

Starnberg.

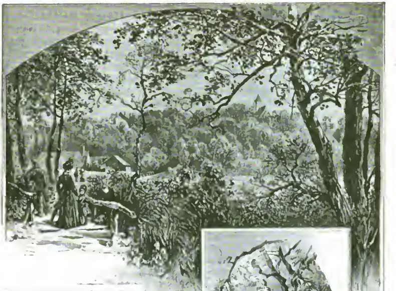
Melancholie des Sonnenscheins, die nichts in der Welt greifbarer verkörpert, als solch ein altmodischer, mittagsglühender Garten in öder Ebene, mit dem Kimmungsgeflimmer der heißen Luft rings um den dunstigen Horizont, mit dem rührenden Lerchengetriller in wolkiger Höhe und dem zarten Schrillen unsichtbarer Heimchen allerorten. Stundenlang kannst du so im Grase des Schleißheimer Gartens hindämmern und an deiner Umgebung zum Tode betrübt und wieder glücklich werden. Dann flüchtest du aus der sengenden Hitze in die Kühle des weiten Schlosses. Durch mehr als dreißig Räume sind die Gemälde verteilt, ein wahrer Schatz. Perlen der Kölnischen und oberdeutschen Schule sind darunter, prächtige Meisterwerke der Vlamländer und Holländer: Zeitbloom, Kranach und Schäuffelein, Rubens und Van Dyk, Bloemart und Ruysdael. Auch ein ganz köstlicher Velasquez und ein Luini von eigenartiger Schönheit.

Zwiefach anmutig und eindrucksvoll wirken die Bilder inmitten des Prunkes, der sie umgibt. Der überreiche Stuckzierat: Blumen und Putten, krauses Schnörkelwerk und Wappen, die Säulen und Thürnischen, Spiegelwände und kleinscheibigen Fenster, die altertümliche, eingeschlossene Luft der schönen Räume — alles dies zaubert das leichtfertige Jahrhundert des Bausches und des Puders vor deine Gedanken zurück. — Entschwunden, vergessen jene tändelnden Schäfer und Schäferinnen fürstlichen und

adligen Geschlechtes, die einst unter Lust und Lachen durch die heiteren Säle eilten und Bild und Thürbogen zu Liebesspiel und höfischer Thorheit mit Rosen kränzten. — Alles dahin, aber die unsterbliche Kunst leuchtet über Staub und Moder hinweg und spricht: „Du mußt vergehen wie jene, du heutiges Geschlecht, ich aber lebe, solange der Erdball im Äther rollt!" —

Nun wir Schleißheim betrachtet und über Nacht von seiner wechselvollen Vergangenheit geträumt haben, benutzen wir die tauige Morgenfrühe des nächsten Tages, um — das Münchener Westend im Rücken lassend, den Weg nach Nymphenburg einzuschlagen. Ein Seitenstück zu Schleißheim, nur glänzender und ausgedehnter, pflegte auch Nymphenburg während der schönen Sommertage häufig Residenz der bayrischen Landesherren zu sein. Eine mehr als hundertjährige Lindenallee führt von München hinaus. Es ist noch zu früh, als daß die Dampftrambahn mit Stampfen und Klingeln uns den Frieden stören könnte, auch der Löwenbräu, an dessen großartigen Restaurationsbaulichkeiten wir vorüberkommen, liegt leblos und übernächtig da. Zwischen dem Weichbilde der Stadt und unserm Ziele passieren wir das uralte Dorf Neuhausen, ein ganz idyllisches Mittelding: halb ländlich, halb städtisch. Vom fernen Horizonte schauen die Alpenzüge majestätisch auf die alten und neuen Häuschen nieder, deren erste sich schon vor Karls des Großen Zeit als ein Häuflein Hütten um eine winzige Kirche scharten. Diese gründete der gälische Glaubensapostel Winuthir oder Winthir, als er, barfuß, in der Hand seinen Stecken, germanischen Boden betrat und südwärts in die Wälder des Inn und der Isar pilgerte, um der neuen Lehre ihr Feld zu bereiten. An das Kirchlein klebte er seine bescheidene Klause, lebte, wirkte und starb als ein Heiliger, von dem noch heute ein Seitenaltar des Neuhauser Gotteshauses zu melden weiß. Je näher wir Nymphenburg kommen, desto tiefer und kühler wird der Lindenschatten. Da winkt Bad Gern herüber; — wie in Schleißheim haben wir auch hier den Kanal, der in fadengerader Linie zum Schlosse führt, das uns blendend entgegenleuchtet, so blendend, daß man gern die Augen schlösse, schaute nicht dort, hinter den offenen Bogen der Durchgänge dunkles Grün herüber. Das weiße Schloß wird im Halbkreis von ebenso weißen Gebäuden umzogen: der Porzellanmanufaktur, dem Mühlbad, der gemütlichen Restauration „Zum Kontrolor" und anderen Erfrischungseldorados. Aber das alles lockt uns nicht. Wir stehen entzückt zwischen den beiden langen Beeten, auf denen die lila Syringe in einer Farbenschönheit und Üppigkeit blüht und duftet, als habe die Abundantia selbst ihr Füllhorn ausgeschüttet. Und inmitten dieses Blütenmeeres wirft der Riesenstrahl der Fontäne seine staubfeinen Tropfen empor und nach rechts und links: die ganze Luft ist so frisch und wohlig trotz der sommerlichen Wärme. Es gehört auch zu diesem Landschaftsbilde der unbeschreiblich schöne, durchsichtige Himmel der Hochebene mit seinem leichten, ins Violette hinüberspielenden Blau und der überraschenden Klarheit des Horizontes, mit der Beweglichkeit der Schallwellen, die jedes Windgeflüster, jedes zarte Vogelzwitschern tragen und weitersenden.

Glänzende Zeiten hat Schloß Nymphenburg gesehen von dem Tage an, da Kurfürst Ferdinand Maria um 1663 die Gemarkung Kemnat ihren Besitzern abkaufte: „um zehen-taussend vnd etliche Gülden," und sie seiner stolzen, pracht- und freudenliebenden Gemahlin, der savoyischen Adelaide, schenkte. Die lebhafte Fürstin zeigte sich überglücklich, berief Meister Barella aus Bologna, dachte und schaltete und streute das Geld mit vollen Händen aus ihrer reichen Schatulle aus. Barella schuf den Mittelbau mit seinem herrlichen Speisesaale und den marmornen Treppen. „Borgo delle nimfe" taufte die Kurfürstin ihr Schloß, und ihre Hoffräulein sollen — wenn die Zeitgenossen Wahrheit reden — es wert gewesen sein, daß man sie den Huldinnen der olympischen Götterhaine verglich. Jene arme Blume aus dem europäischen Osten war darunter, die nur kurze Wochen, als ein stummes, rührendes Bild, heimwehkrank in der Sonne auf den Marmorstufen zu sitzen liebte und über den lustig grünenden deutschen Bäumen die dunklen Pinien ihres Vaterlandes nicht vergessen konnte. Sie suchte unter den Hofkavalieren ein mitfühlendes Herz, verlor sich selbst im Übermaße ihrer Sehnsucht und schied bei Nacht und Nebel aus dem Schlosse, um, zehnfach unglücklich, in abgelegener Stille durch eigne





Münchener Spaziergänge: Harlaching und das Claude Lorrain-Denkmal daselbst.

Hand zu enden. Ein hochtrabendes Gedichtchen in schlechten Alexandrinern ward ihr nachgesungen — das vergilbte Blatt liegt vor mir, und die Schrift verrät eine jugendliche, zitternde Hand:

„An Callisten, da sie von hinnen geschieden war.

Sie stund, gleich Lunens Glantz, in Schleyerwolcken da,
Ihr Auge schattenhaft, wie man nie keines sah,
Es spricht zu dir, Amynt, ihr rührsahm Angesicht:
‚Beweine, Freund, mein Loos: ich lebt' und lebte nicht!
‚Levkojen streue mir auf meines Grabes Rand —
„Die Liebe hab' ich gantz — niemahlen Glück erkannt!' "

— — — — — — — — — —

Ferdinand Marias Sohn und Enkel vergrößerten und verschönerten das Schloß: an das Hauptgebäude wurden zu jeder Seite Pavillons gereiht. Max Emanuel ließ außer Zuccali noch einen zweiten italienischen Baukünstler, Viscardi, entbieten und gab auch dem ausgedehnten Garten sein eigenartiges Gepräge. Noch strenger als der Schleißheimer Garten hielt sich der Nymphenburger an französische Vorbilder, ja, man nannte das ganze Besitztum nicht mit Unrecht: Petit-Versailles. Der Kanal teilte die Anlagen in zwei gleiche Hälften, da und dort erweiterte er sich zu Bassins und Teichen, in denen Fontänen und „allerley jovische Hippokrenen" sprangen und Kaskaden über Marmorstufen abwärts plätscherten. Die Würm speiste alle diese Gewässer mit ihrer kristallhellen Flut, und zu beiden Seiten leuchteten bezaubernde Blumenparterres. Auch in Nymphenburg überall geradlinige Alleen, geschorene Hecken, Kugeln und groteske Un-

geheuer in Buchs geschnitten; dazwischen ganze Reihen von Götterstatuen und Tugendgruppen im häßlich-lüsternen Geschmacke jener Tage. Besonderer Berühmtheit erfreute sich eine Flora, die jetzt verschwunden ist.

Waren die Schleißheimer und Dachauer Feste schön, so galten die Nymphenburger für feenhaft. Ein Privatbrief aus des Schlosses Glanzperiode erzählt in anschaulicher Weise davon:

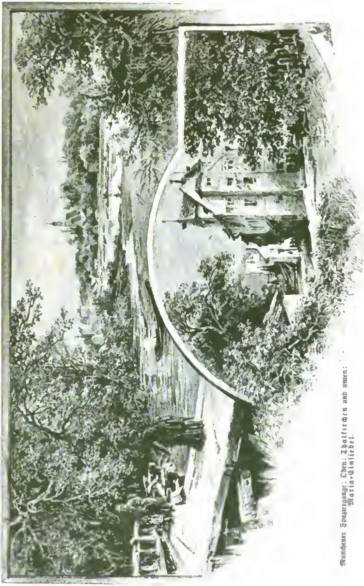
„So wünschen Sie, liebwertheste madame la comtesse, ein Weiteres von der fürgestrigen Solemnität zu Nimsenburg berichtet zu haben, und erbiethet sich Dero gehorsahme Dienerinn hierdurch gerne, von selbiger Festivität Verlauff des Näheren zu vermelden, obzwahr eine solche arkadische Pracht und venetische Wasser-Lustbahrkeit nicht wohl mit dem Genseklehle zu illustrieren sey. Es hatte Seyne Churfrstl. Liebden bei 6000 florins auffgewendt zur kunstreichen Beleuchtung der Fahr-Strasse von der Stadt her und stunden Pech-Pfannen und wellsche Feuer in blauen und weißen Schälgen vor jedem Baume, allso helle, daß des Jobst Pechlarn Hengste scheueten und wir Demoisellen unserer Taffentroben und sämischen Schuh halber zu schreyen begannen, derweil ein Umwurff in den Koth nahe befürstund. Es wurde nun zu Nimsenburg das lever der Thetys und der Nimsen panischer Schröcken agieret. Zu Erstbenanntem hatte man auf alle Wässer venetische Gondolen gesetzet, ausgeschlagen mit Scharlach-velours und brocade d'argent. Die Cavaliers stelleten Gondolafahrer für und Demoiselle Doris Schrenckin bedeutete die Thetys, lag auf einem Bette von See-Rosen und war mit einem geringen hispanischen Flore bekleidet. Hatte um sich acht Pagenbuben in seidenen maillots, die bliesen auf Muscheln und brannte ein Drehlämplein hinter Jedem. Und hingen vieler tausend Lichtsterne rings um das Schloß, so daß kaum ein heimlich Plätzgen dunkel blieb, allwo der Geflügelte hätte seine amores betreiben können. Zwar darff man nicht davon reden, daß dieser liebenswürdige Gott gefehlet hätte, vornehmlich da der Bachus, nach dem panischen Schröcken, daherritt, auf einem Stückfaß cyprischen Weines, das von den Satyren, so in Felle genähet gingen, angezapffet und ausgeschenket wurde. Und gebährdeten diese Satyren sich so lustig und handgreifflich zu denen Nimsen, deren eine Dero ergebene Dienerin darstellete, daß uns Alle der Bock stieß! Verspühreten auch keine Lust zum souper, wiewohl zwölf Gerichte und neun desserts auf dem Speiszettel vermercket waren. Verblieben derohalben zusammt den Satyren im Garten, löscheten von den Lämpgen, was uns anstund und hielten ein herrlich Schäferspiel, bis der Morgen anbrach. Zum adieu ließen Churfrstl. Liebden jeder Demoiselle einen bouquet von bourbonischen Rosen und Nägelein präsentieren, gebunden mit einer Zahlperlen-Schnuhre. Welches galante cadeau uns ohnmaßen flattieret hat." — — — — — — — —

Man sieht aus diesem naiven Mädchenbriefe, daß es sich gut lebte und liebte zu Nymphenburg!

Später ward der größte Teil des Gartens seiner gespreizten, französischen Schönheit entkleidet und nach englischem Muster angelegt. So ist er jetzt: frisch, blühend, wasserreich. Weiße Schwäne beleben Kanal und Teiche, die Nachtigall singt im Boskett das Hohelied des Lenzes, und in den Eichenalleen hängt die heilige Mistel in langen, weißbeerigen Gewinden von den kräftigen Zweigen nieder. Wie gut, daß der englische Brauch des Kusses unter der Mistel nicht allerorten und nicht zu allen Zeiten des Jahres gilt!

Hier haben wir die Magdalenenkapelle. Die Kunst hat sie schon ursprünglich als Halbruine errichtet; schattende Bäume umgeben sie, und hinter schönem Eisengegitter sprudelt das wunderthätige Wasser des Brunnens mit der Gestalt der heiligen Sünderin. Drinnen hängt, in lustiger Nische, das Kruzifix, das Max Emanuel einst aus dem Türkenkriege heimbrachte, ganz in morgenländischer Art gemalt. Im Juli, zum Magdalenenfeste, wallfahrtet aus Stadt und Dorf das fromme und gebrechliche Volk herbei, und die Blinden und Blöden baden ihre Angesichter im heilbringenden Quell.

Von der Kapelle wandern wir auf stillen Pfaden zur Amalienburg, die der Franzose Cuvilliers in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts erbaute. In vornehmer Abgeschiedenheit liegt das Schlößchen unter dem Waldschutze; über dem säulengetragenen Rundtreppenportal wölbt sich die Kuppel des Mitteldaches mit ihrer graziösen Bekrönung. Die Fenster haben sehr fein er-



Münchener Spaziergänge: Oben: Thalkirchen und unten: Maria-Einsiedel.

dachte Stuckbögen und Gesimse, von Konsolen getragen. Drinnen noch heute der üppige, verblaßte Luxus aus der Zeit Ludwigs XV, ein Luxus, in dem sich unser naturalistisches Geschlecht nicht mehr behaglich fühlen könnte, weil er zu jedem der spinnenbeinigen und bocksfüßigen Möbel auch eine „Pose“ verlangte und selbst die Liebe in Zwang einschnürte, mit Schwulst umbauschte. Sein Gepräge entlehnte er den Potpourrivasen der Kamine: Blumenduft, aber modernder Blumenduft, Zerfall und Fäulnis in Prunkgefäßen verborgen.

Draußen, in der freien Gotteslust atmen wir leichter; schwer nur trennen wir uns vom paradiesischen Frieden des Parkes. Über die Spiegel der Teiche glitzern die Libellen hin, aus dem Röhricht zwitschert und pfeift es, als ob der Gott Pan, der dort unter mächtigen Baumwipfeln auf Felsgestein Rast macht, lebendig geworden wäre und seiner Syrinx all die süßen Töne entlockte. — Aber nein, „der große Pan schläft“ — das All liegt in träger Ruhe, und jene Flötenstimmchen aus dem Röhricht sind seine Träume.

Wach werden wir erst wieder beim „Kontrolor“ in der „ausgekühlten“ Gaststube, wo eine dicke Mutter, serviettenumgürtet, lockere Schmalznudeln und kopfhängerischen Salat austeilt und drei ungeheuer flott gekleidete Jünglinge einen gesegneten Bierdurst entwickeln. Die zwei allerliebsten Jungfräulein zwischen ihnen tranchieren gesenkten Blickes ihre ewig dem Messer entgleitenden „weißen Würstl'n“ und lächeln so schelmisch und blinzeln so meinungsvoll nach rechts und links, daß wir unwillkürlich nach dem Grunde suchen möchten. Aha! Da nickt ja die heilige Mistel von den Schleifengebirgen der neuen Strohhüte, und der netteste des männlichen Dreigespanns hebt sein Glas: „Prosit, Frau von Huber! Prosit, Fräul'n Kathi! Gel' — bös san's nimmer?“ — Der zweite Jüngling zwirbelt sein keckes Bärtchen und hebt an:

„Busserln geb'n, Busserln geb'n
Is ja ka Sünd!
Hot mi mei Muetter g'lehrt — Muetter g'lehrt
Wi—ar a kloan's Kind!“ —

Der dritte schweigt, aber seine Augen reden!

— — — — — — — — —

Gott Pan! Gott Pan! Was schläfst du? Gib acht auf deine Nymphen und ihren traumduftigen Burggarten mit der Mistel am Zweig und den Lockvögeln im Uferschilf!

— — — — — — — — —

Das dritte der Schlösser, dem namentlich Ferdinand Maria zu Glanz verhalf, ist das Starnberger, am See gleichen Namens. Bei der Eisenbahnstation Pasing zweigen wir von der Linie Lindau ab, und nun führt unser Weg scharf nach Süden immer im Thale der Würm weiter. Eine ungemein liebliche, grüne Landschaft. Zuerst rasten wir einen Moment in Planegg, der ur soliden, geruhsamen Sommerfrische mit ihrem betürmten Schlosse, und gehen dann nach rechts hinüber in den Brunner Forst, der sich gegen Starnberg hinunter streckt.

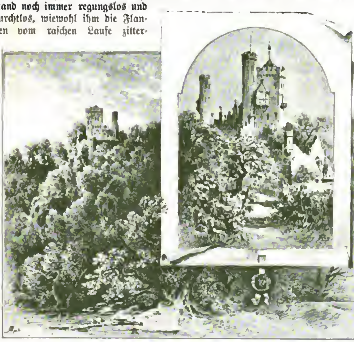
Dort liegt, inmitten ehrwürdiger Baumriesen, die kleine Gnadenkirche Maria-Eich.

Eine schöne Legende lebt im Volke davon, und der gebückte Alte, der vor dem Kapellchen im kühlen Schatten sitzt, erzählt sie uns mit dem richtigen Anfange: „Es war einmal vor langer, langer Zeit ein Herzog in Bayern ...“

Dieser Herzog ging aus zu jagen mit seinen Höflingen, Buben und Jägern; er ritt einen braunen Zelter und saß auf feuerfarbener Schabracke, und die Rüden sprangen aufgeregt zu des Zelters Halse empor. Zum Brunner Walde ging's, der hatte weder Anfang noch Ende, so groß war er und bis gen Ingolstadt zog er sich. Aber Sankt Hubertus blieb dem Herzoge unhold, weil er frühmorgens beim Ausritt mit der alten Hofschaffnerin Rede und Antwort getauscht hatte. Schon hob der Herzog gegen Avezeit sein Hifthorn an die Lippen, um das Ende der Jagd zu verkünden, da brach, unweit von der Stelle, wo er hielt, ein mächtiger Zwanzigender aus dem Dickicht, schneeweiß mit einem dunkeln Kreuze vor der Stirn. Flugs blies der Herzog zur Hatz; die Hörner der zerstreuten Jäger von nah und fern klangen lustig drein, die Meute gab Laut und machte sich eilends auf die Spur des Hirsches. Der flog mit gestreckten Läufen über das Buschholz, im Abenddämmer einem Nebelgespenste gleich. Und siehe, da stand das schöne Tier plötzlich vor einem uralten Eichbaume still, in dessen Stamme eine tiefe Höhlung klaffte, hob den edlen Kopf und äugte unverwandt zu der Höhlung empor, über der die grünen Zweige geheimnisvoll rauschten.

Als der Herzog das sah, winkte er seinem Troß Schweigen, und schweigend ritt er näher mit verhängtem Zügel, den Federhut in der Hand tragend, weil ihn eine Ehrfurcht überkam, so daß er sein Haupt entblößen mußte. Die Ritter thaten es ihm gleich, und die Rüden duckten sich stumm unter die Bäuche der Pferde; denn der Hund scheut sich vor dem Heiligen, und von der Eiche ging ein heller Lichtschein aus. Der Hirsch aber stand noch immer regungslos und furchtlos, wiewohl ihm die Flanken vom raschen Laufe zitterten. Da gewahrte der Herzog in des Eichbaums Höhlung ein Bild der Gottesmutter, in dessen Schutz hatte sich das verfolgte Tier des Waldes geflüchtet. Der Herzog, das Wunder erkennend, ließ den Hirsch frei durch die Gasse der gesenkten Jagdspeere von hinnen ziehen und verbot durch das ganze Land, daß man ihm nachstelle, bei Strafe an Leib und Leben. Den Eichbaum ließ er von einem Wallfahrtskirchlein umgeben, und neben dem Kirchlein siedelte sich ein Klausner an, der mit Handauflegen und Exorzisieren große Macht über das Landvolk hatte. Noch heute steht im Rücken des Choraltars zu Maria-Eich der mächtige Stamm und das Muttergottesbild. Den Wipfel zerschmetterte einst der Blitz, über dem Baumstumpf hat sich das Dach des Kirchleins geschlossen.

Immer am Waldsaume entlang wandern wir weiter bis Gauting. Da war vor fast zwei Jahrtausenden die Station der Römerstraße ad Verrem. Über den Würmfluß hin zogen hier die Legionen und Kohorten der Imperatoren nach der mächtigen Augusta Vindelicorum, dem heutigen Augsburg. Und nun sind wir an der Reismühle unweit des Flusses, von der die Sage berichtet, daß sie auf den Trümmern einer anderen Mühle erbaut ist, die vor elfhundert Jahren im undurchdringlichen Waldesdunkel ihr ungeschlachtes Rad von den Wellen der Würm treiben ließ. Dieses pfadlose Dickicht durchirrte um 740 der fränkische Majordomus Pipin der Kurze mit seinem Schildknappen Gontran de Milhars. Von langer Sehnsucht war sein Antlitz verzehrt, und unbeschnitten fiel ihm das Haar zum Gürtel



Münchener Spaziergänge: Burg Schwaneck.

nieder. Denn sein junges Ehegemahl: „Bertrade aul gran pié“ war ihm gestohlen und versteckt worden, eine Stunde, ehe man die Fackeln zur Brautnacht rüsten wollte. Die böse Hofmeisterin Piouze la Gaviere hatte ihm den Schimpf angethan, und was half es ihm, daß man sie, die nicht gestehen wollte, pfählte und aufs Rad flocht? Rastlos streifte er nun in den Wäldern um Inn und Lech und an den bojoarischen Seen umher und suchte Bertradens Tritt auf dem Boden, denn sie war vom Geschlechte der Schwanenjungfrauen und barg deren Schwimmhaut-Fuß unter langem Gewande. Und als Herr und Knappe in Traurigkeit und Mühsal eine Wegstunde unterhalb des Römerpfades wanderten, schrie der Knappe Gontran plötzlich hell auf vor Freude und zog mit seinem Schwerte im schmelzenden Schnee den bannenden Drudenfuß rings um zwei wunderliche Spuren nebeneinander: die breite eines Schwanenfußes und die schmale eines vornehmen Frauenschuhes. Nun wußte Pipin, daß er ihr, der Beweinten und Begehrten, nahe sei. Fünf Meilen weit verfolgte er die Spur durch Distel und Dorn über den beeisten Fluß und das welke, beschneite Laub, bis er an die Waldmühle pochte, wo das holde Kind des Grafen Charibert von Laon am Rocken saß, wartete und spann und ihn in bräutlicher Seligkeit und Züchtigkeit umhalste. So gefangen war Pipin von ihrer Schönheit, daß er sie der Welt und den Höflingen neidete. Heimlich genossen sie ihr Glück, und Bertrade hatte den Faden zu hundert Ellen seinen Linnens gesponnen und verwebt, als die Stunde kam, da ihr Erstgeborner die niederen Wände der Waldmühle beschrie. So strahlend waren des Knäbchens Augen, daß sie die junge, schwache Mutter blendeten, und deshalb trug es des Müllers Weib in die warme Frühlingssonne unter die Waldbäume hinaus. Das Kind aber setzte sich aufrecht in des Weibes Arm, griff mit den Händchen ins blühende Haselgezweig und knickte sich selbst eine Rute. Die trug es vor sich wie ein Zepter, als die Müllerin es wieder auf Bertradens Decke legte, und die lichten Haarlocken bäumten sich ihm wie eine Krone über der kleinen Stirn. Es ward Carolus getauft und sechzig Jahre später saß es als Karl der Große auf dem deutschen Kaiserthrone. Ja, hier flüstert die Heldensage und die Legende der Heiligen allerorten, und das Volk hat offene Ohren dafür!

Jetzt liegt Gauting frei in der Ebene, unweit des reizenden Mühlthals. Der Blick hinab in den umbuschten Grund, mit seinen Wehren und Mühlen und dem Blitzen der schlängelnden Würm zwischen Grün und Gestein hervor, erinnert an die anmutigsten Partieen der Schwarzwaldbahn zwischen Hausach und Triberg. Nun eine scharfe Kurve — da liegt der herrliche Spiegel des Starnberger Sees vor uns mit seiner grandiosen Alpenkette im Rücken und seinen reizenden Ufern, die in lachender Kultur prangen: Schlösser, Landhäuser, Park und Wiesen, Schiffsländen und stille Heckenwege. Eine blühende Ortschaft reiht sich an die andere, man kann sich nicht satt sehen. Ganz im Vordergrunde treppt sich Starnberg an Hügelwellen empor, und das ehrwürdige Schloß, das Herzog Wilhelm IV um die Mitte des XVI. Jahrhunderts erbaute, überragt in stolzer Vornehmheit alle die hübschen Häuser und Villen. Auch hier lebten die prunkliebenden Kurfürsten herrlich und in Freuden. Die Gartenfeste traten zwar mehr in den Hintergrund, aber die weite Wasserfläche des Sees verlockte zu den phantastischsten Schiffahrten, die kreischenden Möwen, die sich namentlich da aufhielten, wo es, unterhalb des Chorherrenstifts Bernried, der Karpfenwinkel heißt, reizten die übersättigten Kavaliere zur mühelosen Jagd. So ward eines Abends, unter rauschender Musik und knatternden Salven der „Bucintoro“ vom Stapel gelassen, ein goldstarrender Koloß in Form einer Galeere: „gemachet aus vestem und edelem Holtze, blasonieret mit Golde und eingeleget mit Perlenmutter und quartzenem Ziehrrath.“ Wie eine Riesenraupe kroch das Ungeheuer auf zahllosen, behenden Füßen über die bläulichen Wellen hin; denn, den Blicken verborgen, streckten sich aus unbedeutenden Öffnungen wohl hundert arbeitende Ruder zu jeder Seite abwärts. Aber Kurfürst Ferdinand Maria machte es den Ruderern leicht. Sie erhielten „je eine franz'sche Pinte Ingberwein,“ um ihnen Nerv und Lust zur Arbeit zu geben. Große Springbrunnen warf der Bucintoro über sich empor, seidene Wimpel und glitzernde Astrallampen zierten ihn, und die Herrschaften ruhten unter „goldbrodieretem Baldachino auf sanftenen Duhnenküßlein, hertzeten einander, schlugen



Münchener Spaziergänge:
Pullach bei Großhesselohe.

die Lauthe oder lagen dem Gejaid ob am Kiehl-Endt" — wie die schwülstigen Zeitberichte erzählen. Um den Bucintoro her tummelten sich reizende Boote mit fröhlicher Bemannung; Fackeln brannten, Hörner schmetterten, und manch feisten Hirsch trieben des Kurfürsten gierige Schweißhunde aus den Uferwäldern ins seichte Seewasser und immer tiefer hinein, bis nur noch der schöne, schnaufende Kopf mit dem stolzen Geweih über den Wellen sichtbar blieb und das Echo der Jäger wildes „Halali! Halali!" von Hügel zu Hügel sandte.

War dann der Hirsch gestreckt und ausgebrochen, so lud man ihn, von grünen Zweigen und Blumen umkränzt, auf den Bucintoro; die schönen Hoffräulein und neugierigen Pagen leuchteten mit bunten Wachsstöcken gegen des Tieres erloschene Lichter und machten sich's, kosend und plaudernd, auf seinem bräunlichen Felle bequem. — —

Vergessen auch jene Herrlichkeit, vermorscht der prächtige Bucintoro; — seine Flaggen und Wimpelchen modern, Gott weiß in welcher fürstlichen Rumpelkammer, und das edle Wild und die scheuen Seemöwen haben am friedlichen See nichts mehr zu fürchten.

Und nun noch zum Schluß, ehe wir uns nach unserer Wanderung zur Ruhe legen, ein Stückchen des herrlichen Isarthals südlich von München.

Durch die Vorstädte Au und Giesing gehen wir, isaraufwärts, immer durch freundliches Gelände hin, bis wir das schön gelegene, grünumbuschte Harlaching erreicht haben. Es zieht sich an der Hügelkante entlang, und das Wallfahrtskirchlein schaut hell zwischen den Bäumen hervor. Sankt Anna mit ihrer jungfräulichen Tochter und dem Christkinde wird darin verehrt. Das alte Steinbild, naiv gedacht und mit dem entschiedenen Streben nach künstlerischer Leistung ausgeführt, mag wohl aus der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts stammen. Man meint Adam Kraffts Einfluß herausfühlen zu können. Die Mittagshitze brütet über den Auen; in den Windungen der Pfade und der Anordnung des Baumschmucks verfolgst du die schönen Züge der Anlagen, mit denen einst Max Emanuel Harlaching umgeben ließ. Von einem der Isarinselchen her kommt durch die schwüle Stille das helle Schrillen und Schwirren einer großen Cikade, die zwischen den Halmen des Kieses Rast macht. Fast klingt es wie ein fernes, neckendes Menschenstimmchen.

„Horch! — 's Tutlipfeiferl!" sagt ein zerlumptes Dirnchen, daß mit den staubigen Füßchen im kühlen Wasser plätschert, zu seiner kleinen Kameradin, die desgleichen thut, und beide lauschen mit geöffneten Lippen und großen ängstlichen Augen. — „'s Tutlipfeiferl ist der schlimme, kleine Isarnix, der die Trunkenen zu Fall bringt und die Böschung hinab ins brausende Wasser zieht und verirrte Kinder mit Kichern und Singen zu sich auf die Sandbänke lockt. Da

saugt er ihnen das warme Herzblut aus, weil er selbst gern eine Seele zu seinem „stumpigen' Leibe haben möchte." — Am lautesten ruft es, wenn die Sterne am Himmel stehen und um die Zeit der Sonnenwende. — Hier sind wir an des Lothringers Claude Gelée Denkmal. Im XVII. Jahrhundert rastete er hier in Harlaching und malte für die bayrischen Kurfürsten mehrere seiner lieblichen Landschaftsbilder. Vom Küchenjungen brachte er's durch Genie und Energie zum Künstler — einem der linvergessenen und Unvergeßlichen.

Schräg Harlaching gegenüber am anderen Ufer der Isar liegt Thalkirchen. Der Gebirgsfluß ist hier sehr reißend und seine Inseln und Sandbänke mehren sich. Hier schaukelt ein schmales Boot, da windet sich ein Floß rasch und geschickt im Gequirl der grünen Wasser; unter dem langen Stege hindurch, auf dem wir anschauend stehen, braust und schäumt es mächtig vorwärts nach München zu. —

Das „Kirchlein im Thale" ward, der Chronik zufolge, im XIV. Jahrhundert gegründet: „da Hertzog Stephan mit der Hasfte wider die Reichs-Städt Fehde geführet, sonderlich wider Augspurg. Vnd haben Herr Christian vnd Herr Wilhalm die Frawenberger zum Hag, als des Hertzoges Gehülffen, auf ein Zeit viel Augspurger erschlagen." — Später, als, der grimmigen Kälte wegen, die Belagerung Augsburgs aufgegeben ward, deckten die Fraunberger den Rückzug. Und ganz unversehens wurden sie plötzlich von den Reichsstädtern in solcher Überzahl angegriffen, daß sie flüchtig werden mußten. Verzagt standen sie am ilser der wilden, eistreibenden Isar. Da gelobten sie, der heiligen Jungfrau an dieser Stelle „ein Closter zu bawen, so ihnen vbergeholffen werde," und die Jungfrau erbarmte sich ihrer Not. Das Kloster freilich ward nie gebaut; denn die Fraunberger zogen in den Türkenkrieg und fielen bei Nikopolis. Die Kirche im Thal aber hat Herr Christian gegründet. Sie wird viel von Andächtigen besucht, und bis zum idyllischen Maria-Einsiedel hin lagert sich oft die Schar der Beter und Erquickungsbedürftigen. Das hübsche, alte Gebäude von Maria-Einsiedel liegt malerisch am Fuße des Obersendlinger Berges. Es war das Künstlerheim der Brüder Asam, die außer der Malerei auch herrliche, harmonische Stuckatur ausführten.

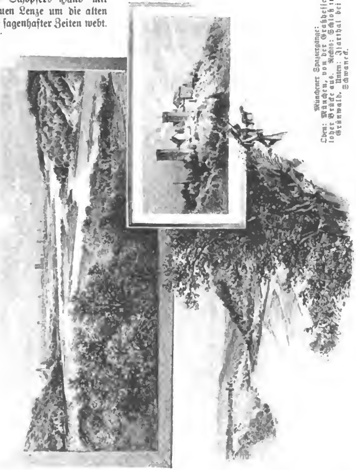
Wir haben genug bei Harlaching gerastet! Die Sonne geht längst von der Scheitelhöhe abwärts, und wir sehen noch ein paar gute Wegstunden vor uns, ehe wir am Ziele sind. Wir bleiben auf dem hohen Ufer der Isar, die, immer zwischen steilen, bewaldeten Hängen, in ihrem zerrissenen, engen Bette vorwärtsstürmt wie ein leidenschaftlicher Jüngling. Das Wasser hat eine klare, goldgrüne Farbe, weiße Schaumperlen fliegen darüber hin, und wühlend werfen sich die Wogen gegen die schroffen Wände und Kiesgeschiebe. Von drüben schauen die Zinnen und Erker der Burg Schwaneck über die Waldwipfel hinweg: das Ideal eines stilgerechten Ritterschlößchens. Ludwig von Schwanthaler hat es erbaut. Wie trotzig hebt sich der Viereckturm mit der Warte, wie hell glitzern die runden Scheiben der Bogenfenster im Sonnenschein! Und ringsum dies köstliche Waldesmeer, aus dem hier die Zwiebelkuppel, dort die Spitze eines Kirchturms emporragt, südwärts die wundervolle, blauduftige Kette der Alpen, uns zu Füßen Blumenglanz, uns zu häupten süßes Vogelgezwitscher — Frieden, Duft, Poesie — jene holdselige Dreieinigkeit, die das Herz weich und dankbar stimmt.

Wahrhaftig! da ist ja schon Pullach! Gerade füllt sich das Fährboot zur Überfahrt. Gute Freunde mit riesigen Schilfhüten, Skizzenbüchern und einer veritablen Hochlandszither dazu winken uns so stürmisch, daß wir kaum unser ablehnendes Kopfschütteln zustandebringen. Aber — wenn man droben einmal festsitzt, dann ist's nichts mehr mit Schloß Grünwald und behaglichem Heimschlendern. Pullach liegt sehr hoch auf dem Bergrande; seine Kirchturmspitze gleicht einer feinen Nadel, das alte Dach spielt in malerischen Farbentönen, und das Baumgrün reicht auch hier, von der Abendsonne durchleuchtet, von moosigen Pfaden durchschnitten, bis zum Flußbette abwärts.

Scharf am Ufersaume fort geht unser Weg weiter nach Schloß Grünwald. Unweit davon überschreitet die Römerstraße, die wir schon bei Ganting ein Stück verfolgten, die Isar und senkt sich gegen Salzburg zu südwärts. Von vorspringender Felskante herab beschirmte das „Castellum" die Furt. Als dann die Römer hinweggezogen waren, verfielen Brücke und Straße, das Kastell ward

zum Jagdschloß, und Herzog Siegmund „verlustierete“ sich hier im grünen Wald besser und lieber als in seiner Hauptstadt. Noch später kerkerte man in den finsteren Turmgewölben politische Verbrecher ein — jetzt ist auch diese letzte, rauhe Poesie hinweggewischt, und es blieb nur der Waldesduft, den des Schöpfers Hand mit jedem neuen Lenze um die alten Überreste sagenhafter Zeiten webt.

die Sterne aus dunklem Blau, weißer und weißer wird das Mondlicht — die Luft ist wie von Silber erfüllt. — Nun tritt der Wald zurück, da ist die weitgespannte Brücke und da liegt es vor uns im feenhaften Glanze, das schöne, alte, vieltürmige München.



Münchener Spaziergänge: Oben: München, von der Großhesseloher Brücke aus. Rechts: Schloß im Grünwald. Unten: Isarthal bei Schwaneck.

Sieh! da steigt der volle Mond feuergolden auf und es ist hohe Zeit zum Heimweg, wenn wir in Großhesselohe den letzten Zug nach München noch erreichen wollen. In gedankenvollem Schweigen wandern wir zurück durch die Wälder, über uns tauchen

Klar und deutlich heben sich seine Wahrzeichen, die Zwillingskuppeln der Frauenkirche, vom Himmel ab. Die Isar rauscht an ihren dunklen Höhen hin — die Laternen auf den Bahngeleisen blinken. — —

Wir aber sehen nichts von Kultur und

Fortschritt — wir sehen nichts als die unvergleichliche Schönheit dieses Bildes, das Jahrhunderte überdauert hat und überdauern wird, und noch einmal sprechen wir mit dem Dichter des alten Latium:

„Jupiter! Dank dir, du Vater des Himmels,
Dank dir, o Demeter, Mutter der Erde,
Die, mich erzeugend, mir gnädig verliehen
Inbrunst der Seele und Klarheit des Auges,
Euch zu umfangen und tief zu ergründen!"

Velhagen & Klasings Weihnachtsalmanach für das Jahr 1889.

Von Otto Preuß.

Gewiß ist es keine leichte Aufgabe, einen Weihnachtsalmanach zusammenzustellen, der allen Anforderungen an einen solchen entspricht. Die äußere Ausstattung muß nicht nur einen prächtigen, sondern auch einen festlichen Eindruck machen, der innere Gehalt darf nicht eintönig sein, und doch sucht jeder darin nach Anklängen an das schönste aller Feste. Der üblichen Weihnachtsgeschichten, die alle in der Pointe des Wiederfindens am heiligen Abend gipfeln, ist man mit Recht allmählich müde geworden; das übliche Weihnachtsfeuilleton findet man in jeder Tageszeitung; und ebenso hat man Bilder, deren Mittelpunkt der brennende Tannenbaum ist, übergenug gesehen. Trotzdem ist das Bedürfnis nach einem Buche, das aus der Feststimmung heraus und für das Fest entstanden ist, unleugbar vorhanden. Es zu befriedigen, dürfte der Verlagshandlung von Velhagen & Klasing mit ihrem Weihnachtsalmanach auf das vollkommenste geglückt sein. Das in großem, aber handlichem Format hergestellte Heft, dem zehn große Kunstbeilagen in Farben- und Schwarzdruck nach Gemälden erster lebender Meister eingeschaltet sind, bildet in seinem wirkungsvollen Umschlage eine Zierde jedes Weihnachtstisches. Ludwig Knaus, der berühmte Genremaler, Gustav Spangenberg, der Schöpfer des gewaltigen Bildes: „Der Zug des Todes," der Karlsruher Meister Carl Hoff, von den jüngeren A. Tobias, C. Böker, Werner Zehme, Fritz Reiß, E. Henseler, Alexander Zick und Friedrich Stahl haben ihre Kunst in den Dienst des Almanachs gestellt. Eine Reihe erster Autoren hat für den Almanach Beiträge geliefert; da ist Marie von Ebner-Eschenbach mit Aphorismen vertreten, die die Quintessenz gereifter Lebenserfahrung und der Wahrheit gegen das eigne Ich sind. Hans Hoffmann, der gefeierte Novellist, gab vier Sonette „Meiner Mutter," die innigste Sohnesliebe atmen. Hermine Villinger erzählt eine Weihnachtsgeschichte: „Die heilige Nacht," die frisch aus dem Volksleben geschöpft ist. Johannes Trojan feiert in einer reizvollen Dichtung: „Die erste Stimme" den erquickenden Eindruck des Vogelsanges. Von Frida Schanz enthält der Almanach eine Erzählung in Versen: „Der Schloßgeist," die zu dem gemütvollsten und anmutigsten gehört, was wir der Dichterin zu danken haben; von Paul von Szczepański eine Charakterskizze: „Ein Glücklicher," anspruchslos und knapp in der Form, aber von tiefem Gehalt. „Eine Weihnacht im Polareise" schildert Helene Pichler mit der ihr eigentümlichen Anschaulichkeit, A. von Freydorf erzählt eine Episode aus der Rastatter Belagerung, C. von Vincenti führt uns in seiner Erzählung „Kadra Sâfa" in den Orient, ein indisches Märchen: „Die Peri" von H. Abt atmet poetische Stimmung. An Große und Kleine wendet sich Heinrich Seidel mit der Geschichte vom „faulen Jockel," die Carl Roehling ergötzlich illustriert hat, wie denn überhaupt die meisten Beiträge noch besonderen Schmuck von Künstlerhand erhalten haben. Die nebenstehende Illustration zu „Kadra Sâfa" mag am besten für den Wert dieses Bilderschmuckes sprechen.



Kadra Sâfa Nach dem Gemälde von Friedrich Stahl zu der gleichnamigen Erzählung vo
(Verlag von Velhagen & K



…von C. von Vincenti-Wien. Aus Velhagen & Klasings Weihnachts-Almanach für das Jahr 1889
…Klasing in Bielefeld & Leipzig.)

Die Preiskonkurrenz für das Nationaldenkmal Kaiser Wilhelms I.

Von Otto Felsing.

(Abdruck verboten.)

Am 30. Januar erließ der Reichskanzler auf Grund der vom Bundesrate und dem Reichstage, als Vertretung des deutschen Volkes, gefaßten Beschlüsse ein Preisausschreiben für ein „würdiges" Nationaldenkmal unsers zum ewigen Frieden eingegangenen Heldenkaisers, und schon acht Monate später, am 30. September, war das Preisrichterkollegium in der Lage, von den etwa 150 eingegangenen, in den Räumen des Moabiter Ausstellungspalastes zur Schau gestellten Entwürfen zwei mit ersten Preisen von je 10000 Mark und vier mit zweiten Preisen von je 3000 Mark zu prämiieren. Es ist das Schicksal aller Juroren für Preiskonkurrenzen, daß mit ihrer Entscheidung fast nur diejenigen einverstanden sind, denen die ersten Preise zuerkannt werden; außer diesen pflegt fast alle Welt mit der Entscheidung unzufrieden zu sein und entweder über „Kurzsichtigkeit und mangelndes Kunstverständnis" oder aber über „Koteriewesen," wenn nicht gar über beides zusammen, zu klagen! Auch die Jury für dieses Nationaldenkmal ist nicht imstande gewesen, viele andere außer den Prämiierten selber zufriedenzustellen, wenngleich bei ihr weder von Kurzsichtigkeit, noch auch von mangelndem Kunstverständnis und am allerwenigsten von Koteriewesen und Nepotismus die Rede sein konnte. Von letzterem nicht, weil kein Entwurf anerkannter großer Meister an erster Stelle gekrönt worden ist, sondern im wesentlichen „neue Männer" aus der Wahl hervorgegangen sind, und von ersterem nicht, weil die Zusammensetzung der Jury eine sichere Gewähr gibt, daß zu ihr ganz ausschließlich solche Männer gehören, die reifes ästhetisches Urteil und zugleich den Blick für die praktischen Erfordernisse einer Denkmalssetzung verbinden.

Von den durch diese Jury geprüften Entwürfen waren 45 in plastischen Gipsmodellen ausgeführt (Maßstab für das Reiterstandbild 1:10, für die Skizze der bei vielen Entwürfen geplanten Baulichkeiten 1:100), während die übrigen Entwürfe nur in Zeichnungen mit Grundrissen, Querschnitten &c. bestanden. Allen Entwürfen aber war nach der Vorschrift des Preisausschreibens ein Lageplan im Maßstabe von 1:200 beigefügt worden. Das war erforderlich, weil bei diesem Denkmal eine Hauptschwierigkeit in der richtigen Wahl des Platzes lag, weil es darauf ankam, das verlangte „würdige" Denkmal auch auf einen würdigen, damit in Einklang stehenden Platz zu bringen. Über die Platzfrage mußte der Künstler demgemäß mit sich im reinen sein, ehe er an die Komposition des Denkmals ging. Es standen nun für das Nationaldenkmal freilich sieben Plätze zur Verfügung; aber das vermehrte die Schwierigkeit nur, zumal kaum einer dieser Plätze so wie er ist, ohne Umgestaltung, zu verwerten wäre. Sie liegen allesamt in der Gegend der Stadt, welche in historischer wie politischer Hinsicht als das Herz der Reichshauptstadt bezeichnet werden muß, jener Hauptader, durch die das Weltleben Berlins pulsiert; sie liegen auf und an der Straße, die nicht nur geweiht ist durch das in ihr sich vollziehende Leben und Wirken der Hohenzollernkönige und Kaiser seit Jahrhunderten bis auf diesen Tag, sondern die auch Zeugin war von der Erreichung jeder Etappe, die Preußen-Deutschland auf seinem Wege zum Ziele zurücklegte: in der Gegend der zur Via Triumphalis, aber auch in den Trauertagen von 1888 zur Via Funeralis gewordenen Straße „Unter den Linden" mit ihren Anfangs- und Endabschlüssen im Osten und Westen, nämlich der Gegend um das königliche Schloß und der Gegend um das Brandenburger Thor, mit Einschluß des dahinterliegenden Teiles des Tiergartens und des „Königsplatzes." Nur hier kann einzig und allein ein Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm I stehen! — Wo aber am besten, am wirkungs- und bedeutungsvollsten innerhalb dieser Strecke?

Es hat so ziemlich jeder der sieben hier zur Verfügung stehenden Plätze unter den konkurrierenden Bildhauern und Architekten seine Liebhaber gefunden; aber nur wenige von allen Entwurfeinsendern haben sich mit geringfügigen Abänderungen derselben begnügt! Verleitet von dem Wunsche, Außerordentliches zu schaffen, um so das verlangte



Die mit dem ersten Preis gekrönten Entwürfe zum Kaiser Wilhelm Denkmal:
Entwurf Bruno Schmitz Düsseldorf: Gesamtansicht.

„würdige“ Denkmal zu liefern, und noch mehr verleitet von dem Gedanken, daß bei einer solchen einzigen Gelegenheit „das Geld gar keine Rolle spiele,“ haben sich die meisten Konkurrenten in so tief einschneidenden Abänderungsvorschlägen gefallen, daß bei Ausführung derselben nicht nur die Physiognomie dieses Teiles der Reichshauptstadt eine völlig unkenntliche werden würde, sondern daß auch Bauten von historischer Bedeutung und Kunstwert einerseits, anderseits große Teile des mit so enormen Opfern an Geld und Kraft gepflegten Tiergartens verschwinden müßten! Da wollen z. B. einige der Konkurrenten „ganz einfach“ die Universität mitsamt der Kunstakademie niederreißen, um ihre Denkmalsbauten an deren Platz zu stellen; da wollen andere mitten in der „City“ von Berlin Hunderte von Häusern einreißen und die Spree zudämmen, um eine Zahl phantastisch aneinanderkristallisierter, freilich schöner gotischer Dome und Kapellen, mit einem Reiterstandbildchen davor, aufzuführen! Andere wollen wieder das Opernhaus mehr oder minder weit „verschoben“ wissen, und schließlich noch andere das Brandenburger Thor ganz abbrechen, oder es bis zur Unkenntlichkeit überbauen. Der eine will es einfügen in ein Konglomerat von Tempelbauten und Säulengängen, zwei weitere wollen es „nur“ um 70 Meter in die „Linden“ hineinschieben, während drei oder vier Konkurrenten es weiter in den Tiergarten hinaussetzen und dabei den Tiergarten vor dem Thore auf Hunderte von Metern rasieren wollen, ganz zu geschweigen von den Herren, welche die Gebäude am Pariser Platz dem Erdboden gleichgemacht zu sehen wünschen.

Von all diesen Platzveränderungsvorschlägen wird sicher kein einziger zur Ausführung kommen, namentlich nicht seitdem Kaiser Wilhelm, der sich von der Konkurrenzausstellung „sehr enttäuscht“ gefühlt hat, diese Vorschläge durchaus zutreffend als „unglaubliche Ideen“ bezeichnet hat. Schon die Rücksicht auf die manchmal bis zu 50 Millionen gehenden Kosten der Platzerwerbung muß eine große Zahl dieser Projekte unausführbar erscheinen lassen, denn von einer gewissen Ziffer an spielt das Geld bei der Sache doch eine Rolle, namentlich wenn es bloß zur Befriedigung der Baulust konkurrierender Architekten ausgegeben werden



Die mit dem ersten Preis gekrönten Entwürfe zum Kaiser Wilhelm-Denkmal:
Entwurf Bruno Schmitz-Düsseldorf: Einzelansicht.

soll! Denn ... und hier kommen wir an einen Punkt, der bei dieser Konkurrenz ganz ungewöhnlich hervorstechend ist und auch von Kaiser Wilhelm als „höchst erstaunlich und überraschend“ bezeichnet wurde ... die Architekten haben sich in einer so umfangreichen, so ins Auge springenden Weise an dieser Konkurrenz beteiligt wie noch nie zuvor! Und zwar haben die meisten derselben geradezu ungeheuerliches in baulichen Entwürfen geleistet. Ist doch die Mehrzahl der von ihnen vorgeschlagenen Bauten so kolossaler Natur, daß die entweder im Innenraume oder vor den Bauten stehende Reiterstatue, also das eigentliche Denkmal, um dessen willen jeder Entwurf ja nur geschaffen wurde, fast ganz dagegen verschwinden, daß es den Gesamtanblick des Denkmals absolut nicht verändern würde, wenn man statt der Reiterstatue etwa einen Sarkophag ins Innere des Gebäudes, einen Springbrunnen oder einen Gaslaternenkandelaber vor dasselbe setzte! Die Herren Architekten schwelgen zum Teil in den Stilen aller Völker und aller Jahrhunderte, ja, Jahrtausende, und übertrumpfen sich gegenseitig durch die unmöglichsten Bauformen! Von manchen, und zwar nicht gerade von absolut Unbedeutenden, kann man direkt sagen, daß sie ganz Ungeheuerliches geliefert haben. — Das gilt freilich auch von manchen Bildhauern. Haben doch einige ihre Reiterstatue ... von deren Aussehen wir gar nicht weiter sprechen wollen! ... auf einen Sockel gesetzt, der entweder Sarkophagform oder die Gestalt eines Kirchturmes, wenn nicht gar eines spitzen Berges hat, zu dessen Gipfel Hunderte von Menschlein emporkrabbeln, als wollten sie sich schleunigst vor der hereinbrechenden Sündflut retten! Einer der Konkurrenten (der unglücklicherweise dasselbe Motto gewählt hat wie sein mit dem ersten Preise gekrönter Kollege Schmitz, dem nun irrtümlich auch diese „Variante“ des Entwurfes zugeschrieben wurde) hat dem Sockel seines Denkmals eine Form gegeben, die sich gar nicht beschreiben läßt, weil sie mit keinem Dinge auf der Welt Ähnlichkeit hat, und um diesen Sockel eine große Anzahl von hockenden, knieenden, sich bückenden und stehenden Menschen placiert, so unbegreiflich unschön, daß der Volksmund sie zutreffend die „Kartoffelbuddter“ genannt hat! — Das alles kann aber nicht vergessen machen, daß der Gesamteindruck der Ausstellung jener Entwürfe Zeugnis ablegt vom Vorhandensein einer überraschend großen Fülle zwar nicht genialer Werke, aber doch bedeutender Künstler, und den Beweis dafür liefert, daß eine imposante Summe künstlerischer Kraft zur Bethätigung gelangt ist! Es wäre unge-



Die mit dem ersten Preis gekrönten Entwürfe zum Kaiser Wilhelm-Denkmal: Entwurf Rettig Pfann: Gesamtansicht.

recht, das nicht mit aller Entschiedenheit zu betonen!

Allerdings, auch das muß betont werden, daß nach allgemeiner Ansicht die Jury zwar bedeutende und schöne Werke preisgekrönt hat, daß aber eine Anzahl mindestens ebenso „würdiger“ und ebenso schöner, vielleicht sogar noch zweckdienlicherer Arbeiten, als es die preisgekrönten sind, ganz leer ausgegangen ist. Am schärfsten über den Urteilsspruch der Jury hat wohl Kaiser Wilhelm selber geurteilt, wenn er ungeachtet seiner Genehmigung ihrer Beschlüsse gesagt hat und für seine Worte ausdrücklich die weiteste Verbreitung wünschte: daß er „keinem der ausgestellten Entwürfe einen Preis gegeben haben würde.“

Sehr beachtenswert ist unter den nichtprämiierten Entwürfen der Entwurf von Begas. Dieser Entwurf ist allerdings ein würdiger und der Aufgabe gerecht werdender, er hat aber daneben auch vieles sehr Anfechtbare und sogar Sonderbarkeiten, wie z. B. die störend häufige Anbringung von Löwen (acht Stück!) auf dem breit sich hinlagernden Postamente. Man kann den Ausspruch eines Beurteilers begreiflich finden, der sagte: Der Künstler hat nur beim oberen Teil seines Werkes an die Verherrlichung des Heldenkaisers, beim unteren Teil aber wohl an den plastischen Schmuck einer Menagerie gedacht! — Noch schöner ist das wahrhaft entzückende, in edelstem Maßverhältnisse und von der unbestreitbar schönsten Reiterstatue gekrönte Denkmal eines Künstlers, den der Kaiser erst dieser Tage auf Grund früherer Leistungen zum königlichen Professor ernannt hat, nämlich der von allen Sonderbarkeiten freie, bedeutende, wahrhaft schöne Entwurf des Bildhauers Herter! Daß diese Arbeit nicht nur nicht den ersten, sondern überhaupt gar keinen Preis erhalten hat, ist nicht leicht zu verstehen.

Sehen wir uns jetzt einmal ein wenig die Arbeiten an, welchen das Glück eines Preises zu teil geworden ist, und beginnen wir da mit den vier Arbeiten, welche eines zweiten Preises für würdig erachtet wurden. Da finden wir zuvörderst mit dem Motto: „Vivos voco“ ein Denkmal, das sich als ein Flachkuppel-Bauwerk darstellt. Es hat vorn, rechts und links vom Eingange zur weit gespannten Rotunde unter der Kuppel, zwei Doppelreihen von Dachträgern in Gestalt von je paarweise geordneten und in der geknickt-schlottrigen Haltung wie der Kleidung vollkommen gleichmäßigen weiblichen Karyatiden, die sich höchst sonderbar ausnehmen. In der Hinterwand der Rotunde zeigt sich eine Nische, und in dieser sitzt, ganz wie

Barbarossa, Kaiser Wilhelm im Krönungsornate. Das Ganze sieht aus wie ein Mausoleum. Als Platz hat sich der Künstler, Hildebrandt in Florenz, die Gegend der Siegesallee im Tiergarten, zur Seite der Chaussee nach Charlottenburg, gedacht. — Ein zweiter Entwurf, Motto: „Deutsch," rührt in seinem plastischen Teile von Professor Dr. Johannes Schilling in Dresden her, während die Architektur von Schilling & Gräbner in Dresden stammt. Dieses Denkmal ist für den Opernplatz gedacht, wohin es indessen wohl nicht paßt, und präsentiert sich als ein gewaltiger, würdevoll-imposanter Triumphbogen, der oben mit geharnischten Genien und in den Seitenteilen mit Viktorien gekrönt ist; die Statue, Kaiser Wilhelm als Triumphator, steht dicht vor dem Bogen, der sie erdrückt; vor den Bogenpfeilern erheben sich die Standbilder Bismarcks und Moltkes. — Von Professor Fritz Schaper und dem Architekten Ferber in Berlin rührt der Entwurf mit dem Motto: „Vom Fels zum Meer" her. Er ist geplant für den Tiergarten und soll in der Achse der Chaussee zu stehen kommen. Auch er zeigt einen Triumphbogen, an den sich im großen Halbkreise Säulenbauten zur Herstellung von Feldherrenstandbildern anschließen. Diese Säulengänge sind mit vielen Pylonen, Quadrigen, Viktorien, allegorischen Darstellungen der deutschen Staaten ꝛc. gekrönt, weisen unten Springbrunnen und Standbilder auf und umschließen einen weiten Halbrundplatz, auf dessen mächtiger Plattform sich die prächtige Reiterstatue des Kaisers, flankiert von vier zu den Säulengängen in Beziehung gesetzten Reiterstandbildern der Könige von



Die mit dem ersten Preis gekrönten Entwürfe zum Kaiser Wilhelm Denkmal: Entwurf Rettig Pfann: Einzelansicht.

Bayern und Sachsen, Kaiser Friedrichs III und des Prinzen Friedrich Karl erhebt. Der Entwurf macht im ganzen einen monumentalen Eindruck; nur der Abschluß der Baulichkeiten nach obenzu wirkt etwas gesucht und sehr unruhig. — Sehr schön ist der letzte der mit einem zweiten Preise bedachten Entwürfe, der von vielen Seiten als der vorzüglichste aller ausgestellten angesehen wird. Er stammt vom Bildhauer Hilgers in Charlottenburg (Motto: „Friede") und ist für den Eingang des Tiergartens geplant. Er besteht aus einer wahrhaft edelgeformten Rotunde, gebildet von einem Triumphbogen, an den sich halbrund Säulengänge mit Wandgemälden ꝛc. schließen. Vor dieser Rotunde erhebt sich auf schönem Postamente eine herrliche Reiterstatue, die den Kaiser auf bewegtem, aber zur Ruhe gezwungenem Pferde, mit dem Reichsschwerte in der Hand, in feierlicher, imposanter Haltung vorführt. Unten am Postamente sitzt als Schmuck der Vorderseite der Friede . . . der männliche, bewaffnete Friede unserer Zeit, der das verteidigungsbereite Schwert in der einen, den Schild und die Friedenspalme in der anderen Hand führt und den Fuß auf den mit menschlichem Kopfe gebildeten Drachen der Zwietracht setzt.

Wir kommen nunmehr zu den beiden Entwürfen, welche mit ersten Preisen gekrönt sind. Da wir sie unsern Lesern im Bilde vorführen, so haben wir nicht nötig, sie zu schildern. Wir bemerken daher nur, daß beide Entwürfe als sehr bedeutend bezeichnet werden müssen, daß sie mächtig in der Wirkung und in der That „würdig" sind. Der mit dem Motto: „Für Kaiser und Reich" versehene

ist von dem bei fast allen neueren Konkurrenzen mit Preisen bedachten Architekten Bruno Schmitz aus Düsseldorf geschaffen. Er ist gedacht für den Kreuzungspunkt der Charlottenburger Chaussee und der Siegesallee im Tiergarten, der allerdings bei der Ausführung dieses Entwurfes in beklagenswerter Weise geschädigt werden müßte! — Der andere mit dem ersten Preise gekrönte, mit dem Motto: „Kaiser und Reich“ gekennzeichnete Entwurf, er existiert lediglich in Zeichnungen, stellt sich als ein Pendant zum Reichstagsgebäude, auf der anderen Seite der Siegessäule dar und würde wohl beanspruchen müssen, daß ihm das Krollsche Theater mit seinem prachtvollen Garten weicht, wenn nicht beide Gebäude einander arg beeinträchtigen sollen! Der Entwurf wurde von vielen für ein Werk des Reichstagsarchitekten Wallot gehalten, rührt indessen von zweien seiner Mitarbeiter, den Architekten Rettig und Pfann her, die allerdings ein großartiges Bauwerk geschaffen haben, aber leider die Kaiserstatue (an deren Sockel Barbarossa sitzt) gleich so manchem anderen Konkurrenten in einem geschlossenen Raume unterbringen wollen. Hiermit wird man nicht einverstanden sein können, soviel Schönes dem Entwurfe auch sonst nachzurühmen ist! Denn die Kaiser Wilhelm-Statue des Nationaldenkmals muß frei im Freien aufragen, aller Welt sichtbar, wie sein Leben aller Welt sichtbar gewesen ist!

Und nun erhebt sich naturgemäß die Frage: welcher von diesen beiden Entwürfen wird ausgeführt werden? Wir antworten: höchst wahrscheinlich, ja, ganz gewiß keiner von beiden, wenigstens keiner so, wie er jetzt ist! Es wird sicher eine engere Konkurrenz ausgeschrieben werden. Zu ihr werden wohl, nach den Worten des Kaisers, nur etwa fünf bis sechs Bildhauer zugelassen werden, die noch näher zu bezeichnen sein würden, denn, wie der Kaiser hinzufügte: „Die Aufgabe ist nur durch einen Bildhauer zu lösen. Ich weiß gar nicht, was die Architekten mit ihren riesenhaften Tempelbauten wollen, welche Unsummen verschlingen würden, ohne daß der Zweck, dem Kaiser ein würdiges Monument zu schaffen, erreicht würde!“

Es darf wohl auch als sicher angenommen werden, daß für die zur engeren Konkurrenz zugelassenen Bildhauer die in der That die Platzfrage am allerangemessensten lösende Erklärung des Kaisers maßgebend sein wird, nach welcher „ein Hintergrund gar nicht erst geschaffen zu werden braucht,“ wenn man nämlich die alte, unschöne Häuserreihe der Schloßfreiheit niederreißt und die hinter ihr fließende Spree zum Teil überbrückt. Dann wird es völlig zutreffen, was der Kaiser sagte: „Die Schloßfreiheit ist der geeignete Platz und das alte Schloß der gegebene Hintergrund für ein Monument, ähnlich denen des Großen Kurfürsten und Friedrichs des Großen.“ — Die Künstler der engeren Konkurrenz werden sich hiernach zu richten haben und dann in der That ein Nationaldenkmal schaffen können, das „würdig“ des Heldenkaisers ist und auch auf dem bedeutungsvollsten wie in architektonischer Hinsicht besten Platze Berlins steht!

Aphorismen.

Von Marie von Ebner-Eschenbach, Wien. (Abdruck verboten.)

(Aus Velhagen & Klasings Weihnachtsalmanach für das Jahr 1889.)

Der Kampf gegen unsere Leidenschaften führt zum Sieg oder zur Verzweiflung.

*

Ein Hauptzweck unserer Selbsterziehung ist, die Eitelkeit in uns zu ertöten, ohne welche wir nie erzogen worden wären.

*

Wir unterschätzen das, was wir haben, und überschätzen das, was wir sind.

— Der Verstand wird meist auf Kosten des Gemütes ausgebildet. — O nein! aber es gibt mehr bildungsfähige Köpfe als bildungsfähige Herzen.

*

Wenn wir nur das Unrecht hassen und nicht denjenigen, der es thut, werden wir unsere Kampfgenossen und unsere Gegner lieben.

Wälder im Walde.

Von Heinrich Seidel. (Abdruck verboten.)

„Langweilig ist der Kiefernwald?"
Mein Freund, das widerrufst du bald!

Da denk' ich wohl, du sahst ihn nimmer,
Wenn rötlich in den Wipfeln träumt
So still der letzte Sonnenschimmer
Und alles rings mit Gold sich säumt.
Wenn sanfte Schwermut wie ein Duft
Liegt in der weichen Abendluft,
Und sich der Wald im letzten Strahle
Abspiegelt in dem glatten See,
Indes zum Wiesengrund im Thale
Vorsichtig zieht das schlanke Reh,
Und bei der Drossel letztem Liede
Sich niedersenkt der Abendfriede.

Doch auch im stillen Sonnenschein
Und bei des Mittags heißen Lüften,
Wo alles schwimmt in harz'gen Düften,
Da wandr' ich gerne dort allein.
Zu häupten nur ein sanftes Singen,
Zu Füßen im durchsonnten Kraut
Ein Wetzen, Schwirren und ein Klingen.
Am Sandhang stehn die Schwebefliegen
Und die Perlmutterfalter wiegen
Um Blumen sich. — Sonst kaum ein Laut,
Als aus der hohen Luft zuweilen,
Wo der Milan die Kreise schwingt,
Ein ferner Schrei. — Die Ammer singt
Verschlafen ihre kurzen Zeilen
Am Waldesrand. Auch flötet wohl
Versteckt im Wipfel ein Pirol.
Hier schreit ein Häher rauh und eigen,
Dort klopft ein Specht. —
Dann wieder Schweigen.

Doch wenn das rote Stammgewimmel,
In dessen Wipfeldecke fügt
Sich manch ein Stück vom blauen Himmel,
Dem müden Blick nicht mehr genügt,
Da magst du ihn zum Boden senken,
Und neue Wunder wirst du sehn:
Ein zierlich Wäldchen siehst du stehn,
Viel schöner, als du mochtest denken,
Von Heidekraut und Heidelbeeren.
Die kleinen Bäumchen stehn so zierlich,
So feinverzweigt und so manierlich,
Als ob der wahre Wald sie wären.
Viel Tierchen halten darin Haus:
Das Hochwild ist die braune Maus,
Eidechsen huschen dort am Grunde,
Und Käfer krabbeln durch das Laub.
Die Spitzmaus schnüffelt dort nach Raub,
Und in der sonn'gen Mittagsstunde,
Da fliegt um seine niedern Wipfel
Manch Schmetterling mit buntem Tüpfel
Und bietet seine Pracht zur Schau:
Gelb, hellbraun, feuerfarb und blau.

Bist du nun dieses Anblicks müd,
Da mag dein Blick noch tiefer steigen:
Ein drittes Wäldchen wird sich zeigen,
Darin es eifrig lebt und blüht.
Und wahrlich keines von den schlechten!
Es baut sich auf aus Moos und Flechten,
Und sieh, wie reizend es sich zeigt:
Hier zierlich tannenbaumverzweigt,
Dort fein verästelt wie Korallen,
Und hier bebechert und beknopft,
Dort Keulchen siegellackbetropft,
Und hier Trompetchen, die nicht schallen.
Und in dem wunderwinz'gen Wald,
Wie es von tausend Tierchen wimmelt,
Wie's lebt und webt und kriegt und krimmelt
Und von den feinsten Stimmlein schallt!
Und scheint das Völkchen noch so nichtig,
Sie treiben es genau so wichtig
Wie all die Großen ringsumher
Und freun sich ihres Lebens sehr!

Nun, lieber Freund, ich frage wieder:
Schlägst du nicht deine Augen nieder
Und sprichst beschämt: „Man irrt sich bald!
Ich bin besiegt und ganz geschlagen
Und will es niemals wieder sagen:
Langweilig ist der Kiefernwald!"

Wie Maler Cholerikus sein Erstgeborenes porträtieren wollte.

Bilder ohne Worte von C. Koch.





Ohne Genehmigung des Autors.
(Nach einer Photographie aus dem Verlage)



ors. Nach dem Gemälde von B. Vautier.
rlage der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Hertha.

Von Ernst Eckstein.

(Fortsetzung.) (Abdruck verboten.

Sie versuchte die einzelnen Züge Rolands sich ins Gedächtnis zu rufen.

O, das hielt ihr nicht schwer!

Wenn sie die Hand auf die Augen preßte, sah sie, wie er, von Gräfin Marie herangewinkt, vor sie hintrat, eine Sekunde lang freudig erstaunt, dann höflich, beinah' zurückhaltend und dennoch so kühn, so glutäugig, wie ihr niemals im Leben etwas begegnet war.

Endlich erhob sie sich. Fast eine halbe Stunde lang hatte sie so gesessen.

„Ah," sagte der Oberst, als sie wieder zur Estrade hinaufschritt, wo er noch immer mit Roland Kessinger und Wladimir Orlowsky in eifriger Unterhaltung saß.

„Ich habe in Reminiscenzen geschwärmt," sagte sie wie entschuldigend. „Rom, das ewige Rom ... Ich glaube, der Trunk aus der Fontana di Trevi hat auch an mir seine Wunder gethan. Ich möchte fürs Leben gern wieder einmal auf die wirkliche Piazza del Popolo und den klassischen Obelisken herabsehn!"

„Das dürfte kein unerfüllbarer Wunsch sein," lächelte Roland.

„Sobald du befiehlst," setzte der Oberst hinzu und ergriff ihre Hand. „Wenn du willst, morgen."

In diesem Augenblick hatte sie das Gefühl, als sollte sie ausrufen: „Ja, ich nehm' dich beim Wort! Morgen!" — Aber die Regung verrann ...

Einmal noch tanzte Hertha mit Roland Kessinger.

„Ihr Herr Gemahl hat gleichfalls die Güte gehabt, mir die Besichtigung Ihres Ateliers zu gestatten. Wenn es der gnädigen Frau also ernst damit war ..."

„Gewiß. Für eine strebsame Dilettantin kann Ihr nachsichtsvolles Interesse nur schmeichelhaft sein."

„O, Sie verkennen die Situation. Sie geben hier alles: ich nehme nur dankbar und ehrfurchtsvoll in Empfang."

Was meinte er mit dieser orakelhaften Bemerkung? Das klang doch bei weitem zu überschwenglich, ja geradezu sinnlos, wenn es sich auf das Bild bezog.

Für kommenden Mittwoch sagte er seinen Besuch an. — Trotz aller Freude fühlte ihr Herz sich bedrückt. — Das war alles so schnell gekommen, und das Wesen des Künstlers hatte etwas so Seltsames ...

„Du scheinst dich nicht übermäßig zu amüsieren," sagte der Oberst, als er sie wieder einmal durch den Saal führte.

„O, vortrefflich! Aber ich bin etwas abgespannt. Welche Zeit ist's?"

„Halb drei vorüber."

„So spät schon? Ich dächte, da gingen wir."

Ohne Abschied zu nehmen — denn die Gesellschaft war, bis auf einige ältere Leute, noch vollzählig — führte der Oberst seine Gemahlin nach der Garderobe. Das Anzendorffsche Kupee war eben erst angelangt. Auf den Ruf des Thürstehers rollte es vor den Ausgang. Hertha drückte sich schweigsam in ihre Ecke. Fünfzehn Minuten später war man daheim.

18. Kapitel.

Der Oberst war todmüde; er schlief sofort ein.

Auch Hertha, wiewohl sie zu Anfang noch von allerlei rauschenden Truggestalten und Bildern umgaukelt war, fand nach einiger Zeit ihren erquicklichen Schlummer. Sie träumte zwar unaufhörlich, aber ruhig, ereignislos, zuständlich, so daß ihr am folgenden Morgen nur ein glückseliges, lichtes Gefühl zurückblieb, ein Festtagsgefühl, eine unmotivierte Ahnung, als stehe ihr etwas Wunderbares bevor, oder als müsse ihr etwas Himmlisches einfallen.

Den ganzen Tag über war ihr Wesen und ihre Stimmung in diesen Rosenschimmer getaucht, der ihr das Liebe und Gute noch besser und lieber machte. Die Freudigkeit, die ihr sonst eigen war, schien lebhaft gesteigert. Sie umarmte ihren Gemahl zärtlicher, sie drückte ihr Kind leidenschaftlicher an die Brust, als bisher; namentlich das reizende Kind! Immer wieder kehrte sie zu dem Kleinen zurück, selbst während der anderthalb Stunden, die sie nach eingenommenem Frühstück im Atelier verbrachte.

Einmal packte sie so der Gedanke, das sei eine mißliche Vorbedeutung. — Sie entsann sich, daß ihre Schwester Julie einst

ihren Knaben so stürmisch umklammert hatte, als Doktor Steinmann über die Fortschritte einer verheerenden Epidemie sprach. Es war dies das einzige Mal, daß Julie, die sonst an die Monotonie eines ewig lächelnden Frühlingshimmels gemahnte, etwas verriet, was nach einer empfindungsmächtigen Seele aussah; deshalb hatte sich dieser Augenblick so tief in Herthas Erinnerung gegraben. Drei Tage später lag der kleine Hans todkrank am Scharlach . . .

Hertha ward eine Sekunde lang nachdenklich. Dann umarmte sie ihren hell auflachenden Knaben mit zwiefacher Inbrunst, küßte ihn auf das lockige Haar und scherzte mit ihm, als wäre sie seinesgleichen.

Nein. Ihr war ja nicht bang ums Herz. Nur so über alle Beschreibung voll, so überströmend an Jubel und Wonne.

Sie setzte sich zu dem Kind auf das Löwenfell, und dann neckten die beiden sich mit dem Hund, der wie närrisch umhertollte, und einen Purzelbaum über den andern schlug.

Da nun der Oberst hereintrat, schämte sich Hertha, ward purpurrot, nickte ihm aber vergnüglich zu und sagte, sich aufrichtend:

„Heute wird es wohl nichts mit dem Malen. Das Kind ist wie losgelassen. Und dann: ich glaube, — die Sonne da draußen glänzt gar zu verlockend! Der schönste Novembertag, den ich jemals erlebt habe! Das heißt natürlich, den einen ausgenommen . . .“

Sie schlang die Arme um seinen Hals und drückte ihr Antlitz an seine Schulter. Die regelmäßige Thätigkeit also, die ihr bis dahin Bedürfnis gewesen, widerstrebte ihr schon; sie spürte ein ungewisses Verlangen, herumzuschlendern, aus ihrer gewohnten Umgebung herauszutreten . . .

Otto von Anzendorff, der von dem sonderbaren Gemütszustand seiner Frau keine Ahnung hatte, willfahrte ihr mit dem größten Vergnügen. Sie fuhren ins Eichenthal.

So kam der Mittwoch herbei. Das prächtige Frostwetter hatte angehalten. Es herrschte rings eine Beleuchtung, wie man sie sonst nur im Süden erlebt: Alles in Klarheit getaucht, die Schatten voll und gesättigt, und ein himmlischer Hauch von Erwartung und Festlichkeit in der leuchtenden Atmosphäre.

Es schlug halb zwei, als Roland Kessinger seine Karte abgab.

Man empfing ihn im Arbeitszimmer des Hausherrn, wo die Kopie des berühmten Gemäldes hing.

Das Herz der jungen Frau pochte ein wenig, als der Künstler bedächtig vor das bronce-umrahmte Bild trat und es mit lebhafter Aufmerksamkeit zu betrachten schien.

„Nun, was meinen Sie?“ fragte der Oberst.

„Als der Urheber des Originals bin ich in meiner Kritik wohl zu einseitig. Trotzdem — wenn ich auch manches bedenklich, und so zum Beispiel das Kolorit der Gewänder ein bißchen zu hart finde — muß ich doch eins bekennen: die Zeichnung ist tadellos! Weit besser als in den meisten Kopieen der Kunstschüler! Ganz besonders geglückt scheint mir die Verlassne da an der Säule. Der Zug um den Mund ist zwar nicht völlig korrekt, aber — ehrlich gesagt — wirksamer als in dem Urbild. Das Mädchen erscheint hier noch schmerzlicher, traumverlorner. Ich beglückwünsche Sie, gnädige Frau! Sie haben ein sehr bemerkenswertes Talent. Malen Sie auch nach der Natur?“

„Landschaften, ja.“

„Sie sollten sich im Porträt versuchen.“

„Aber ich bin ja fast Autodidakt.“

„Um so glänzender ist die Hoffnung, zu der Sie berechtigen. Übrigens deutet die Art Ihrer Pinselführung trotz einzelner Ungewandtheiten auf eine systematische Schulung.“

„Wenn Sie so wollen, ja. Im Margaretenstift hatten wir einen vortrefflichen Zeichenlehrer. Zuletzt versuchten wir uns sogar in Aquarell und in Öl. Auch später, solang' ich bei meinem Schwager wohnte, hatt' ich allwöchentlich dreimal Unterricht: aber der Hofmaler Köttig mit seiner öden Methode wußte mir wenig zu imponieren. Ich genügte nur einer Pflicht, wenn ich die Stunden so mit ihm absaß: die wirkliche Freude begann erst mit dem Moment, da ich allein war und mich auf eigne Faust nun ergötzte.“

Roland Kessinger hatte, während sie ihm das rasch und eifrig erörterte, nicht den Blick von ihr abgewandt.

„Sie unterschätzen den Hofmaler,“ sagte er lächelnd. „Otfried Köttig ist ein tüchtiger Lehrer. Freilich, ihm fehlt das Schöpferische, das mir unbedingt nötig erscheint, um ein Talent wie das Ihre nachhaltig anzuregen. Ich habe in dieser Beziehung bei

meinen Schülerinnen gar manche Erfahrung gesammelt."

„Wie? Sie haben noch Schülerinnen?" fragte der Oberst.

„Und Schüler."

„Bei der erstaunlichen Fülle Ihrer Hervorbringungen überrascht mich das höchlich."

„Sie denken sich die Geschichte vielleicht mühsamer, als sie ist. Einige junge Künstler und Künstlerinnen besuchen mein Atelier und malen dort, streng genommen, für sich allein, während ich, unbekümmert um sie, meine Arbeit fördre. Ab und zu, wenn ich mir eine neue Cigarre anzünde oder sonst eine Pause mache, halte ich bei den Leutchen dann Rundgang, tadle, erkläre, verbessere oder lasse sie selber finden, worin sie gefehlt haben. Übrigens stört es mich nicht im geringsten, wenn mich gelegentlich einer der Schüler was fragen sollte. Ich bin kein Pedant, Herr Oberst."

Frau von Anzendorff hatte bereits das Wort auf der Zunge: „Das wäre doch herrlich, wenn ich da mit malen könnte!" Sie sah sich im Geiste schon in dem künstlerisch ausgestatteten Raum; sie erblickte die wallenden Draperieen, die prächtigen Tierfelle, die Gewänder und Wehrgehenke, die Staffeleien mit den halbfertigen Bildern — und die Gestalt Rolands, der seinen Platz dicht neben ihr hatte und ihr mit großer Geduld auseinandersetzte, weshalb diese Tönung zu derb, jene Linie zu unklar, jener Schatten zu tief sei.

Hertha begriff nicht, was ihr an dieser Vorstellung so verführerisch dünkte. Rätselhaft vollends blieb ihr das eigentümliche Bangen, das sie verhinderte, ihren Wunsch auszusprechen.

Schwieg sie aus bloßer Bescheidenheit? Aber er selbst hatte ja anerkannt, daß sie Talent besaß, — und Lernenwollen ist eine Sache, die keine Entschuldigung braucht!

Sie sah nach dem Oberst — vielleicht in der heimlichen Hoffnung, er werde an ihrer Statt reden.

Dem Oberst jedoch schien ein solcher Gedanke höchst antipathisch.

Wenn Hertha fähig gewesen wäre, klar und ohne Voreingenommenheit zu urteilen, sie würde sofort eingesehn haben, daß ihr Gemahl durchaus keine Veranlassung hatte, durch eine so tief einschneidende Änderung sich die reizendsten Augenblicke seines Vormittags zu zerstören.

Ließ er jetzt wirklich einmal ein paar Stunden vergehn, ohne sie aufzusuchen, so wußte er doch, sie war da; er konnte sie jederzeit mühlos erreichen. Schon dieses Gefühl war ihm Wonne; es verließ ihn bei keiner noch so angestrengten Beschäftigung.

Hierzu kam noch ein andres. Hertha betrieb das Malen bis jetzt nur als Liebhaberei; es war ihr ein artiger Blumenschmuck, den sie um Haus und Herd schlang, ohne sich Großes darauf zu gute zu thun. Der regelmäßige dreistündige Besuch des Kessingerschen Ateliers aber und der intime Verkehr mit den Künstlern und Künstlerinnen hätte vielleicht eine gründliche Wandlung herbeigeführt. Die Zugabe wäre ihr nach und nach zur Hauptsache geworden. Man weiß ja, das Künstlertum hat in dieser Beziehung etwas Dämonisches. — Lieber mochte sie in den Schuhen des Dilettantismus stecken bleiben bis an ihr Lebensende, eh' ihre Weiterbildung um einen so schwerwiegenden Preis erkauft wurde.

Es bleibe dahingestellt, ob sich Anzendorff dies alles so klar überdachte, oder ob ihn lediglich der Instinkt davon abhielt, den unausgesprochenen, aber deutlich erkennbaren Wunsch seiner Frau zu erfüllen.

Jedenfalls gab er jetzt dem Gespräch eine Richtung, die von den Kunstbestrebungen Herthas weit ablag. Die junge Frau fügte sich, plauderte, so lebhaft es gehen wollte, über den köstlichen Spätherbst, lauschte einer Bemerkung des Künstlers über die neueste Operette, und schwieg dann, von ihrer Nachdenklichkeit in beklemmende Fesseln geschlagen.

Roland Kessinger, der sich inzwischen, dem höflichen Winke des Hausherrn entsprechend, wieder gesetzt hatte, stand nun auf und ergriff seinen Hut. — Er hatte diesen ersten Besuch schon sehr in die Länge gezogen.

„Ich wage kaum noch die Bitte, gnädige Frau möchten so gütig sein, mich noch einen ganz flüchtigen Blick auf Ihre neuesten Arbeiten werfen zu lassen."

„Gern."

Sie schritt eilig voran. Kessinger und der Oberst folgten.

„Hier," sagte Hertha, die Flügelthüren zum Atelier weit aufstoßend.

„Ah! Ganz allerliebst!“ rief der Maler beim Eintreten. „Ich beneide Sie, gnädige Frau! So stimmungsvoll, so harmonisch ist es bei mir daheim nicht!“

Dann, die Studien musternd, die rings an den Wänden hingen:

„Sehr interessant, dieser Baumschlag! Auch hier die Mühle und die trotzige Felspartie zeugen von großer Kraft. Alles nach der Natur?“

„Das meiste.“

Nun trat Kessinger an das Fenster, rühmte die Aussicht und sprach von der schönen Beleuchtung, die er noch ausnützen müsse für die Weiterführung seiner „Croquetpartie.“

„Ach? Sie malen eine Croquetpartie?“

„Wenn es die Herrschaften interessiert... fünf, sechs Tage noch, dann ist die Geschichte so weit gediehen, daß man sie zeigen kann.“

„Außerordentlich liebenswürdig ...“

Er verabschiedete sich.

Während der Oberst ihn höflich nach dem Treppenhause geleitete, blieb Hertha noch eine Weile im Atelier. Sie schaute sich um. Alles kam ihr vor wie verändert — mehr noch und eigentümlicher als an dem Tage nach dem Kostümfest. Ihre Brust pochte. War das wirklich nur der keimende Künstlerstolz, was ihr so übermäßig das Herz schwellte? Nur das freudige Hochgefühl, von dem allbewunderten Meister gelobt worden zu sein?

Man hatte jetzt noch anderthalb Stunden bis zur Hauptmahlzeit. Hertha atmete tief. Wie neulich ergriff sie der unwiderstehliche Drang, ins Freie zu eilen.

Sie schlug ihrem Gatten vor, mit ihr auszufahren, oder ein wenig über die Annenstraße zu schlendern, deren glänzende Schauläden eine so angenehme Zerstreuung boten. Und der Tag war so herrlich.

Otto von Anzendorff war zu seinem Bedauern verhindert. Er hatte in Angelegenheit seines kriegswissenschaftlichen Werkes einige Briefe zu schreiben, die noch vor Tisch auf die Post mußten.

Das Kind schlief. So ging Hertha allein.

War das ein Treiben, ein Getümmel auf den breiten Trottoiren! Die Sonne flammte wie Gold über den Dachfirsten und breitete hier und da an den Querstraßen eine glänzende Lichtfläche zwischen die Häuserschatten. Trotz der frostklaren Witterung lag etwas Frühlingsartiges in der Luft. Oder kam es der jungen Frau nur so vor? Leicht und elastischen Ganges schwebte sie durch das bunte Gewühl. Auch die Gesichter der Menschen, die ihr begegneten, strahlten im Abglanz dieser unbeschreiblichen Lichtfülle, — so frisch, so fröhlich, als ob es auf Erden kein Weh mehr gäbe, kein Elend und keine Verzweiflung.

Da — welch ein seltsamer Zufall!

Nach dem Viktoriaplatz einbiegend, sah sie nur wenige Schritte von sich entfernt die hohe Gestalt Rolands, der eben aus einem der Magazine trat und geradewegs auf sie zukam.

Hier in der vollen Klarheit des Tages sah er noch edler, noch stolzer und noch bedeutender aus als vorhin. Oder lag auch das nur in ihrer Stimmung?

Es war zu sonderbar ...! Im ersten Moment, wie sie seiner ansichtig ward, meinte sie umkehren zu müssen. Dann aber dünkte ihr das über jeden Begriff albern. Sie ging also kühnlich weiter, nahm seinen artigen, außerordentlich artigen Gruß entgegen, und dankte mit einer sehr flüchtigen Kopfneigung.

Nun ärgerte sie sich wieder ob dieser Flüchtigkeit. — Was sollte er denken? Noch vor zwanzig Minuten hatte er bei ihr gesessen, mit ihr geplaudert, ihr das liebenswürdigste Interesse gezeigt, und nun schoß sie an ihm entlang, als sei er ihr Tapezierer! Ach, und wenn er nur nicht bemerkt hatte, daß sie wirklich eine Viertelsekunde lang ihren Gang unterbrach! Hatte sie es denn wirklich gethan, oder war das nur so ein inneres Stocken, eine Art geistigen Zurückprallens gewesen? Sie wußte es nicht. Jedenfalls lag in dem Gruß, mit dem er vorbeischritt, gar nichts Ironisches. Und das hätte sie doch zu erwarten gehabt, falls er den eigentümlichen Vorgang wahrgenommen!

Das Bild dieses Vorüberschreitens verfolgte sie während des ganzen Spaziergangs. Im Anfang war sie beinahe ingrimmig auf sich selbst. Immer und immer wieder daran zurückzudenken — wahrhaftig, sie schämte sich! Bald aber meinte sie, es begreife sich, daß eine junge Frau, die sonst die gesellschaftlichen Formen durchaus beherrsche, eine Beklemmung verspüre, wenn sie sich ausnahmsweise bei einer Ungeschicktheit ertappe; — und als sie nun wieder die Annen-

straße zurückschritt, da war der kleine Verdruß überwunden, und nur der Eindruck des herrlichen Tages verblieb und die sonnige Feststimmung.

Frau von Anzendorff hatte sich fast um zwanzig Minuten verspätet. Gerade noch rechtzeitig traf sie ein, um die schmälende Köchin vor der Verzweiflung zu retten, denn der Fisch drohte morsch zu zerbröckeln.

„Wo bleibst du denn, liebes Kind?“ fragte der Oberst.

Er zog sie an sich und preßte die Lippe auf ihre Stirn. Die köstliche frische Luft, die sie in ihren Kleidern mit in das Haus brachte, die rosige Kühle ihres Gesichts, der strahlende Glanz ihrer Augen berauschte ihn.

„Wo ich bleibe? Mein Gott, ich ahnte ja nicht, daß es so spät sei! Du hättest mitkommen sollen, trotz deiner Briefe! Ein göttlicher Tag!“

Während der Mahlzeit war Hertha von übermütigster Laune. — Sie neckte ihren Gemahl, sie scherzte und lachte mit ihrem Kind, sie nahm sogar den Rattler auf ihren Schoß und fütterte ihn mit Bissen von ihrem Teller.

Am Abend besuchte der Oberst mit Hertha das Schillertheater.

Man gab „Die Unverstandne“ — das talentvolle Erstlingswerk eines seitdem verstorbenen Dichters, dem damals die Rolle des zukünftigen Shakespeare um so freudiger zuerkannt wurde, als er nicht deutscher, sondern norwegischer Abstammung war.

Das Drama behandelte in durchaus neuer Form einen uralten Konflikt. Heldin des Stückes war eine dänische Edeldame, die infolge eines fürstlichen Machtworts dem ungeliebten Gemahl zum Altare gefolgt ist und jahrelang duldet und schweigt, bis sie dann endlich in dem Botschafter einer fremden Nation den Mann erkennt, der da berufen ist, ihre Erstarrung zu lösen und in der Tiefe ihres vereinsamten Herzens die rasendste Leidenschaft zu entfesseln. Siegreich geht ihre makellose Natur aus diesem stürmischen Kampfe hervor, aber der Sieg kostet ihr und dem Helden, den sie vergöttert, das Leben.

Hertha schien im Anfang zerstreut. Das Opernglas vor den Augen, musterte sie die gegenüberliegenden Logen, wo sie das Gaßlersche Ehepaar und hinter den beiden den Leutnant von Höffert und Wladimir Orlowsky entdeckte.

Auch später, als sie nun hinhorchte, fanden die Klagen der jungen Darstellerin, die da in bangen Naturlauten über ihr Schicksal seufzte, kaum ein Echo in Herthas Brust. Die Situation schien ihr thöricht. Weshalb hatte die sonst so kraftvolle Nordlandstochter sich zwingen lassen?

Der Dichter mochte hier in der That nicht ausreichend motiviert haben.

Nun aber kam die Szene, wo der liebentbrannte Kastilier in tosender Leidenschaft auf sie einspricht, sie mit aller Gewalt der Sehnsucht verlocken will, ihm zu folgen, weit hinweg über das Meer, wo der Arm des Königs und des verhaßten Ehegatten sie nicht mehr erreichen kann.

Im Gefühle der Pflicht leugnet die blonde Dagmar ihr trostlos-ödes Verhältnis zu dem Gemahl. Der Kastilier Ferrera lacht höhnisch auf und schleudert ihr dann die Worte entgegen:

. . . . Du lügst!
Und läse dir's mein Blick nicht vom Gesicht,
Das trauernd bleicht im goldnen Mai des Lebens,
So gäb's doch *eine* Göttin, die's enthüllte,
Die niemals trügt: die Göttin heißt Natur!
Sie flucht dem Bunde, den du blind geschlossen —
Sie rüttelt mit verzweiflungsvoller Faust
An deinen Fesseln. Und wie jetzt dein Auge
In Thränen glänzt, verrät sich dein Geschick.
Dein Herz verdorrt in ekler Wüstenei,
Dein Sinn verlechzt nach ebenbürt'ger Liebe!
Sprich mir von Würde, sprich von Hoheit nicht!
Im Reich der Minne gilt nicht eitler Glanz,
Nicht Edelsinn, nicht Größe: nur das Blut,
Das heiße Blut der sehnsuchtstrunknen Jugend!“

Jetzt zum ersten Male fühlte sich Hertha wie mit hereingezogen in das wechselnde Treiben da auf der Bühne.

Ihr scheuer Blick streifte ihren Gemahl. Sie merkte, wie er zwar äußerlich gleichmütig dreinschaute, aber doch ein wenig die Lippen nagte, gleichsam als gehe der tolle Ausbruch des Kastiliers ihn selbst an.

Ganz ähnlich hatte der Oberst seiner Zeit ja zu ihr geredet; Hertha meinte: fast mit den nämlichen Worten. Damals hatte sie ihm natürlich schroff widersprochen; aber wenn man die beiden Darsteller so auf der Bühne sah — das leuchtende Leben, die verkörperte Kraft und Blüte, im erschütternden Gegensatz zu dem grämlichen Ehegemahl — ja, dann gab man dem Dichter recht; dann ergriff man Partei für den Spanier, und

schalt den finsteren Waldemar thöricht, weil er nicht all das vorausgesehn.

Dumpfe Beklommenheit legte sich über die Seele Herthas. Sie atmete erst wieder auf, als der Vorhang gefallen war.

Zu Hause angelangt, saß man noch eine Weile in Herthas Boudoir. Wladimir Orlowsky hatte sich von den Gaßlers verabschiedet und war, wie dies öfters geschah, mitgekommen, um eine Tasse Thee zu nehmen und ein bißchen zu plaudern.

Man sprach zunächst auch über das Stück. Orlowsky sagte ein wenig banal:

„Warum sich die Menschen nur nie mit dem begnügen, was sie besitzen! Das ewige Wollen und Wünschen ist doch der Quell alles Unheils."

„Aber ohne dies Wollen kein Leben, keine Kulturbewegung," meinte der Oberst.

Hertha machte sich bei dem Thee zu schaffen.

Gegen halb zwölf stand Wladimir Orlowsky auf und entfernte sich.

„Komm!" sagte der Oberst zu seiner Frau. „Du siehst ein wenig erschöpft aus."

Man begibt sich ins Schlafgemach.

Hertha von Anzendorff sucht vergeblich nach Schlummer. Bis gegen vier wälzt sie sich ruhelos in den Kissen umher. Hinter der glühenden Stirne jagen sich unaufhörlich die widersprechendsten Bilder.

Sie ist sehr erregt.

Wenn sie die Augen schließt, so gewahrt sie die Bühne... Der junge Mann, der sich der blonden Dagmar so leidenschaftlich zu Füßen stürzt und ihr von Liebe stammelt, ist Roland. Und dann gleich darauf erblickt sie den nämlichen Roland Kessinger deutlich und greifbar, wie er als Wallensteinscher Kriegsmann zu ihr herantritt, ach, so stolz, so schlank und so jung!

So jung!

Sie wiederholt sich das mit leise bebender Lippe.

Findet sie denn gar keine Rast? Unmöglich! All ihre Pulse schlagen wie fiebernd. Leise und vorsichtig macht sie Licht. Sie will ein Buch zur Hand nehmen, um die Gedanken zu bannen. Otto wird ja nicht gleich erwachen. Und wenn selbst: so mag er ihr die krankhafte Überreizung wegplaudern. Leid und Freude mit ihr zu teilen, das hat er ihr ja gelobt...

Welch ein seltsamer Einfall, daß sie in diesem Momente sich mit dem Oberst vor dem Altar der Dreieinigkeitskirche erblickt, und die Stimme des Priesters hört, der da anhebt: „Und nun frage ich Sie, Fräulein Therese Ottilie Hertha von Weylburg..."

Das Licht brennt.

Der Oberst kehrt ihr sein Antlitz zu. Er atmet regelmäßig. Die Lippen sind weit geöffnet. Etwas verworren hängt ihm das Haar um die Stirn.

Wie anders doch so ein Menschenantlitz sich ausnimmt, wenn die Bewußtlosigkeit ihm jede Bewegung raubt, als sonst, bei Tag, in der Fülle des Lebens!

Frau von Anzendorff spürt einen leichten bänglichen Druck links in der Herzgegend.

Ist es die Kerze oder ihre erregte Einbildungskraft, was den schlummernden Mann so entstellt?

Sie sieht es zum ersten Male in ihrem Leben: er ist alt!

Die beiden Linien rechts und links von der Nase waren noch nie so scharf und so tief ausgeprägt, wie jetzt. Rechts an der Schläfe gewahrt sie die strahlenförmige Gruppe von Furchen, die der Volksmund als Krähenfüße bezeichnet. Unter den Augen liegen bleierne Schatten.

Sie setzt sich auf und faltet die Hände.

Was, um Gottes willen, hat ihren Gemahl so verwandelt?

Nein, er ist verwandelt; o, und sie weiß nur zu gut, wer ihr das Gift dieser Erkenntnis in die Adern geträufelt hat!

Dämonisch klingen ihr die Verse des neuen Dramas im Ohr, die sie fast wörtlich behalten, weil ihr Herz mit einem Male empfänglich geworden für solche wild-phantastische Poesie, — die Verse:

„Sprich mir von Würde, sprich von Hoheit nicht!
Im Reich der Minne gilt nicht eitler Glanz,
Nicht Edelsinn, nicht Größe: nur das Blut,
Das heiße Blut der sehnsuchtstrunknen Jugend..."

Fast eine Stunde lang grübelt sie starr und stumm vor sich hin. Sie kann nicht lesen. Sie vermag kaum noch zu denken.

Horch! Er regt sich. Mit einem tiefen Seufzer wendet er das ergraute Haupt. Ob er im Traume den Abgrund gesehn hat, der da in Herthas Brust klafft? Nein. Er atmet wieder beruhigt. Selbst der Schimmer des Lichtes, der nun voll auf sein Antlitz

fällt, stört nicht seinen gesunden, friedsamen Schlaf.

Noch einmal blickt Hertha in das gute, treue Gesicht, das in so rührender Ahnungslosigkeit neben ihr ruht. Plötzlich, von Mitleid, Scham, Reue und Wehgefühl überwältigt, löscht sie die Kerze, drückt ihre fiebernde Stirne fest in die Kissen, — so fest, daß sie beinah erstickt — und schluchzt bitterlich.

19. Kapitel.

Weihnachten, das Fest der Kinder und der Glücklichen, kam heran. Draußen lag alles in tiefen Schnee gehüllt; drinnen rüstete sich die Liebe, das, was sie liebte, mit kleinen und großen Gaben zu überraschen, mit köstlichen Angebinden, denn ein jedes ist köstlich, wenn es von Herzen kommt.

Die Anzendorffs hatten beschlossen, den heiligen Abend ganz im engsten Familienkreis zu verbringen. Nur die Steinmanns, mit denen Hertha seit den letzten vier Wochen etwas lebhafter verkehrte, und der getreue Wladimir Orlowsky sollten bei der Bescherung zugegen sein.

Seit drei Uhr nachmittags war Hertha von Anzendorff mit dem Aufbau der verschiedenen Geschenke und den sonstigen Herrichtungen im Festraum beschäftigt.

Sie hatte sich dies vom ersten Jahre ihrer Verheiratung an nicht nehmen lassen, sogar nicht in Rom, wo eine winzige Pinie, weihnachtlich ausgeputzt, auf dem Pfeilertischchen geprangt hatte. — Allerdings lag damals unter dem kleinen Baume nur eine unbedeutende Stickarbeit als Geschenk für Otto; und er schob dann später das schöne Kameenarmband hinzu, das er für sie bei Cespugli und Nasta am Korso gekauft...

Diesmal war die Sache schon etwas verwickelter.

Da erhob sich zunächst am Geschenkplatze ihres Gatten eine Salonstaffelei aus Ebenholz, — und darauf ein von ihr selber gemaltes Ölbild: Rom von der Höhe des Monte Pincio.

Frau von Anzendorff hatte es acht Tage nach jenem Kostümfest bei Gaßlers unter Benutzung einer nicht gerade glänzenden Vorlage angefangen und es allmählich im siegreichen Kampfe mit ihrer Zerstreutheit und Arbeitsunlust vollendet, ohne daß er es ahnte. Sobald sie ihn kommen hörte, rauschte der Vorhang über das Bild, und wenn er dann eintrat, fand er sie eifrig beschäftigt bei der Kopie einer perspektivisch sehr merkwürdigen Aurora im Wolkengespann.

Neben der Staffelei mit dem Panorama der Siebenhügelstadt prangte in reichem golddgetriebnem Oval die Photographie des kleinen Max, beinahe lebensgroß, und ähnlich zum Greifen.

Acht selbstgestickte, schon im Frühherbst vollendete kleine Mappen für die Excerpte Ottos, der sich bis dahin mit blauen Kartons hatte begnügen müssen, und ein zierlicher Aschenteller — der erste Versuch Herthas auf dem Gebiete der Porzellanmalerei — gruppierten sich epheubekränzt um das schöne Kinderbild.

Auf der anderen Seite des Baumes hatte die junge Frau zwei Einlegeplatten des großen Speisetisches auf Stühle gelegt, blau durchwirkte Damastdecken darüber gebreitet und so zwei Tafeln erzielt, die gerade die richtige Höhe hatten. Hier standen und lagen die Weihnachtsgeschenke für ihren Jungen: ganze Regimenter von Bleisoldaten; eine Festung mit Wallgräben, in denen sich wirkliches Wasser befand; Helm, Harnisch, Säbel und Trommel; unzerreißbare Bilderbücher; ein Schaukelpferd — kurz, der ganze Apparat jenes glückseligen Alters, in welchem das Kind sich zum Knaben entwickelt.

Hertha war mit dem Aufbau dieser flitternden Kleinigkeiten, die weit größere Mühe und Zeit beanspruchten, als die übrigen Tische zusammen, just fertig. Es erübrigten noch die Geschenke für das Ehepaar Steinmann, für Wladimir Orlowsky und für die Dienstboten, die nach patriarchalischer Sitte an der Bescherung im Festraum teilnehmen durften.

Die Wanduhr schlug ein Viertel nach vier. — Mit aller Macht brach die Dämmerung herein. Das glühende Rot hinter der kraftvoll gemalten Peterskuppel sah wie ein trübseliges Braun aus; der Helm und der Säbel blinkten nicht mehr; eine aschgraue Färbung legte sich über das ganze Gemach, über die Augen der jungen Frau, über ihr Herz.

Sie wollte klingeln, damit der Bediente einige Flammen des Kronleuchters anzünde; aber die Lethargie dieser Dämmerung hielt sie gebannt.

Sie fühlte sich todmüde. Fünf Minuten lang mußte sie Rast halten.

Sie setzte sich in den Lehnstuhl, gegenüber dem Fenster rechts, blickte auf den schwarzgrauen Himmel, der jeden Augenblick eine neue Entladung wuchtiger Schneemassen androhte, und schloß dann, tief atemholend, die Lider.

Ja, sie war das unglückseligste Weib von der Welt!

Was sie durchkämpft und durchlitten hatte während der letzten sechs Wochen, überstieg nahezu ihre Kräfte.

Aber je mehr sie sich sträubte, um so entsetzlicher ward ihr klar, was sie doch ewig vor sich selbst hätte verhehlen mögen: daß sie den andern im Herzen trug, daß sie ihn liebte, maßlos, über jede Beschreibung! Sie hatte ja nicht geahnt, daß es ein solches Gefühl gebe, — eine Empfindung, die zu gleicher Zeit so beseligen und so in den Abgrund der tiefsten Verzweiflung herabdrücken könne.

Ja, sie liebte ihn, allen Mahnungen ihres Gewissens zum Trotz, — und das Seltsamste, ja geradezu Unerklärliche war, daß ihre Neigung zu Otto durch diese innre Verwandlung gar nicht zu leiden schien.

Was sie an Otto bewundert, verehrt, geliebt hatte, das mußte demnach etwas vollständig anderes sein, als der Zauber, den Roland Kessinger auf sie ausübte...

Oder hatte nicht doch die zärtliche Freundschaft für ihren Gemahl etwas abgenommen?

Zuweilen schien es ihr so; aber wenn sie dann ihren Zustand näher betrachtete, so erkannte sie mit banger Beklommenheit, daß jener flüchtig auftauchende Groll, dessen sie gleich darauf sich schämte wie eines Verbrechens, nur aus dem dunklen Bewußtsein entsprang: ohne diesen Gemahl würde ihr Leben ein andres Ziel, eine andre, leuchtende, ach, so glückselige Zukunft haben...

Roland erwiderte ihre Liebe.

Sie war dessen gewiß, obgleich er niemals nur eine Silbe gewagt hatte, die ihr Feingefühl hätte verletzen können.

Er, der sonst in dem Rufe stand, leichtlebig zu sein, und je nach Lust und Laune bald hier, bald dort mit schmetterlingsartiger Keckheit herumzuschwärmen: er hatte ihr gegenüber niemals vergessen, was man einer Frau, die man achtet und ehrt, schuldig ist.

Es mochte wohl sein, daß er Menschenkenner genug war, um zu begreifen, wie aussichtslos jeder Versuch, sich in unerlaubter Weise zu nähern, hier bleiben mußte. Sie wäre ja lieber gestorben, eh sie ihm den leisesten Hauch einer Huld gegönnt hätte. Und dieser klar gefestete Wille entsprang nicht nur dem Stolz ihrer Frauenwürde, nicht nur dem reinen Gefühl ihrer Tugend, sondern vor allem der Ehrfurcht vor der hoheitsvollen Gestalt ihres Gatten.

Auf dem glänzenden Schilde Ottos durfte kein Makel haften, und Hertha war nicht die Frau darnach, mit dem Begriff der Ehre zu markten, oder sophistisch daran zu deuteln.

Schon die Schwäche, die sie sich vorwarf, die trostlose Unfähigkeit, jenem Eindruck zu widerstehen, dünkte ihr Missethat.

Hundertmal sagte sie sich: du hättest vorbeugen müssen; die Zerstörung deiner Gleichmütigkeit hätte nie so weit fortschreiten dürfen.

Und jetzt, wie sie so traurig hinausstarrte in die beginnende Nacht, prüfte sie sich von neuem und wühlte in ihren Erlebnissen, um einen Punkt zu erspähn, wo die Begierde nach Selbstanklage fester noch als bisher hätte haften können.

War sie denn wirklich so schuldig? Die Logik sagte ihr Nein, dem Gewissen zum Trotz. Im Anfang hatte sie den verderblichen Vorgang in ihrem Herzen ja selbst nicht verstanden. Das himmlische Frohgefühl, das ihr beim Anblick Rolands die Seele durchströmte, schien so gar kein Unheil zu weissagen. Wie dann die erste Ahnung sie überkam — da war es zu spät.

Sie hätte nicht mehr zurückgekonnt, ohne alsbald den Verdacht ihres Gatten zu wecken und so für immer vielleicht den Frieden seines Gemüts zu vernichten.

Der Oberst selbst hatte ja damals den Vorschlag gemacht, den Künstler in seinem Atelier zu besuchen! Er selbst hatte ihn eingeladen, — zwei-, drei-, viermal; denn er selbst fand Interesse an dem liebenswürdigen, geistsprühenden Mann! Und Gräfin Gaßler bestärkte den Oberst in dieser lebhaften Sympathie! Sie hatte ausdrücklich zu Hertha gesagt: „Kessinger rechnet natürlich sehr stark darauf, mit euch zu verkehren; er interessiert sich ebenso lebhaft für deinen Mann, wie für dein hübsches Talent.“ — Und dann hatte es später geheißen, das neueste Gemälde Kessingers behandele eine

glänzende Episode aus dem Feldzug der Nordarmee unter Göben, und sei nach der packenden Schilderung entworfen, die der Oberst von Anzendorff in seinem kürzlich vollendeten Werk „General Faidherbe" geliefert habe.

Hätte sie diesem Verkehre sich widersetzen können? Das wäre doch auffallend, ja geradezu kindisch gewesen!

Zudem: sie hatte ja nichts gehört, gesehn oder erlebt, geschweige denn etwas gethan, was sie dem Oberst nicht hätte mitteilen können. Ja, hätte sich Roland auch nur die Hälfte von dem erlaubt, was Leutnant von Höffert in seiner kindischen Selbstverblendung nun schon zweimal — aber gewiß auch zum letzten Male — versucht hatte! Nichts von alledem. Roland verschmähte sogar da ihre Hand zu drücken, wo die Form der Geselligkeit dies ermöglichte. Damals zum Beispiel nach dem kleinen Souper. Er berührte ja kaum ihre Finger, während ein Mann wie Orlowsky, der allerdings zu den vertraulichen Freunden des Hauses zählte, aber doch ganz gewiß keine ungebührlichen Nebengedanken im Stile Höfferts hatte, gerade an jenem Abend mit seinem Schütteln und Pressen ihr beinah weh gethan hatte.

Frau von Anzendorff staunte jetzt über das sonderbare Ahnungsvermögen, das ihr, trotz aller Zurückhaltung Rolands, mit der größten Bestimmtheit verriet, was in der leidenschaftlichen Seele des Künstlers vorging.

War es sein weltvergessener, trauriger Blick? War es die milde, ehrerbietige, fast unterwürfige Art seines Benehmens?

Aber das gleiche Benehmen hatte er gegen den Oberst ...

Auch geredet hatte er nichts, was ihr den Zustand seines Gemütes verraten konnte.

Sie sann und sann.

Doch! Einmal hatte er etwas gesagt, was ihr tief in die Seele drang; wiewohl sich's naturgemäß aus dem Lauf des Gesprächs ergab, und eigentlich nur für sie, die sie ja längst ihre Unbefangenheit eingebüßt hatte, etwas bedeutete.

Was war es nur ...? Ihre Gedanken verwirrten sich ... Ja, nun wußte sie's wieder! Von einer künstlerischen Konkurrenz war die Rede ... Roland Keßinger, ohne von jenem Preisausschreiben etwas zu wissen, hatte aus eigener Anregung den Entwurf schon vollendet, so passend, als ob er die vorgeschriebnen Bedingungen sorgsam studiert hätte ... Nur nebensächliche Kleinigkeiten wären zu ändern gewesen. Und nun weilte er in Sizilien, — und als er dann von der Sache erfuhr, war der festgesetzte Termin verstrichen ...

Was hatte er damals gesagt, als er beim Grafen Gaßler die Geschichte erzählte ..? Noch klang ihr das tieftönige Wort im Ohr, als hätte sie's gestern vernommen.

„,Zu spät' — das ist der Fluch meines Lebens!"

Heiß und kalt war es ihr über den Rücken gelaufen bei diesem Ausspruch, dessen Schwerwucht zu dem Gegenstande so gar nicht zu passen schien.

Marie hatte denn auch gesagt: „Von diesem Fluche hat man bis jetzt noch wenig gemerkt, und wenn Sie nun damals wirklich gekrönt worden wären, das hätte doch Ihre Carriere kaum noch beeinflußt!"

Dies gab er dann zu und die Sache war abgethan; — für die übrigen wenigstens. Hertha jedoch hatte lange über das Wort nachgedacht; denn der flüchtige Blick, der sie gestreift hatte, war nur allzu beredt gewesen.

„Du verstehst mich!" las sie in den herrlichen Augen, die so flammen und blitzen konnten und jetzt so sehnsuchtstrübe und so verschleiert aussahen. „Du weißt, welches ,Zu spät' mich zu Grunde richtet!"

— — — — — — — — —

Es war vollständig Nacht geworden.

Die Gaslaterne warf von der Straße herauf ihr gelbliches Licht wider die Zimmerdecke und bestrahlte die großen Flocken, die langsam und lautlos an den Scheiben vorüberschwebten.

Die Beklommenheit von vorhin war aus der Seele der jungen Frau beinah hinweggeschwunden. Das sanfte Herabgleiten des Schnees durch die unbewegte, schläfrige Atmosphäre hatte etwas Beruhigendes, Hypnotisierendes.

Hertha überließ sich noch willenloser dem Spiel ihrer Betrachtungen.

Sie staunte, wie es denn komme, daß Roland, der doch von je im tollsten, berauschendsten Treiben der Großstadt gelebt hatte, gerade bei ihr eine so tiefe und echte Neigung empfand.

Ja, sie war seine erste Liebe! Sie glaubte daran mit der Unerschütterlichkeit des Instinkts. Weshalb auch wäre er sonst bis

in sein dreiunddreißigstes Jahr unvermählt geblieben? Ein Mann wie er brauchte doch nur zu wollen, um zu besitzen!

Und nun schwand ihr mit einem Male die ganze Wirklichkeit unter den Fingern hinweg...

Sie war noch das junge Mädchen, das bei den Steinmanns wohl oder übel einquartiert war, und sich hinaussehnte in die Welt, in die schöne Romantik eines noch ungekannten, glückseligen Daseins. Ringsher flammt es von Lichtern und goldblitzenden Spiegeln. Eine Musik erschallt, süß und himmlisch, wie die Chöre der Engel. Das rauscht, das wogt! Als junges Mädchen betritt sie die festlich geschmückten Räume der Gräfin Gaßler; als junges Mädchen läßt sie von Roland Kessinger sich zum Tanze holen...

Und nun spinnt sich das alles naturgemäß fort...

Er braucht jetzt nicht mehr zu schweigen; die herrlichen Augen mit dem wechselnden Glanz brauchen jetzt nicht so verschleiert zu blicken; er darf ihr klar und frei ins Gesicht schauen, sie anlachen, sie umfassen als seine Braut; er darf seinen glühenden Mund auf ihre wonnebebenden Lippen pressen, sie festhalten — fest, fest bis in den Tod...

Ein Pochen an der Thüre des Nebenzimmers schreckte sie auf.

Wahrhaftig, sie hatte geträumt; sie war eingeschlafen mitten im Drang ihrer Pflichten, — eine Stunde vor der Bescherung, während rings noch so mancherlei zu erledigen war!

„Hertha," sagte der Oberst, ohne die Thür zu öffnen, „ich sehe, du hast noch dunkel. Soll ich den Heinz herüberschicken?"

„Ach, bitte, ja," stammelte Hertha noch ganz verwirrt.

Es war ihr zu Mute, als sei sie bei einem schmählichen Unrecht ertappt worden.

„Fehlt dir etwas?" fragte der Oberst.

„Ich bin nur ein wenig ermüdet. Ich habe die Dämmerstunde benutzt, um eine kurze Siesta zu halten. Wie spät ist's?"

„Beinah halb sechs!"

Der Diener steckte drei Flammen des Kronleuchters an und verließ dann eilig das Zimmer, um ja nichts seinerseits zur Verspätung, die ja fast unvermeidlich schien, beizutragen.

Hertha mühte sich, das Versäumte nun rasch nachzuholen.

Als draußen die Vorplatzklingel erscholl — zehn Minuten nach sechs — war sie mit allem in Ordnung.

Während der Oberst Herrn Wladimir Orlowsky empfing, zündete sie in Gemeinschaft mit ihrer Zofe die Baumlichter an.

Sie hatte noch Zeit, ein paar freundliche Worte mit Orlowsky zu wechseln. Dann ertönte im Treppenbau die Stimme des Doktors und die schmetternde Weihnachtstrompete des kleinen Hans. — Die Steinmanns erschienen bis über die Ohren in Pelze gehüllt, mit Schneeflocken emailliert, ein Bild der rosigsten Laune und des frohsten Behagens.

„Echtes Weihnachtswetter!" sagte der Doktor. „Der Schnee liegt bereits anderthalb Schuh hoch!"

Julie übergab ihrer Schwester ein rotumschnürtes Packet.

„Da ist alles drin," flüsterte sie bedeutungsvoll. „Bitte, verteil' es hübsch auf die einzelnen Plätze! Bei jedem Stück liegt ein Zettel mit dem betreffenden Namen."

Hertha vollzog diese Weisung. Dann beauftragte sie den Bedienten, mit der elektrischen Klingel das Zeichen zu geben. Sie stieß die Flügelthüren zurück. Vom Korridor her trat die Gesellschaft in den glänzend erleuchteten Raum, während die Tochter des Hausmanns, ein artiges, stilles Mädchen von vierzehn Jahren, im Nebengemach einen Choral spielte.

Die Wirkung war außerordentlich feierlich. Selbst die Kinder schienen im ersten Augenblick wie gebannt. Als die Schlußakkorde verhallt waren, und die anspruchslose kleine Künstlerin, trotz Herthas freundlicher Aufforderung, zu bleiben, sich leise entfernt hatte, brach mit desto größerer Nachhaltigkeit der Jubel los. Das Kind Herthas jauchzte bei jeder neuen Entdeckung wie ein Singvogel, der sich, trunken von Licht und Lust, der Sonne entgegenschwingt. Auch Hans war glückselig über die stattliche Armbrust, die der blonden Frau Steinmann — ohne daß sie es eingestand — recht bedenklich erschien. Nun, sie würde schon das gefährliche Spielzeug alsbald nach den Feiertagen ihm wegschließen.

Otto von Anzendorff hatte seine Gemahlin reich beschenkt, — nicht nur dem äußeren, sondern vornehmlich dem inneren Werte nach. Alles, was er ihr bot, ent-

sprach einem wirklichen Wunsch — wenigstens einem früher gehegten; denn seitdem sie innerlich so zerrissen war, wünschte sie überhaupt nichts mehr. — Dabei mußte es überraschen, mit wie großer Feinfühligkeit er das Rechte getroffen, wie er geahnt und erraten, was sie niemals in Worte gekleidet. Woher wußte er, daß ihr die Vase mit dem Bildnis der trauernden Psyche so gut gefallen hatte? Sie waren damals, gegen Anfang Oktober, in der Ausstellung am Johannisplatze gewesen, hatten dort fünf oder sechs ähnliche Vasen gesehn, ihre Meinungen gar nicht erst ausgetauscht; gleichwohl griff er nicht fehl.

Orlowsky erwies sich wie immer als ein humorvoller, treuer Freund. Dem kleinen Max schenkte er eine giftfrei kolorierte Arche Noah, die für Augenblicke sogar den Neid des kleinen Hans Steinmann erregte, was bei diesem gutgearteten Kinde etwas besagen wollte. Jedem der Tiere hatte er einen drolligen Spruch angehängt. Die Verlesung dieser Bonbonzettel erregte die größte Heiterkeit; manchmal gab es auch einen Effekt unfreiwilliger Komik, den sich Orlowsky indes vergnüglich zu gute rechnete. Für den Oberst hatte er ein namhaftes Quantum Kaviar anfahren lassen; für Hertha einen entzückenden Korb mit tiefdunklen Purpurrosen.

„Triglav-Rosen," murmelte Hertha unwillkürlich in Erinnerung an jene erste Stunde auf Schloß Gruthenau.

Sie mühte sich den ganzen Abend hindurch, heiter und frisch zu sein; doch es gelang ihr nur äußerlich. Auf ihrem Herzen lag ein unabwälzbarer Druck.

Punkt halb zehn ward der kleine Hans Steinmann abgeholt. Auch Herthas Kind mußte sich unter Vergießung einiger Thränchen zu Bett bringen lassen.

Man speiste nun.

Die kleine Gesellschaft war außerordentlich aufgeräumt.

Wladimir Orlowsky trank auf das Wohl der liebenswürdigen Hausfrau, die ihre ganze Umgebung gleichsam beseele, und es wie irgend eine auf Erden verstehe, glücklich zu machen und sich glücklich zu fühlen!

Hertha stieß lächelnd mit dem vortrefflichen Menschen an. Gleich darauf jedoch verließ sie das Zimmer. Sie konnte sich nicht mehr beherrschen. Krampfenden Herzens schritt sie hinüber an das Bett ihres Kindes. Der Kleine schlief, ein Tier aus der Arche Noah im Händchen, sanft, selig, im Traum noch entzückt von der überschwenglichen Herrlichkeit dieses Tages.

Hertha sank in die Kniee. Ihr Blut tobte. Eine unermeßliche Sehnsucht nach Roland hatte sie gerade inmitten der Festesfreude ergriffen, just an dem Abend, der doch vor allen übrigen der Familie, dem Kind, dem Gatten gehörte. Sie kam sich vor wie eine fürchterliche Verbrecherin. Über das Bett ihres Knaben gebeugt, schwur sie sich, diesen Kampf treu und siegreich durchzukämpfen, ihr Herz niederzuzwingen mit aller Kraft, und nie, nie vom Pfade der Pflicht zu weichen, komme da, was da wolle.

„Mein Kind," murmelte sie, „mein armes Kind!"

Sie erwog die Frage, ob sie nicht ihrem Mann alles bekennen solle. Aber wie glücklich war er, wie ahnungslos! Wie hatte sein Auge geleuchtet bei den Worten Orlowskys! Und nun sollte er hören, das alles sei nur verwerfliche Maske; ihr Herz sei erstorben für ihn; sie liebe den andern ...? Unmöglich! Er durfte nicht leiden. Sie mußte ihr Elend mit sich allein abmachen.

Aus dieser Notwendigkeit schöpfte sie eine gewisse lethargische Ruhe. Sie wusch sich das Antlitz, rastete noch ein paar Augenblicke im Sofa und ging dann, scheinbar gefestigt, wieder ins Speisegemach, wo Freund Orlowsky eine brillante Punschbowle nach dem Rezept eines trunkberühmten russischen Großfürsten angesetzt hatte.

20. Kapitel.

Seit jenem Weihnachtsabend hatte sich Hertha monatelang von aller Geselligkeit ferngehalten; selbst der Verkehr mit den Gaßlers kam ein wenig ins Stocken, da jetzt gerade die Voll-Saison ihre Wogen schlug, und Gräfin Marie von Jahr zu Jahr mehr im Getreibe der großen Welt aufging.

Nur mit den Steinmanns pflegten die Anzendorffs einen im Vergleiche mit früher auffällig gesteigerten Umgang, obschon die trockene Einseitigkeit des Doktors für Otto von Anzendorff wenig Sympathisches hatte.

Es war Hertha, die sich mit aller Kraft ihres Wesens an ihre Schwester klammerte, als erwarte sie von dieser starken, leidenschaftslosen Natur einen rettenden Halt in ihren unerträglichen Seelenkämpfen.

Auch Wladimir Orlowsky war ein regelmäßiger Hausgast. Die Art seines Verkehrs übte auf Hertha eine beschwichtende Wirkung aus. Er blieb sich stets gleich in seiner lebhaften, offenherzigen Weise, seinem guten Humor und dem Zug freundschaftlicher Achtung, der, ohne sein Auftreten schwerfällig oder allzu formvoll zu machen, doch allem, was er sagte und that, eine charakteristische Färbung verlieh.

Orlowsky hatte die kriegswissenschaftlichen und geschichtlichen Werke Anzendorffs mit einem Eifer studiert, der einem Fachmann Ehre gemacht haben würde.

Als ob er wisse, was notthue, bemühte er sich, die Teilnahme Herthas für diese Leistungen ihres Mannes wach zu erhalten und zu befestigen. — Die junge Frau, so wenig der Kern ihrer Gedanken mehr bei der Sache war, kam doch diesen Bestrebungen eifrig entgegen. — Sie wollte, sie mußte um jeden Preis wieder in der geistigen Atmosphäre ihres Gemahls das eigentliche Element ihres Lebens finden. — Mit Gewalt zwang sie sich jetzt zu dem, was ihr früher eine willkommene Pflicht, eine wahrhaftige Freude gewesen.

Sie las überhaupt mit eiserner Energie — Mommsen, Niebuhr, Gibbon, Macaulay — und allenthalben folgte ihr der getreue Eckart Orlowsky, Seite für Seite, um das Gelesene, wenn's ihr beliebte, mit ihr zu durchsprechen und Schwieriges ihrem Gatten zu unterbreiten.

Dessenungeachtet wollte es der Zufall oder die leidenschaftliche Hartnäckigkeit des Künstlers, daß sie mit Roland Kessinger noch mehrere Male zusammentraf, ganz abgesehen von wiederholten Begegnungen auf der Straße, im Foyer des Theaters, oder selbst an den Stufen der Kirche. Lebhafter nämlich als je fühlte die junge Frau das Bedürfnis, den etwas düster gefärbten Predigten eines berühmten Kanzelredners zu lauschen, der über die Schwächen und Verirrungen seiner Mitmenschen unbarmherzig Gericht hielt, und den Selbstbetrug geißelte und die feige Beschönigung alles dessen, was nichtswürdig ist. — Roland mußte dies in Erfahrung gebracht haben. — Drei Sonntage hintereinander war er zur Stelle, sah sie aus dem Kupee steigen und schritt dann selber unauffällig und langsam durch das gotische Hochportal. — Sie schaute nicht auf, keine Sekunde; trotzdem fühlte sie seinen brennenden Blick, und mitten in ihrer Andacht, bei den ergreifendsten Stellen der Predigt, ertappte sie sich dabei, wie sie dem Bilde des ach! so unsäglich geliebten Mannes, den zu lieben doch Sünde war, sehnsuchtsvoll nachhing.

Nur vier- oder fünfmal während des ganzen Winters hatte sie ihre Freundin Marie auf ein Stündchen besucht: aber fast jedesmal hatte man kurz nach ihrem Erscheinen den Maler gemeldet, — und nun konnte sie doch ohne Aufsehen oder gar Ärgernis zu erregen, nicht sofort aufbrechen, wenn Marie sie harmlos und liebenswürdig zum Bleiben nötigte.

Zweimal kam auch der Leutnant von Höffert hinzu.

Einem unbefangnen Beobachter wäre es aufgefallen, wie ausschließlich der Offizier auf die blonde Gräfin einsprach, dergestalt, daß nun Hertha völlig auf Roland angewiesen erschien.

Hertha indes war von der ersten Minute an wie betäubt. Sie plauderte fast ganz automatisch. Wenn sie beklommenen Herzens dann Abschied nahm, würde sie über den Gegenstand ihres Gespräches mit Kessinger nur sehr ungenügende Rechenschaft abgelegt haben.

Wer hätte es diesem Leutnant übrigens zugetraut, daß er es war, der den leidenschaftlichen Künstler, ohne daß Roland es ahnte, auf diese und ähnliche Weise mit Hertha zusammenbrachte?

Gewiß verfolgte er bei dieser Komödie nicht etwa den Zweck, der Tugend Herthas heimtückisch eine Falle zu stellen. Vielmehr war er ja fest überzeugt, daß diese Tugend unnahbar sei. Schon sein stark entwickeltes Selbstgefühl hätte ihm untersagt, für Roland Kessinger da einen Erfolg zu vermuten, wo er, der schneidige Offizier, so kläglich abgeblitzt war.

Wohl aber leitete ihn der unklare Haß gegen Otto von Anzendorff. Der alte Narr — so rechnete er — wird sich schwarz ärgern, wenn er schließlich erfährt, daß dieser glühendverliebte Kessinger alle paar Augenblicke mit seiner Flamme im tête-à-tête ist; und daß er's erfährt, dafür sorgt schon das breite Maul der allwissenden Fama, ohne daß ich mir viel zu vergeben brauche.

So kam es, daß Leutnant von Höffert, wenn er von Herthas reizendem Zöschen

erfahren hatte, die Herrin gehe da und da hin, sich „so ganz en passant“ zu dem Maler begab und ihm rein aus kollegialischer Freundschaft Mitteilung machte... Kessinger dankte es ihm, bat ihn jedoch wiederholt um die allerpeinlichste Diskretion, da Hertha von Anzendorff durchaus keine Dame zum alltäglichen Courmachen, sondern das Ideal einer Frau sei, das man wohl schwärmerisch anbeten, niemals aber kompromittieren oder selbst nur durch einen frivolen Gedanken entweihen dürfe. Es thue ihm jetzt schon beinahe leid, daß er sich — selbst einem so zuverlässigen Freund gegenüber — verraten habe; fester als je rechne er auf Leutnant von Höfferts ehrenhafte Gesinnung.

In der That, lange, lange hatte sich Roland Kessinger mit der Stummheit eines Trappisten zurückgehalten, nur in der Stille schwärmerisch angebetet, und sichtlich eine Art bänglicher Scheu vor dem Worte empfunden, das den Bann dieser noch schuldlosen Schwärmerei brechen konnte.

Endlich aber war es denn doch anders gekommen.

Stündlich dachte Hertha mit schaurigsüßem Entsetzen an dies Ereignis.

Roland hatte sie spät am Abend allein auf dem Annenplatze getroffen, als sie, von Julie kommend, ihren Wagen verfehlt und keine Droschke gefunden hatte.

Während er neben ihr herschritt und in flüsternder Rede kaum seine Lippen öffnete, riß er von seinen Gefühlen den Schleier hinweg...

Aber er warb nicht wie ein verliebter Stutzer, den es gelüstet, eine sträfliche Liebschaft in Szene zu setzen, ein sogenanntes Verhältnis, bei welchem die Unerlaubtheit die vornehmste „Würze“ bildet. Vielmehr gestand er mit elementarer Kraft eine Liebe, die den Alleinbesitz fordert.

Nicht teilen wollte er mit einem betrognen Gemahl; er wußte, sie war zu rein, zu himmlisch, sie hätte ihn ja nicht ausreden lassen, wäre auch nur der leiseste Hauch eines solchen Verlangens durch seine Seele gezittert. Nein! Roland Kessinger liebte anders. Mit kühner Schroffheit warf er ihr die Behauptung zu, daß sie frevle, wenn sie noch fürder — sein Bild im Herzen — das Weib eines andern bleibe.

„Ich weiß,“ sprach er so ruhig, daß nur das feinste Ohr die ungeheure Bewegung aus seiner Stimme heraushören konnte, — „ich weiß, du bist mein gewesen von der ersten Stunde ab, da wir uns kennen gelernt! Du liebst mich, heiß, unauslöschlich, wahnsinnig. O, ich darf so sprechen, weil ich dich selbst so liebe. Dein Gemahl ist eine Persönlichkeit, der ich in jeder Beziehung die höchste Achtung und Ehrfurcht zolle. Daß er dein Herz verloren, ist ein unermeßliches Unglück: aber alle Thränen und Seufzer können dies Unglück nicht aus der Welt schaffen. Hast du noch Freundschaft für ihn, so mußt du begreifen, daß du's ihm schuldig bist, ohne Scheu vor ihn hinzutreten und ihm zu sagen: ‚Gib mich frei, denn ich liebe den andern!‘ Du betrügst ihn sonst! Du entweihst seinen Namen!“

Nicht ihren Finger hatte er angerührt. Nur seine Stimme war immer eindringlicher und wilder geworden, je mehr sie der Anzendorffschen Wohnung sich näherten.

Er forderte Antwort. Sein Schicksal solle in dieser Minute noch sich entscheiden.

Sie konnte nicht reden; sie schüttelte nur verzweifelt den Kopf und winkte ihm, daß er sie lassen möge. — An der Ecke der Annenstraße war er dann plötzlich verschwunden. — Sein letztes Wort klang ihr noch heute im Ohr: „Lebe wohl, ich gedulde mich!“

An jenem Abend hatte der Oberst sie schweigsam, beinahe traurig empfangen; aber doch so voll Güte und sorgender Freundlichkeit... Und da sie nun still und gepreßten Herzens zur Ruhe gegangen war und das fiebernde Antlitz ins Kissen schmiegte, da strich er ihr sanft über das Haar und fragte mit ungewöhnlicher Weichheit:

„Hertha, fehlt dir etwas?“

Sie hatte verneint und gelächelt. Dann endlich war sie unter dem tollen Gewirre der unglaublichsten Bilder bleischwer eingeschlafen, um spät erst, da er schon längst sich vom Lager erhoben, mit brennender Stirn zu erwachen.

Seit diesem Begebnis waren jetzt volle drei Wochen verstrichen. Frau von Anzendorff hatte den Künstler nicht wieder gesehen.

Draußen lachte der Frühling. Man war in den ersten Tagen des Mai. Alles, was Zeit hatte, strömte wonneatmend ins Freie. Der kleine Max spielte mit seinem Vetter Hans Steinmann, der heute nachmittag keine Schule hatte, im Garten der Villa und lachte so glockenhell, daß selbst

die Frau des Portiers beim Anblick dieses glückseligen Kindes ihr sonst so mürrisches Altweibergesicht in freundliche Falten legte.

Droben in den Räumen des Hauses herrschte dagegen eine dumpfe Beklommenheit.

Hertha fühlte sich, wie sie behauptete, von der Mailuft so angegriffen, daß ihr das grelle Tageslicht an den Augen wehthat.

Sie lag in ihrem Boudoir auf der Longuechaise und hatte nicht nur die Stores und die Jalousieen herabgelassen, sondern zum Überfluß auch die gelben Damastvorhänge mit Nadeln dicht übereinander gesteckt.

Eine gelbbraune Dämmerung durchströmte den Raum und verlieh ihrem bleichen Gesicht die Starrheit eines gemeißelten Bildes.

Die Kämpfe der letzten Tage waren zu schrecklich gewesen.

Nein, sie konnte es nicht übers Herz bringen, dem Manne, dem sie drei Jahre des Glücks und des Friedens verdankte, dem sie Treue gelobt hatte bis in den Tod, nun plötzlich den Dolch der Verzweiflung ins Herz zu stoßen, ihm zu sagen: ‚Meine Liebe zu dir ist erkaltet!‘ — oder nun vollends: ‚Was ich für dich empfand, war nicht die rechte Liebe!‘

Sie konnte das nicht, und wenn sie vor Gram und Sehnsucht wahnsinnig wurde!

Überhaupt: war sie sich selbst denn vollständig klar über ihre Empfindungen?

Wenn sie jetzt ihres Gatten gedachte, wie er da drüben in seinem Arbeitsgemach vor dem Schreibtisch saß und seine Karten und Pläne studierte, ahnungslos — ja, er konnte nicht ahnen, was sie mit so verzweifelter Kraft in sich verschloß! —: dann überkam sie's, als würde sie nie und nimmer die Trennung von ihm verwinden können; als sei er der gute Genius, der da ihr Leben beschirme und heilige; ja, als spiegle nur ein Dämon ihr vor, was doch so wahrhaftig und qualvoll ihr Herz durchtobte.

Schon im nächsten Moment aber war dies Gefühl wieder ausgelöscht. Jeder Hauch ihres Wesens drängte nach Roland hin; ihr Gemahl, dessen sie kaum erst so voll Warmherzigkeit gedacht hatte, schien ihr jetzt nur noch das ewige Hindernis, das der Verwirklichung ihres Glücks sich entgegenstemmte. Ja, sie glaubte ihn beinahe schon zu hassen, ihn, den Vater jenes geliebten Kindes, dessen Stimme zu ihr heraufdrang wie der Lenzgesang einer jubelnden Lerche!

Hertha von Anzendorff preßte die Hände vor das Gesicht und stöhnte aus tiefster Brust. — Schon um des Kindes willen, das der Mutter bedurfte, wie die Pflanze des Regens, mußte sie ausharren! Wenn sie die Trennung von ihrem Gemahl auch durchgesetzt hätte, so konnte sie ihn doch nicht gleichzeitig seines Knaben berauben! Nein, das konnte sie nicht — selbst wenn er in übergroßem Edelsinn es gewollt hätte …!

Und er würde nicht wollen! Sein Herz hing ja mit allen Fasern an dem lieben Geschöpf; „das Kind“ — er sagte nie anders — war seine vollkommenste Freude, sein höchster Stolz; — und der einzige Kummer, der ihn zuweilen beschlich, war die Sorge, daß es dem Vater vielleicht nicht vergönnt sein möchte, dies Kind sich zum Jüngling oder vollends zum Manne entwickeln zu sehen.

Plötzlich fuhr Hertha empor. Ein fürchterlicher Gedanke durchzuckte sie.

Wie alt war jetzt ihr Gemahl?

Dreiundsechzig Jahre!

Wenn sie die standesamtlichen Nachrichten las, war ihr schon aufgefallen, wie außerordentlich wenige Menschen dies Alter erreichen.

Wenn Otto stürbe …?

Dann war diese grausenhafte Verwicklung gelöst. Sie brauchte weder an ihm zu freveln, noch an dem Kinde. Roland würde sie heiraten. Bis zum letzten Moment hätte sie ihre Pflicht gethan, und sie konnte dann ohne den leisesten Vorwurf glücklich sein — zum ersten Male in ihrem Leben!

Nun ergriff sie der Ansturm einer verzehrenden Scham, die alles, was sie bisher empfunden hatte, in Schatten stellte.

Wie sie so — wenn auch nur im vergänglichen Wahn einer Sekunde — ihr zukünftiges Glück aufbaute über dem Grabhügel ihres Gemahls, da kam sie sich vor, als sei sie des Mordes schuldig.

Völlig haltlos sank sie wieder zurück; ihre weitgeöffneten Augen starrten ins Leere.

Sie war nun da angelangt, wo ihre fiebernde Einbildungskraft ohne Verzug umkehren mußte; denn jenseits der Grenze gab es nur eins noch: den Irrsinn.

Während so Frau von Anzendorff in dem Halbdunkel ihres Boudoirs trostlos dahinbrütete, saß ihr Gemahl, nicht minder erregt, in seinem Arbeitsgemach; nicht beim

friedlichen Studium, über Karten und Pläne gebeugt, wie Hertha vermutet hatte, sondern in furchtbar-ernstem Gespräch mit Wladimir Orlowsky.

Wladimir, dessen treuherzige Art auch ein verschlosseneres Gemüt zur Selbstoffenbarung gebracht hätte, war seit geraumer Zeit durch die Schatten, die er gelegentlich auf der sonst so klaren Stirn seines Freundes wahrnahm, erschreckt worden.

Mehrmals hatte er inständig, und doch mit fast weiblichem Zartgefühl den Oberst gebeten, seinen Kummer mit ihm zu teilen und sich ihm rückhaltslos anzuvertrauen.

Er hatte dabei betont, daß er sich wohl bewußt sei, wie gering etwa seine Ratschläge wiegen möchten; aber das bloße Sichaussprechen, das freie Ergießen heimlicher Sorgen in das Herz eines Freundes gewähre schon Trost und wappne die entlastete Seele mit neuer Widerstandsfähigkeit.

Bei solchen Worten sah er mit seinen großen Kinderaugen dem Oberst so teilnehmend und so beredt ins Gesicht, daß dieser schon mehrmals nahe daran war, die Scheu, die ihm die Zunge in Fesseln legte, zu überwinden.

Dann aber siegte das Gefühl der Beschämung, die unabweisliche Furcht, lächerlich zu erscheinen, wenn auch nicht vor dem treuen Freund, so vor dem eignen Gewissen, das ihm stetig den Vorwurf machte: ‚Du selber bist schuld daran!‘

War es nicht mehr als genug, daß er sich vor Wladimir Orlowsky so gehen ließ? daß er in Gegenwart dieses Mannes die verzweifelte Bitternis nicht mehr ganz unterdrückte, die er sonst vor der Welt geheimhielt wie ein Verbrechen?

Heute jedoch war diese Schranke gefallen.

Der Zwiespalt, der in Ottos Gemüt klaffte, schien zu gewaltig, der Kampf, der ihn schüttelte, zu zermalmend, als daß er nicht glühend darnach gelechzt hätte, endlich, endlich einmal einen Teil dieser Schrecknisse von sich abzuwälzen.

Er hatte dem Russen gebeichtet.

Wladimir Orlowsky, der von alledem nicht die leiseste Ahnung hatte, war wie versteinert.

Als er des Worts wieder fähig war, mühte er sich, die Wahrnehmungen und Kombinationen des Freundes in Frage zu ziehen.

Aber auf jeden Einwurf hatte der Oberst eine gepanzerte Gegenrede.

Nein, es war zweifellos: die mannigfachen Symptome, die der gepeinigte Mann all die Monate her beobachtet und gruppiert hatte, vereinigten sich zu einem Gesamtbild von überzeugender Wirkung. Mochte er sich im einzelnen irren: die Hauptsache blieb so klar wie die Sonne. Das Herz seiner Frau war ihm für ewig verloren.

Otto von Anzendorff unterstellte durchaus nicht, daß ihm zugleich mit der Liebe des angebeteten Weibes auch die Ehre geraubt worden. Ganz im Gegenteil. Er zollte dem redlichen Willen Herthas, der Standhaftigkeit, mit welcher sie kämpfte und litt, gebührende Anerkennung. Aber was half ihm das? War er drum weniger elend, weil er sie achten mußte? In seiner Trostlosigkeit schien es ihm fast, als würde er den Verlust ihrer Liebe leichter verschmerzen, wenn sie ehrlos gehandelt, wenn sie den Namen ihres Gemahls schmählich besudelt hätte. Dann wäre die Sache so einfach und klar gewesen. Er hätte die beiden kraft seines guten Rechtes getötet, — mochte aus ihm dann werden, was der Himmel für gut fand. So aber konnte er die Unselige nicht einmal hassen! Ja, seine Liebe wuchs mit dem verzehrenden Neid, der ihn heimsuchte, mit dem Weh ums Vergangene, und dem wühlenden Mitleid.

Ja, er empfand Mitleid, so sehr er sich dieses Gefühls auch schämte. Zu namenlos hatte er das holde Geschöpf ja geliebt! Es brannte ihm auf der Seele wie Feuer, daß sie zum Lohn für die glücklichen Jahre, die ihm aus ihrer Liebe erblüht waren, nun so elend verzweifeln sollte. Konnte sie denn dafür? Hatte er nicht das alles vorausgesehn — und dennoch um sie geworben?

„Es ist so!“ wiederholte er, müde das Haupt wiegend, als Wladimir Orlowsky noch einmal die Möglichkeit eines Irrtums hervorhob. „Ich habe Ihnen ja lang noch nicht alles gesagt. Es gibt Verhältnisse, die man selbst dem vertrautesten Freund gegenüber nicht einmal streifen kann . . . Reden wir nicht weiter davon! Sie könnten mir ebenso gut die Wirklichkeit dieser Welt bestreiten, — was der Logik des Idealismus ja auch gelingt. Eins aber sollen Sie! Ihrem gesunden Verstand, Ihrem klaren Gefühl traue ich mehr, als mir selbst. Ich bin zu wahnsinnig aufgeregt, um prüfen zu

können, was nun das beste ist. Daß die Geschichte unmöglich so fortgehen kann, das begreifen Sie wohl. Noch stehe ich vor den Augen der Welt rein und makellos da. Ob dieser Mensch es jemals gewagt hat, seine Empfindung in Worte zu kleiden — ich meine, ob er ihr ein Geständnis gemacht hat — —: darüber kann ich nicht urteilen. Jedenfalls scheint mir die Lage so kritisch, daß sie mich unabweisbar zum Handeln drängt. Da ist es denn gut, sich vorher zu sammeln, die Stimme eines Beraters zu hören und jede Wahrscheinlichkeit in Betracht zu ziehen. Aus diesem Gesichtspunkt danke ich Ihnen, daß Sie so unermüdlich mir zugesetzt und mir entlockt haben, was mir so schwer, ach so fürchterlich schwer über die Zunge wollte."

Orlowsky drückte ihm schweigend die Hand.

„Merkwürdig," sagte der Oberst nach einer Pause, — „gleich im ersten Moment, als ich ihn kennen lernte, fühlte ich ein heimliches Widerstreben gegen den Menschen, das sich dann unter dem Einfluß seiner ungewöhnlichen Artigkeit milderte und nach kurzer Frist völlig verschwand. Es war wie ein Warnungsruf. Daß freilich solche Ereignisse im Schoße der Zukunft lagen, hätt' ich mir damals nicht träumen lassen! — Doch nun zur Sache! Ich werde mich kurz fassen. Wenn ich geendet habe, sagen Sie frei Ihre Meinung. Ich weiß zwar im voraus, daß Sie mir beipflichten müssen. Gleichviel. So befrage ich Sie also der Form halber. Ich will dem Vorwurf entgehn, ich hätte ein so gewichtiges Ding leichtsinnig und ohne gebührende Gründlichkeit über das Knie gebrochen."

Orlowsky neigte sein angstvoll-blasses Gesicht. Eine seltsame Ahnung ergriff ihn.

Otto von Anzendorff fuhr mit wachsender Selbstbeherrschung in seiner Darlegung fort.

„Drei Fälle sind denkbar. Ich meine: logisch denkbar; denn moralisch ist der erste unmöglich, der zweite im höchsten Grade bedenklich. Also bleibt nur der dritte. Aber ich greife da vor. Lassen Sie mich die drei Fälle erörtern! Erster Fall: Ich befolge den Rat eines bekannten Denkers, der uns in zweifelhaften und schwierigen Fragen die Enthaltung von jeder Aktion empfiehlt: quieta non movere! Ich rühre nicht weiter an die trostlose Situation; ich lasse die Dinge beim alten, sehe ruhig mit zu, wie Hertha mit allen Dämonen ringt, warte in sklavischer Demut ab, wie lang dieser Kampf dauert, ob sie nicht schließlich doch unterliegt — und schleppe mein Elend weiter ... Nun, Sie begreifen: ginge das an, so hätte ich überhaupt nicht den Mund geöffnet. — Zweiter Fall: Ich mache mir klar: meine Rolle ist ausgespielt. Großmütig trete ich vor sie hin und geb' ihr die volle Freiheit zurück. Ich spreche: ‚Hertha, du liebst einen andern. Ich begreife das. Der andere ist jung und schön; ich bin häßlich und alt. Wir wollen uns scheiden lassen. Heirate denn in Gottes Namen den andern, der mich so kunstgerecht bei dir ausgestochen! Ich für mein Teil werde versuchen, den Rest meines Lebens im tête-à-tête mit mir selbst zu verbringen.' — Halten Sie diesen Ausweg für möglich?"

„Wenn sich kein besserer findet, vielleicht," sagte Orlowsky zögernd.

„Er ist nicht möglich!" versetzte der Oberst. „Mich selber will ich hier ganz und gar aus dem Spiele lassen. Ich will nicht erwägen, daß ich bis an mein Ende so gut wie verfemt und verdammt wäre. Nur an sie will ich denken, an Hertha, an ihre Zukunft. Glauben Sie mir, bester Orlowsky, es ist durchaus kein krankhaftes Kokettieren mit Selbstlosigkeit und Großmut, was mich auf diesen Standpunkt stellt, sondern ein echtes Gefühl und der wahrhaftige Kern meines Wesens. Ich liebe Hertha so maßlos, daß auch in dieser entsetzlichen Frage ihr Glück und Wehe für mich in den Vordergrund tritt. Wohlan denn: hören Sie, was ich sage! Hertha, wie ich sie kenne, würde mein Anerbieten zurückweisen. Sie wäre zu klar sich bewußt, welch ein furchtbares, unerträgliches Opfer ich brächte. Gerade mein Heroismus im Entsagen und Dulden würde ihr Pflichtgefühl wecken. Aber selbst angenommen, ich könnte sie überreden, so seh' ich doch eins mit Bestimmtheit voraus: in derselben Minute, da sie von dannen zöge, würde die Reue erwachen, die Selbstanklage, das Mitleid. Im Gedanken an die Verzweiflung dessen, den sie zurückläßt, hätte sie keine glückliche Stunde mehr. Der Zweck meines ganzen Beginnens wäre also verfehlt. Ja, wer weiß, ob sie sich dann überhaupt noch entschließen würde, dem andern die Hand zu reichen ..."



Aus der Kirche. Nach dem



h dem Gemälde von Th. Matthei.

Es folgte jetzt eine schwüle, beklommene Pause. Otto von Anzendorff starrte bewegungslos auf den Fußboden. — Es war, als ob der Unglückliche zum letzten, entscheidenden Wort seine Kraft sammle.

Endlich hub er mit flüsternder Stimme wiederum an:

„Das geht also auch nicht. Somit bleibt nur das dritte. Ich lasse Hertha nicht ahnen, daß ich ihre unselige Liebe durchschaut habe, — und räume mich kurzer Hand aus dem Weg. Ein gut gezielter Pistolenschuß ..."

Orlowsky sprang auf. Er machte eine Bewegung, als müsse er seinem Freund in den Arm fallen.

„Um Gotteswillen!" rief er entsetzt.

Der Oberst lächelte.

„Berührt Sie dieser Gedanke wirklich so grausenhaft?"

„Ein Selbstmord ...!"

„So nennt es der Volksmund. Ich habe immer die Ansicht verfochten, daß diese Bezeichnung etwas zu lieblos klingt. Wer einen Mord begeht, der handelt mit kaltblütiger Berechnung. Der sogenannte Selbstmörder aber, und wenn er — wie ich zum Beispiel in diesem Augenblick — scheinbar noch so klar und gelassen das Für und Wider betrachtet, steht doch ausnahmslos unter dem Druck einer Gemütsstimmung, die einen Teil der Verantwortlichkeit aufhebt. Wenn das Gesetz nun denjenigen, der mit beschränkter Urteilsfähigkeit einen andern erschlägt, wider die Schroffheit des Mordparagraphen in Schutz nimmt und neben dem Mord auch den Totschlag kennt, der in gewissen Fällen nur mit ganz mäßiger Freiheitsstrafe geahndet wird: weshalb bezichtet ihr den Unglücklichen, der doch im Widerspruch mit dem stärksten aller Instinkte Hand an sich selbst legt, einer ewig unsühnbaren Missethat? Statt Selbstmord solltet ihr lieber Selbstzertrümmerung sagen oder was Ähnliches. Aber das scheußlichste aller Verbrechen mit dem oft naturnotwendigen Schlußakt einer Tragödie auf die nämliche Stufe zu stellen, das dünkt mir nicht eben menschenfreundlich. Oder glauben Sie, lieber Orlowsky, daß ich jetzt, da ich spreche, ganz frei von Bitternis und Erregung, ganz frei von urteilstrübendem Kummer bin?"

Die Thränen traten ihm in die Augen.

„Ich habe dem Tod mehr als einmal ins Auge geblickt," fuhr er fort. „Sie wissen das ebenso gut als ich. — Einmal sogar," setzte er zögernd hinzu, „der Selbstzertrümmerung. Lange Jahre ist's her, vier Dezennien — da verlor ich als Jüngling mein erstes Glück, wie ich jetzt im Alter mein letztes verliere. Damals ward mein verzweifeltes Vorhaben durch einen Zufall vereitelt. Es wäre besser gewesen, mein Schicksal hätte unbeirrt seinen Lauf genommen. Ich litt unsäglich; aber, teurer Orlowsky, was ich heute empfinde ... was ich heute empfinde ..."

Er preßte sein verstörtes Gesicht in die Hände. Ein wildes Schluchzen durchschauerte seinen Körper. Dann sprang er empor. Die finster zusammengezogenen Brauen atmeten eine wilde Entschlossenheit.

„Verzeihen Sie," sprach er und bot dem Russen die Hand. „Das fehlte noch — um das Gebäude meiner kläglichen Lage zu krönen — daß ich nun winselte wie ein geschlagenes Kind! Ich bin zu Ende mit meiner Darlegung. Dieses dritte ist möglich; dieses dritte ist notwendig. Teilen Sie meine Ansicht? Ja oder nein!"

„Herr Oberst! Bedenken Sie doch ...! Sie haben Verpflichtungen! Vor allem: Sie sind der Vater eines geliebten Kindes ..."

Anzendorff wandte sich ab.

„Ich weiß —" stammelte er mit zuckender Lippe, „dem Kinde haftet es an, wenn die niederträchtige Tücke des Schicksals den Vater zur Verzweiflung gebracht und ihm den Revolver in die zitternde Faust gedrückt hat ... Aber gleichviel! Der Knabe ist noch so klein! Die Erinnrung an seinen Vater wird ihm in kurzer Frist schon erloschen sein. Wenn er dann später erfährt ... so klingt's ihm wie ein unangenehmes Kapitel aus der Familienchronik, wie eine Sache, die man halt hinnehmen muß, weil sie nicht mehr zu ändern ist. Kummer und Gram wird er dabei schwerlich empfinden."

„Aber was soll die Welt über Sie denken?" fragte Orlowsky, die Hand des Freundes umklammernd. „Wird sie nicht rastlos grübeln, Ihre Motive erörtern ...? Wird sie nicht schließlich vermuten ..."

„Sie wird gar nichts vermuten," fiel ihm der Oberst ins Wort, „wenn man ihr nur beizeiten die richtige Fährte weist. Und gerade mit Rücksicht auf diesen Punkt hab'

ich mein Schweigen gebrochen und Ihnen, mein teurer Freund, mich in all meiner Trostlosigkeit offenbart. An Ihnen wird's liegen, die Menschen zu überzeugen, daß plötzlicher Trübsinn, hervorgerufen durch große Verluste, oder was sonst sich ersinnen läßt, zu dieser verzweifelten That mich getrieben habe. Sie sollen die Mitteilungen, die ich zurücklassen will, einfach bestätigen. Sie sollen erzählen, ich hätte mich früher — im vorigen Sommer bereits — in einer vertrauten Stunde so gegen Sie ausgesprochen. Verstehen Sie wohl: im vorigen Sommer! Diese Versicherung wird außerordentlich zweckmäßig sein für den Fall, daß irgendwer wider alles Erwarten an ein Zerwürfnis wegen des Malers dächte. Damals hat ihn ja Hertha noch nicht gekannt . . ."

Orlowsky blickte in wortloser Trauer nach dem geöffneten Fenster, wo die ambrosische Mailuft mit den Gardinen spielte. Es war ihm unsäglich wehe ums Herz. Der Glanz da draußen schien ihm der grausamste Hohn auf die Lichtlosigkeit im Gemüt seines Freundes.

„Übrigens," fuhr Otto von Anzendorff plötzlich heraus, „das alles ist ja unnötig!"

Er preßte die Faust wider die Stirne und schüttelte heftig den Kopf.

„Ich sehe jetzt wirklich, daß ich schon halb wie von Sinnen bin. Wozu diese Umstände? Wozu eine That, die sich offen als das bekennt, was sie ist? Ich Thor, ich unglaublicher Thor! Ja, Orlowsky, Sie haben recht! So darf der Vater eines geliebten Kindes nicht aus der Welt gehen! Auch um Herthas willen . . .! Kann ich nicht mit der größten Bequemlichkeit einfach verunglücken? Mit dem Pferde in einen Abgrund stürzen? Ertrinken? Mir beim Abfangen eines Rehbocks die Adern verletzen? Der Zufall ist ja in solchen Dingen erfinderisch! Nein, seien Sie ruhig, Orlowsky! Sie werden niemals in die Verlegenheit kommen, eine briefliche Hinterlassenschaft Ihres Freundes durch Unwahrheiten, die Ihnen sowieso schlecht zu Gesicht stehn, ausdeuten und erhärten zu sollen! Hier — meine Hand darauf!"

„Ja, ich ergreife sie, diese Hand," sagte Orlowsky; „aber ich dehne Ihr Versprechen noch aus! Es gibt noch ein viertes, und dieses vierte müssen Sie freudig in Angriff nehmen, wenn ich noch glauben soll, daß Sie für Hertha und Ihren Knaben wirklich Liebe empfinden! Sie haben ja selbst gefühlt, wie pflichtgetreu Ihre Frau dem Verkehr mit dem entsetzlichen Menschen aus dem Wege gegangen ist. Sie müssen in diesem Punkte sie unterstützen. Eine Leidenschaft ist oft nur ein Rausch, der verfliegt, wie er kam. Sie müssen so schnell als möglich samt Ihrer Familie die Stadt verlassen . . . Gaßlers haben längst schon den Wunsch geäußert, Sie einmal während der Sommerszeit auf Göllrode zu haben. Vertrauen Sie meiner Geschicklichkeit! Heute noch pack' ich zusammen, morgen reise ich ab — und zwei Tage darnach haben Sie eine förmliche Einladung. Die Gräfin Gaßler langweilt sich ohnehin; sie schrieb mir erst vorgestern, es sei ihr entsetzlich, daß Graf Gaßler schon Ende April aufs Land ziehe, während die Stadt noch bis Mitte Juni sehr gut zu bewohnen sei. Geloben Sie mir — ich beschwöre Sie — daß Sie mir folgen wollen! Dann wird alles noch gut werden! — Ja? Sie versprechen mir's?"

Trübseligen Blickes schaute der Oberst hinaus auf den grünenden Platz, wo der Flieder und die Kastanien im üppigsten Flore standen. Er seufzte schwer. In seinen beklommenen Zügen war deutlich zu lesen, daß er die rosigen Illusionen des Freundes nicht teilte.

Die Stirne wider die Scheiben gepreßt, starrte er eine bängliche Weile in dieses wogende, sonnüberglänzte Blütenmeer, ohne etwas zu sehen, als ein gestaltloses Flimmern.

Dann machte er Kehrt.

„Es sei," sprach er mit ruhiger Stimme. „Ich danke Ihnen, Orlowsky! Thun Sie, was Sie für gut halten!"

21. Kapitel.

Acht Tage später waren die Anzendorffs nach Göllrode übergesiedelt.

Gräfin Gaßler, wie immer die Liebenswürdigkeit selbst, hatte den Freunden drei große Zimmer mit dem Blick nach der wildzerklüfteten Schlucht und den schäumenden Wassern der Göll eingeräumt.

Otto von Anzendorff fragte sich, ob diese unausgesetzte Erinnerung an die Vergangenheit ein wirksames Heilmittel für die schwerverwundete Seele der jungen Frau sei. Hertha konnte hier freilich einer Beschwichtigung ihres Gemüts, einer Versöhnung mit dem einmal

Gegebenen, aber auch ebensogut einer stets erneuten Erregung teilhaftig werden, die dem freundlichen Plane Wladimir Orlowskys völlig zuwiderlief. — Dort hinter den fichtenbestandenen Felskuppen hatte sie jene Fesseln geschmiedet, die sie jetzt als unerträgliche Last empfand. Es war nicht vorauszusehen, ob diese immer wiederkehrende Mahnung sie nicht schließlich verbittern und geradezu aufreizen würde.

Die Wahrheit zu sagen, hatte der Oberst, trotz der anscheinend guten Laune, die er zur Schau trug, vollständig mit der Hoffnung und den sie begleitenden Zweifeln abgeschlossen. Es waren mehr die Gedanken Orlowskys, die er bei solchen Erwägungen nachdachte, als seine eignen.

Man sagt, die Resignation sei die Zwangsjacke, die das Schicksal dem Sterblichen anziehe, wenn die Verzweiflung ihn zur Tobsucht gebracht habe. Diese Zwangsjacke trug jetzt Otto von Anzendorff; sie verlieh seinen Gebärden so viel Anstand, Ruhe und Gleichförmigkeit, daß kein Beschauer den wahren Sachverhalt ahnen konnte. Selbst bei Orlowsky ließ sich der Oberst nicht mehr so freundschaftlich gehn, wie bisher. Es war, als schäme er sich seiner früheren Mitteilsamkeit als einer strafbaren Schwäche.

Der Verkehr zwischen Göllrode und Gruthenau war ganz ebenso rege, wie damals, da Hertha zum ersten Male die Schwelle des Schlosses betrat.

Auch fand man dort so ziemlich die gleichen Personen.

Freiherr von Gruthenau war in den letzten vier Jahren etwas hagerer und grauer geworden, aber noch immer der artige, höfisch-galante Ritter von ehedem.

Bertha von Gruthenau und Fräulein von Halfferke schienen unverändert.

Aus dem lyrisch-romantischen Gustav hatte sich ein schmucker, intelligenter Forstkandidat entwickelt, der die Examina glücklich bestanden hatte und bei Gelegenheit seinem Papa Vorträge hielt über die irrationelle Bewirtschaftung der freiherrlich Gruthenauschen Waldungen. Er wälzte die großartigsten Reformpläne, meinte im Laufe der nächsten acht Jahre die Einkünfte aus den besonders verwahrlosten Tannenbeständen mindestens zu verdreifachen, und trug jetzt die Haare nicht mehr so üppig und mähnenartig, sondern vorschriftsmäßig geschnitten, wie es einem Reserveoffizier der Kavallerie zukam. Noch freilich schwärmte er für die Dichtkunst, aber mit peinlicher Auswahl. Er las nur das beste, hatte der eignen Produktion als nicht vereinbar mit der Höhe seiner ästhetischen Ansprüche mutig entsagt, und seine Begeisterung für das schöne Geschlecht auf ein ganz allerliebstes sechzehnjähriges Mädchen mit Namen Elisabeth konzentriert, die Tochter seines akademischen Lehrers, mit der er seit Anfang März glücklich verlobt war.

Paul von Höffert, den die Forderungen des Dienstes noch an die Stadt fesselten, hatte für die Zeit seines demnächstigen Urlaubs etwas andres im Plane, trotz der liebenswürdigen Einladung des Barons. Schloß Gruthenau, das, wie er sich ausdrückte, gänzlich von genießbaren Damen entblößt war, lockte ihn nicht, und mit den Gaßlers schien er seit kurzem etwas gespannt zu sein, mit der Gräfin wenigstens.

Wohl aber hatte Professor Ehlers, mit seiner zauberhaften Iduna aus dem Süden zurückkehrend, einen Abstecher in die lockende Gegend des Sees gemacht, um alsbald von dem neu entbrennenden Freiherrn für die Sommersaison beschlagnahmt zu werden.

Iduna war schöner geworden. Der Übermut ihres Wesens hatte sich abgeklärt; um so heißer jedoch und leidenschaftlicher glomm es in ihren tiefschwarzen Augen; um so roter blühte ihr Mund; um so voller erschien ihre schlanke, verführerische Gestalt. Herr von Gruthenau, der die Empfindung hatte, als sei das Ende der Tage für seine galante Carrière stark im Anrücken, stürzte sich wie ein alternder Leu auf diese Gazelle, umwarb sie mit allen Künsten der Schmeichelei, und merkte nicht, daß sie nur deshalb so hold und so reizend lächelte, weil sie sich über sein wunderliches Gebaren kolossal amüsierte . . .

Außerdem war auf Schloß Gruthenau noch ein harmloser, etwas langweiliger Universitätsfreund Gustavs zu Gast, ein gewisser Hans Ellrich, der wenig sprach, viel aß, noch mehr trank und trotz seiner Jugend für einen ausgezeichneten Forstmann galt, was den jungen Baron stark an ihn fesselte. Gustav ging nämlich neuerdings mit dem Plane um, diesen Hans Ellrich zur Mitarbeiterschaft an einem großen forstwissenschaftlichen Werk zu gewinnen, von dem er sich — ekstatisch wie

er noch war — den Beginn einer vollständig neuen Ära versprach. Graf Gaßler nannte ihn deshalb scherzhaft den neuen Cotta.

Der Sommer verstrich in der nämlichen Weise, wenn auch minder bewegt, wie jener erste, unvergeßliche, der jetzt um lange, ereignisvolle Jahre zurücklag.

Man besuchte sich oder machte gemeinsame Ausflüge zu den Nachbarn; man gondelte auf dem See; man ritt, man tanzte, und spielte zwei- oder dreimal Theater.

Die Laßbergs waren regelmäßige Teilnehmer an solchen Vergnügungen, obschon Hans Kunibert mit seiner wortlosen Schwerfälligkeit nachgerade für jedermann die Zielscheibe mehr oder minder versteckter Spottreden abgab, was die Gemütlichkeit nicht immer erhöhte.

Frau von Anzendorff war fast die einzige, die sich der ungelenken Hünengestalt aus freundlichem Herzen annahm; die übrigen Damen, zumal Gräfin Marie, trieben es manchmal schlimmer als die launigen Kavaliere, die stets doch eine gewisse Grenze zu respektieren hatten, wenn sie nicht ein Rencontre herbeiführen wollten. Das aber hatte bei Hans Kuniberts hochentwickelter Fertigkeit im Pistolenschießen immerhin sein Bedenkliches.

Zum guten Glück schien er die manchmal recht geschmacklosen Neckereien kaum zu beachten. Er war ja von jeher etwas beschaulich und traumhaft gewesen. Diesmal jedoch übertraf er sein früheres Verhalten bei weitem. Er lebte und webte gleichsam in einer überirdischen Welt und hatte so kaum noch Fühlung mit den kleinen Fatalitäten der wirklichen.

Herr von Gruthenau, dessen Auge in solchen Dingen außerordentlich scharf war, merkte nach kurzer Frist, was die Glocke geschlagen hatte.

Der blonde Koloß war sterblich verliebt — und zwar in die zauberhafte Iduna, die ihn schon damals unwiderstehlich verhext hatte.

Der alternde Freiherr verspürte bei dieser Entdeckung ein siedendes Unbehagen. Die Weiber sind so schwer zu berechnen! Daß die dunkelhaarige Loreley selber um den Zustand ihres ungeschlachten Anbeters wußte, daran hegte der Freiherr durchaus keinen Zweifel, wenn er auch fest überzeugt war, daß sich Hans Kunibert nie eines eroberungslustigen Wortes erdreistet hatte. Die Frauen — so sagte sich der Baron — wissen das häufig eher, als der Betreffende selbst. Nun aber konnte das Schicksal es fügen, daß sich Iduna, so schroff sie bis dahin gewesen, urplötzlich darauf besann, was dieser blühende Laßberg vor ihm, Gruthenau, ganz unleugbar voraushatte. Diesem Besianen konnte ein rascher Impuls folgen, ein holdes Gewähren, ja der empörende Draag, sich dem blondhaarigen Riesenjüngling geradezu an den Hals zu werfen, wenn er denn selbst nicht den Mut besaß, das breite Maul mit den blankschimmernden Zähnen zu einer Werbung zu öffnen. Dergleichen war ja nichts Seltenes. Herr von Gruthenau hielt die weibliche Strenge, die er „in einzelnen Fällen“ nicht leugnen konnte, überhaupt nur für eine Marotte, wenn nicht gar für Berechnung . . .

Diese verwünschte Jugend! Diese ekelerregende Blondheit, die namentlich bei so nachtschwarzäugigen Weibern oft ein immenses Glück hatte! Er war außer sich vor Erbittrung, und je länger Iduna ihn schmachten ließ — immer höflich und lächelnd —, um so mehr steigerte sich sein glühender Haß gegen den armen Hans Kunibert, der, wie er glaubte, nur deshalb nicht schon längst triumphiert hatte, weil er selbst für eine so leichte Eroberung zu hölzern und bockbeinig war.

Schließlich wurde er hochgradig nervös, der gute Baron. Seine Gemahlin, die einzige unter den Schloßbewohnern, der gegenüber seine Verstimmung sich freien Lauf ließ, wußte davon zu erzählen! Halbe Nächte lang schlief er nicht, und Bertha war nun natürlich gezwungen, seine Lamentationen, die sich auf alle Gegenstände der Welt, nur nicht auf die wirkliche Ursache seines Verdrusses erstreckten, trotz ihrer Migräne ruhig mit anzuhören und sich Vorwürfe machen zu lassen über das öde, verfehlte Leben, das er ihr danke, über die widerliche Vergänglichkeit alles Schönen, vor allem jedoch über die nicht zu bestreitende Thatsache, daß er mit jedem Jahr älter ward.

So entschwand der August.

Am ersten September ging wie alljährlich die Jagd auf.

Das herrliche Wetter, mit dem sich der Herbstmonat einführte, übertraf die kühnsten Erwartungen.

Wladimir Orlowsky, der leidenschaftliche Weidmann, hatte schon einige Tage zuvor

seine Gewehre untersucht und mit der schmunzelnden Miene des Feinschmeckers, der sich zu Tisch setzt, einige Schüsse ins Blaue gethan.

Er freute sich wie ein Kind, nun endlich wieder in der nächsten Umgebung Göllrodes pirschen zu können; denn die berühmten Keiler, für die es keine gesetzliche Schonzeit gab, hausten viel weiter nordwärts. Es war dies allemal eine Tour von zwei Tagen, bei der man im Forsthause zu Gliensberg Quartier nehmen mußte, was nicht just zu den größten Annehmlichkeiten gehörte. Aber auch so machte sich bei Orlowsky seit seiner Übersiedelung nach Deutschland eine Verminderung der Kampflust geltend, die ihn so stürmisch zur Fehde mit den Bären des Urals getrieben hatte. Oder war ihm bei diesen Hetzgeschichten etwas Jägerlatein mit untergelaufen? Kurz, er schwärmte jetzt mehr für Hasen, Hühner und Rotwild. Nebenher machte es ihm das größte Vergnügen, ein Stück selbstgeschossenes Wildbret in fachmännisch gediegener Zubereitung mit verzehren zu helfen. Ein getrüffeltes Rebhuhn war seine Leidenschaft. Ach, und nun konnte er ja seit einiger Zeit wieder so ganz dem Behagen des Augenblicks leben! Otto von Anzendorff schien jetzt ruhiger, klarer, befriedigter. Hertha war im Verkehr mit dem Gatten so gütig, so liebevoll, — wenn auch ihr Antlitz immer noch nicht die bedenkliche Blässe verlor. Aber das würde schon kommen! Das Heilmittel wirkte, daran war nicht zu zweifeln! Orlowsky durfte sich Glück wünschen!

Die Jagdsaison debütierte auch dem Erfolge nach glänzend.

Wladimir Orlowsky hatte auf den benachbarten Feldern sechs Hühner gefehlt und anderthalb Hasen geschossen. Wenigstens lag er bezüglich des zweiten mit Hans Ellrich, dem Universitätsfreunde Gustavs, im Streit, bis man sich einigte, jedem der beiden Schützen die Hälfte an dem Triumph in Rechnung zu bringen.

Hiernach hatte Orlowsky im Hochwald einen Gabler gefehlt, und einem der Treiber ein paar Schrotkörner auf das Dickbein geschossen, so daß der Mann laut aufschrie, nach einem Arzt und einem Priester begehrte, und erst von seinen Schmerzen erlöst wurde, als Wladimir Orlowsky ihm tieferschüttert einen Fünfzigmarkschein behändigte.

Auch die übrigen Teilnehmer waren je nach ihrer weidmännischen Begabung vom Schicksal begünstigt worden.

Graf Gaßler kam siebenundzwanzig Mal zum Schuß und hatte durchweg die glücklichsten Treffer.

Im ganzen wurden hundertunddreißig Hühner, beinahe eben so viele Hasen, elf Rehe und ein stämmiger Brandfuchs zur Strecke gebracht.

Der Oberst von Anzendorff hatte an diesem Siegeszuge nicht teilgenommen. In seiner Jugend war er wohl Jäger gewesen wie hundert andere, aber die Leidenschaft eines richtigen Weidmanns hatte er niemals gekannt. Da sich sein Knabe an diesem Tage nicht wohlfühlte, — das Kind klagte über Kopfweh und Mattigkeit — so fehlte ihm vollends die Lust. Vielleicht wurzelte seine Verstimmung auch tiefer, wiewohl er das trostlose Thema, das ihn beschäftigte, niemals berührt hatte.

Am Abend fand man sich wie gewöhnlich im kleinen Speisezimmer zusammen, wo man den Thee nahm. Das Befinden des kleinen Max hatte sich wieder gebessert. Hertha, die während des Tages in bänglicher Dumpfheit den Zustand ihres Lieblings beobachtet hatte, atmete auf.

Der flotte Bericht Wladimir Orlowskys über seine Erlebnisse wirkte erfrischend. Seit lange hatte Graf Eberhard nicht so herzlich gelacht, wie jetzt über das Abenteuer mit dem „lebensgefährlich verwundeten" Treiber. Es war auch zu komisch — die Angst des Übelthäters, das Jammergeheul des Verletzten, der Fünfzigmarkschein, — und schließlich die beiden rötlichen Flecke, auf die sich bei näherer Betrachtung die Todeswunde des unglückseligen Opfers beschränkte.

Wladimir Orlowsky, obschon auch er in diese Heiterkeit einstimmte, meinte doch, als das Gelächter sich endlich beruhigt hatte, die Sache hätte auch sehr bedenklich ablaufen können.

„Ich weiß nicht, welcher Teufel mich ritt, — (verzeihen Sie, meine Damen!) — daß ich den Büchsenlauf nicht wie sonst in die Höhe nahm. Ich wollte die Mündung von rechts nach links an dem Burschen vorbeibringen, um auf den Fuchs zu halten, der sich mit seinem breiten Schelmengesicht so ganz gemächlich vorbeischleichen wollte. Aber ich that dies mit gesenktem Gewehr und den

Finger am Hahn. Ob mir nun heimlich die Hand gezuckt hat; ob ich im Unterholz hängen blieb oder was sonst — ich weiß es nicht. So viel ist sicher: der Schuß krachte, eh' ich's mir träumen ließ. Noch eine Viertelsekunde früher, und die gesamte Ladung prallte dem armen Kerl auf den Schenkel. Alle Wetter, mich überläuft's!"

„Ja, lieber Orlowsky," versetzte Graf Gaßler, nun gleichfalls ernst, „man kann auf der Jagd die Vorsicht nie übertreiben. Ich habe da Dinge erlebt . . ."

Und nun erzählte er einen entsetzlichen Fall, der sich vor acht, neun Jahren drüben bei Laßberg ereignet hatte.

„Und trotzdem," sagte Orlowsky, nachdem er den Eindruck dieser Geschichte verwunden, „das Weidwerk ist und bleibt ein königliches Vergnügen! Die herrliche Luft, der rauschende Wald, die sonnigen Felder — und dann der unbeschreibliche Reiz, so auf Beute zu lauern . . .: ich weiß mir nichts Lieberes! Schade, Herr Oberst, daß die Besorgnis um den Kleinen Sie heute zurückhielt! Das nächste Mal müssen Sie unbedingt teilnehmen!"

Otto von Anzendorff hatte während der letzten Minuten regungslos dagesessen.

„Meinen Sie?" gab er zur Antwort. „Nun, wir können ja über die Sache noch reden."

Früher, als dies sonst seine Gewohnheit war, zog sich der Oberst zurück. Er schien das Bedürfnis zu fühlen, allein zu sein; denn er begab sich noch nicht zur Ruhe, sondern schritt fast eine Stunde lang durch den Garten, wo der Mond durch die Lücken der breiten Kastanien seine glänzenden Lichter auf den gelblichen Kies malte. Frau von Anzendorff hatte sich schon vorher aus der Gesellschaft entfernt, — des Kindes wegen, das noch immer ein wenig unruhig war.

Drei Tage später lud Hans Kunibert zu einem großen Treibjagen auf Laßbergschem Grund und Boden ein. — Am Abend, nach vollendetem Weidwerk sollte im Herrenhause zu Laßberg ein solennes Jagdsouper stattfinden.

In aller Frühe brach man von Laßberg auf, trieb eine Anzahl der wildreichsten Schonungen nördlich des Dorfes ab, frühstückte auf dem Galsberg, streifte dann ostwärts nach dem Galsberger Hochwald und sammelte sich zwischen sechs und halb sieben auf der Hellbrunnwiese, um von dort aus die Rückfahrt nach Laßberg anzutreten.

Hans Kunibert mit seinem alten, bewährten Förster, und Bruno von Wolfshagen, ein Vetter Aureliens, waren die ersten. Sie setzten sich auf einen der Jagdwagen, erquickten sich an dem schönen Burgunder, den sie im Wasser einer benachbarten Quelle etwas gekühlt hatten, und musterten mit befriedigten Blicken die Beute, die schon in recht erbaulicher Fülle am Boden lag und sich mit jeder Minute reichlicher anhäufte. Die übrigen Herren kamen in rascher Folge dazu. Man begrüßte, man beglückwünschte sich. Der Tag war nicht annähernd so heiß gewesen, wie ehvorgestern; die Stimmung schien ausgezeichnet, das Jagdergebnis geradezu glänzend. Wladimir Orlowsky hatte keinem der Treiber ein Leids gethan, wohl aber den brillantesten Damhirsch erlegt, den man seit Jahren im Galsberger Hochwald geschossen hatte.

Graf Gaßler schwelgte im Anblick dieses Prachtexemplars, während Hans Kunibert sich bescheidentlich abseits hielt, als gälten die Lobsprüche, die man dem Wildstück zollte, ihm selbst.

Ernste und launige Mitteilungen über die Jagderlebnisse fluteten wieder in breitem Strome.

Endlich fragte Graf Gaßler, die Uhr ziehend:

„Halb sieben vorbei! Ist die Gesellschaft vollzählig?"

„Doch wohl," meinte Hans Kunibert.

„Nein," versetzte Orlowsky, „Herr von Anzendorff fehlt noch."

„Richtig, der Oberst!" klang es von allen Seiten.

„Er stand keine zweihundert Schritte von uns entfernt, als wir zuletzt auf den Fuchs schossen," sagte Graf Gaßler.

„Na, er wird ja wohl kommen!"

Zehn, zwanzig Minuten verstrichen.

Er kann sich doch nicht verirrt haben?" fragte der junge Wolfshagen.

„Unmöglich," versetzte der Förster. „Er braucht nur immer dem Bache zu folgen. Der Weg über die Böhlauer Schneuße ist nicht zu verfehlen."

„Nun, wenn man ein bißchen zerstreut ist, wie der Herr Oberst . . ."

„Vielleicht hat er noch gerade vor Thorschluß irgend ein reizendes Jagdabenteuer

erlebt," sagte der Schloßherr von Gruthenau. „Mich soll's nicht wundern, wenn er mit einer Fischotter ankömmt. Droben im Laßbach gibt's welche."

„Aber den Rackern ist verteufelt schwer anzukommen," sagte der Förster, „und der Herr Oberst hat keinen Hund bei sich."

Über all diesen Reden und Gegenreden begann es zu dämmern. Immer noch keine Spur von dem Fehlenden! Himmel und Hölle! Man rief, man pfiff, man jodelte; der Förster blies sogar mit annähernder Korrektheit das Hornsignal „Jagd vorbei": c—e; g—c; g—g. Alles umsonst.

Endlich begann die Gesellschaft stutzig zu werden. Keiner mochte zuerst die Besorgnis aussprechen, dem Vermißten könne ein Unheil begegnet sein: aber die Ahnung dieser erschreckenden Möglichkeit drückte auf alle Gemüter.

Orlowsky zumal war in unbeschreiblicher Aufregung. Er dachte an sein neuliches Mißgeschick mit dem Treiber. Auch entsann er sich jetzt, daß noch einige Schüsse gefallen waren, nachdem er mit Gaßler bereits den Weg nach dem Sammelplatz angetreten.

Und plötzlich, um seine Qual zu vervollständigen, tauchte, wie ein graufenhaftes Gespenst, jenes Zwiegespräch vor ihm auf, daß er am zweiten Mai — acht Tage vor der Übersiedlung nach Göllrode — mit Anzendorff durchgemacht hatte. Die furchtbaren Worte klangen ihm durch die Seele: „Kann ich nicht mit der größten Bequemlichkeit einfach verunglücken . . .?"

Trotz seiner tobenden Angst beherrschte er sich.

„Nun bleibt nichts übrig," sagte er achselzuckend, „— wir müssen ihn suchen. Er kann gestolpert, gestürzt sein . . . Kommen Sie, lieber Graf! Je zwei und zwei! Die Hunde nehmen wir mit. Gott verhüte, daß ihm was zugestoßen!"

Es war vollständig Nacht geworden, aber der Mond schien hell. Die Böhlauer Schneuße mit ihrem wuchernden Grasboden glänzte in Tagesklarheit. Die Jagdgesellschaft schlug sich in Abständen von je fünfzig Schritt paarweise ins Gehölz.

Dem braven Hans Kunibert, der in Gemeinschaft mit seinem Förster suchte, war es vom Schicksale vorbehalten, den Vermißten zu finden.

Otto von Anzendorff lag jenseits eines kräuterumwucherten Grabens mit dem Gesicht nach der Erde gekehrt, das Gewehr in der Linken, die Rechte krampfhaft geschlossen. Das Mondlicht, das flimmernd durch das Geäste der Buchen floß, spiegelte sich in einer mächtigen Blutlache. Das Gewehr war entladen; der tödliche Schuß hatte von unten her das Gehirn durchbohrt.

22. Kapitel.

Auf Zweige und Moos gebettet, die klaffende Wunde sorgsam verhüllt, den Leib mit einem der Wagenteppiche zugedeckt, — so brachte man den Verunglückten nach Göllrode. Ein Bote war schon vorausgesandt worden, um die Insassen des gräflichen Schlosses, besonders auch die Gemahlin des Toten, auf das Entsetzliche vorzubereiten.

Die Gesellschaft trennte sich unter dem furchtbaren Eindruck dieses Geschehnisses beinahe lautlos. Niemand dachte mehr an das Jagdsouper. Hans Kunibert Freiherr von Laßberg weinte die bittersten Thränen. Orlowsky war wie betäubt. Mit dem Blick eines Schuldbewußten spähte er um sich her, ob irgendwo sich ein Hauch von Verdacht oder Mißtrauen rege. Bei jedem Worte, das da geflüstert zu ihm herüberdrang, fuhr er zusammen. Die bloßen Satzanfänge: „Er hat...", „Es ist..." flößten ihm Schrecken ein, und diese folternde Bangigkeit ließ ihn zunächst gar nicht zu dem Bewußtsein gelangen, was er mit Otto von Anzendorff, dem heißgeliebten Freunde, verloren hatte.

Seine Angst vor den Auslegungen seiner Gefährten war übrigens grundlos.

Eine gewissenhafte Prüfung des Thatbestandes — Graf Gaßler hatte bei aller Erregtheit sofort an dieses Moment gedacht und sich die Einzelheiten geflissentlich eingeprägt — ergab für jedermann als nicht zu bezweifelndes Resultat, daß der Oberst bei dem Sprung über den Graben ausgeglitten, mit dem Gewehr in der Hand zu Fall gekommen und so durch die Entladung des rechten Laufes verunglückt war.

Die Möglichkeit eines Verbrechens schien ausgeschlossen.

Nirgends zeigte sich in dem feuchten Grunde eine verdächtige Fußspur. Die Brieftasche Anzendorffs, die kostbare, diamantenbesetzte Uhr, die goldene Kette, die

zwei Ringe, die er zu tragen pflegte: alles dies war noch vollzählig.

Auch für die Annahme eines Rache-Akts fehlte hier jeglicher Anhaltspunkt. Der Oberst von Anzendorff hatte, der Meinung aller zufolge, kaum einen Feind, ganz gewiß aber keinen, dem die gehässigste Schwarzsichtigkeit ein solches Verbrechen zugetraut hätte.

Noch beweiskräftiger als diese Erwägungen schien die Verwundung selbst, die offenbar nur von der eignen Waffe des Opfers herrühren konnte und durch die pulvergeschwärzten Ränder verriet, daß der zerschmetternde Schuß aus unmittelbarster Nähe kam.

Der Gedanke an einen Selbstmord aber schien vollends unhaltbar. Otto von Anzendorff, dieser klare, geruhige, heitre Charakter, der noch in vorgerückterem Alter ein Glück gefunden, um das er von aller Welt heimlich beneidet wurde, und das doch alle ihm gönnten, weil er's mit voller, dankbarer Lebensfreude genoß — er sollte mit eigner Hand...? Bah, die bloße Erwähnung einer so widersinnigen Annahme wäre ein Frevel gewesen.

Hertha sogar, die sich jetzt in ihrem unsäglichen Schmerz erneuerte Vorwürfe machte, kam doch keine Sekunde lang auf die Vermutung, ihr heimlicher Abfall könne mit dem Tod ihres Gatten irgendwie im Zusammenhang stehn.

Sie war ja all die Monate her doppelt liebevoll gegen den Mann gewesen, der nun seit lange nicht mehr ihr Herz, und doch so viel Anspruch auf ihren zärtlichsten Dank besaß. Heroisch hatte sie unterdrückt, was sie nicht völlig verbannen konnte; und wenn sich ihr während der letzten Tage daheim in der Residenz die Empfindung aufgedrängt hatte, als ob ihr Gemahl wenigstens unbestimmt ahne, daß nicht alles in ihrem Innern so sei, wie es von Gottes und Rechts wegen hätte sein sollen: hier in Göllrode schien dieser Argwohn, falls er denn je existiert hatte, völlig erstickt. In der That, Hertha war seit der Trennung von Roland fester und ruhiger geworden; sie hatte sich in ihr Schicksal gefunden, wie sich der Kranke zuletzt an seine Krankheit gewöhnt; sie trug es nicht nur mit äußerlicher Gelassenheit, sondern mit jener Ertötung des Willens, die uns befähigt, trotz der noch heimlich wühlenden Schmerzen freundlich zu sein, heiter und mild, und für andre zu leben, da man doch für sich selber nicht leben darf.

Und wie gütig, wie dankerfüllt war ihr Gatte gewesen bis zum letzten Moment! Wie reich an zarter Aufmerksamkeit und Liebe!

Freilich — er begehrte sie nicht mehr so stürmisch wie früher; wenn er sie küßte, so geschah dies mit einem ausgesprochenen Zuge von Väterlichkeit; wenn er sie ansah, glitt ihm zuweilen jenes wehmütig-trübe Lächeln über die Lippen, das ihm während der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft eigen gewesen. Aber das war so natürlich. Er liebte sie leidenschaftlich und wollte doch an der Schwelle des Greisenalters nicht den Romeo spielen. Das hatte er häufig betont, — und hier auf dem Edelsitze des Freundes, der so viel jünger war, der so viel besser zu seiner jugendstrahlenden Gattin zu passen schien, mochte dieser Entschluß an Ernst und Nachhaltigkeit gewonnen haben.

War ihr Verkehr mit ihm also ruhiger, stiller, vernünftiger, so trug er die Schuld, nicht aber sie. Nein, gewiß nicht! Keinen Augenblick hatte sie außer Acht gelassen, daß sie ihm angehörte; ihr Gruß war nicht matter geworden, ihre Sprache nicht liebloser...

Einmal nur, als sie so unbeschreiblich süß und schmerzlich von Roland geträumt hatte, war sie unter strömenden Thränen erwacht — und er hatte ihr Schluchzen bemerkt, obgleich er that, als ob er noch schliefe. Aber dann hatte sie ja ihre Zuflucht zu einer frommen Lüge genommen und ihm erzählt, sie habe im Traum ihren Vater gesehn; das Bild ihrer frühesten Jugend sei vor ihr aufgetaucht, wehmütig-klar, und doch so fern, so unerreichbar in seiner Herrlichkeit...

Otto hatte gelächelt, ihr tröstend die Hand gedrückt und dann wieder friedsam die Augen geschlossen, um weiter zu schlafen...

Nein, sie wußte nichts von der unabsehbaren Kette heimlicher Qualen, die ihn gefoltert hatte. Sie ahnte nichts von seinen Entschlüssen und Plänen. Sie würde das alles auch gar nicht begriffen haben: denn sie glaubte ja auf dem besten Wege zu sein, jene Leidenschaft zu bezwingen und sich allmählich in die frühere Herzensgemeinschaft mit ihm wieder einzuleben.

Jetzt vollends, da sie händeringend vor dem Entseelten niederkniete und keine Thräne fand, meinte sie nie ein anderes Wesen auf

dieser Erde geliebt zu haben. Sie hatte das dumpfe Gefühl, als ob die ganze Welt ihr zerbröckle wie ein morsches Gemäuer. Der Gedanke an Roland drängte sich keine Sekunde lang in die Heiligkeit dieses tiefen und wahren Schmerzes. — Sie kam sich vor wie vom Himmel verlassen. — Dieser eine entsetzliche Zufall hatte ihr Dasein vernichtet, ihre Zukunft zur Einöde, ihr Herz zum Kirchhof gemacht.

Nur Einer — Wladimir Orlowsky — ahnte den wahren Zusammenhang.

Otto von Anzendorff hatte seit der Übersiedelung nach Göllrode niemals den Namen Roland Kessinger wieder ausgesprochen.

Orlowsky jedoch, da ihm der Sachverhalt nun einmal bekannt war, fühlte heraus, daß hinter dem scheinbar erneuten Gleichgewicht dieser Ehe noch immer das alte fürchterliche Gespenst lauerte. Der Wissende hat es leicht, aus kleinen und kleinsten Zügen zu folgern, wo der Ahnungslose nur Zufälligkeiten ohne Belang sieht. Orlowsky — obschon er mit Beharrlichkeit schwieg und sich einer fast übermütigen Laune befliß, um so der eignen Beklommenheit thunlichst Herr zu werden — merkte sehr wohl, daß Hertha sich täuschte, wenn sie den Wahnsinn ihrer verzehrenden Liebe bezwungen zu haben glaubte; er merkte auch, daß der Oberst die anfangs erwachten Hoffnungen schon nach kurzer Frist wieder aufgab, und nur aus Stolz oder im Halbschlaf der Resignation den altgewohnten Gang dieses Lebens weiter ging.

Freilich, daß die Katastrophe so nahe bevorstünde, daß er selbst mittelbar daran schuld tragen sollte, indem er den Freund veranlaßte, sich gegen seine Gepflogenheit an der Jagd zu beteiligen, das hätte sich der gute Orlowsky in seinen dunkelsten Augenblicken nicht träumen lassen.

Er wird doch — so rechnete er — zum wenigsten abwarten, ob sich Hertha bereit erklärt, auch den kommenden Winter fern von der Residenz zu verbringen, im Süden vielleicht, in Rom, wo ihr so manche bedeutungsvolle Erinnerung zu gunsten ihres Gemahls spricht!

Auch hielt es Orlowsky für ausgemacht, daß ihn der Oberst vor dem entscheidenden Schritt noch einmal zu Rat ziehen würde.

Er hatte sich vorgenommen, in diesem Fall seine ganze Beredsamkeit aufzubieten und jede andere noch so gewaltsame Lösung lieber herbeizuführen, als diese eine, entsetzliche. Der Oberst sollte den Nebenbuhler vor die Pistole fordern; gleichviel aus welchem Scheingrunde, — oder mutig in einen Prozeß willigen, sich kurzer Hand, wenn es nötig war, für den schuldigen Teil erklären, und den Rest seines Lebens in ernster, wissenschaftlicher Arbeit verbringen, wie er dies ja seit lange gewohnt war, ehe er dies überspannte Geschöpf kennen gelernt.

Wladimir Orlowsky fühlte bei solchen Erwägungen, die ja doch niemals ohne Rest aufgingen, etwas wie Groll gegen die junge Frau. Hätte ihn Otto von Anzendorff nicht eines Tages feierlich bei der Hand genommen und ihm ohne Einleitung zugeraunt: „Wenn einmal Hertha allein steht — nicht wahr, Orlowsky, so darf sie auf Ihre Freundschaft rechnen?“ — er würde sich innerlich von ihr losgesagt haben . . .

Nun war das Furchtbare geschehen. Der stattliche Mann, den das kraftzerstörende Greisentum noch nicht mit dem flüchtigsten Hauche gestreift hatte, lag tot und starr auf der Bahre. — Schloß Göllrode, bis dahin der Mittelpunkt genußfroher Lebenslust, war in ein Trauerhaus der düstersten Art verwandelt. — Nicht die Hand der Natur, die das Überreife und Welke nach unabänderlichem Gesetz in die Gruft wirft, sondern ein gräßliches Mißgeschick hatte die Eiche gefällt, die noch jahrzehntelang ungebeugt in der sonnigen Himmelsluft hätte rauschen können!

Die Freunde des Hingeschiednen, besonders die Gaßlers, benahmen sich musterhaft.

Gräfin Marie, sonst so leichtherzig und libellenhaft, zeigte hier ein bewunderungswürdiges Zartgefühl.

Ganz wie der Augenblick es gebot, ließ sie bald ihre Freundin allein, bald schlich sie leise zu ihr ins Zimmer, hielt sie mit zärtlichen Armen umschlungen und weinte mit ihr, ohne viel Worte zu machen.

Und diese Thränen kamen ihr aus dem Herzen.

Sie dachte daran, wie verzweifelt sie sein würde, wenn sie nun ihren vortrefflichen Eberhard auf so furchtbare Weise verloren hätte; wie traurig und trostlos ihr Leben dann bis auf weiteres dahinströmen würde, ach, und wie grausenhaft der Gedanke das Herz erschüttere, Witwe zu sein! Auf der Schaubühne freilich spielten die jungen

Witwen eine recht niedliche Rolle; die Halbtrauer stand ihnen reizend, und sie eroberten rings die Herzen im Sturm: aber das Leben war denn doch etwas andres! Wie schön hätte nun die arme Hertha den Winter hindurch an den „festen Abenden" der Gräfin teilnehmen können! — Gerade diesmal sollten die „Donnerstage" so reizend werden! Wie gut hätte sie für die Rolle der jungen Pastorsfrau in der hübschen Bluette Karl Sonntags gepaßt, die man just zu Beginn der Saison aufführen wollte! Was hätte sie alles genießen können — von den Hofbällen abwärts bis zu den wissenschaftlichen Vorträgen Adolar Müllers, bei denen man gleichfalls die prächtigsten Toiletten entfalten durfte!

Und so war's ja mit allem!

Der grausame Tod hatte ihr einen entsetzlichen Strich durch die Rechnung des Lebens gemacht. — Sie stand nun allein in der Welt — (Gräfin Marie schluchzte bei diesem Gedanken geradezu leidenschaftlich) — ohne Schutz, ohne Berater, ohne Gefährten!

Die Ärmste!

Freilich, sie hatte ihr Kind...

Ob sie sich wieder verheiraten würde?

Sie war noch so jung...!

Und bei Lichte betrachtet: in zehn oder zwölf Jahren wäre der Oberst wahrscheinlich ja doch gestorben...

Zum Glück ließ Gräfin Marie von diesem bunten Gedankengang nichts verlauten. Ihr Mienenspiel, ihre zärtlichen Küsse übten daher ganz die nämliche Wirkung, als hätte ihr niemals eine so unerbauliche Vorstellungsreihe die Seele durchkreuzt.

Übrigens fragt es sich, ob der erregte Mensch für seine Gedanken verantwortlich ist. Oftmals drängen sich uns gerade in recht feierlichen Momenten die absurdesten Einfälle, die unglaublichsten Trivialitäten, die abscheulichsten Reminiscenzen auf, die uns die Röte der Scham ins Gesicht treiben und doch mit aller Kraft nicht gebannt werden können.

So entsann sich auch Hertha, als der Sarg mit den sterblichen Resten ihres Gemahls über den Schloßhof getragen wurde, jenes trostlosen Nachmittags in ihrem Boudoir, da plötzlich die Frage ihr aufgetaucht war: „Wie? Wenn er nun stürbe?"

Jetzt war ihr zu Mute, als sei sie durch diesen Gedanken schuldig geworden an dem Tod des Verblichenen. Ihr Schmerz, der sich während der letzten Stunden etwas beruhigt hatte, brach von neuem hervor. Sie bebte am ganzen Leibe. — Als der schwarzverhangene Wagen sich in Bewegung setzte, fiel sie ohnmächtig in die Arme Claudinens.

Der Leichenzug ging an dem wipfelumrauschten Felsenthore vorüber nach dem Göllroder Friedhof. Es war der ausdrückliche Wunsch Herthas gewesen, den Toten hier, unweit der Stelle, wo sie an jenem unvergeßlichen Abend den Bund fürs Leben mit ihm geschlossen, zur ewigen Ruhe bestattet zu sehn. Eine Geleitschaft von mehreren hundert Personen folgte dem Trauerwagen. Nicht nur die meisten Gutsnachbarn bis hinüber nach Trebra und Altenau waren erschienen; auch die Bewohner des Dorfes Göllrode fühlten das ernste Bedürfnis, dem verblichenen Freund ihrer Gutsherrschaft, dem alten Soldaten, der so stolz und so ritterlich dreingeschaut und doch so voll Güte und Menschenliebe, das letzte Geleit zu geben.

(Fortsetzung folgt.)

„Im Freilichte."

Betrachtungen eines Kunstfreundes. Von C. von Vincenti.

Bei der angeborenen Herdennatur des Durchschnittsmenschen kann nichts gefährlicher werden als ein Schlagwort. Falsche Schlagwörter verderben die beste Sache. Wie Raketen fahren sie auf, verpuffen jedoch selten, sondern irrlichtern über und spuken in den Köpfen. Längst ist eine Idee tot, ein Glaube entseelt, das Schlagwort täuscht weiter. So ist's in der Politik, so im Schrifttum, so in der bildenden Kunst, bei letzterer vielleicht ganz besonders. In der Malerei richtet seit einigen Jahren ein Schlagwort arge Verwirrung an. Von Paris in die Welt hinausgestoßen, heißt es: Plein air, Vollicht, Frei-

licht, Freiluft, je nachdem, falsch aber ist es immer, wenn man es — um mit Malern zu sprechen — auf seine Deckkraft für den Begriff prüft.

„Plein air," sagt der Schriftsteller Sandoz in dem bekannten Malerromane Zolas, „ça ne dit rien". In der That, nicht einmal das technische Merkmal der jüngsten Lehre vom Malen wird damit bezeichnet. Daß auf die Dunkelmaler die Hellmaler folgen, ist in der „Logik" der Mode begründet; daß man wieder ans Malen im Freien gegangen ist, wäre ja auch nichts Neues; ehe Manet mit seinem unvergleichlichen Hellbilde „Le bateau" den Pleinairismus so siegreich wiederverkündete, haben Waldmüller und andere im Freilicht gemalt. Dunkel oder hell ist also nur ein Schlagwort, an sich gänzlich unwesentlich für die Sache selbst, eine Rezeptformel. Die Graumaler mit ihren blauen Schatten sind oft nicht minder Schablone, wie die Asphaltmaler und Lasuristen mit ihren Goldtönen. Nicht um die Befreiung des bisher gefangenen Lichtes, nicht um die Ersetzung des künstlichen Lichtes durch das natürliche, nicht um die Hereinleitung des letzteren in den Innenraum, nicht um eine Empfindungsmalerei, deren Grundton die Lichtbehandlung ist, handelt es sich, dies alles begründet nur das äußere Prinzip der neuen Lehre. Es wird unter diesem äußeren Erkennungszeichen eine neue Kunst angestrebt, die nichts Geringeres zum Ziele hat als eine gänzliche Reform der bisherigen Kunstanschauung, eine modernste Malerei nach Stoff, Inhalt und Geist, von der Bibel-, Fromm- und Geschichtsmalerei angefangen, bis in das Alltagsbild hinein. Freilicht ist also Offenbarung.

Dies Licht kommt aus Frankreich. Vor etwas mehr als zwanzig Jahren wurden die Pleinairisten dort noch ausgelacht; in Deutschland sind sie noch kein Dezennium bekannt, nur versuchsweise traten sie in den letzten Jahren diesseits der Vogesen auf, Einfluß endlich haben sie erst seit kurzem gewonnen, in Berlin und München vornehmlich, denn in den anderen deutschen Kunststädten, Wien einbegriffen, ist die Bewegung bis jetzt kaum von Belang. Uhde und Liebermann waren eine geraume Zeit lang Generale ohne Armee, heute drängt sich hinter ihnen ein zahlreiches Aufgebot, ihre Führerschaft aber ist nicht mehr ganz unbestritten. Auf der Münchener internationalen Ausstellung im verflossenen Sommer errang die neue Richtung bei uns die ersten Erfolge. Es wird Licht! riefen die Neubekenner mit stolzer Gebärde, und wer sehende Augen hatte, der konnte nicht abstreiten, daß eine helle Note durch die deutsche Bilderschau ging. Diesen Sommer, wo die Kunststadt an der Isar ihre erste Jahresausstellung erlebte, feierte die neue Malerei im Münchener Glaspalast einen kaum zweifelhaften Sieg, und in hellen Tönen schmetterten die Fanfaren des jungen Freilichts. Darf man deshalb schon von einer Kunst des XX. Jahrhunderts sprechen, von neuen Blüten, welche die deutsche Kunst treibt, von neuen Reisern, die sie ansetzt? Heute steht eines fest: die neue Richtung gewinnt Oberwasser, und man muß ehrlich mit ihr rechnen.

Betrachten wir das malerische Prinzip des Neubekennertums von Palette und Pinsel. In schärfster Tonart richtet sich dasselbe zuerst gegen das, was die Pleinairisten die „gemeine Deutlichkeit der Dinge" nennen. Die früher auf den Plan getretenen französischen Wirkungsmaler und Schikisten besitzen bekanntlich denselben Hauptglaubenssatz. Auch sie huldigten und huldigen noch der sogenannten rein malerischen Zeichnung der Farbenlinie, durch welche eine größere malerische Wirkung als durch die saubere, rein zeichnerisch korrekte Linie erzielt wird. Während bei ihnen jedoch die Umrisse sich unter dem Einflusse der Farbe aufzulösen scheinen, geschieht dies bei den Freilichtmalern scheinbar unter dem Einflusse des Lichtes. Der Hellmaler von heute ist orthodoxer Naturalist. Was er in der freien Natur sieht, wie er die Dinge von Luft und Licht umflossen sieht, im Schimmer des einfachen Tageslichtes, glaubt er mit größter Genauigkeit darstellen zu müssen; anderes hält er nicht für malerisch darstellbar. Die Fanatiker vom Dogma verlangen sogar nur ein mattes Mittagssonnenlicht, welches ohne kräftige Schatten die Gegenstände unbestimmt in der Form, hell und flau im Kolorit erscheinen läßt. Von Stimmungsmalerei kann bei einer solchen weiß-grau-violett-semmelgelben, in der Landschaft mit einem starken Zusatz von „grüner Erde" versetzten Palette kaum die Rede sein. Begreiflicherweise mußten sich bald Spaltungen über das malerische Prinzip unter den Pleinairisten einstellen. Wie weit man gehen dürfe, ohne

die Observanz zu verletzen, darüber befinden sich denn auch viele dieser Herren vom Lichte vorläufig noch im Dunkeln.

Bekanntlich sind alle Gegenstände an sich eigentlich farblos und nehmen nur dann den ihnen eigentümlichen Farbenton an, wenn sie den Lichtwirkungen ausgesetzt werden. Nun ist aber nichts individueller als die malerische Sehfähigkeit, und dies ganz besonders bei Freilichtwirkungen; selbstverständlich ist eine gewisse Seherfahrung zu erwerben, aber nicht wenige scheitern doch an der Schwierigkeit des Lichtproblems. So kommt es, daß die Gegner unter den Pleinairisten Grau-Grell-Mehl-Milchmaler finden. In der ungefärbten, die Umrisse auflösenden Tageshelle bekommen die Gestalten leicht etwas matt Durchsichtiges, flau Verschwommenes, Unwägbares, welches die Charakteristik beeinträchtigt und nicht selten durch die Absichtlichkeit schon den Beschauer verstimmt; wirkt so in vielen Fällen das Licht auf dem Pleinairbilde fahl und nüchtern, so ermüdet es bei anderen wieder durch seine Ungebundenheit. Letzteres ist bei jenen Malern der Fall, die, mit besonders scharfer, farbiger Sehfähigkeit begabt, nicht selten in das koloristische Extrem, in ein wahres Getümmel von Farbenflecken und Reflexlichtern geraten, welche das Gemälde geradezu zersetzen. Solchergestalt sind es natürlich nur die Berufensten, welche mit der Lichtführung einen feinen, edlen Empfindungsreiz zu erzielen vermögen.

Durch dieses malerische Prinzip aber, welches als Rezept zu den bedauerlichsten Verirrungen und Abgeschmacktheiten führen kann und auch häufig genug geführt hat, ist — und dies ist seine Bedeutung — auf der anderen Seite dem nach Selbständigkeit ringenden Künstler der Weg angedeutet, sich jene volle Kenntnis der Natur und freie Beherrschung der malerischen Darstellungsmittel zu erwerben, welche die französischen Maler in so erstaunlichem Grade, man kann sagen, fast durchgängig besitzen, so daß dies bei ihnen kaum mehr besonders betont wird. Gerade der Impressionismus, besonders als Freilichtmalerei, erheischt ein Wissen und Können in der malerischen Behandlungsweise, Zeichnung und Modellierung, welche nur durch das liebevollste, hingebendste Studium der Natur, durch die härteste künstlerische Schulung erreicht werden können und die Vorbedingungen für die Entwickelung und Entfaltung jeder echten Malerindividualität bilden. Lernen, wahr zu sehen, ist die erste Stufe; das Geschaute in sich aufnehmen, geistig verarbeiten und neugeschaffen wiedergeben das hohe Ziel, nicht Naturabschreibung, nicht Wiedergabe platter, dürrer, trostloser Wirklichkeit. Letztere bildet allerdings noch vielfach die Klippe der neuen Richtung, obwohl sich auch da heute schon manches zum besseren gewendet hat.

Wie die junge Schule diesen Sommer in München auf den Plan getreten, hat sie Fortschritte gezeigt. Malerisch vornehmlich nach der koloristischen Seite, nachdem es nun auch Freilichtbekennern erlaubt ist, Koloristen zu sein, was bekanntlich nach strengster Satzung anfangs verpönt war. Noch ist in ihren Bildern nicht alles echt und recht, aber einzelnes imponiert, manches erfreut. Unarten und Schrullen, welche noch in der deutschen Abteilung der internationalen Ausstellung im verflossenen Jahre gegen Geschmack und Empfindung verstießen, sind vielfach verschwunden, das Rezept ist seltener geworden, man trifft heute weit weniger „mehlbestäubte und milchübergossene" Bilder, der Lichteffekt um jeden Preis hat einem gewissenhafteren Naturstudium Platz gemacht. Daß die Aufrichtigkeit des technischen Könnens gegnerisch hier und da bestritten wird, erklärt sich aus der Erbitterung des Kampfes zwischen den „Alten" und „Jungen." Die Lichtflut schwillt, und es ist der älteren Schule nicht zu verargen, wenn sie sich gegen manchen Übermut der Neuerer wehrt, mag auch das Kampfmittel bisweilen kein edles sein. Wohl wird man bei der Freilichtbilderschau manchmal von dem ernüchternden Gedanken heimgesucht, daß bei dem oder jenem Bilde die Behelfe einer allzu findigen Zeit eine künstlerisch mehr als zulässige Rolle spielen, wir können indes wohl annehmen, daß solches Strebertum, solch findiger Trug, solche „Momentkunst," welche einen Teil ihres Erfolges dem alleinseligmachenden Apparate verdankt, weit seltener sind, als man von gegnerischer Seite behaupten will, welche meint, für die junge Schule sei vor allem das Photographierbare malbar. Ergebnisse, welche sich die Bekenner der neuen Lehre vorläufig zu gute schreiben dürfen, sind vor allem erhöhte Sicherheit in der Beherrschung der malerischen Mittel, dann

größere Schärfe des Auges und intimere Naturanschauung.

Was den Inhalt ihrer Kunst anbelangt, welche bekanntlich eine möglichst enge Anlehnung an das Leben der Gegenwart, vornehmlich durch die künstlerische Gewinnung des vierten Standes als Stoffgebiet, anstrebt, so sind die deutschen Pleinairisten den berechtigten Forderungen bis jetzt nur ausnahmsweise gerecht geworden. Den Jesusmaler Uhde ausgenommen, bis vor kurzem noch in der ganzen Trostlosigkeit der Elend- und Armeleutmalerei befangen, beginnen sie jetzt erst allmählich, sich der einförmigen Trübseligkeit und freudlosen Nüchternheit eines so einseitig gepflegten Stoffgebietes bewußt zu werden. Sie fangen endlich an zu begreifen, daß das deutsche Volk, welches größeren Wert auf den Inhalt eines Kunstwerkes als auf dessen technische Vollendung legt, ein Recht hat, von der neuen Kunst die Anwendung ihrer maltechnischen Errungenschaften auf die Darstellung seiner Ideale zu verlangen. Um dieser Forderung zu entsprechen, genügt es nicht, daß das malende Jungdeutschland nach dem Vorgang der Franzosen sich in den künstlerischen Dienst der Arbeit stelle und mit dem Pinsel über Leben, Lieben und Leiden, über Größe und Entsagung des Arbeitertums berichte. Wohl soll die Kunst immer breitere Schichten des Volkes gewinnen, wohl soll sie Einkehr beim Volkstum halten, aber in einseitiger Darstellung des Gewöhnlichen und Alltäglichen, oft mit verstimmend absichtlicher Vermeidung des Schönen und Betonung des Häßlichen und Anwidernden, soll sie sich nimmer gefallen, soll sie nimmer versinken. Sie soll nach allen Richtungen hin ein reiches, künstlerisch wahres Abbild ihrer Zeit und des nationalen Lebens darstellen, um dies kommenden Geschlechtern als kostbares Vermächtnis zu hinterlassen. Nicht daß wir die Wiederbelebung einer Geschichtsmalerei nach alter Schablone verlangten, obwohl wir uns deutsche und andere Historie, über dem Schlagworte, über des Tages Haß und Gunst stehend, nach gesunden malerischen Prinzipien der neuen Richtung sehr wohl vorstellen können — aber wir verlangen Leben, das uns ergreift, Wahrheit, die uns erhebt, nicht in den Staub zieht, die uns rührt, nicht anwidert, Schwung, der uns begeistert; wir verlangen jenen Lichtschimmer der Hoffnung, der selbst das düsterste Stück Leben in Kunst verklären kann. Dazu bedarf es keines besonderen Aufwandes weder an Leinwand, noch an Problemen, wohl aber an Gemüt, an schöpferischer Kraft und Phantasie. Von solcher Kunst aber hat die neue Schule bis jetzt nur wenige Proben geliefert. Wo aber vermöchte der deutsche Künstler ein so dankbares, unerschöpfliches Stoffgebiet zu finden, wie gerade in der Gegenwart seines auf allen Gebieten nach den höchsten Zielen ringenden, großen und hochherzigen Volkes? Hier gilt's für eine neue Kunst, alle Kraft, alles Talent einzusetzen, wenn sie aus den Händen des höchsten Kunstgerichtes der Nation die Palme empfangen will. Was die deutsche Malerei „im Freilichte" bis jetzt geleistet hat, davon soll im zweiten Teile dieser Ausführungen die Rede sein.

* * *

Die Frommmalerei steht voran. Sie hat heute zwei Vertreter, beide in München, den berühmten Christusmaler Fritz von Uhde und den erst vor kurzem bekannter gewordenen Wilhelm Volz, der uns die erste Pleinair-Muttergottes im Sinne der französischen Symbolisten gemalt hat. Uhde, ein früherer sächsischer Offizier, unter dessen weltmännischer Form und sarkastisch gefärbter Rede sich eine leidenschaftliche Natur, ein verzehrender Künstlerehrgeiz bergen, ist echtes Führer-Fleisch und -Blut. Sein Entwickelungsgang als Maler ist bis 1882 ein ziemlich eklektischer gewesen. Zuletzt malte er einige Monate lang bei Munkacsy in Paris Asphalt, bis ihm plötzlich aus der Finsternis der Schwarzmalerei das Licht entgegenschlug. Seit seiner Bekehrung hat dieser Paulus des Freilichtes fast nur Biblisches gemalt. Bekanntlich haben die französischen Realisten in den letzten Jahren das schlichte, biblische Stimmungsbild, wo in den Stimmungen der Landschaft jene des Gemütes symbolisch ausgedrückt erschien, mit viel Glück gepflegt. Warum sollte dies nicht in dem gemütstieferen, viel bibelfesteren Deutschland möglich sein? Bei der Bibel, dem grundlegenden Buche der Volkserziehung, meint Uhde, müsse die Reform beginnen, welche das Volk für die neue Kunstanschauung zu erziehen habe; die Bibelmalerei in ihrer Verschmelzung des Symbolischen mit dem rein Menschlichen sei der Prüfstein der neuen Kunst. Uhde hat jedoch nicht allein das christlich-soziale Element

in Deutschland mit seinen volksbeherrschenden Tendenzen richtig geschätzt, sondern auch wohl berechnet, daß ihn als Künstler eben der durch ihn entfesselte Kampf der Anschauungen über seine Christusmalerei unfehlbar auf die Oberfläche tragen mußte. Man weiß, welche Anfechtungen der Künstler zu bestehen hatte; nur die Einsichtsvollsten begriffen, daß in diesen nach evangelischer Schlichtheit strebenden Darstellungen aus Jesu Leben, welche der hergebrachten Idealauffassung so stark zuwiderliefen, ein echt deutscher, gemütsinniger Grundgedanke liegt. Da Uhdes Bildern Anmut der Form und Reiz der Farbe versagt sind, da überdies der Künstler mit besonderer Vorliebe für seine Apostel und Jünger zweifelhafte Gestalten und Physiognomieen, ja fast verkommene Menschenbilder wählt, so hatte er nicht allein die Masse der Gebildeten gegen sich, sondern brachte seine Heiligen noch dazu in den Geruch des Sozialismus, während er in ihnen doch gewiß nur das einfache, weltentsagende Gemütsleben der ersten Glaubenshelfer Christi zum Ausdrucke bringen wollte.

Fünf große Darstellungen nach der Bibel hat Meister Uhde bis jetzt gebracht: „Abendmahl,“ „Bergpredigt,“ „Lasset die Kleinen zu mir kommen,“ „Herr Jesu, sei unser Gast“ und „Die heilige Nacht,“ ein Flügelaltarbild. Ein durch die Poesie der Beleuchtung zu verklärender Realismus tritt auf allen diesen Bildern zunächst dem Beschauer entgegen. Uhde hat sich das Ziel gesteckt, aus der Geschichte Christi den echt menschlichen Gehalt für die naive Volksseele herauszumalen, was, wie er sich selbst Schreiber dieses gegenüber geäußert, seinen Modellen, die er sich von der Gasse aufliest, vollkommen verständlich ist. Es besteht kein Zweifel, daß es ihm bis zu einem gewissen Punkte gelingt, eine Empfindung zu erwecken, welche dem tiefen Gemütsinhalte der evangelischen Erzählungen näher kommt, als dies die hergebrachte Frommmalerei mit ihren feststehenden idealtypischen Gestalten vermag. Im Abendmahlbilde weiß er nicht allein die Köpfe der Jünger in ein scharfes geistiges Licht zu rücken und der ganzen Gruppe durch die fein empfundene Lichtbehandlung einen eigentümlich inbrünstigen Reiz zu verleihen, sondern auch, im Sinne Rembrandts, durch die schwermutsvolle Stimmung der Landschaft den weihevollen Ernst der Stunde dem Beschauer zu vergegenwärtigen. Wie diese Augen gierig an den Lippen des Meisters hängen! Es ist, als empfänden alle diese bisher in verzweifelter Stumpfheit und Lebensnot verkommenen Menschen instinktiv die erlösende Kraft des von diesen Lippen fließenden Wortes. Wer sich in die Darstellung zu vertiefen vermag, wird dies gewiß empfinden, aber eine solche verinnerlichte Sichaneignung des Kunstwerkes ist eben nur wenigen gegeben; die meisten sehen nur die fast strolchhaften Individuen, welche der Maler am Tische des Heilands Platz nehmen läßt, fühlen sich abgestoßen, erkältet und wenden sich von einem Werke hinweg, dessen tiefer Gehalt doch außer aller Frage steht. Ähnliches empfindet die größere Anzahl der Beschauer beim Anblick Mariens mit dem Kinde in der „Heiligen Nacht,“ obwohl das Bild, insbesondere in den Flügeldarstellungen, wo hier die Hirten die steile, schmale Gasse des Gebirgsdorfes beim roten Licht einer Stalllaterne herabkommen, während dort ein reizend liebtlicher Einstieg der Engelein durch das abgedeckte Dach geschildert wird, voll reinster poetischer Empfindung ist.

Wilhelm Volz nennt seine Gnadenmutter einfach „Maria.“ Man hat dieses Madonnenbild der neuen Schule, zu welchem zufälligerweise ein ganz junger Münchener Maler, Max Kuschel, eine „Magdalena“ als Gegenstück versuchte, im Lager der Neuerer mit großer Begeisterung begrüßt. Es ist auch kein Zweifel, daß diese anmutige, zarte, blasse Mädchengestalt in dieser ahnungsvollen Frühlingsmorgenlandschaft einen gewissen naiven Reiz ausübt. Duftiges Licht umfließt die Landschaft und Maria, und man kann sich auf diesem Bilde, das nur auf zwei Farben, Grün und Weiß, gestimmt ist, mit der Palette der Hellmaler sehr wohl abfinden. Trotzdem bleibt das Gemälde nur ein höchst talentvoller Versuch, auf den Pfaden der französischen Symbolisten zu wandeln, ein ausgezeichneter Anlauf, der sozusagen stecken geblieben ist, denn die letzte weihevolle Stimmung hat der Künstler nicht zu erreichen vermocht.

Das bedeutendste, eigentliche Historienbild „im Freilichte“ hat uns der Münchener „Salon“ gebracht. Es ist glaubensgeschichtlichen Inhalts und heißt: „Die Geißler“ von Karl Marr, einem Deutsch-Amerikaner, der aus der Schule Wilhelm Lindenschmits hervorgegangen ist. Jener Keim der Ver-

wegenheit, ohne welchen Goethe kein Talent für denkbar hält, scheint in Marr zu liegen. Diese Geißelbrüder-Prozession ist fraglos eins der wirksamsten Geschichtsbilder, welche die neuere Zeit in Deutschland hervorgebracht hat. Das hellgehaltene, gestaltenreiche Kolossalgemälde imponiert ebensowohl durch malerische Anordnung, als geistige Belebung und Vertiefung des Vorganges, der in eine italienische Stadt verlegt ist. Es tritt hier eine große soziale Krankheit, eine Glaubensepidemie in malerische Erscheinung, welche für den Kulturforscher von ähnlichem allgemeinen Interesse ist, wie der schwarze Tod und andere Weltplagen für den Seuchenforscher. Und im großen Ganzen ist es dem Künstler gelungen, uns von der historisch-pathologischen Bedeutung jenes Geißelwahnsinns des Mittelalters, welchen die Flammenrede des Dominikanermönchs von Perugia entfesselte, einen Begriff zu geben, uns zum Nachdenken über jenen wilden, blutigen Gnadenwahn anzuregen, der selbst die Päpste erschreckte, unser Innerstes durch die Darstellung jenes widerlich-frommen Schauspiels zu erschüttern. Wie rührend ausdrucksvoll ist — um unter den vielen Gestalten dem Leser nur eine vor die Seele zu führen — dies schwärmerisch-verzückte Mägdlein, das im Vordergrunde, wie eine Lilie rein, den Blick gen oben, die Hände auf der keuschen Brust verschränkt, von dem Gnadenfluidum, das dieser Glaubensorgie entströmt, bis in die Tiefe seines zarten, zerbrechlichen Wesens durchschauert erscheint! Wären nicht einige empfindliche Nüchternheiten im Kolorit und hier und da perspektivische Mängel in dieser großartigen Komposition, wir wüßten kaum einen Tadel gegen sie aufzubringen.

In Sittenbild und Landschaft hat sich die neue Richtung das weitaus umfangreichste Gebiet erobert. Freilich glaubt sie auch da häufig sich zum Großformat verpflichtet und schildert das Alltagsleben nicht selten auf Quadratmeterbildern, wo bisweilen ebenso viele Quadratzoll Maltafel für den bescheidenen Vorgang genügen würden. In neuester Zeit scheint jedoch dieses Streben nach Weitläufigkeit im Abnehmen begriffen zu sein und die junge Schule dürfte es bald bescheidener geben, wenn die Käufer für räumlich so anspruchsvolle Gemälde gänzlich ausbleiben. Unter den Sittenmalern des Plein-air waren die Berliner und Münchener zu unterscheiden, fast alle jedoch sind nordischen Ursprungs, was bezeichnend ist für die Sorgenfalte auf der Stirne ihrer Kunst sowie für ihren Lichthunger. Der Berliner Führer ist bekanntlich Max Liebermann, der Maler des Mittagssonnenscheins oder, wie die Gegner meinen: des „Häßlichen." Seine „Flachsscheuer in Laren" ist vor kurzem in die Berliner Nationalgalerie angekauft worden. Es hat eben jede Richtung ihr Recht auf Vertretung in den Bildersälen des Staates und es macht der Leitung der Nationalgalerie alle Ehre, das Echte, aus der Seele des Volkes Herausgeborene, das in den Bildern Liebermanns liegt, durch Aufnahme dieses Gemäldes anerkannt zu haben. Der mit so scharfem Auge begabte Pessimismus eines Liebermann und Skarbina darf nicht beiseite geschoben werden, weil er vielen nicht behagt, er hat Anspruch, zum Worte zugelassen zu werden. Wie überzeugend wahr ist Liebermanns „Altmännerhaus!" Diese zwei Reihen von rauchenden, still in Erinnerungen träumenden oder schwatzenden Pfründnern, denen die Gegenwart nichts mehr zu bieten vermag als das warme Sickerlicht der Sonne, welches durch das Laubdach auf ihre kahlen Scheitel herabträufelt, erzeugt in der Seele wahrhaft jenen behaglichen Quietismus, der dem Alter eigen ist. Und nicht minder wahr ist der Blick in den „Biergarten" und auf die „holländische Dorfstraße", Bilder, wo es dem „Maler des Häßlichen" um ein Haar passiert wäre, leidlich hübsche Frauenzimmer zu malen.

Bei den Sittenmalern des Freilichts ist fast durchgängig ein fruchtbringender Umgang mit den guten alten Holländern festzustellen. Der rücksichtslose, aber geistvoll veranlagte Skarbina geht mit seinem Motiv vom Seeiertische Rembrandt nach; bei den Beguinen, Würflern, Rauchern, Kannegießern des Hannoveraners Claus Meyer denkt man sofort an Metsu, Mieris, Pietr de Hooch; nicht minder erkennbar ist das Studium der Niederländer bei anderen Löfftz-Schülern, wie dem Breslauer Walter Firle, dem Norweger Frithjof Smith, dann beim Weimaraner Grafen Kalckreuth, der neuerdings im Bildnis nach dem neuen Prinzip Ausgezeichnetes geleistet, bei Paul Höcker, dessen „Schusterwerkstatt" durch die lebensvolle Auffassung frappiert, bei dem in Paris lebenden Kühl, dem heitersten unter ihnen,

der klare, frische Farben und fröhliche Menschen liebt. Weniger tritt vielleicht dieser Einfluß bei dem mit feinster Licht- und Farbenempfindung begabten Holsteiner Olde, bei Sinding (Berlin) und Schlittgen in München hervor, welcher letztere keinen Augenblick die Schule der „Fliegenden" verleugnen kann. Ebenso geht Baron Habermann in München, dessen „Sorgenkind" und „Morgendämmerung" Aufsehen erregt haben, seinen besonderen Weg und liebt die grellen Effekte. Unter den Freilichtbildern, welche in der Schilderung des Lebens bis jetzt die Note der echten Rührung am reinsten angeschlagen haben, ist Walter Firles Trauerszene zu nennen, wo der Tod ein Mägdlein in die Truhe gebettet hat, die Mutter still weinend daneben sitzt und eine Gruppe von Leidbesuchern, Frauen und Kindern hereingetreten ist. Durch die, wie so oft bei den Pleinairisten, in breiten Fenstern durchbrochene Rückwand flutet die volle Tageshelle über die stille Schläferin hinweg auf den roten Backsteinboden, der desgleichen dem Freilicht geläufig ist und bei Herbstmalern der Schule durch goldroten Laubboden ersetzt wird. Hier aber bei Firle empfinden wir keines dieser pleinairistischen Merkmale als Rezept; es webt in dem Bilde ein zwingender Empfindungszauber, welcher durch die Lichtbehandlung noch verstärkt wird. Ein Tonmaler der neuen Richtung endlich, welcher das Genre nicht minder erfolgreich pflegt als die Landschaft, ist Wilhelm Trübner in München.

Das Landschaftsgebiet hat bis jetzt an bemerkenswerten Talenten der Neuschule in München Dill, Fritz Baer, Peter Paul Müller, Strützel, Buttersack aufzuweisen, denen sich der Berliner Hans Herrmann anreiht. Die oben im Genre genannten Olde und Sinding, die besonders im Münchener „Salon" ausgezeichnet vertreten waren, dürfen auch hierher gestellt werden. Wenn die neue Malerei bis jetzt dem Sittenbilde am gesündesten bekommen ist, so muß sich die Landschaft im Freilichte noch manche Ungereimtheit und Extravaganz gefallen lassen. Es schaut da eben jeder hinein und heraus, was er will, ein Prinzip, welches zur höchsten Künstlerschaft und zur saloppesten Banatität führen kann. Auf kein Malgebiet hat das Plein-air, die aufrichtige wie die aufrichtig thuende Wahrheitsmalerei am Anfange verheerender gewirkt als auf das Landschaftern; keinem aber vielleicht verheißt die neue Richtung mehr, wenn sich ihre Kraft als schulbildend bewähren sollte. Mit der dürftigen Palette der strengsten Bekenner findet freilich bereits heute der Pleinairlandschafter nicht mehr sein Auskommen. Hinzufügen wollen wir hier noch, daß die hervorragendsten Tiermaler der Münchener Schule: Weishaupt, Braith, Zügel, in ihrem gesunden Naturalismus, welcher dem Gemütsleben der Tiere so liebevoll nachgeht, dem Freilichte mehr oder minder nahe stehen.

Wir sind zu Ende. Das Ergebnis unserer stillen Beobachtungen, welche wir auf den dornigen Pfaden der Bilderkritik eingesammelt, läßt sich vielleicht dahin zusammenfassen, daß bis jetzt die deutsche Freilichtmalerei an großen, insbesondere vaterländischen Thaten noch wenig aufzuweisen hat, aber sehr bedeutende Einzelleistungen, bemerkenswerte Anläufe und eine Fülle von Anregungen bietet, welche von einer nicht zu unterschätzenden Keim- und Triebkraft der Bewegung zeugen. Das höchste Ziel jeder Kunst ist, die innere Wahrheit in den Erscheinungen offenbar werden zu lassen. Daß die neue Richtung diesem Ziele aufrichtig zustreben will, das beweist ihre Sehnsucht nach intimen Wirkungen, ihr Bemühen nach Verinnigung, so natürlich in seiner Gegensätzlichkeit zu dieser Eiffelzeit mit ihren mathematischen Arbeitserfolgen. Vielleicht, wer weiß, verdanken wir der neuen Lehre auf der Schwelle des XX. Jahrhunderts ein Jung-Deutschland in der Malerei, welches treu und liebenswert des Vaterlandes teuere, gemütstiefe und thatenstolze Züge trägt. Wer weiß, vielleicht auch ziehen die „Jungen" bis dahin in den Krieg und sehen, wie der Tod en plein air die sausende Mahd bestellt und in blutige Garben bindet. Das Schlachtenbild ist ja ein Freilichtbild, furchtbar grau in grau, von blutigen Rosen durchblüht. Und wenn einst die Großthaten unsers Volkes die geschichtliche Perspektive, der Horizont der Zeitgeschichte jene Tiefe gewonnen, welche den richtigen Hintergrund für die episch malende Kunst bildet, dann, so hoffen wir zuversichtlich, wird jene vaterländische Kunst erstehen, von welcher schwärmerische Seelen heute schon träumen.


Wilh. Diez
1888



Landsknechte. Nach dem Gemälde von W. Diez.

Peter Paul Rubens.

Von H. Knackfuß.

(Schluß.) (Abdruck verboten.)

Gleich nach seiner Rückkehr aus England hatte Rubens zwei von den Bildern aus dem Leben Heinrichs IV zu malen angefangen. Das Leben des Königs bot für die Darstellung mehr wirkliche Handlung dar, als es bei den Begebnissen aus dem Leben der Maria von Medici der Fall war; mit sichtlicher Lust und mit einer Vollkraft, wie sie ihm nur jemals zu Gebote stand, hat der Meister die zuerst aus der beabsichtigten Reihe gewählten Gegenstände behandelt: die Schlacht bei Ivry und Heinrichs IV Triumph. Dort blicken wir in ein wildes Schlachtgetümmel, in dessen Mitte der König hoch zu Rosse hält, vom Kriegsgott beschirmt und vom Geiste des Sieges begleitet. Hier zieht in feierlicher Gemessenheit ein Triumphzug, wie die römischen Kaiser sie hielten, an uns vorüber; die Siegestrompeten erschallen, Frauen und Kinder jubeln dem Könige zu, der nicht nur ein Sieger, sondern auch ein Befreier ist, und in der Luft schwebt eine ganze Schar von weißgekleideten Genien mit Palmenzweigen und Lorbeerkränzen dem groß und ernst blickenden König entgegen. Die beiden Bilder befinden sich in der Uffiziengalerie zu Florenz, im sogenannten Saal der Niobe. Es sind keine ausgeführten Gemälde, sondern nur Untermalungen; oder nicht einmal das, sondern nur Skizzen in ungeheurem Maßstabe, die in der Leidenschaft des ersten künstlerischen Erfassens gleich im Großen festgestellten Grundgedanken der Schöpfungen; vielleicht ist gerade darum ihre Wirkung eine so bedeutende. Der Meister hat augenscheinlich nur wenige Tage daran gearbeitet. Das Geschick der Bestellerin gestaltete sich ja sehr bald derart, daß aus dem ganzen schönen Auftrag nichts werden konnte. Landflüchtig kam Maria von Medici im Sommer 1630 nach den Niederlanden; Richelieu hatte mehr Macht über ihren Sohn gewonnen, als sie. Sie sah den Maler, der die Geschicke ihrer früheren Jahre durch seine Kunst verherrlicht hatte; sie besuchte ihn auch, im Herbst 1631, in seiner Werkstatt. Aber Maria von Medici war jetzt nicht in der Lage, als Gönnerin der Kunst aufzutreten; der heimatlosen Königin fehlte es an Mitteln für ihren eigenen Unterhalt; Rubens lieh ihr Geld und sie verpfändete ihm dafür einen Teil ihrer Juwelen. Es ist eine eigentümliche Fügung des Zufalls, daß Maria von Medici, nachdem sie noch elf Jahre lang in der Verbannung umhergeirrt war, zu Köln in dem nämlichen Hause ihr Leben beschloß, in welchem der Maler, durch den sie sich in der Zeit ihres höchsten Glanzes hatte verherrlichen lassen, die ersten zehn Jahre seiner Kindheit verbracht hatte.

Neben den Bildern aus dem Leben Heinrichs IV kann man das gleichfalls in der ersten Anlage stehen gelassene Gemälde des Berliner Museums nennen, welches die Eroberung von Tunis durch Kaiser Karl V darstellt, auch dieses eine bezeichnende Probe von der Art und Weise, wie Rubens bei der Wiedergabe von kriegerischen Vorgängen aus der neueren Geschichte den gebotenen Stoff durch Einkleidung in eine heldenmäßige Großartigkeit seinem persönlichen Stil anpaßte.

Im Jahre 1631 wurde Rubens von der St. Lukasgilde zu Antwerpen zu ihrem Vorsteher erwählt. Er schenkte der Gilde bei dieser Gelegenheit das jetzt im Museum zu Antwerpen befindliche Bild der heiligen Familie, welches unter dem Namen „Madonna mit dem Papagei“ bekannt ist, — ein Werk seiner Jugend, ein Versuch im

Stile der großen Italiener zu komponieren, und dennoch ein bedeutendes Werk, besonders ausgezeichnet durch den köstlichen, echt Rubensschen blonden Jesusknaben. — Das nämliche Museum besitzt ein anderes Marienbild, welches um die in Rede stehende Zeit, also vielleicht dreißig Jahre später als jenes entstanden sein dürfte. Dasselbe schmückte ursprünglich die Kirche der Barfüßermönche zu Antwerpen; es ist nicht zogenen blauen Luft, von der eine Laube und ein hochgezogener Rosenstrauch sich abheben, flattern blonde Kinderengel und halten einen Kranz von Rosen über das Haupt der Jungfrau.

Ein großes Altarbild aus dem Jahre 1631, — wenigstens giebt die Überlieferung diese Jahreszahl an, — finden wir in der St. Martinskirche der kleinen Stadt Aalst (Alost). Hier hatte die Pest gewütet, und



Abb 83. Studie zu dem Bilde „Der Liebesgarten". Handzeichnung in der Sammlung des Louvre zu Paris. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

groß, aber sehr bemerkenswert wegen einer bei Rubens seltenen Vertiefung nach der gemütvollen Seite hin. Die heilige Jungfrau ist hier noch als halbes Kind dargestellt; mit einem Buche in der Hand steht sie vor der Mutter Anna, die, auf einer Steinbank sitzend, sie mit liebevoller Freundlichkeit unterweist; hinter der Bank steht der Vater Joachim, auf das Geländer gelehnt, und betrachtet zärtlich die Gruppe; vor der von silberigen Wölkchen durchzogenen [sic: continues] zum Andenken an das Erlöschen der Krankheit hatte die Pfarrgemeinde das dem heiligen Rochus, der als Fürbitter gegen die Pest verehrt wird, gewidmete Gemälde bestellt. Das Bild zerfällt in zwei Teile, einen oberen überirdischen und einen unteren irdischen. Oben erscheint Christus, von einem Engel begleitet, der Heilige hat sich vor ihm auf die Knie geworfen und bittet mit einer Bewegung voll Würde und Demut für die von der schweren Plage heimge-

suchten Sterblichen. Unten erblicken wir die Schrecken der fürchterlichen Krankheit: ein Toter liegt am Boden, in ein Leichentuch gehüllt steht eine dem Tode verfallene hagere Gestalt — ein Bild der Hoffnungslosigkeit — daneben; aber wir sehen auch das Gebet und die Hilfe: ein Greis streckt in leidenschaftlichem Flehen seine Arme zum Himmel empor, und wir glauben zu gewahren, wie das Leben plötzlich wieder aufleuchtet in den Augen eines sterbenden jungen Weibes. So kommt Hoffnung in den Schrecken, und wir erkennen die unmittelbare Wirkung dessen, was der Heiland



Abb. 84. Bildnis der Helene Fourment. Sammlung van der Hoop im Reichsmuseum zu Amsterdam. Nach einer Photographie von Franz Hanfstängl in München.

dem Fürbitter in gnädiger Gewährung verleiht. Dem Gemälde wird in bezug auf ergreifenden Ausdruck der erste Rang unter Rubens' Werken zuerkannt.

Während sich der Meister hier mit seiner ganzen Kraft in einen Stoff von gewaltigem Ernst vertiefte, schuf er in anderen Werken, die er in den ersten Jahren nach seiner zweiten Vermählung ausführte, den glühendsten Ausdruck des Lebensgenusses und der Liebeslust. In mehreren Exemplaren ist ein hochberühmtes Bild vorhanden, welches gewöhnlich der „Liebesgarten" genannt wird; bezeichnender ist der Titel, welchen es in einer gleichzeitigen Kupferstichnachbildung führt: „Venus' Lusthof"; Rubens selbst nannte es „Conversatie à la mode". Von den verschiedenen Ausführungen dieses Bildes, welche in der Farbe und in Kleinigkeiten der Komposition von einander abweichen, und von denen in Deutschland diejenige, welche die Dresdener Galerie besitzt, die bekannteste ist, gilt das im Museum zu Madrid befindliche Exemplar als das vorzüglichste; dasselbe zeigt Figuren von halber Lebensgröße, das Dresdener Bild hat kleineren Maßstab bei feinster Ausführung. Auch für den Holzschnitt hat Rubens dieses Bild einmal gezeichnet; Christoph Jegher, der des Meisters Zeichnungen mit malerischer Breite trefflich zu schneiden wußte, hat das Blatt ausgeführt, und Rubens selbst nahm dasselbe in Verlag. Der Gegenstand ist eine freie Phantasie. Eine Anzahl von vornehmen Herren und Damen in der reichen und malerischen Modetracht jener Zeit hat sich in fröhlicher Stimmung in einem Garten vereinigt. Es ist ein sonniger Sommertag; einladend öffnet sich hinter einem mit lächelnden Satyrhermen geschmückten Thorbau das schattige Dunkel einer Grotte, sprudelnde Wasserwerke kühlen die Luft. Neben der Grotte erhebt sich ein mit dem Marmorbilde der Venus geschmückter Springbrunnen, und zu den Füßen der Göttin, die hier Alleinherrscherin ist, hat der größte Teil der Gesellschaft sich auf dem Marmorboden niedergelassen. Auf dem Rande des Brunnenbeckens aber gaukeln lebendige Liebesgötter, sie steigen in die Luft, um ihre gefährlichen Waffen zu gebrauchen, sie huschen durch die Rosenbüsche und flattern auf den Boden herab, um zu helfen, daß die Paare sich finden, hier eine Zaghafte drängend, dort einer Nachdenklichen süße Worte ins Ohr raunend. Über dem ganzen Bilde liegt ein unbeschreiblicher Zauber von übermütiger Daseinsfreude. Unschwer erkennen wir im Mittelpunkte des Bildes die in frischester Jugendanmut strahlenden Züge von Helene Fourment. Frau Helene ist auch das Urbild einer in der Louvre-Sammlung aufbewahrten Zeichnung (Abb. 83), welche als Studie zu einer der Besucherinnen des Liebesgartens gedient hat, die in halb knieender Stellung sich an ihren Kavalier schmiegend, mit neckisch zur Seite gewendetem Kopfe den Worten lauscht, die er ihr zuflüstert.

In einem ausgelassenerem Tone hat Rubens das Lied von der bezwingenden Macht der Liebe gesungen in einem in der Wiener Belvedere-Galerie befindlichen Gemälde, welches man das Venusopfer zu nennen pflegt. Hier sind es nicht bei aller Zwanglosigkeit wohlgesittete Herren und Damen, sondern Nymphen und Satyre voll ungezügelter Naturkraft, welche der Göttin huldigen, um deren Bild dichtgedrängte Scharen kleiner Liebesgötter wie in taumelndem Rausche kreisen. Aber auch diese Venus äußert ihre Macht doch nicht bloß in Ausgelassenheit: eine würdige Frau streut mit Andacht Weihrauch in die Opferflamme, und zwei wohlgekleidete junge Damen kommen von der Seite herzu, um ihre Opfergaben darzubringen. Von diesen Damen zeigt die eine uns den wohlbekannten Magdalenenkopf, während seltsamerweise eine der allerlustigsten Nymphen die Züge Helenens trägt.

Das Jahr 1632 führte Rubens wieder zu einer lebhafteren Thätigkeit in dem Getriebe der Politik. Schon im Sommer des vorhergehenden Jahres war er von der Erzherzogin Isabella beauftragt worden, von neuem Friedensunterhandlungen mit den nördlichen Niederlanden anzuknüpfen. Wir erfahren, daß er sich im Juli 1631 mit dem Marquis d'Aytona, der als Gesandter des Königs von Spanien bei der Erzherzogin die auswärtigen Angelegenheiten der spanischen Niederlande leitete, über die zu thuenden Schritte besprach, daß er im Dezember im Haag eine heimliche Audienz bei dem Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, dem Führer der Holländer hatte, und

daß er im Februar abermals nach Holland ging. — In Belgien fing es an unruhig zu werden; mehr und mehr waren seit dem Tode des Erzherzogs Albrecht die Einheimischen von den einflußreichen Ämtern zurückgedrängt und durch Spanier ersetzt worden, und jetzt suchte der Unmut hierüber sich Luft zu machen. Belgische Edelleute, die ihre Stellungen verloren hatten, schlossen insgeheim Verbindungen mit den Holländern; der Prinz von Oranien machte einen Einfall in die belgischen Lande und reizte zum Aufstand gegen Spanien; die Vereinigten Provinzen verlangten als Bedingung des Friedens mit den südlichen Niederlanden die Abberufung der spanischen Truppen aus diesen. Unter so schwierigen Umständen hatte Rubens die Aufgabe zu lösen, mit dem Prinzen von Oranien, mit dem er nochmals in Maastricht und in



Abb. 85. Helene Fourment unter einem Porticus auf dem Lehnstuhl sitzend. In der kgl. Pinakothek zu München. Nach einer Photographie von Franz Hanfstängl in München.



Abb. 86. Helene Fourment. In der Ermitage zu St. Petersburg. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

Lüttich zusammenkam, den Entwurf eines Waffenstillstandsschlusses festzusetzen. Die größten Unannehmlichkeiten erwuchsen ihm indessen von seiten seiner Landsleute. Im Dezember 1632 schickten die Stände der spanischen Niederlande Abgeordnete aus ihrer Mitte nach dem Haag. Aber die Infantin scheint nicht frei von Mißtrauen gegen ihre Edelleute gewesen zu sein; sie erteilte Rubens besondere Anweisungen und beabsichtigte, denselben den ständischen Abgeordneten beizugesellen. Gegen diese Sendung des Malers erhoben die Abgeordneten Widerspruch; aus welchen Gründen, das faßt ein englischer Staatsmann, William Boswell, in einem Schreiben vom 3. Februar 1633 in zweifellos sehr zutreffender Weise folgendermaßen zusammen: „Die Abgeordneten stellen sich Rubens entgegen, weil er nicht zu ihrer Körperschaft gehört, wenn nicht vielmehr deswegen, weil er ein unmittelbarer Geschäftsträger ihres Königs ist, und da er mehr Geist hat als irgend eines ihrer Mitglieder, so hat er umsomehr Eifersucht unter ihnen erweckt.“ Am heftigsten trat der Herzog von Aerschot gegen den Vertrauensmann der Erzherzogin auf; Standesvorurteil und Leidenschaftlichkeit ließen ihn einen Brief von unentschuldbarer Grobheit an Rubens schreiben. Die Kränkung war so herb, daß Rubens, obgleich die Infantin seine Sendung den Ständen gegenüber dadurch rechtfertigen wollte, daß er den Abgeordneten gewisse Papiere zu überbringen und über seine Verhandlungen mit dem Prinzen von Oranien Aufklärung zu geben hätte, sich „auf Grund der Abneigung und des Mißverständnisses zwischen ihm und dem

Herzog von Aerschot" weigerte, nach dem Haag zu gehen. Es wurden von gegnerischer Seite die unwürdigsten Mittel nicht verschmäht, um Rubens zu verdächtigen, obgleich dieser nach Gerbiers Worten „ein ungeeigneter Gegenstand, um Lügen darüber auszudenken," war; so erzählte man, er hätte für den Prinzen von Oranien Entwürfe zu Wandteppichen gemalt, der Infantin und dem Marquis von Aytona eigens zu diesem Zwecke aus Holland nach Antwerpen kam. Aber noch vor Ablauf des Jahres löste das Geschick die Bande der Anhänglichkeit, durch welche Rubens sich verpflichtet fühlte in seiner diplomatischen Stellung auszuharren. Die Erzherzogin-Infantin Isabella starb am 1. Dezember



Abb. 87. Entwurf zu einem Schaugerüst, welches zur Feier des Einzugs des Kardinal-Infanten Ferdinand von Österreich in Antwerpen auf dem alten Kornmarkte errichtet wurde; in der Mitte die Darstellung, wie der sieggekrönte Kardinal-Infant dem bekümmerten Belgien Mut zuspricht. Farbenskizze in der Ermitage zu St. Petersburg. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

in welchen der König von Spanien und dessen Unterthanen in der gehässigsten Weise dargestellt wären. — Unter solchen Umständen mochte dem Meister die staatsmännische Thätigkeit wohl verleidet werden. Zwar fuhr er fort, seiner Landesherrin seine Dienste zu widmen; so verhandelte er im März 1633 mit einem geheimen Abgesandten des Königs von Dänemark, der im Einverständnis mit 1633, und nach dem Tode der Fürstin, welcher Rubens fast ein Vierteljahrhundert lang gedient hatte, zog dieser sich von der politischen Thätigkeit zurück. Er lehnte es ab, als im folgenden Jahre ihm der König von England ein Jahresgehalt anbot, wenn er als Geschäftsträger Englands nach Brüssel übersiedeln wollte. Jetzt gehörte er wieder ganz seiner Familie und seiner Kunst.

Seine geistige Arbeitskraft gestattete dem Meister, mitten zwischen so vielen und ihn so sehr in Anspruch nehmenden Beschäftigungen auch noch mit der Beurteilung litterarischer Werke sich zu befassen. Es ist vom 1. August 1631 ein bemerkenswerter Brief von ihm vorhanden — die Urschrift wird im Britischen Museum zu London aufbewahrt —, worin er dem Bibliothekar des Grafen von Arundel, Franz Junius, einem geborenen Heidelberger, der ein Werk „Über die Malerei der Alten“ geschrieben und ihm zur Begutachtung zugeschickt hatte, sein Urteil über dieses Buch mitteilt. Rubens hat den Brief in vlämischer Sprache angefangen, da er aber auf den Inhalt der gelehrten Abhandlung zu sprechen kommt, fällt er von selbst in die lateinische Sprache, und erst die freundschaftlichen Worte am Schluß werden wieder vlämisch; seiner Hochachtung vor den Alten giebt er den beredtesten Ausdruck: „Ich folge ihnen,“ sagt er, „mit der höchsten Verehrung, und ich gestehe frei, daß ich vielmehr ihre Fußstapfen anbete, als daß ich auch nur in Gedanken sie erreichen könnte.“ Daneben aber bezeichnet er es als wünschenswert, daß die Malerei der Italiener, die ja durch ihre Werke unmittelbarer zur Gegenwart spräche als diejenige des Altertums, von welcher nur gelehrte Forschung eine, immerhin noch dunkle Vorstellung zu gewähren vermöchte, gleichfalls einen so gewandten Geschichtschreiber fände.

Im Jahre 1633 war Rubens für seinen alten Freund, den Buchdrucker Balthasar Moretus beschäftigt, für den er schon 1612 gemalt hatte; er lieferte demselben Reihen von Bildnissen, welche teils Angehörige der Familie, teils berühmte Gelehrte der Gegenwart und der Vorzeit darstellten. Das Moretus'sche Haus, das jetzt als Museum Plantin-Moretus der Stadt Antwerpen gehört, enthält noch vierzehn von Rubens zu verschiedenen Zeiten gemalte Bildnisse. — Auch Titelblätter zeichnete Rubens wieder für die im Verlage seines Freundes erscheinenden Werke, wie er es schon früh gethan hatte und bis zu seinen letzten Lebensjahren that.

Der Vervielfältigung seiner Werke durch Kupferstich wandte er große Aufmerksamkeit zu. Daß er eigenhändig die Platten der Kupferstecher zu überarbeiten pflegte, wo ihm dies nötig schien, erfahren wir aus einem Briefe, den er im Mai 1635 an seinen französischen Freund Nicolas Claude Fabri de Peiresc, den gelehrten Kenner der Kunst und des Altertums, richtete. Den Bemühungen von Peiresc, mit welchem der Meister einen lebhaften Briefwechsel unterhielt, verdankte er es, daß die Kupferstiche nach seinen Werken in Frankreich gesetzlichen Schutz gegen Nachbildung genossen. Seltsamerweise führte dieses Privilegium einmal zu einem Rechtsstreit, den die französischen Nachstecher anhängig machten; dieselben machten zu ihren Gunsten geltend, daß durch den Schutz des Urheberrechts, welches die Nachbildung der Originalkupferstiche untersagte, bei der bestehenden Kauflust für Rubensstiche große Summen Geldes aus dem Lande gebracht würden.

Mit nie ermüdender Lust malte Rubens immer wieder das Bild seiner schönen jungen Frau, und er schuf in diesen Bildnissen Meisterwerke, von denen eins das andere überbot. In den Museen fast aller Länder Europas finden wir Bilder von Helene Fourment, und es würde schwer sein, einem vor den andern den Preis zuzuerkennen. Mit der anmutvollsten Freundlichkeit blickt sie uns in einem Gemälde entgegen, welches sich, zur Sammlung van der Hoop gehörig, im Reichsmuseum zu Amsterdam befindet (Abb. 84). In ganz der nämlichen Ansicht und der gleichen Kleidung sehen wir sie in ganzer Figur in einem der vielen Bildnisse, welche die Münchener Pinakothek von ihr besitzt (Abb. 85). Die Sammlung des Barons Alphons von Rothschild zu Paris enthält ein berühmtes Bild, welches Frau Helene vor dem Eingang ihres Hauses, im Begriff in den Wagen zu steigen, zeigt. Ebenda befindet sich ein köstliches Familienbild, das gegen Ende 1632 entstanden sein mag. Im Januar dieses Jahres hatte Helene ihrem Gatten ein Töchterchen geschenkt, das in der Taufe die Namen Klara Johanna erhielt. Als das Kind seine ersten Gehversuche am Gängelband machte, sah sich Rubens veranlaßt das kleine Ding in seiner lieblichen Unbeholfenheit abzuzeichnen; das kostbare Blatt befindet sich in der Louvre-Sammlung. Die kleine Klara Johanna am Gängelbande wurde dann die Hauptperson des erwähnten Familienbildes: wir sehen sie unter einem Laubengang, von der Hand der glücklich lächelnden Mutter geleitet, zu der sie lallend sich umwendet; und Rubens schreitet daneben,

blickt die Gattin an und stützt ihre Hand, welche das Kind führt. Dieses Gemälde und das vorerwähnte kamen nach Rubens'

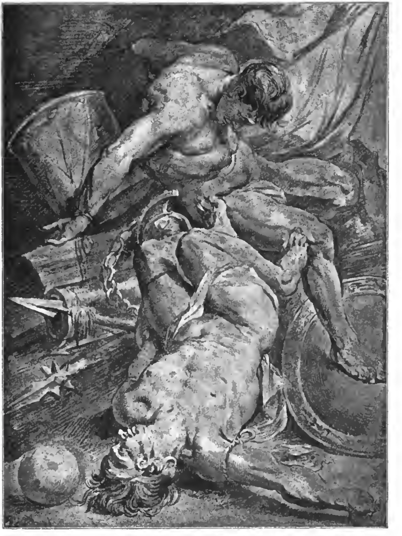


Abb. 88. Zwei Gefangene. Handzeichnung in der Albertina zu Wien. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

Tode in den Besitz der Stadt Brüssel; die Stadt schenkte beide im Anfange des 18. Jahrhunderts dem Befreier der Niederlande von den Franzosen, dem Herzog von Marlborough; die Nachkommen des Siegers von Blenheim bewahrten dieselben in der reichen Sammlung des Blenheim-Palastes, bis im Jahre 1885 diese Sammlung versteigert wurde. Neben diesen beiden gilt das in

der kaiserlichen Ermitage zu Petersburg befindliche Gemälde als das vorzüglichste unter den Bildnissen von des Meisters zweiter Gattin; das Prachtbild zeigt uns die junge Frau stehend in ganzer Figur; sie ist in schwarze Seide gekleidet, an Ärmeln und Hut mit lilafarbenen Bändern geschmückt; vor ihren Füßen blühen Veilchen, und ein wolkiger Himmel bildet den Hintergrund (Abb. 86).

Im Sommer 1634 vollendete Rubens die zum Schmucke des Festsaals von König Karls I Schloß zu Whitehall bestimmten Gemälde. Spanier, Franzosen und Angehörige anderer Völker suchten die Werkstatt des Meisters auf, um das große Werk zu bewundern. Die Versendung nach England aber zog sich noch mehr als ein Jahr lang hin — böse Zungen sagten, dem König von England fehle es an Geld —, so daß die Bilder durch das lange Liegen in Rollen Schaden litten und von Rubens noch einmal überarbeitet werden mußten, als endlich ihre Überführung an den Bestimmungsort veranlaßt wurde. Rubens wäre gern mit nach England gegangen, um beim Anbringen der Bilder an ihrem Platze zugegen zu sein; aber die Gicht, die ihn jetzt bisweilen wochenlang an das Bett fesselte, zwang ihn, auf die Reise zu verzichten.

Der Winter von 1634 auf 1635 brachte eine Arbeit, die kaum weniger umfangreich war als jenes Werk, die aber nicht zu einem bleibenden Denkmal bestimmt war, sondern zur Verherrlichung eines jener Feste, die Antwerpen wie keine andere Stadt herzurichten verstand. Zum Nachfolger der Erzherzogin Isabella hatte der König von Spanien seinen einzigen Bruder, den Infanten Ferdinand, Kardinal und Erzbischof von Toledo, bestimmt. Am 17. April 1635 hielt der neue Statthalter seinen Einzug in Antwerpen, und die stolze Stadt, die dem



Abb. 89. Bildnis eines Gelehrten. In der kgl. Pinakothek zu München. Nach einer Photographie von Franz Hanfstängl in München.

Kardinal-Infanten viele Hoffnungen und Wünsche entgegenbrachte, feierte mit unerhörtem Glanz und mit einem Kostenaufwande von 78 000 Gulden (ungefähr 300 000



Abb. 90. Selbstbildnis des Meisters. In der kaiserl. Gemäldegalerie zu Wien. Nach einer Photographie von J. Löwy in Wien.

Mark nach heutigem Werte) seinen Empfang, den weltgeschichtlichen „freudigen Einzug“. Die besten künstlerischen Kräfte, über welche die erste Kunststadt der Niederlande verfügte, wurden aufgeboten, um zahlreiche Schmuckbauten zu errichten und mit Werken der Bildnerei und Malerei zu umkleiden. Rubens erhielt die Oberleitung über das Ganze. Mit einer staunenswürdigen Frische und mit einer unermüdlichen Erfindungsgabe schuf der Meister die zahlreichen Entwürfe, obgleich er zeitweilig durch die Gicht an einen Roll-

stuhl gefesselt war. Es waren elf gewaltige Schaustücke, die hergestellt wurden: fünf Triumphbogen, vier Schaugerüste, ein Prunkwagen und eine Galerie mit zwölf Standbildern habsburgischer Kaiser. Die bildlichen Darstellungen an den Bauwerken galten zum den Holländern eine schwere Niederlage beigebracht hatte; sie beklagten auch den Niedergang des Antwerpener Handels durch die Sperrung der Schelde und sprachen die Hoffnung aus, daß der neue Herr hierin Besserung bringen werde. Selbstverständlich



Abb. 91. Die Eberjagd. In der kgl. Gemäldegalerie zu Dresden. (Nach einer Photographie von Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

Teil der Verherrlichung des Erzherzogenpaares Albrecht und Isabella; zum Teil huldigten sie dem neuen Fürsten, dem ruhmreichen Sieger, der im Verein mit dem Könige Ferdinand von Ungarn die Schweden bei Nördlingen geschlagen und der bei Calloo waren die Darstellungen entweder ganz als mythologische Allegorien gehalten oder aus geschichtlichen und mythologisch-allegorischen Bestandteilen gemischt; Gevaerts hatte lateinische Verse zu ihrer Erläuterung gedichtet. Die Architekturen zeigten den üppigen Barock-

stil, den die italienische Renaissance unter Rubens' Händen anzunehmen pflegte.

Beim Einzuge selbst konnte Rubens wegen seines Leidens nicht zugegen sein. Gleich am folgenden Tage aber besuchte der Kardinal-Infant ihn in seiner Wohnung, um ihm persönlich Dank zu sagen und der Befriedigung über das große und wohlgelungene Werk Ausdruck zu geben; derselbe erfreute sich längere Zeit an seiner Unterhaltung und bewunderte seine Kunstsammlungen.

Die Schmuckbauten blieben nur einige Wochen stehen. Nach ihrer Niederlegung wurden die bedeutendsten von den Malereien ausgebessert und nebst den steinernen Kaiserbildern als Geschenk der Stadt Antwerpen an den Kardinal-Infanten nach Brüssel geschickt. Der Rest sollte versteigert werden; da aber die ersten versteigerten Bilder einen zu geringen Ertrag brachten, beschloß die Stadtobrigkeit, dieselben für eine spätere Gelegenheit aufzubewahren. Das weitere Schicksal der Malereien ist unbekannt; bei

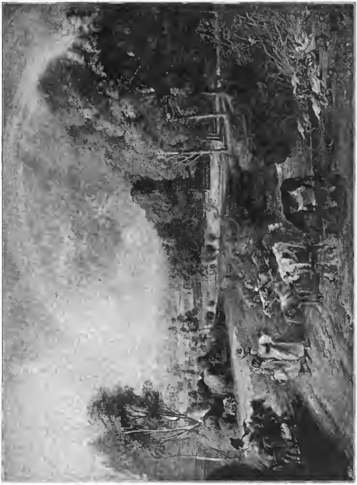


Abb. 92. Landschaft mit dem Regenbogen. In der kgl. Pinakothek zu München. Nach einer Photographie von Franz Hanfstängl in München.

weitem die größte Mehrzahl derselben ist verloren gegangen. Von den großen Bildern ist eins erhalten geblieben, und zwar gerade eins von denjenigen, bei denen Rubens nicht nur den Entwurf, sondern auch die Ausführung persönlich übernommen hatte. Dasselbe befindet sich in der Dresdner Gemäldegalerie; es stammt von einem an der St. Georgskirche errichteten Schaugerüst her und stellt den Neptun dar, der während der Seefahrt des Kardinal-Infanten die Wogen beruhigt; es wird gewöhnlich nach dem bekannten Vergilschen Worte mit dem Titel „Quos ego!“ bezeichnet. Von dem nämlichen Schaugerüst rühren die in der Wiener Belvedere-Galerie befindlichen Bildnisse des Königs Ferdinand und des Infanten Ferdinand her, die zwar nicht von Rubens selbst gemalt sind, aber in ihrer wirkungsvollen Erfindung seine Meisterschaft bekunden, sowie das große Bild der Begegnung der beiden Ferdinande vor der Schlacht bei Nördlingen, gleichfalls eine Schülerarbeit. Eigenhändig von Rubens gemalt sind die für einen der Triumphbogen angefertigten prächtig dekorativen Bildnisse von Albrecht und Isabella, welche das Museum zu Brüssel bewahrt. — Von den Skizzen des Meisters ist mehr erhalten, wenn auch das Erhaltene nur einen verhältnismäßig geringen Teil des einst Vorhandenen bildet. So besitzt die Sammlung zu Windsor den Entwurf zu dem Bilde der Schlacht bei Nördlingen; drei Skizzen zu Schmuckbauten sind im Museum zu Antwerpen, und sechs in der Ermitage zu Petersburg. Unter den letzteren befindet sich der Entwurf des Schaugerüsts mit dem Neptun und derjenige eines anderen, das an der St. Johannisbrücke aufgebaut war und dessen großes Gemälde durch einen davoneilenden Merkur die traurige Lage des Handels verbildlichte, sowie die Skizze eines auf dem alten Kornmarkt errichteten Aufbaues mit der Darstellung des Kardinal-Infanten, der, von der Siegesgöttin begleitet, einer vor ihm niederknieenden Frauengestalt, der Verbildlichung des belgischen Landes, mit tröstendem Zuspruch naht (Abb. 87); außer den Entwürfen von Schaugerüsten und Triumphbogen besitzt die Petersburger Sammlung noch diejenigen zu fünf von den in Stein ausgeführten Kaiserstandbildern. Anderes ist an anderen Orten zerstreut. Die in Abbildung 88 wiedergegebene schöne Zeichnung gefesselter und niedergeworfener Krieger, welche sich in der Albertina befindet, bildet wohl auch einen Teil von einer zu dieser Gelegenheit entworfenen Schöpfung.

Das ganze große Werk, welches Rubens zum Einzuge des Kardinal-Infanten geschaffen, wurde von seinem Lieblingsschüler Theodor van Thulden in Kupfer geäzt. Die Stadt Antwerpen bestellte dieses Kupferwerk bald nach dem Einzuge; dasselbe erschien in 40 Bildern mit einem weitschweifigen Text von Gevaerts in den Jahren 1641 und 1642. Ein einzelnes Blatt, welches in dieser Veröffentlichung fehlt, wurde von Schelte a Bolswert gestochen.

Während Rubens in den Arbeiten für den Einzug des Kardinal-Infanten mit vollen Händen aus dem nie versagenden Reichtum seiner schrankenlosen Einbildungskraft schöpfte und seine unvergleichliche Begabung im Erdenken von prunkenden Schmuckwirkungen im hellsten Lichte erglänzen ließ, bekundete er in anderen Werken dieser Zeit eine zunehmende Vorliebe für schlichte Nachbildung der Natur. An erster Stelle ist in dieser Hinsicht das Porträt eines alten Gelehrten zu nennen, welches sich in der Pinakothek zu München befindet, eines der vorzüglichsten Bildnisse, welches Rubens je gemalt hat (Abb. 89). Auch das prächtige, vornehme Selbstbildnis des Meisters, welches die Belvedere-Galerie zu Wien bewahrt, dürfte um das Jahr 1635 entstanden sein (Abb. 90). Den Bildnissen reiht sich eine Anzahl realistisch gedachter Landschaftsbilder an, skizzenhaft gemalt, aber von überraschender Wirkung. Eines dieser Bilder ist geradezu ein Porträt. Dasselbe befindet sich in der Londoner Nationalgalerie und zeigt ein ansehnliches altes Schloß, das von einem Wassergraben umgeben ist, und an welches sich nach allen Seiten hin schattige Baumanlagen anschließen. Das ist der Landsitz, welchen Rubens seit 1635 besaß. Am 12. Mai dieses Jahres kaufte Rubens für den Betrag von 93 000 Gulden die Herrschaft Steen bei Eppeghem in der Nähe von Mecheln. Daselbst war, wie der Kaufbrief sagt, „eine Hofstatt mit großem steinernem Haus und andern schönen Baulichkeiten in Form eines Schlosses mit Hof, Baumgarten, Fruchtbäumen, Aufziehbrücke mit einer großen Erdaufschüttung und einem großen viereckigen Turm in der Mitte derselben; ringherum

zieht sich ein Teich, an welchen sich der Ökonomiehof mit seinen besondern Pächterwohnungen, Scheunen, verschiedenen Stallungen und allem Dazugehörigen anschließt. jungen Eichen als anderem." Dazu gehörte noch ein ausgedehnter Grundbesitz an Ackerland, Wiesen und Wald; auch Gerechtsame von Zins und Lehen waren damit verbunden.



Abb. 93. Landschaft mit Hirten. Im Louvre zu Paris. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

Alles zusammen 4 Tagwerk und 50 Ruten innerhalb seines Wassergrabens. Ferner Pflanzungen, verschiedene Alleen und Parke, wohl besetzt sowohl mit schönen, großen Rubens verwandelte den alten Herrensitz, den er durch Ankauf der angrenzenden kleinen Herrschaft Attenvoorde noch vergrößerte, mit nicht unerheblichem Aufwand in einen be-

haglichen Sommeraufenthalt. Das Schloß steht noch, gewährt aber nur noch eine unvollkommene Vorstellung von seinem damaligen Zustande.

Eine Abbildung des Schlosses Steen und seiner Umgebung, allerdings in etwas freier Auffassung, zeigt uns auch das schöne Gemälde im Belvedere, welches nach der Staffage, die den Vordergrund belebt — eine Anzahl junger Herren und Damen in reicher vornehmer Kleidung unterhalten sich mit einem munteren Gesellschaftsspiel — den Namen „das ländliche Fest" führt. Rubens verbrachte nunmehr regelmäßig die schöne Jahreszeit auf dieser Besitzung Gute Nachbarschaft konnte er pflegen mit einem Kunstgenossen, denn kaum eine Stunde von Steen entfernt lag der Hof Dry Toren (Drei Türme), welchen David Teniers der Jüngere im Sommer bewohnte. Daß in der That freundschaftliche Beziehungen zwischen dem Meister und seinem früh zu Ruhm und Ansehen gelangten Nachbar bestanden, wird durch den Umstand bestätigt, daß Teniers im Jahre 1637 Rubens' Mündel, Anna Breughel, die Tochter seines Jugendfreundes Jan Breughel, heiratete.

Der Aufenthalt auf dem Landsitze mochte wohl dazu beitragen, daß Rubens sich jetzt mit besonderer Vorliebe mit der Landschaftsmalerei beschäftigte. Von etwa fünfzig Landschaften, welche er gemalt hat, scheint die bei weitem größere Mehrzahl auf die Zeit von 1635 an zu entfallen. Jedes Rubenssche Landschaftsbild ist ein Meisterwerk in Anordnung und Farbe. Häufig hat die gewaltige Kraft seiner Erfindungsgabe in den Formen der landschaftlichen Natur ein beredtes Ausdrucksmittel gesucht und gefunden; häufiger noch — und besonders in den Landschaften seiner letzten Zeit — läßt er in diesen Schöpfungen eine Stimmung friedlicher Ruhe walten. Zu Rubens' prächtigsten landschaftlichen Erfindungen gehört das großartige Waldesdickicht, in dem eine wildbewegte Eberjagd ihr Ende erreicht, in der Dresdner Galerie (Abb. 91). Eine mythologische Jagd, diejenige des Meleager, bildet die Staffage eines Urwaldbildes im Museum zu Madrid. Unübertroffen in der Wiedergabe wilden Lebens in der Natur ist ein Bild im Wiener Belvedere, welches den Hereinbruch der großen Flut darstellt, die Jupiter als Strafe über die ungastliche Erde verhängt hat. Das Abziehen des Sturmes an felsiger Meeresküste schildert ein kostbares Bild im Pitti-Palast zu Florenz: Odysseus auf der Phäakeninsel. Das letztgenannte Gemälde wird der früheren Zeit des Meisters zugeschrieben. Ein nicht minder hervorragendes Gemälde in der nämlichen Florentiner Sammlung muß man dagegen wohl in seine letzten Jahre verlegen; es zeigt Bauersleute, die von der Erntearbeit heimkehren, die Stimmung ist die eines milden Sommerabends, die Landschaft ist echt niederländisch und eine in der Ferne sichtbare Stadt ist unverkennbar Mecheln. Die ebene Flur von Laeken ist der Gegenstand eines berühmten Gemäldes in der Sammlung der Königin von England im Buckingham-Palast. Unter den verschiedenen Stimmungen der Natur hat vielleicht keine Rubens so häufig zu Nachbildungen angeregt, wie diejenige, wenn das Licht über die Wetterwolken die Oberhand gewinnt und der Regenbogen sich am Himmel ausspannt. Die Münchener Pinakothek besitzt ein herrliches Werk dieser Art. Wir blicken in eine weite Ebene, in der goldene Saaten mit grünen Wiesen wechseln; der Saum eines Waldes und einzelne Baumgruppen fangen mit den Wipfeln die glühenden Strahlen der Sonne auf, daß sie in scharfem Licht sich von den abziehenden Wetterwolken abheben; Landleute mit Kühen und Karren beleben den Weg, der sich an einem Bache entlang zieht, wo schnatternde Enten sich tummeln; die ganze Natur zeigt die üppige Vollkraft des Hochsommers, die warme Sommersonne durchleuchtet die feuchte Luft, und fast in der ganzen Breite des Bildes wölbt sich der Regenbogen (Abb. 92). Mächtiger noch in der Wirkung ist eine im Louvre befindliche Regenbogenlandschaft. Hier ist das Unwetter in der Ferne vorübergezogen; in blendender Lichtfülle durchbrechen die Sonnenstrahlen das Gewölk und ergießen sich über das hügelige Gelände in lebhaftem Wechselspiel mit tiefen Schattenmassen; im Vordergrunde dehnt sich eine mit Bäumen bestandene Hute aus, auf welcher Hirten und Hirtinnen in friedlichem Behagen bei den ruhenden Schafen verweilen, unbekümmert um das ferne Gewitter (Abb. 93).

Auch das zwanglose Leben der vlämischen Landleute, ihre Ausgelassenheit bei den seltenen Festen, die ihr arbeitsames



Abb. 94. Der Kindermord zu Bethlehem In der kgl. Pinakothek zu München Nach einer Photographie von Franz Hanfstängl, in München.

Leben unterbrechen, reizten den großen Maler zur Wiedergabe. Das Wiener Belvedere besitzt eine Skizze, welche tanzende Bauern darstellt. Das Hauptwerk dieser Richtung aber ist die große „Kirmeß“ im Louvre. Es ist überraschend zu sehen, mit welcher Entschiedenheit der Maler der Vornehmheit und der üppigen Pracht sich in die Wiedergabe des niedrigen Volkes vertieft hat, das, von Bier und wüstem Tanz berauscht, bis zur Roheit ausgelassen sich auf dem Wiesenplatz vor der Schenke herumtreibt. Freilich ist das keine thatsächlich wirklichkeitsgetreue Wiedergabe des Volkslebens, wie Teniers und Brouwer sie hinterlassen haben. Vielmehr kommt die Größe von Rubens' Anschauungsweise auch hier zur Geltung: der wilde Taumel des Tanzes, das Überschäumen der Sinnlichkeit gehen über das Maß des in der Wirklichkeit, besonders bei einem nordischen Volke Denkbaren weit hinaus, alles wächst ins riesenmäßig Gewaltige, daß selbst die Derbheit in dieser Auffassung eine gewisse Großartigkeit bekommt.

Landschafts- und Bauernbilder waren ein Zeitvertreib, mit dem Rubens seine Mußestunden ausfüllte. Daneben ging die ernste Arbeit ihren Weg. Zwischen den Jahren 1634 und 1637 — wahrscheinlich näher dem letzteren als dem ersteren Jahr — malte Rubens für die Abtei Affligham ein großes Altarbild, dessen Gegenstand die Kreuztragung war. Dieses Bild, das sich jetzt im Museum zu Brüssel befindet, ist eine eigentümliche und gewaltige Schöpfung. Eine Menge Volkes, das in langem Zuge nach der Richtstätte hindrängt, füllt den Rahmen, Fahnen flattern, die Rüstungen der Reiter blitzen, alles ist Leben und Bewegung; aber der ganze Aufwand von lärmenden Volksmassen, von ungestümer Lebensfülle dient nur dazu, den Einen hervorzuheben, der schweigend unter der Kreuzeslast zusammenbricht, der hierdurch eine Stockung in den Zug bringt; Simon von Cyrene strengt sich mit Hilfe eines Sklaven an, das Kreuz emporzuheben, und Veronika benutzt den Augenblick, um die Stirn des Heilandes zu trocknen, während Maria, die sich neben ihren Sohn hinwerfen möchte, von Johannes fest und sorglich zurückgehalten wird.

Ein erschütterndes Bild hilflosen, leidenschaftlichen Schmerzes malte Rubens um diese Zeit in der Darstellung des Bethlehemitischen Kindermordes, welche sich in der Münchener Pinakothek befindet. Wir sehen aus einer Säulenhalle, vor welcher an einem Pfeiler der Befehl des Herodes angeschlagen ist, eine Schar von Kriegern hervorstürmen, um mit henkersmäßiger Gefühllosigkeit oder mit grausamer Lust den unmenschlichen Befehl auszuführen. Das Schreckliche trifft alle Mütter ohne Unterschied von Rang und Stand, sucht Hoch und Niedrig mit gleicher Schonungslosigkeit heim; die Frauen, denen ihr Liebstes so jäh entrissen wird, sind zum Teil reich gekleidet, zum Teil nur mit dürftigen Gewändern bedeckt, zum Teil auch in unfertigem Anzug. Verschieden wie ihre Erscheinung ist die Äußerung ihrer Verzweiflung; sie stürzen wie Wütende auf die Schergen, suchen die Mordwaffen aufzufangen, flehen um Erbarmen, werfen sich jammernd über die kleinen Leichen und tragen sie liebkosend von dannen, oder strecken in ohnmächtigem Jammer und mit wildem Aufschrei die Hände zum Himmel empor, wo in lichter Höhe Engel die Kränze der Seligen für die gemordeten Unschuldigen bereit halten (Abb. 94).

Für den Hauptaltar der Kapuzinerkirche zu Köln malte Rubens, etwa um das Jahr 1638, ein Bild, welches den heiligen Franziskus darstellt, wie er von dem in Seraphsgestalt ihm erscheinenden Heiland die Wundmale empfängt (jetzt im Museum Wallraf-Richartz zu Köln; Abb. 95). Er wiederholte dabei mit unwesentlichen Abänderungen ein Altargemälde, welches er im Jahre 1632 für die Barfüßerkirche zu Gent ausgeführt hatte, und welches sich jetzt im Museum zu Gent befindet. Der Gegenstand schloß hier jeden Farbenprunk aus; aber der Meister hat es verstanden, aus Braun und Grau und goldigem Licht eine wunderbare Wirkung hervorzuzaubern. Die kaiserliche Ermitage zu Petersburg besitzt den sorgfältig ausgeführten Studienkopf eines Franziskanermönches zu dem begeistert aufwärts schauenden Haupt des heil. Franziskus (Abb. 96).

Des Meisters größte Freude war es, seine Angehörigen zu malen. Frau Helene hatte ihm im Sommer 1633 ein Söhnchen geschenkt, welches den Namen Franz erhielt; im Frühjahr 1635 folgte ein Töchterchen, welches nach Rubens' beiden Frauen Isabella Helena genannt wurde, und im Frühjahr 1637 ein zweiter Knabe, der des-



Abb. 95. Der heil. Franziskus Seraphicus. Im Wallraf-Richartz Museum zu Köln.

Meisters Namen Petrus Paulus bekam; das fünfte Kind dieser Ehe, Konstantia Albertina, kam erst acht Monate nach dem Tode des Vaters, Ende Januar 1641, zur Welt. Als der kleine Franz etwa drei Jahre alt war, malte Rubens das anmutige Doppelbildnis von Mutter und Kind, welches sich in der Münchener Pinakothek befindet: Frau Helene sitzt in einfachem, aber aus kostbarem Stoffe hergestelltem Kleide, den Kopf von einem breitrandigen Hut bedeckt, auf dem Vorplatz vor der Hausthür, den ein um die Säulen des Vordachs geschlungener Vorhang schattiger macht, und hält mit beiden Händen den Knaben umschlungen, der mit einem Federbarett auf den goldfarbigen Locken, sonst aber ganz unbekleidet, auf ihrem Schoße sitzt; beide wenden die fröhlich leuchtenden Augen dem Beschauer zu (Abb. 97). Ein etwa zwei Jahre später entstandenes Bild im Louvre führt uns wieder auf die nämliche Terrasse an der Freitreppe des Hauses, die wohl ein Lieblingsplatz Helenens war; auch hier hat die junge Frau die beiden Hände um den lieblich heranwachsenden Knaben geschlungen, den sie mit Lust und mütterlichem Stolz betrachtet, während er mit hellen Kinderaugen aus dem Bilde herausschaut; das dickwangige Schwesterchen kommt von der Seite heran, anscheinend etwas eifersüchtig auf die Liebkosung, die dem kleinen Bruder zu Teil wird. Dieses Bild ist unfertig stehen geblieben; es fesselt den Beschauer mit dem ganzen unbestimmbaren Reiz eines glücklichen ersten Entwurfs, und sein sonniger Ton scheint der naturgemäße künstlerische Ausdruck des dargestellten Familienglücks zu sein (Abb. 98).

Helenens Züge trägt unverkennbar die schöne, mit wunderbarem Ausdruck emporblickende heilige Cäcilia im Berliner Museum. Auch die ebenda befindliche prächtige Andromeda, welche vor einigen Jahren aus der Blenheim-Sammlung erworben wurde, zeigt eine vielleicht kaum beabsichtigte Ähnlichkeit mit des Meisters Gattin.

Eine andere Andromeda aus Rubens' letzter Zeit besitzt das Museum zu Madrid; die dunkle Eisenrüstung des Perseus, der ihre Fesseln löst, hebt hier das leuchtende Fleisch zu blendender Wirkung hervor. Weitere mythologische Darstellungen aus des Meisters letzten Jahren sind die Jagd der Diana — mit Tieren von Snyders — im Berliner Museum, und das als Entwurf zu einem Deckenschmuck gemalte kleine Bild in der Sammlung der Wiener Kunstakademie, welches in den Gestalten des Apollo und der Diana auf ihren Wagen das Sinken der Nacht und das Aufsteigen des Tages verbildlicht.

Rubens' letzte Schöpfungen waren wieder große Altargemälde. Die Augustiner in Prag bestellten bei ihm im Jahre 1637 zwei Bilder von gewaltigen Verhältnissen, welche übereinandergestellt den Hochaltar der ihnen gehörigen Kirche St. Thomas schmücken sollten. Der Gegenstand des Hauptbildes war der Martertod des Apostels Thomas auf der Insel Ceylon, derjenige des anderen der heil. Augustin mit dem Knaben, der das Meer ausschöpfen will. Die Bilder wurden mit Hilfe von Schülern ausgeführt und im Jahre 1639 nach Prag geschickt, wo sie sich noch an ihrem ursprünglichen Platze befinden.

Eigenhändig malte Rubens dagegen ein Altarbild, welches für Köln bestimmt war. Auftraggeber war der Kölner Bankier und Kunstfreund Jabach. Doch richtete dieser seine Bestellung nicht geradeswegs an Rubens, sondern bediente sich der Vermittelung eines in London lebenden Malers mit Namen Geldorp. An den letzteren schrieb der Meister im Sommer 1637, nachdem er die Mitteilung empfangen hatte, daß das Bild nicht, wie er nach dem ersten Brief Geldorps geglaubt hatte, nach London, sondern nach Köln bestimmt sei:

„Mein Herr! Ich habe Euern geehrten Brief vom letzten Juli erhalten, der alle meine Zweifel beseitigt; ich konnte mir nämlich nicht denken, zu welcher Veranlassung man in London ein Altargemälde gebrauchen sollte. Was die Zeit betrifft, so werde ich anderthalb Jahr dazu gebrauchen, um Euren Freund ungehindert und in Bequemlichkeit bedienen zu können. Was den Gegenstand betrifft, so würde es zweckmäßig sein, denselben nach der Größe des Bildes zu wählen; denn manche Stoffe lassen sich besser auf einem großen Raum behandeln, und andere erfordern einen mittleren oder kleineren Maßstab. Wenn ich indessen nach meinem Geschmack einen Stoff wählen oder wünschen dürfte, der sich auf den heiligen Petrus bezieht, so würde ich seine Kreuzigung nehmen, wo man ihn mit den Füßen nach oben anschlug. Mir deucht, das wird Gelegenheit geben, etwas Außergewöhnliches zu machen.

übrigens überlasse ich die Wahl demjenigen, der die Bezahlung zu leisten hat, und bis wir werden gesehen haben, wie groß das Bild werden soll. Ich habe eine große Zuneigung zu der Stadt Köln, wo ich bis zum Alter von zehn Jahren aufgewachsen bin, und manches Mal, seit so vielen Jahren, habe ich das Verlangen gehabt, sie wiederzusehen. Indessen fürchte ich, daß die schwierigen Verhältnisse unserer Zeit und meine Beschäftigung mich verhindern werden, diesen Wunsch zu befriedigen und so viele andere. Ich bitte herzlich um Euer Wohlwollen u. s. w."



Abb. 96. Ein Franziskaner; Studienkopf. In der Ermitage zu St. Petersburg. Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

Der von Rubens vorgeschlagene Gegenstand wurde gewählt. Im Frühjahr 1638 war der Meister mit dem Bilde der Kreuzigung des Apostels Petrus beschäftigt. Am 2. April dieses Jahres schrieb er an Geldorp: „Ich beeile mich Euch mitzuteilen, daß dasselbe schon vorgeschritten ist, und ich hoffe sogar, daß es eine der besten Arbeiten sein wird, die unter meinen Händen hervorgegangen. Das könnt Ihr kühnlich Eurem Freund schreiben. Indessen würde ich es nicht gern sehen, daß man mich mit der Vollendung drängte; ich bitte vielmehr darum, daß man das meiner Verfügung und Bequemlichkeit überlasse, damit ich es nach meinem Behagen fertig machen kann, da der Gegenstand dieses Bildes mich mehr reizt als alle, mit denen ich beschäftigt bin, obgleich ich überhäuft bin mit Arbeit." — In der That wurde das Kölner Altarbild noch eine von des Meisters gewaltigsten Schöpfungen. So wenig ansprechend der Gegenstand dem heutigen Gefühl erscheinen mag, dem großartigen Eindruck wird sich niemand verschließen können, den die in so

qualvoller Lage hängende kraftvolle Greisengestalt des Märtyrers ausübt, dessen gespannte Muskeln unwillkürlichen Widerstand gegen die Arbeit der wilden Henker leisten.



Abb. 97. Helene Fourment mit ihrem ersten Söhnchen In der kgl. Pinakothek zu München. Nach einer Photographie von Franz Hanfstängl in München.

Mit voller Rubensscher Kraft spricht die künstlerische Wirkung der Farbe und des Lichtes, das sich blendend auf der Brust des Heiligen sammelt und in weicheren Tönen

das geöffnete Gewölk durchschimmert, wo ein köstlicher blonder Engelknabe mit Sieges-



Abb. 98. Helene Fourment mit zwei Kindern. Im Louvre zu Paris Nach einer Photographie von Ad. Braun & Cie. in Dornach i. E. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

kranz und Palme herabschwebt (Abb. 99).

Rubens vollendete das Gemälde, welches für die Stadt seiner Kindheit bestimmt und dem einen seiner Namensheiligen gewidmet war, eigenhändig bis zum letzten Strich. Ehe er es abliefern konute, ereilte ihu der

Tod. — Im Beginn des Jahres 1640 war er noch voll von Unternehmungslust. Der König von England wollte das Schlafzimmer seiner Gemahlin, Marie Henriette von Frankreich, im Schloß zu Greenwich ausmalen lassen. Jakob Jordaens, Rubens' begabter Kunstgenosse, wurde für diese Aufgabe in Aussicht genommen, und Gerbier, der als Geschäftsträger Englands in Brüssel angestellt worden war, erhielt die nötigen Anweisungen, um durch Vermittelung des Abbate della Scaglia das Geschäft abzuschließen. Gerbier aber schrieb nach England, er bäte es dem Könige vorzustellen, daß Rubens doch der geeignetere Künstler für eine solche Aufgabe sei. Er knüpfte bald auch Unterhandlungen mit Rubens über diese Sache an, und im Mai 1640 machte dieser dem Abbate Scaglia seine Vorschläge. Er wollte in der Mitte der getäfelten Decke das Mahl der Götter darstellen, daneben einerseits, wie Amor sich in Psyche verliebt, und andererseits, wie Psyche die Unsterblichkeit verliehen wird. Mehr als diese drei Bilder wollte er nicht übernehmen, da die zu schmückende Decke aber neun Felder hatte, so schlug er vor, daß in die übrigen sechs Felder von der Hand eines Anderen Grotesken oder sonstige Erfindungen gemalt würden, nur nichts Figürliches, damit nicht die Verschiedenheit des Stils bei gleichartiger Malerei das Auge des Beschauers störe. — Wenige Wochen später schrieb Gerbier nach England, jetzt sei Jordaens der beste Maler in Antwerpen; der ihn übertraf, war tot.

In einem liebenswürdigen Brief, den Rubens am 17. April 1640 an den Bildhauer Franz Duquesnoy in Rom richtete, um demselben für einige übersandte Abgüsse zu danken, sprach er schon den Gedanken aus, daß der Tod ihm bald die Augen für immer schließen werde. Aber er glaubte sein Ende doch noch nicht so nahe, wie es wirklich war. Am 27. Mai trat ein Gichtanfall, mit Fieber verbunden, so heftig auf, daß Rubens sich bewogen sah, seinen letzten Willen aufzusetzen. Das Vermögen, welches er unter die Seinigen verteilte, war fast ein fürstliches zu nennen; nicht ohne Grund hatte er in jüngeren Jahren einmal einem englischen Alchymisten namens Brendel, der sich erbot ihm die Kunst des Goldmachens zu lehren, geantwortet, diese Kunst habe er mit seinen Pinseln schon lange entdeckt. Als besonderes Vermächtnis übertrug Rubens seinem Sohn Albrecht seine Bücher, seinem Sohn Nikolaus die Sammlung geschnittener Steine und Denkmünzen, Helene Fourment die Hälfte der Besitzung Steen und deren Kindern die andere Hälfte. Hinsichtlich seines künstlerischen Nachlasses bestimmte der Meister, daß derselbe verkauft werden solle, mit Ausnahme eines Bildes, genannt „das Pelzchen“, und seiner sämtlichen Zeichnungen. Das „Pelzchen“ verblieb als persönliches Eigentum der Gattin des Meisters; es stellte diese selbst in ganzer Figur, nur mit einem um Schulter und Hüfte gezogenen schwarzen Pelzmäntelchen bedeckt, im Alter von etwa achtzehn Jahren vor; jetzt besitzt die Sammlung des Wiener Belvedere dieses unbeschreiblich meisterhafte, freilich nicht für die Öffentlichkeit gedachte Bild. Die Zeichnungen sollte derjenige von Rubens' Söhnen bekommen, der sich der Malerei widmen, oder diejenige von seinen Töchtern, die einen hervorragenden Maler heiraten würde. Hinsichtlich seiner Bestattung bestimmte Rubens, daß ihm eine Grabkapelle eingerichtet werde, deren Altar ein Bild seiner Hand, Maria mit dem Jesusknaben und verschiedenen Heiligen darstellend, und eine Marmorfigur der Madonna von seinem Schüler Lukas Fayd'herbe schmücken sollten. Nach der Landessitte sollte am Tage des Begräbnisses ein großes Trauermahl die Anverwandten im Sterbehause vereinigen; außerdem sollte der Stadtobrigkeit eine Trauermahlzeit im Stadthause hergerichtet, eine dritte der Gesellschaft der „Romanisten“ (der Künstler und Gelehrten, welche zeitweilig in Rom gelebt hatten), deren Mitglied er seit 1609 gewesen war, und eine vierte der St. Lukasgilde gegeben werden.

Am 30. Mai 1640, um die Mittagszeit, machte eine Herzlähmung dem Leben des großen Meisters ein Ende. Ganz Antwerpen beklagte Rubens' Tod. Bezeichnende Äußerungen von Zeitgenossen sind in Beileidsbriefen erhalten, welche des Meisters alter Freund Balthasar Moretus empfing, und welche im Museum Plantin-Moretus aufbewahrt werden. „Er war der gelehrteste Maler der Welt,“ schrieb der Abt Philipp Chifflet; das hübscheste Wort aber über den Hingang des großen Malers, dessen ruhmreichstes Feld während seines ganzen Lebens doch die kirchliche Kunst gewesen war, fand



Abb. 99. Kreuzigung Petri. In der Peterskirche zu Köln

der Abt von St. Germain, indem er schrieb, derselbe sei gegangen „im Himmel die lebenden Modelle seiner Malereien zu schauen."

Das Leichenbegängnis fand am 2. Juni mit großer Prunkentfaltung statt. Die gesamte Geistlichkeit der Stiftskirche St. Jakob und diejenige der Bettelorden begleitete den Leichenzug, an jeder Seite der Bahre schritten sechzig Waisenkinder mit brennenden Fackeln, die städtischen Beamten, die Mitglieder der St. Lukasgilde und zahlreiche Freunde und Verehrer des Verstorbenen aus allen Ständen folgten dem Sarge. Die Jakobskirche war schwarz ausgeschlagen und an mehreren Stellen mit dem Rubens'schen Wappen geschmückt. Die Leiche wurde vorläufig in der Fourmentschen Familiengruft beigesetzt. Später wurde sie in die eigene Grabkapelle übertragen, welche die Witwe im Chorumgang der Jakobskirche erbauen ließ. Gemäß dem Wunsche des Verstorbenen fand auf dem Altar ein marmornes Standbild der heiligen Jungfrau Aufstellung, welches Fayd'herbe gemeißelt hatte; von der Hand desselben Bildhauers rührt wahrscheinlich der ganze obere Teil des Altars und zwei Engelfiguren, welche denselben schmücken, her. Auf dem Altar prangt das von Rubens für diesen Zweck bestimmte Gemälde. Das Jesuskind sitzt auf dem Schoß der Jungfrau in einer Laube; vorn kniet anbetend der heil. Bonaventura, hinter Maria steht der heilige Hieronymus mit der aufgeschlagenen Bibel, von der anderen Seite nahen der heil. Georg und drei heilige Frauen, in der Luft schweben vier Engel mit Kränzen und Palmzweigen. Das Ganze ist ein Bild, welches sich in Bezug auf Farbenzauber den besten Meisterwerken des Meisters anreiht. Die Überlieferung erzählt, Rubens habe in diesem Gemälde seine Familie abgebildet: in Hieronymus sei sein Vater, in Georg er selbst, in den drei Frauen seine beiden Gattinnen nebst Fräulein Lunden dargestellt; die Ähnlichkeiten mag man finden — sie kehren überall in Rubens' Gemälden wieder —, sicherlich aber hat die Überlieferung vollständig unrecht, wenn sie annimmt, daß der Meister gerade bei diesem Bilde, über dessen Entstehungszeit übrigens die Meinungen geteilt sind, mit besonderer Absicht die Bildnisse angebracht habe. — Die Grabschrift wurde von des Meisters Freund Gevaerts verfaßt, aber erst im vorigen Jahrhundert in Stein gemeißelt; sie preist unter Rubens' wunderbaren Begabungen insbesondere die Kunde der alten Geschichte und die Trefflichkeit in allen guten und schönen Künsten, sie nennt ihn den Apelles nicht nur seines Jahrhunderts, sondern aller Zeiten, hebt hervor, daß er die Freundschaft von Königen und Fürsten genoß, erwähnt die Würden, durch welche er von Philipp IV ausgezeichnet wurde, und rühmt die Verdienste, die er als Gesandter sich um das Zustandekommen des Friedens erwarb.

Rubens' wertvollstes Vermächtnis war seine Kunstsammlung, die ein vollständiges Museum war. Das Verzeichnis derselben zum Zwecke des Verkaufs wurde in englischer und französischer Sprache gedruckt. Dasselbe führt außer sonstigen Kunstgegenständen 319 Gemälde auf, zuerst italienische Bilder, darunter 9 von Tizian, 5 von Paul Veronese, 6 von Tintoretto, einzelne von Pietro Perugino, Palma Vecchio, Ribeira, Elzheimer; dann 43 Kopien nach Tizian und anderen Meistern, welche Rubens in Italien und Spanien gemalt hatte; darauf 94 Originalgemälde von Rubens; ferner einige fünfzig Bilder älterer Meister, darunter eins von Dürer und mehrere von Johann van Eyck, Lukas van Leyden, Holbein; zum Schluß eine Anzahl neuerer Bilder, darunter 8 von van Dyck, 17 von Adrian Brouwer, mehrere, welche Breughel und Saftleven gemeinschaftlich mit Rubens gemalt haben, und auch noch einige Skizzen von der Hand des Meisters. — Der Verkauf der Sammlung brachte einen Ertrag von 280 000 Gulden, ungefähr 1 100 000 Mark heutigen Wertes. Der König von Spanien kaufte am meisten, 32 Stück, darunter 10 Bilder von Rubens, welche teilweise zu den vorzüglichsten Schätzen des Madrider Museums gehören. Weitere Hauptkäufer waren der deutsche Kaiser, der König von Polen, der Kurfürst von der Pfalz und der Kardinal Richelieu.

Die Handzeichnungen des Meisters wurden ebenfalls verkauft, nachdem der jüngste seiner Söhne achtzehn Jahre alt geworden war, ohne daß einer derselben die Malerei als Beruf gewählt oder eine von den Töchtern einen Maler geheiratet hatte. Rubens' ältester Sohn Albert, des Vaters Nachfolger im Amte des Sekretärs des königlichen geheimen Rats, zeichnete sich durch Gelehrsamkeit in der Altertumskunde aus. Von Ni-

kolaus erfahren wir nur, daß er im Alter von 37 Jahren starb; Franz wurde Ratsherr des Hofes von Brabant, und Peter Paul wurde Geistlicher. Von den Töchtern hat nur eine, Klara Johanna, geheiratet; sie vermählte sich mit Philipp von Parys, und in den Sprossen dieses Geschlechts lebt heute allein noch die Nachkommenschaft des Meisters. Isabella Helene starb im Alter von 17 Jahren, und die nachgeborene Konstantia Albertina ging ins Kloster.

Helene Fourment, die junge Witwe, vermählte sich 1645 zum zweiten Male; sie reichte ihre Hand einem Schöffen von Antwerpen, Johann Baptist van Broeckhoven, der nachmals zum Grafen von Bergeyck ernannt wurde. Sie lebte bis 1673.

Das Haus in Antwerpen, welches Rubens mit so großem künstlerischen Aufwand erbaut hatte, wurde schon 1669 von seinem Enkel Philipp verkauft. Es behielt sein stolzes Ansehen bis zum Jahre 1763, wo es in dem damaligen Geschmack umgebaut wurde; die größte Mehrzahl der zum Teil von Fayd'herbe ausgeführten Standbilder, womit die Bauten im Garten geschmückt waren, wurden damals beseitigt. Später, in unserem Jahrhundert, verlor das Bauwerk noch mehr; aus dem einen Haus wurden zwei gemacht, und bei dieser Gelegenheit wurde dessen schönster baulicher Bestandteil, der Kuppelbau, welcher die Kunstsammlung des Meisters beherbergt hatte, niedergerissen.

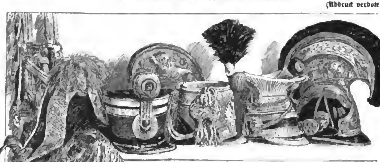
In der belgischen Kunst war Rubens' Einfluß auf Jahrhunderte hinaus mächtig. Man darf unbedenklich behaupten, daß nie und nirgends ein einzelner Künstler so fruchtbringend und nachhaltig auf die Kunst seines Landes gewirkt hat, wie dies bei Rubens der Fall war. Andere große Meister sind der Kunst der Jüngeren verderblich gewesen, weil sie nachgeahmt wurden, und Nachahmung ist der Tod der Kunst. Rubens aber wurde nicht nachgeahmt, er war unnachahmlich; aber sein Vorbild wirkte schöpferisch belebend auf allen Gebieten. Wie Rubens der fruchtbarste Maler war, den es je gegeben hat — 1300 Gemälde, von denen mindestens zwei Drittel mehr oder weniger von seiner eigenen Hand ausgeführt sind, legen Zeugnis davon ab —, so war er auch der vielseitigste, und darum wirkte er nach so vielen Seiten hin, ohne die Selbständigkeit der Einzelnen zu beeinträchtigen. Was ein Bildnismaler wie van Dyck, was Schilderer des Volkslebens wie die Teniers schufen, was die Landschafter und selbst die Stillebenmaler Belgiens malten, in allem hat Rubens' anregendes Beispiel durchgewirkt, so gut wie bei den Werken der Geschichtsmalerei von jeglicher Gattung. Bildhauer und Baukünstler gingen bei Rubens in die Lehre; durch das Wiedergeben seiner formensicheren wirkungsvollen Zeichnungen gelangte die Holzschneidekunst damals in Belgien zu einer mustergültigen Vollkommenheit, zu einer Zeit, wo es überall anders gar keinen künstlerischen Holzschnitt mehr gab; an den Werken des großen Malers schulte sich die Kupferstecherkunst, daß sie jene breite malerische Wirkung erzielte, die wir an den vlämischen Stichen des 17. Jahrhunderts bewundern. Die gesamte glanzvolle belgische Kunst des Barockzeitalters war in der einen Person ihres Begründers zusammengefaßt.

Spruch.

Die Einen finden die Welt vorzüglich,
Die Andern völlig ungenüglich.
Gewiß wird sie nicht besser noch schlechter
Durch die Weltverehrer und Weltverächter!

Frida Schanz.

Unter den schwarzgelben Fahnen.




1837. 1854. 1854. 1837.

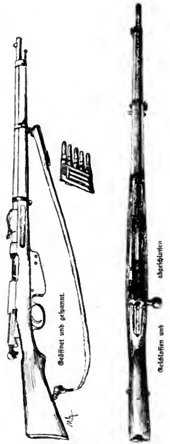
Unter den schwarzgelben Fahnen: Helme und Waffen aus den Jahren 1837 und 1854.

Als tapfere Feinde lernten wir sie bewundern, als wackere Mitstreiter lernten wir sie lieben — unsere Kameraden in Österreichs Heer, die wir heute unsere treuesten Bundesgenossen nennen dürfen. Eine Gefahr, die den schwarzgelben Fahnen droht, gilt auch dem deutschen Heere, die alte Waffenbrüderschaft von 1813/15, von 1864, sie ist — fester und einheitlicher nur — aufs neue erstanden. Was Wunder, daß wir dem befreundeten Heerwesen unser vollstes und wärmstes Interesse entgegenbringen: wer dereinst in ernstem Ringen, Schulter an Schulter, Vaterland und Ehre verteidigen soll, der muß auch schon im Frieden „gut Freund“ miteinander sein. Gute Freunde aber sollen sich vor allem gut kennen!

Wenn man ehedem zwei Heere miteinander verglich, so fiel zunächst auf, daß an ihnen mindestens äußerlich sich nichts gleich, kaum etwas ähnlich erschien: Wehrgesetz und Ersatzart, Gliederung, Ausbildung, Ausrüstung, Bewaffnung und Kampfweise zeigten tiefe, durchgehende Verschiedenheiten. Heute ist das wesentlich anders geworden. Die großen europäischen Heere ähneln sich in oft geradezu peinlicher Weise; wo eine Armeeleitung bei einem der Nachbarn etwas Brauchbares findet, ist sie gezwungen, es rücksichtslos nachzuahmen. Die Hauptformen unserer Wehrgesetzgebung und Organisation, die intensive, eigenartig gründliche Art unserer Einzelausbildung sind nach den Erfolgen der großen Kriegsjahre in fast alle Armeen übergegangen; wir selbst haben, um ein Beispiel herauszugreifen, mit der Einführung des rauchlosen Pulvers den Franzosen nachgeeifert, während uns in der Annahme eines kleinkalibrigen Gewehres diese und auch die Österreicher vorauseilten. Trotzdem trägt jede Armee ihren nationalen Charakter — oder sollte ihn wenigstens tragen; es läßt sich nicht jedes Reis auf einen beliebigen Baum pfropfen. So hat sich denn auch das österreichische Heer manche sehr berechtigte Eigentümlichkeiten bewahrt, während es in seiner ganzen Ausgestaltung — wir haben dies jüngst mit großer Freude bei dem Studium des neuerschienenen trefflichen Danzerschen Prachtwerkes „Unter den Fahnen“ (Wien, F. Tempsky) wieder empfunden — sich in oft überraschender Übereinstimmung mit dem deutschen Heerwesen befindet. Eine Übereinstimmung wahrlich, die für unsere Waffenbrüderschaft von der höchsten Bedeutung ist!

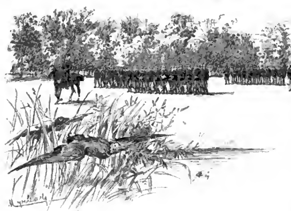
Hüben wie drüben herrscht in den Grundbestimmungen über die Wehrpflicht eine ausgeprägte Ähnlichkeit; die aktive Dienstzeit beträgt vor allem in beiden Heeren drei Jahre, und wenn die Reservepflicht in Österreich um drei Jahre länger währt als bei

uns, so ist dafür die Dauer der Landwehrpflicht in dem Kaiserstaate um sieben Jahre kürzer denn im Deutschen Reiche. Hüben dauert die Landsturmpflicht vom 17. bis 45., drüben vom 19. bis 42. Lebensjahre, die Ersatzreservepflicht währt hier zwölf, dort zehn Jahre bei annähernd gleicher Ausbildungsdauer, die Einrichtung des Einjährig-Freiwilligen-Dienstes und die sich aus ihr ergebende Schöpfung eines Reserve-Offizierkorps ist beiden Heeren gemeinsam. Ein wesentlicher Unterschied, der die etwas geringere Bemessung der Landwehr- und Landsturmverpflichtung in sehr glücklicher Weise ausgleicht, tritt dagegen in der Organisation der Landwehr auf: während dieselbe in Deutschland nur diejenigen Wehrpflichtigen umfaßt, welche ihre Dienstpflicht bereits abgeleistet haben, und während für die Landwehrtruppen im Frieden hier keine eigentlichen Cadres bestehen, werden in Österreich für die Landwehr, zu der außerdem selbstverständlich die ausgedienten Mannschaften treten, alljährlich Rekruten ausgehoben und in vorhandenen Friedensstämmen ausgebildet; die österreichische Landwehr besitzt ebenso wie die ungarische Honved eigne höhere Kommandobehörden, eigne Unterrichtsanstalten, alljährlich finden mehrwöchentliche Landwehrübungen auch in den größeren Verbänden statt — ja sogar die Remonten für die Landwehrkavallerie werden im Frieden zugeritten. Eigenartig berührt freilich, wie wir uns nicht verhehlen können, die Scheidung der Landwehr der zwei Reichshälften, die nicht dem Reichskriegsministerium, sondern den beiden „Landesverteidigungsministerien" unterstellt sind, wie denn die Honvedtruppe den Fahneneid auch auf die ungarische Verfassung leistet. — Österreich-Ungarn verfügt über vierzehn Armeekorps, die wie im Deutschen Reiche auf territorialer Grundlage aufgestellt sind; außerdem besteht für das Okkupationsgebiet ein fünfzehntes Korps, für Dalmatien ein besonderes Militärkommando in Zara. Das aktive Heer zählt 102 Infanterieregimenter zu 4 Bataillonen, 42 Jägerbataillone, 246 Eskadrons und 212 Batterieen zu 8 Geschützen. Die Infanterie ist neuerdings mit einem ganz vortrefflichen Gewehr — dem kleinkalibrigen Mannlicher-Mehrlader — bewaffnet, welches unser besonderes Interesse darum beanspruchen darf, weil dem Vernehmen nach die seiner Konstruktion zu



Unter den schwarzgelben Fahnen: Repetiergewehr Mod. 88 (Mannlicher).

Grunde liegenden Prinzipien auch seitens der deutschen Heeresverwaltung adoptiert sein sollen. Die neue Waffe, deren Abbildung wir dem obengenannten Danzerschen Werke entnehmen, hat ein Kaliber von acht Millimeter und Patronen mit Stahlmantelgeschossen. Sie gestattet einen gezielten Schuß bis 2500 und besitzt eine Tragkraft bis 5000 Schritt. Je fünf Patronen sind in einem leichten Blechmagazin derart übereinandergelagert, daß sie zugleich — wie bisher eine einzelne Patrone — von oben in das unter dem mittleren Teile des Schaftes angebrachte Magazin eingeführt werden; aus letzterem



Unter den schwarzgelben Fahnen: Aufmarsch der Kompanie aus der Kolonne zur Linie.

gelangen sie einzeln in den Laderaum, nach fünf Schüssen aber fällt die entleerte Hülse von selbst zu Boden. Die ebenfalls neue Ausrüstung des Infanteristen ist der neueren deutschen Ausrüstung sehr ähnlich. Über die Vortrefflichkeit der österreichischen Kavallerie ist es kaum notwendig, ein Wort zu verlieren, — in ihr lebte von altersher der echte, wahre Reitergeist, und der Ersatz an Pferden und Mannschaften, die Ausbildung besonders auch der Offiziere galten stets als mustergültig. Dasselbe läßt sich von der Feldartillerie sagen, die in ihrem Material, den Stahlbronzegeschützen nach dem System Uchatius, eine ganz vortreffliche Waffe besitzt, welche sich gewiß auch nach der bevorstehenden Einführung des brisanteren, rauchlosen Pulvers dauernd bewähren wird. Alten, unvergänglichen Ansehens bei allen Kennern des österreichischen Heeres endlich erfreuen sich die technischen Spezialtruppen: das Pionierregiment, welches insbesondere zum Bau von Kriegsbrücken, Straßen und Wasserbauten, und die beiden Genieregimenter, die in erster Linie für die Aufgaben des Festungskrieges bestimmt sind; ihnen schließt sich das seit etwa einem Jahrzehnt neu geschaffene Eisenbahn- und Telegraphenregiment an. Eine Eigenart des österreichischen Heeres ist die sorgfältige Vorbereitung eines optischen Telegraphendienstes, von dem man sich, bis in die Gefechtslinien hinein, bedeutende Erfolge verspricht.

Schließlich sind es aber nicht die äußeren Gestaltungen, ist es nicht die Vorzüglichkeit von Waffen und Ausrüstung, welche den Sieg an die Fahnen eines Heeres fesselt, sondern es ist der auf innere Tüchtigkeit begründete Geist, der Großes schafft! Der Geist eines Heeres wurzelt aber zunächst in seinen Offizieren. Die österreichische Armee hat sich gewiß allezeit eines tapferen, treuen und aufopferungsfähigen Offizierkorps rühmen dürfen und sie darf stolz auf dessen Thaten sein — das mehrfach angezogene, von glühender Vaterlandsliebe getragene Werk über das Heerwesen des Kaiserstaates hebt indessen an den verschiedensten Stellen doch den gewaltigen Umschwung hervor, der neuerdings durch die Reihen des Offizierkorps gegangen ist. Seine Schilderungen des Kompaniechefs, wie er ehedem war und wie er heute ist, sind geradezu köstlich! Diese Bilder aus dem inneren Leben der Armee aber berühren uns besonders, ich möchte sagen: heimatlich; sie passen, mutatis mutandis, auch auf unser Heer in oft geradezu überraschender Weise und bezeugen, wie rege die Beziehungen zwischen hüben und drüben allezeit geblieben sind. Skizzen, wie sie das hochinteressante, mit eingehender Kenntnis der Verhältnisse geschriebene Buch über die Stellung des Offiziers im Staate, in der Gesellschaft, im Berufe, über den Ehrenrat, über den Regimentskommandeur, über die Bedeutung des Freiwilligendienstes und den Reserveoffizier bringt, werden in der Brust jedes deutschen Kameraden die Empfindung wachrufen, daß die innere Verwandtschaft beider Armeen eine weit engere ist, als man gemeinhin annimmt. Auch die Art und Weise der wissenschaftlichen Fortbildung des Offizierkorps schließt sich scharf an die Methoden an,

welche wir erprobt haben: da finden wir Kriegsspiel und taktische Übungsreisen, theoretische Arbeiten und taktische Planaufgaben, Kommandos zur Kriegsschule (unserer Kriegsakademie entsprechend), zur Schießschule ꝛc. — auch die Organisation beider Generalstäbe ist, trotz mannigfacher Verschiedenheiten im einzelnen, eine ähnliche; hier wie dort ist vor allem dafür gesorgt, daß der Generalstabsoffizier nicht am grünen Tische vertrocknet, sondern in lebendiger Beziehung zur Truppe und mit deren Bedürfnissen vertraut bleibt. Hüben wie drüben werden die Herren, welche die Ehre erstreben, die roten Streifen an den Beinkleidern, vulgo in Österreich die dunkelgrüne Uniform zu erlangen, haarscharf „durchgesiebt" — ja man ist drüben vielleicht sogar noch etwas penibler, wenigstens erscheint es uns des Guten fast zu viel, daß z. B. die Erlangung der Majorscharge im Generalstab von einer besonderen wissenschaftlichen Prüfung abhängig gemacht wird. Der Chef des Generalstabes, dessen Wirkungskreis im übrigen sehr ähnlich wie im deutschen Heere zugeschnitten ist, untersteht, abweichend unsern jetzigen Einrichtungen, als „Hilfsorgan" dem Kriegsministerium. — Die österreichische Armee erfreut sich heute wirklich zeitgemäßer Reglements für alle drei Hauptwaffen, und auch in ihnen tritt wiederum die erfreulichste Übereinstimmung mit den bei uns herrschenden Anschauungen hervor. Gründlichste Einzelausbildung gilt als das unerläßliche Fundament guter Leistungen, und man exerziert, wie der Schreiber dieser Zeilen aus eigenster Anschauung bestätigen kann, auf den österreichischen Kasernenhöfen ebenso scharf und schneidig, man stellt bei den Besichtigungen ebenso hohe Anforderungen wie bei uns.



Unter den schwarzgelben Fahnen: Tiroler Landesschützen (Landwehrtruppe).

Hüben wie drüben herrscht heute die gleiche Einfachheit der Formen, herrscht das Bestreben, jedem Führer eine weitreichende Selbständigkeit zu gewähren, stellt man aber auch die Forderung einer kräftigen, zielbewußten Initiative an ihn. Geradezu vortrefflich ist die Schießausbildung, überaus straff und exakt wird die Feuerdisziplin gehandhabt, auf welche seit der Einführung des Mehrladers ein weit höherer Wert denn je vorher gelegt werden muß. Die größeren Herbstübungen gleichen ihrer Veranlagung wie Durchführung nach im allgemeinen den



Unter den schwarzgelben Fahnen: Kavallerie beim Einladen.



Unter den schwarzgelben Fahnen: Infanterist feldmarschmäßig.



Unter den schwarzgelben Fahnen: Honved (ungarische Landwehr).

unsern — bis zu der unvermeidlichen Scheu vor Flurschäden hinab.

Während das deutsche Friedensheer in mehrere „Armeeinspektionen“ eingeteilt ist, hat das kaiserliche Vertrauen in Österreich den Feldmarschall Erzherzog Albrecht mit den Obliegenheiten des „Generalinspektors“ betraut, und Armee wie Volk sehen in dem „Löwen von Mortara, dem Helden von Novara, dem Sieger von Custozza“ auch den voraussichtlichen Armeeoberführer im Kriegsfalle — der ritterliche Erzherzog gilt mit Recht als die lebendige Verkörperung des österreichischen Waffenruhms. Wie im Deutschen Reiche der Kaiser, so ist aber auch in Österreich der Herrscher zugleich der Oberste Kriegsherr, und Kaiser Franz Joseph hat in der That zu allen Zeiten mit scharfem Verständnis und unermüdlichem Eifer an der Vervollkommnung der Wehrmacht seines Reiches gearbeitet: was Kaiser Wilhelm der Siegreiche für Preußens und später des geeinten Deutschlands Heer war, das ist Kaiser Franz Joseph für die österreichische Armee gewesen, ihr Reorganisator im edelsten Sinne des Wortes. Für den herrlichen Kaiserstaat aber hatte diese rege, schöpferische Thätigkeit noch eine besondere, hohe Bedeutung: in dem vielsprachigen Reiche, inmitten der oft auseinandergehenden Interessen der Einzelnationen, die sich unter des Kaisers Zepter einen, ist das Heer vielleicht der weitaus wichtigste Faktor des Zusammenhaltes, in ihm allein verkörpert sich das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit der verschiedenen Volksstämme, in ihm allein



Unter den schwarzgelben Fahnen: Plänkler.

kann allen ihren Söhnen die Liebe zu dem einen, größeren Vaterlande anerzogen werden! Nicht ohne harte Kämpfe ist diese Einheitlichkeit der Armee errungen worden — möge sie allezeit erhalten bleiben, getreu dem kaiserlichen Wahlspruch: Viribus unitis!

Und denselben Wahlspruch dürfen auch wir den Kameraden des österreichischen Heeres zurufen: mag die ernste Stunde auch fern sein, in der wir auf blutigem Felde unsere treue Waffenbrüderschaft erproben — unsere gemeinsamen Gegner sollen es erfahren, wie die geeinte Streitmacht beider Großstaaten, die solange den Frieden Europas erhielt, auch einen neuen Frieden zu diktieren verstehen wird. H. H.

Der Wiener Kongreß.*)

Von Christian Schwarzkopf.

(Abdruck verboten.)

Die Franzosen, und die sich ihnen geistesverwandt fühlen, feiern in diesem Jahr das Jubiläum der „großen Revolution.“ Als Symbol Frankreichs vor der Revolution hat man für die Besucher der Ausstellung ein getreues Abbild der Bastille hergestellt, und die Franzosen wie ihre ausländischen Bewunderer können sich nach Herzenslust an der Vorstellung erfreuen, daß die Revolution mit dieser Zwingburg auch mit allen ihren Genossinnen im alten Europa aufgeräumt und der Freiheit der europäischen Völker ein für allemal freie Bahn gemacht habe. Nun hat ja die Revolution allerdings ungeheure Umwälzungen im Gefolge gehabt, aber diese waren meist sehr vorübergehender Natur. Denken wir Älteren an die Karte Europas zurück, wie sie in unserer Jugend vor uns lag, so haben wir es doch nur insoweit mit der Revolution zu thun, als diese den Gegenstoß hervorrief. Nicht die Revolution und ihr dämonischer Sohn Napoleon schufen die Verhältnisse, die jene Karte darstellte, sondern die zum Wiener Kongreß versammelten Fürsten und Staatsmänner. Die letzteren waren es, die Europa für anderthalb Menschenalter seine politische Gestalt gaben. Freilich etwas Wahres liegt in der französischen Auffassung: die Vertreter der alten Ordnungen waren in dem Vierteljahrhundert des Kampfes gegen die neuen Franzosen nicht unbeeinflußt vom Gegner geblieben. Auch die feindliche Begegnung bewirkt, wenn sie längere Zeit währt, eine Wechselwirkung. Gezwungen, mit der Ideenwelt und der aus ihr hervorgehenden Kampfweise der Gegner zu rechnen, nehmen wir ungewollt diese Ideen zum Teil in uns auf, eignen wir uns notgedrungen jene Kampfweise bis zu einem gewissen Grade an. In diesem Sinne ist also auch der Wiener Kongreß eine Frucht der großen Revolution, und es erscheint nicht unangemessen im Jubeljahr der letzteren, dem ersteren näher zu treten.

*) Die Illustrationen zu obigem Artikel sind uns von der Verlagshandlung aus der trefflichen, reich illustrierten „Weltgeschichte“ von Oskar Jäger (Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig. Vier Bände. Preis 32 Mk.) freundlich zur Verfügung gestellt worden. D. R.

Am 20. April des Jahres 1814 verabschiedete sich Napoleon in Fontainebleau von seinen Garden und trat die Reise nach Elba an. Der Mann, der jahrelang über Europa geschaltet hatte wie ein großer Herr mit seinem Erbgut, war gestürzt und mit ihm alle seine Schöpfungen. Nur das Königreich Neapel Murats schien sich halten zu wollen, aber auch diese Säule war geborsten und ihrem Sturze nahe. Es brach alles zusammen, und das war kein Wunder, denn die politischen Bildungen des Gewaltigen hatten nirgends sonst ihre Wurzeln als in seinem Willen. Er war der Mann der Revolution, und für die Revolution gab es keine Geschichte. Man glaubte, man habe mit blutigem Schwamm alles weggewischt, was sie verzeichnete, und habe nun tabula rasa für neue, verstandesgemäße Ordnungen. Man schaffte das höchste Wesen ab und setzte es wieder in seine Rechte ein; man räumte mit dem Kalender Julius Cäsars und Gregors auf und rechnete statt seit der Menschwerdung Christi mit dem Jahr des großen Umsturzes; die alten Namen der französischen Landschaften verschwanden von den Karten, und neue entstanden, die nach einem theoretischen geographischen System gewählt waren. Es kam nur auf den Willen der Machthaber an, sie konnten alles. Auch Napoleon konnte alles. Er warf die ihm unterworfenen Menschen zu Republiken, Großherzogtümern, Königreichen zusammen — trennte sie — verband sie wieder, und diese seltsamen Staatengebilde blieben aufrecht stehen. Im Lande der Niedersachsen schalteten Präfekten, Unterpräfekten, Maires so gut wie in den weiland Erzbistümern des h. römischen Reiches. An die Stelle der alten Stadt- und Landrechte trat der code Napoléon, die historischen Gebilde machten gar keine Schwierigkeiten. Nationalitäten, Stämme, Konfessionen — alles fügte sich schnell in die Ordnungen des neuen Weltreiches.

Sie fügten sich, aber sie starben nicht ab. Im Gegenteil, es füllten sich selbst die fast schon toten Zweige mit neuem Leben. Selbst die Mißstände der alten Ordnungen wurden denen lieb, denen man sie zugleich mit der nationalen Freiheit nahm.



Napoleon I. Nach dem Gemälde von P. Delaroche.
(Aus Jägers Weltgeschichte in 4 Bänden. Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.)

Eben damals trieben die alten Dynastieen Pfahlwurzeln in die Herzen ihrer Unterthanen; das Nationalitätsprinzip entstand in jenen Tagen zugleich mit dem Ultramontanismus. Im Gegensatz zur verstandesgemäßen, mechanischen Auffassung des neuen Cäsars und seiner Prokonsulen und Proprätoren erfüllt die Romantik Herzen und Sinne.

Und nun ist der Cäsar gestürzt, und mit ihm fielen seine Leute, seine Gebilde. Halb Europa ist in staatlicher Beziehung ein Chaos.

Unter denen, die vor dem Hereinbruch der Gallier zu den Machthabern gehörten, fehlte es natürlich nicht an solchen, die dachten wie der Kurfürst von Hessen. Für diesen gab es in dieser Beziehung keine „Fragen.“ Man

setzte eben einfach alles in den Stand, in dem es sich 1789 befunden hatte, und die napoleonische Episode war ausgelöscht. Natürlich fanden die, in deren Händen die Entscheidung lag, die Sache nicht so einfach.

Im Grunde waren es vier Staaten, die das Weltreich gestürzt hatten: England, Rußland, Preußen und Österreich. Sie hatten alle vier zum Teil um ihre Existenz, immer bis aufs Messer gekämpft. Ein zweites Hastings lag lange genug in der Luft, die Schlachten von Jena, Austerlitz, Borodino wurden geschlagen. Die Engländer hatten sich an die Fersen des Eroberers geheftet wie eine ihrer Doggen, die, wenn sie einmal zugebissen, nicht wieder loslassen können; die Russen sahen ihr „Mütterchen Moskau“ in Flammen aufgehen; die Preußen gaben im Kampf gegen den Imperator den letzten Thaler her und den letzten Mann; die Österreicher versuchten immer wieder das Waffenglück.

Die Träger des Weltreiches waren durchaus die Franzosen gewesen. Französische Generale und Präfekten hatten am Guadalquivir, am Tiber und an der Weichsel erpreßt, was sich erpressen ließ, und solange alles gut ging, war ganz Frankreich stolz gewesen auf den Kaiser der Franzosen. Wenn je ein Volk verantwortlich war für die Thaten seines Fürsten, so war es das französische jener Tage. Es hatte den korsischen Leutnant zum Konsul, zum Kaiser gemacht; es war nicht müde geworden, seine Schlachten zu schlagen, seine Siege zu feiern; es hatte zu ihm gehalten, bis die gesamten Streitkräfte Europas ihn zu Boden geworfen hatten.



Alexander I, Kaiser von Rußland.
Nach einem Gemälde von Bourdon, gestochen von Andonin.
(Aus Jägers Weltgeschichte in 4 Bänden. Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.)

Gewiß, es gab auch Franzosen, die mit Napoleon nichts zu thun hatten, Franzosen, die ihn verabscheuten, ihn bekämpften, aber diese Franzosen, die Legitimisten, hatte ihr Volk ausgestoßen, ihre Schlösser zerstört, ihre Güter konfisziert. Sie waren in keinem Sinne Frankreich, ihr Verhalten konnte deshalb auch nicht diesem zu gute kommen. — Man konnte erwarten, und man erwartete es in Preußen, daß die vier Sieger diesmal Frankreich exemplarisch züchtigen würden; daß sie ihm wieder abnehmen würden, was es je geraubt; daß sie dafür sorgen würden, diesem unruhigsten Volke Europas für lange Zeit die Eroberungslust auszutreiben. Unglücklicherweise war man sehr weit davon entfernt, diesen Erwartungen zu entsprechen.

Die Engländer hatten im Kampf gegen Napoleon ungeheuere Anstrengungen gemacht, aber sie hatten auch Ungeheures erreicht. Die Flotten Frankreichs, Spaniens, Hollands, Rußlands, Dänemarks waren vernichtet; Malta, Tabago, Isle de France, die Kapkolonie, Ceylon, Helgoland gehörten England; Portugal war soviel wie eine englische Kolonie; die Herrschaft Englands über die Meere war unbestritten und unbestreit-



Friedrich Wilhelm III zur Zeit der Freiheitskriege.
Nach dem Gemälde von Gérard, gestochen von L. Buchhorn.
Aus Jägers Weltgeschichte in 4 Bänden. Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

bar. Jetzt, wo es mit dem französischen Weltreich zu Ende ging, gab es nur einen Staat, den es zu fürchten hatte, und den es fürchtete: Rußland. Es lag nicht in seinem Interesse, Frankreich ganz niederzuwerfen.

Die Russen hatten einen Verzweiflungskampf geführt und ihn siegreich bestanden. Ihre Heere waren Napoleon gefolgt von Moskau bis Paris, und sie waren entschlossen, das nicht umsonst gethan zu haben. Finnland mußte russisch bleiben, Polen russisch werden. War das aber erreicht, so konnte es ihnen gleichgültig sein, was in Frankreich vorging. Ein erneuter Einbruch „der Gallier und der mit ihnen verbundenen Völkerschaften“ — so heißt die französische Invasion heute noch im russischen Kalender — war schlechterdings nicht zu befürchten. Es gab daher eine sehr starke Partei unter den russischen Magnaten, welche den Zug nach Paris heftig miß-



Franz I, Kaiser von Österreich
Gemalt von P. G. Stambucchi, geschabt von F. K. Tielker
(Aus Jägers Weltgeschichte in 4 Bänden. Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

billigten. Er war thatsächlich das persönliche Werk des Kaisers Alexander.

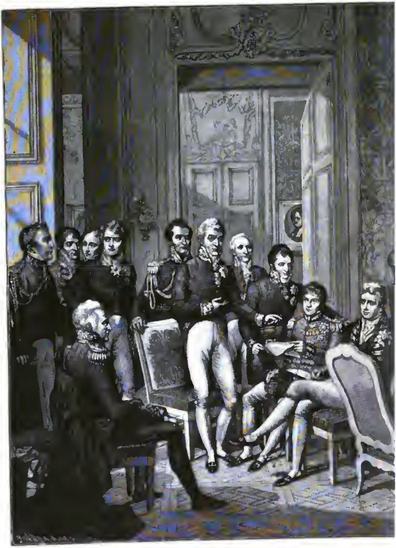
Will man den sehr komplizierten Charakter dieses Monarchen richtig verstehen, so muß man sich immer vergegenwärtigen, daß er der Enkel der großen Katharina, der Sohn Kaiser Pauls war. Der geistig und körperlich reich Begabte ist intelligent, geistreich, von Natur liebenswürdig und gütig. Gestatten ihm die Verhältnisse, sich frei auszugestalten, so wird er auch großherzig, offen, zuverlässig werden. Wie erwächst er nun? Er ist der verzogene Liebling Katharinas, aber auch der Zeuge des seltsamen Treibens an ihrem Hofe, diesem Hofe, der mit seiner Liberalität, seiner Freisinnigkeit und Lebenslust im schärfsten Gegensatze steht zu einem anderen russischen Hofe. In dem nahen Gatschina exerziert einsam und abgeschlossen von aller Welt der längst zum Manne herangereifte Thronfolger Paul seine Bataillone. Zwischen ihm und der Mutter gähnt eine unüberbrückbare Kluft,



Ludwig XVIII, König von Frankreich. Gemalt von Gérard, gestochen von Massard.
(Aus Jägers Weltgeschichte in 4 Bänden. Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.)

Als sie zu Grabe getragen wurde, ließ der neue Kaiser auch die Gebeine seines Vaters, Peters III, mit den ihrigen bestatten, und Alexei Orlow mußte unter denen sein, die sie trugen.

Mit dem Regierungsantritt Pauls verschwindet das geistig belebte, lebenslustige Rußland der großen Katharina wie in eine Versenkung. Die Derschawin, die von Wisin verstummen vor dem Kommandoruf der Araktschejew und Genossen. Finster und freudlos wird der Hof, und wer hoch steht, mag sich besonders vorsehen. Dann erfolgt eine ungeheure Katastrophe, und Alexander ist der allmächtige Kaiser von Rußland. Es ist wieder wie in den Tagen Katharinas, alles jauchzt ihm zu, er ist wieder der fast angebetete „Engel.“ Und doch ist er ein anderer geworden. Er ist noch von bezaubernder Liebenswürdigkeit, aber er achtet die Menschen nicht mehr und liebt sie nicht mehr. Sein erster Impuls ist ein gütiger, aber ein tief wurzelndes Mißtrauen fällt seiner Güte in die Zügel. Er hat gelernt, daß, wer sich



Kongreß zu Wien. Sitzung der Bevollmächtigten der acht an dem Pariser Frie

Aus Jaegers Weltgeschichte in vier Bänden. (Verla



Frieden beteiligten Mächte. Nach dem Bilde von Isabey, gestochen von Godefroy.
Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld & Leipzig.)

ganz hingibt, leicht herb enttäuscht wird, und er ist hinterhaltig geworden. Die angeborene Offenheit wird jetzt eine treffliche Maske, selbstsüchtige Absichten zu verbergen. Die natürliche Anlage und die trüben Erfahrungen liegen in einem steten Kampf, machen ihn wetterwendisch, launenhaft. Der Augenblick reißt ihn hin und legt ihm den Ausdruck echter Begeisterung auf die Zunge, aber wenn der Augenblick vorüber ist, wird er kaltblütig überlegen, wie er den hervorgerufenen Eindruck ausnutzen kann.

Die klugen Männer, welche nach dem Sturze Napoleons die Sache der Bourbonen in die Hand nahmen, haben ihn schnell durchschaut und richtig behandelt. Sie wirkten auf seine Eitelkeit und wendeten sich an seinen Verstand. Sie thaten, als ob er nun allein über die Neuordnung Europas zu entscheiden habe, und sie stellten ihm vor, daß er in bezug auf seine polnischen Pläne von Frankreich nichts zu erwarten habe. Es war für Alexander wohlfeil, gegen Frankreich den Großmütigen zu spielen, und er war großmütig.

Die Leiden, welche das französische Weltreich England und Rußland auferlegt, die Opfer, die seine Niederwerfung erfordert hatte, waren groß gewesen, und doch verschwanden sie neben dem, was Preußen geduldet, was es hingegeben hatte. Hier lohte auch der Haß gegen Frankreich lichterloh. Wie verschieden sie auch waren, die Stein und Hardenberg, die Blücher und York, in diesem Punkt war alles einig. Auch der König. Er hatte von Frankreich die größte Demütigung erfahren; er hatte das Weib seines Herzens in tiefstem Kummer um den gebrochenen Bau Friedrichs des Großen sterben sehen; wenn einer, so wußte er es, daß hinter Napoleon das ganze französische Volk gestanden hatte. Und doch! Er war in nichts groß, dieser treffliche Privatmann auf dem preußischen Throne, er war auch kein großer Hasser. Friedrich Wilhelm III war der Gatte der Königin Luise, der Vater Kaiser Wilhelms I. Das ist seinem Andenken sehr zu statten gekommen. Man hat in liebevollem Eifer sorgfältig die wenig zahlreichen Fälle zusammengesucht, in denen seine persönliche Entscheidung das Richtige traf, seine zahlreichen menschlichen Vorzüge dazu gethan und sich so einen König konstruiert, der sich leidlich stattlich ausnimmt. In Wahrheit war er der Zeit, in der er regierte, in keiner Weise gewachsen. Was die zahlreichen großen Männer, die in der Zeit der Not aus dem Preußen des großen Friedrich hervorgingen,

Erklärungstafel zu dem Bilde: „Sitzung der Bevollmächtigten des Wiener Kongresses 1815."
Nach dem Originalgemälde von J. Isabey, gestochen von Jean Godefroy.



1. Wellington (England).
2. Graf Lobo (Portugal).
3. Saldana (Portugal).
4. Graf Lowenhielm (Schweden).
5. Graf Alexis de Noailles (Frankreich).
6. Fürst Metternich (Österreich).
7. Graf de Latour Dupin (Frankreich).
8. Graf Nesselrode (Rußland).
9. Graf Palmella (Portugal).
10. Vicomte Castelreagh (England).
11. Herzog Dalberg (Frankreich).
12. Baron Weßenberg (Österreich).
13. Fürst Rasumowsky (Rußland).
14. Lord Stewart (England).
15. Gomez Labrador (Spanien).
16. Graf Clancarty (England).
17. Wacken (?).
18. Gentz (Generalsekretär des Kongresses).
19. Wilhelm von Humboldt (Preußen).
20. General Cathcart (England).
21. Fürst Hardenberg (Preußen).
22. Fürst Talleyrand (Frankreich).
23. Graf Stackelberg (Rußland).

unter seinem Regiment schufen, geriet nicht durch ihn, sondern trotzdem er die Regierung führte.

Er war eine durchaus friedliche Natur. Entscheiden zu müssen zwischen den von der Marwitz und den Stein, den Ausschlag geben zu müssen im Meinungskampf der miteinander hadernden Generale, dem Andrängen genialer Neuerer standhalten zu müssen, war ihm durchaus verhaßt. Er sehnte sich danach, an der Spitze einer Schar trefflich geschulter Beamter ein wohlwollendes, patriarchalisches Regiment zu führen. Er war ferner ein treuer Freund, und es ging ihm wider die Natur, den beiden Kaisern hartnäckigen Widerstand zu leisten. Sie waren seine Standesgenossen; sie hatten wie er Napoleon aus allen Kräften bekämpft; sie hatten neben ihm auf dem Monarchenhügel gehalten, als die Völkerschlacht geschlagen wurde; sie waren mit ihm durch Frankreich bis nach Paris gezogen. Was ihnen recht war, war ihm billig. Glaubten sie Frankreich am besten dadurch zur Ruhe zu bringen, daß sie die Bourbons wieder einsetzten und um ihretwillen es im Besitz seines Raubes ließen, so fügte er sich darein.

Unter den vier Mächten, die Napoleon gestürzt hatten, nahm Österreich von Anbeginn an eine Ausnahmestellung ein. Wohl hatte es immer wieder zu den Waffen gegriffen, aber seine Kriege hatten immer den Charakter behalten wie Kriege des XVIII. Jahrhunderts, den von Kabinettskriegen. Die wilde Leidenschaft, die in den Herzen der gedemütigten Preußen glühte; der religiöse Fanatismus der Russen, die mit dem Kreml die Kapelle der Iberischen Mutter Gottes rächen zu müssen glaubten, der zähe Nationalhaß der Engländer — sie fanden kein Gegenstück in dem durch kluge Staatskunst zusammengebrachten und als Staat erhaltenen Österreich. Sieht man von den Tirolern ab, so kämpfte der Österreicher, weil ihm sein Kaiser zu kämpfen befahl. Der Kaiser aber focht für seine politische Stellung, für das europäische Gleichgewicht. Nichts war ihm unwillkommener, nichts unsympathischer, als daß die von ihm beherrschten Völker seine Sache etwa für die ihrige ansahen.

Die deutschen Geschichtschreiber entwerfen durchgehend das ungünstigste Bild von Franz I. Noch neuerdings hat ihn Heinrich von Treitschke in seiner genialen Weise als ein wahres Ungetüm charakterisiert. Diese Übertreibungen werden durch die Thatsachen widerlegt. Ein hinterlistiger, grausamer Idiot hätte sich nimmermehr während einer langen, von schweren Unglücksfällen heimgesuchten Regierung einer Volksgunst erfreuen können, wie er. Als Kaiser Franz 1814 nach langer Abwesenheit in Wien einzog; als er 1826 schwer erkrankte; nach seinem Tode endlich — immer wieder war die Teilnahme des Volkes ebenso allgemein wie aufrichtig. Gewiß, des Kaisers Charakter hatte nichts Großes, aber er war, in seiner Weise, ein wohlmeinender Fürst. Daß er ein Fürst der alten Schule war und von Volksfreiheiten nichts wissen wollte, ist natürlich genug. Er hatte in dem Alter, in welchem die empfangenen Eindrücke am lebhaftesten haften bleiben, aus nächster Nähe mit angesehen, wie die liberalen Velleitäten seines Oheims Joseph den Staat an den Rand des Abgrundes brachten; er hatte es erlebt, daß man in Frankreich mit der Erklärung der Menschenrechte anfing und damit aufhörte, daß man seiner Tante und seinem Onkel die Köpfe abschlug; er hatte aus der Emanzipation des dritten Standes eine Drachensaat hervorgehen sehen, die ihm die deutsche Kaiserkrone kostete und ihn immer wieder in das verhaßte Feldlager zwang. Wenig begabt und in den Traditionen des alten Fürstentums erwachsen, war er ganz außer stande, die neue Zeit zu verstehen. Die Ideen, die sie bewegten, waren ihm ein Buch mit sieben Siegeln. Im übrigen war er weder ohne Kenntnisse, noch ohne Wohlwollen, arbeitsam, sittenrein, ein tadelloser Familienvater, ein Mann von einfachen, schlichten Gewohnheiten. Wie sehr er den Wünschen seiner Unterthanen entsprach, beweist die Gunst, die sie ihm entgegentrugen und alle Zeit bewahrten, unwiderleglich. Als Politiker war er ein kalter Verstandsmensch. Er bekämpfte Napoleon, aber er fand es natürlich, daß er, besiegt, Landstrecken abtreten mußte. Als die Staatsräson es zu verlangen schien, gab er dem Empereur ohne weiteres die Tochter zur Gemahlin. Und dieser Umstand hinderte ihn später wiederum nicht, den Schwiegersohn fallen zu lassen, als sich erwies, daß er sich nicht mehr halten ließ. Jetzt lag ihm auch nur daran, Frankreich beruhigt und nicht allzu geschwächt zu sehen. Ihm schien jetzt das europäische



Clemens Lothar Wenzel Fürst von Metternich, österreichischer Staatskanzler.
Gemalt von Th. Lawrence.
(Aus Jägers Weltgeschichte in 4 Bänden. Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.)

Gleichgewicht ungleich mehr von Rußland und Preußen aus bedroht zu sein als von Frankreich. Dieses unruhige Preußen vor allem durfte nicht zu mächtig werden. Das war dem Erben der alten Habsburger, dem eifrigen Katholiken mehr als eine Forderung der österreichischen Staatsräson, das war ihm Herzenssache.

Und so geschah es, daß Frankreich, dieses Frankreich, welches ein Vierteljahrhundert lang die Geißel Europas gewesen war, ganz ungeschlagen aus einer so ungeheueren Niederlage hervorging, sich keck neben seine Besieger stellte und mit ihnen gemeinsam über die Habe bestimmte, die aus dem von ihm in Brand gesteckten Hause gerettet worden war.

Der neue König von Frankreich, Ludwig XVIII, war ohne Vorurteile. In dem kaltherzigen Manne lebte nichts von dem ritterlichen Sinne seines Bruders Karl. Er hatte Jahre lang das Brot der Verbannung gegessen, und er hatte gefunden, daß es bitter schmeckte. Er war fest entschlossen, sich auf dem Thron von Frankreich zu halten, und er scheute zu diesem Zweck vor nichts zurück. Er hatte die stärksten Gründe, Talleyrand zu hassen und zu verabscheuen, aber er sagte sich, daß dieser Mann ihm unentbehrlich sei, und er schloß seinen Frieden mit ihm, schickte ihn, den aristokratischen Revolutionär, den meineidig gewordenen katholischen Priester, als seinen Vertreter nach Wien. — Am 16. Juni kehrte Kaiser Franz in seine Residenzstadt zurück. Im Laufe des September kamen dann auch die Gäste: Alexander, Friedrich Wilhelm, die deutschen Fürsten, die für den Kongreß ernannten Diplomaten. An sie reihte sich dann alles, was bei dem allgemeinen Zusammenbruch geschädigt worden war: die Vertriebenen, die Säkularisierten, die Mediatisierten. Es kamen die Projektenmacher, die Intriganten von Beruf, die Hänschen in allen Gassen. Die Schöngeister, die Vergnüglinge, die Neugierigen blieben nicht aus. Der Kaiser übte eine wahrhaft kaiserliche Gastfreundschaft: die Bälle, die Jagden, die Theateraufführungen, Konzerte, Schlittenfahrten hörten nicht auf. Wo aber und wann gearbeitet wurde, trat nur zu deutlich zu Tage, daß die alte Aristokratie Europas, die hier tagte, die Dinge ganz so unhistorisch, mechanisch ansah wie nur je Napoleon. Von der Erkenntnis, daß die Völker auch noch von anderen Impulsen bewegt werden als von solchen, die von den Regierungen ausgehen, findet sich keine Spur. Für diese Versammlung gab es weder historische Rechte, noch historische Mächte, weder Nationalitäten, noch Stämme, keine berechtigten Gewohnheiten, keine Urteile, keine Vorurteile. Man sah die Europäer an wie eine Schafherde und teilte sie unter die Hirten aus wie Schafe, einfach nach der Zahl. — Als Premierminister des Kaisers Franz stand der Fürst Metternich unter den Staatsmännern an erster Stelle. Er war an den prachtliebenden, liederlichen Höfen der geistlichen Kurfürsten aufgewachsen, in einer Welt, in der es keine Ideale gab, die ausschließlich von vergnügungssüchtiger Selbstsucht regiert wurde. Im einundzwanzigsten Jahre kam er dann nach Brüssel, wo sein Vater kaiserlicher Minister bei der Generalregierung der Niederlande war. Durch seine Vermählung mit einer Enkelin des Fürsten Kaunitz (1795) hatte er dann festen Fuß am Wiener Hofe gefaßt. Er hatte als Gesandter in Dresden und Berlin gewirkt, hatte Österreich in gleicher Eigenschaft lange Zeit in Paris vertreten. Seit 1809 war er Minister des Auswärtigen. Es kann gar nicht geleugnet werden, daß er als solcher äußerst geschickt das Staatsschiff bei argem Sturm durch ein klippenreiches Meer geleitet hat. Der Aufgabe aber, die jetzt seiner harrte, war der im



Karl August Fürst von Hardenberg.
Gemalt und gestochen von Fr. Bolt 1815.
(Aus Jägers Weltgeschichte in 4 Bänden. Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.)

Grunde ideenlose und überdies durchaus frivole Mann in keiner Weise gewachsen. Er verfuhr auch hier, wo es galt, Großes bleibend zu gestalten, ganz als Diplomat, der froh ist, wenn die nächste Sorge überwunden, die brennendste Frage beseitigt ist. Gelang es, Österreich die alte Machtstellung wiederzugeben, Rußland im Schach, Preußen niederzuhalten, so war all sein Wünschen erfüllt. Für die nationalen Bestrebungen der Deutschen hatte der deutsche Mann ebensowenig Verständnis wie für diejenigen der Italiener, der Griechen. In den freiheitlichen aber sah der Junker von der Pfaffengasse ausschließlich sträfliche Auflehnungen gegen die Gottheit, die es doch mit ihm und seinen Standesgenossen so gut gemeint, die ihnen so reiche Landgüter, so schöne Weiber und so viel Muße, das alles zu genießen, verliehen hatte. Diese Bestrebungen mußten durch eine scharf gehandhabte Polizei niedergehalten werden und konnten von ihr niedergehalten werden. „Genuß und Ruhe," sagt Treitschke, „war ihm das höchste Ziel der Politik, und nur die Furcht vor einer Ruhestörung vermochte ihm einen tapferen Entschluß zu entreißen. Ewige Zersplitterung Deutschlands, also daß die souveränen Kleinkönige freiwillig bei Österreich Schutz suchten gegen Preußen und ‚den höchst gefährlichen Gedanken der deutschen Einheit;' ewige Ohnmacht Italiens, das in den Augen der Hofburg nur ein geographischer Name war; Frankreich bewacht durch eine Reihe friedfertiger Mittelstaaten, die vom Texel bis zum ligurischen Meere hin den gefährlichen Staat umgeben und von jeder Berührung mit den Großmächten absperren sollten: Rußland im Zaum gehalten durch das gesamte Europa, das die Türkei unter Schutz nahm; die Revolution zerschmettert durch den vereinten Widerstand der Höfe: in solchen Formen stellte sich etwa Metternich das neue, von Österreich geleitete Europa vor."



Wilhelm von Humboldt.
Gezeichnet von P. E. Stroehling im Dezember 1814 in London.
(Aus Jägers Weltgeschichte in 4 Bänden. Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.)

Die formelle Seite des Kongresses wurde nach langen Verhandlungen so geregelt, daß die Gebietsverteilung den vier Mächten vorbehalten blieb, die aber das Gutachten von Frankreich und Spanien in erster Reihe, das der übrigen Höfe in zweiter Reihe einholen sollten. Die europäischen Angelegenheiten sollten von diesen sechs Mächten, die Deutschen von einem Ausschuß der deutschen Königshöfe bearbeitet werden. Eigentliche Sitzungen des Kongresses als solchen fanden überhaupt nicht statt, man verhandelte die einzelnen Fragen in Sitzungen, über deren Teilnehmer man sich vorher geeinigt hatte. Schon dieser Umstand gab den Intriguen einen nur zu freien Spielraum.

Es waren hauptsächlich zwei Angelegenheiten, welche die Leidenschaften der versammelten Diplomaten in Bewegung setzten: die polnische und die sächsische.

Bei der letzten Teilung Polens war ein großer Teil mit der Hauptstadt Warschau als Südpreußen der preußischen Monarchie einverleibt worden. Diese Erwerbung erwies sich sehr bald als ein äußerst zweifelhafter Gewinn. Die neue Provinz verschlang große

Summen; sie beanspruchte die besten Beamten; sie lieferte höchst unzuverlässige Soldaten. Es war vom preußischen Standpunkt kein großer Verlust, als Südpreußen verloren ging, um als Großherzogtum Warschau neu zu erstehen. Den Russen waren die Polen recht eigentlich der Erbfeind. Die Polen hatten in der Zeit, die auf das Aussterben der alten russischen Dynastie folgte, vom Kreml aus Moskau gebrandschatzt; sie hatten Litauen, Weißrußland, Galizien polonisiert; sie hatten in der Ukraine die griechischen Kirchen an die Juden verpachtet. Nach ungeheueren, jahrhundertelangen Kämpfen hatte der Doppeladler den polnischen Rivalen verschlungen, aber es fehlte viel daran, daß er ihn verdaut hätte. Jetzt schien sich eine Möglichkeit zu bieten, die Besiegten, Niedergehaltenen wirklich zu gewinnen. Die geistreichen jungen Polen an Alexanders Hof machten ihn glauben, daß der nationale Gegensatz zu überwinden wäre, wenn er Polen als solches wiederherstellte, ihm eine zeitgemäße Verfassung gab, es nicht als Kaiser von Rußland, sondern als König von Polen beherrschte. Ein solches Unternehmen war völlig aussichtslos, aber die Idee freiwillig den alten Staat wiederherzustellen, die Polen durch moralische Eroberungen zu gewinnen, den Beifall aller liberalen Elemente zu erringen, schmeichelte Alexander, und er mochte sich überdies sagen, daß er in dieser Form leichter zum Besitz von dem größten Teil Polens gelangen konnte. Wie man es dann behandelte, mochte künftiger Erwägung vorbehalten bleiben.

Vom preußischen Standpunkt aus lag kein Grund vor, sich diesen Absichten zu widersetzen. Gewiß, Westpreußen und ein Hinterland um Posen mußten preußisch werden, auch Thorn, war das aber erreicht, so konnte man es Rußland überlassen mit den widerwilligen Polen fertig zu werden, so gut es vermochte. Preußen seinerseits war bestrebt, sich eine Gebietserweiterung zu erringen, die einen ungleich bedeutenderen Machtzuwachs versprach.

Von allen Rheinbundsfürsten hatte nur der König von Sachsen bis zuletzt an dem französischen Protektor festgehalten. Er war gewissermaßen mit den Waffen in den Händen gefangen genommen worden. Sein Land war herrenlos geworden, und Preußen erhob Ansprüche auf dasselbe. Es war in langer Grenzlinie sein Nachbar; es war gleich ihm ein slawisches, germanisiertes Land; es war wie Preußen gut protestantisch. Man konnte annehmen, daß es schnell und ganz in Preußen aufgehen würde, und die Geschichte der Provinz Sachsen hat diese Annahme bestätigt. Der Kaiser Alexander hatte gegen diese Annexion nichts einzuwenden, während Österreich die dringendsten Gründe hatte, sich dieser gewaltigen Verstärkung Preußens zu widersetzen. Es war klar, daß letzteres nur standhaft zu Rußland zu halten brauchte, um seine Absicht zu erreichen. Aber das geschah nicht.

Preußen wurde auf dem Kongreß durch Hardenberg und Wilhelm von Humboldt vertreten. Es waren das zwei sehr hervorragende Männer, aber sie hatten keinen Zug von der eisernen Energie der preußischen Generale. Dem einen hatte der Kavalier, dem anderen der Gelehrte die Sehnen der Willenskraft durchschnitten.

Der Fürst Hardenberg war gewiß ein sehr bedeutender Mann. Er hat als Kabinettsminister in Ansbach-Bayreuth sehr Tüchtiges geleistet; er hat sich als preußischer Minister in der Zeit nach der Schlacht bei Jena im Kampfe gegen Frankreich unsterbliche Verdienste erworben; er hat auch sonst so manches Bleibende geschaffen, aber er wurde den Kavalier nicht los. Er war sein lebenlang leichtsinnig, sorglos, vertrauensselig. Jetzt nahm ihn Metternich ganz gefangen, verleitete ihn, sich Rußland zu entfremden, hielt ihn tückisch mit leeren Versprechungen hin. Wäre nicht schließlich Friedrich Wilhelm selbst eingetreten, so wäre nicht einmal die Provinz Sachsen preußisch geworden.

Als Mensch noch ungleich bedeutender als Hardenberg war Wilhelm von Humboldt, aber er war ein viel zu universaler Geist, um sich in dem praktischen Getriebe der Diplomatie als Mann der That zu bewähren. Seine großen Verdienste um Preußen liegen auf einem anderen Gebiete. In Wien ließ er sich von Metternich ebenso nasführen wie Hardenberg.

Der Freiherr vom Stein war in Wien, und in ihm war das ganze Pathos der preußischen Volksseele verkörpert, aber der Freiherr war nicht in offizieller Stellung, konnte den entscheidenden Sitzungen nicht beiwohnen, war und blieb im Grunde nur



Reichsfreiherr Heinrich Friedrich Karl vom und zum Stein.
Gemalt von P. J. Lützenkirchen in Frankfurt a. M.
(Aus Jägers Weltgeschichte in 4 Bänden. Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.)

ein zorniger Zuschauer der Ereignisse, die er verabscheute, aber nicht ändern konnte.

Die bedeutsamste Rolle unter den Diplomaten spielte neben Metternich Talleyrand. Treitschke hat ihn und seine Stellung auf dem Kongreß so meisterhaft geschildert, daß es vermessen wäre, hier selbständig sein zu wollen. „Unerschütterliche Sicherheit des Auftretens," sagt Treitschke, „ist auf dem glatten Boden der Salons von jeher noch siegreicher gewesen als verbindliche Liebenswürdigkeit. Wenn Metternich und Hardenberg durch anmutig gewinnende Formen große Erfolge in der vornehmen Gesellschaft errangen, so wirkte Talleyrands cynische Schamlosigkeit noch unwiderstehlicher. Welch ein Eindruck, wenn die unförmliche Gestalt, angethan mit der altmodischen Tracht aus den Zeiten des Direktoriums, sich schwerfällig auf ihrem Klumpfuß in den glänzenden Kreis des Hofes hineinschob: dicht über der hohen Halsbinde ein ungeheurer Mund mit schwarzen Zähnen; kleine, tiefliegende, graue Augen, ohne jeden Ausdruck; abschreckend gemeine Züge, kalt und ruhig, unfähig, jemals zu erröten oder die innere Bewegung jemals zu verraten. Eine durchaus mephistophelische Erscheinung; in Hardenbergs Tagebuch heißt er stets:



Herzog von Talleyrand-Périgord.
Gemalt von Gérard, gestochen von Boucher Desnoyers.
Aus Jägers Weltgeschichte in 4 Bänden. Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Talleyrand-Bocksfuß. Die Damen lauschten ergötzt, wenn er ihnen mit faunischem Lächeln eine zweideutige Bemerkung oder ein boshaftes Witzwort zuwarf; auf die Fragen der Diplomaten gab er mit unverwüstlich kaltblütigem Phlegma salbungsvolle Antworten. Unsaubere Gewohnheiten, die man bei jedem anderen plebejisch genannt hätte, galten bei ihm als originell; der vornehme Herr aus dem uralten Hause der Fürsten von Périgord, das Orakel aller Feinschmecker des Weltteils, der gründlichste Kenner der Höfe gab sich selber die Gesetze des guten Tons.... Er war fast allein von den Zeitgenossen des alten Regimes auf den Speichen des Glücksrades immer obenauf geblieben und rühmte sich gern, die hinkende Schildkröte sei doch schneller zum Ziele gekommen als der napoleonische Hase. Geschickt wußte er die Meinung zu verbreiten, als ob er zu jedem Erfolge Napoleons geholfen, jeden Mißgriff des Kaisers widerraten hätte. Er besaß jene gemessene Haltung und sichere Menschenkenntnis, die den hochadeligen Kirchenfürsten des XVIII. Jahrhunderts eigentümlich war, und galt zudem für eingeweiht in alle persönlichen Geheimnisse der vornehmen Welt. Jeder Partei war er dienstbar gewesen; in dem berühmten ‚Wörterbuche der politischen Wetterfahnen' behauptete sein Name unbestritten den ersten Platz. Gleichmütig wie er einst als Bischof für das Heil des freien Frankreich gebetet, stand er jetzt als Oberkammerherr hinter dem Stuhle des legitimen Königs und schwenkte die Oriflamme bei dem Krönungsfeste der Bourbonen; ich habe stets die Erfahrung gemacht, sagte er würdevoll, daß noch jedes System, von dem ich abfiel, bald nachher zusammenbrach. — Im Grunde des Herzens ist er doch immer ein eingefleischter Aristokrat geblieben."

Dieser Mann nun bot alles auf, Sachsen zu retten, und hatte dazu allen Grund, denn der König von Sachsen war als Bundesgenosse Frankreichs in die Gefangenschaft geraten. Das Eintreten für ihn gewann ferner Österreich für die französische Sache, schädigte das gefährlich aufstrebende Preußen. Er führte seine Sache so geschickt, daß es über der sächsischen Frage fast zu einem Kriege zwischen Österreich, Frankreich und England einerseits, Preußen und Rußland





Regen im Salon. Nach dem Gemälde von Edmund Blume.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin

anderseits gekommen wäre. Erst in letzter Stunde einigte man sich über die Teilung des Landes.

Wir gingen davon aus, daß die Besieger Napoleons, also der Revolution, sich doch ganz seine resp. ihre unhistorische, mechanische Anschauung in politischen Dingen angeeignet hatten. Dementsprechend wurde auf dem Kongreß mit den realen Faktoren des politischen Lebens, mit der nationalen Abstammung, der Sprache, der Konfession gar nicht gerechnet. So wurden das katholische, halb wallonische Belgien mit dem protestantischen, niedersächsischen Holland zusammengeschweißt; die rheinischen Erzbistümer kamen an Preußen; Nürnberg, Ansbach-Bayreuth an Bayern. Die Lombardei und Venedig wurden österreichisch, Lothringer und Bourbons beherrschten die kleineren Staaten Italiens. Elsaß-Lothringen aber blieben bei Frankreich. Zum deutschen Bunde gehörten für deutsche Landesteile der König von Holland, der von Dänemark. Es bedurfte langer, komplizierter Verhandlungen, bis Preußen gegen Hingabe Ostfrieslands in den Besitz von Schwedisch-Pommern gelangte. Dieser Staat konnte überhaupt nicht zu einem territorialen Zusammenhang gelangen, zerfiel in die bekannten zwei Stücke.

So die Ordnung, die der Kongreß schuf und in seiner Schlußakte vom 9. Juni 1815 zusammenfaßte. Wie angestrengter Arbeit, wie großer Leiden hat es bedurft, bis das Lebendige diese Schablonen beseitigen konnte, bis die Völker Europas sich Staaten schaffen durften, in denen ihre Bedürfnisse einen genügenden und bleibenden Ausdruck fanden. Und es konnte überhaupt nur geschehen, indem sie mit den Grundsätzen, den Anschauungen der französischen Revolution völlig brachen.



Des Hagestolzen Christkindlein.

Autorisierte Übersetzung nach André Theuriet.

Doktor von Maroise war Junggeselle geblieben. Er unterließ nicht, wenn er mit verheirateten Altersgenossen zusammenkam, daraus Münze für sich zu schlagen, und rühmte sich vor ihnen gern in halb spöttischem, halb bemitleidendem Tone, wie er sein Leben so behaglich eingerichtet habe. In der That ließen die Vorkehrungen, die er getroffen hatte, um sich ein gemütliches Heim zu sichern, auf einen praktischen, bedächtigen und zielbewußten Kopf schließen, dem sogar ein wenig Egoismus nicht abgesprochen werden konnte. Seine Praxis suchte und fand er zumeist unter den Bauern der Umgegend; er wohnte bei seiner Schwester, die sich an einen Großgrundbesitzer verheiratet hatte, und, da das Ehepaar sich Kindersegens nicht erfreute, so war der Doktor auch vor dem Lärmen einer

unbändigen Jugend sicher. Man sah sich nur zur Essenszeit. Herr von Maroise hatte seine Zimmer so klug gewählt, daß er niemand zur Last fiel, aber auch von niemand behelligt werden konnte; sie lagen in einem Seitengebäude, das Verbindung mit dem Hause und einen eigenen Zugang hatte. Unter dem Fenster seiner Studierstube, die nach Osten gelegen, breitete sich ein mit Obstbäumen reichlich bestandener Nutzgarten aus, an den sich, bis an das benachbarte Flüßchen, saftiger Wiesengrund anschloß. Am Horizonte zeichneten sich die hochstämmigen, prachtvollen Waldungen, die das Städtchen halbkreisförmig mit einem breiten, üppig-grünen Bande umschlangen.

Dergestalt untergebracht, daß er an den Freuden des Familienlebens teilhatte, ohne dessen kleine Unzuträglichkeiten mit in den Kauf nehmen zu müssen, konnte sich Doktor von Maroise allerdings schmeicheln, daß er für die Zufriedenheit und das Glück seiner alten Tage klug genug vorgearbeitet habe. Nicht zu stark, nicht zu mager, erfreute er sich einer ausgezeichneten Gesundheit; es fehlte ihm kein Zahn, kein Haar; Füße, Augen, Appetit versagten ihm nie den Dienst, und dieser Vollgenuß aller seiner Kräfte machte ihn in reiferem Alter zu einem liebenswürdigen, lustigen Gesellschafter. Er glaubte sich berechtigt, auf eine lange Reihe sorgloser Tage zu zählen. Aber wer kann alles voraussehen? Bevor man von jemand sagt, er ist glücklich, muß man warten, bis das Grab sich über ihm geschlossen hat. Bis zu des Doktors 60. Lebensjahre ging alles gut; gerade in dem Jahre aber, in welchem er sein zwölftes Lustrum vollendete, starb plötzlich sein Schwager, der die Seele und Triebfeder des kleinen Haushaltes gewesen war. Die Witwe, welche alle materiellen Sorgen auf ihn abzuladen gewöhnt war, sah sich nach dieser unvorhergesehenen Trennung ganz und gar hilflos, und ihre Gesundheit litt hierunter so, daß sie das Zimmer hüten mußte. Von diesen traurigen Ereignissen blieb der Doktor nicht unberührt, und da seine Schwester, weit entfernt, sich um einen anderen kümmern zu können, sich selbst pflegen und bedienen lassen mußte, so sah sich Herr von Maroise genötigt, eine Haushälterin zu nehmen, um so wenig als möglich in seinen lieben, tyrannischen Gewohnheiten gestört zu werden.

Diese Haushälterin, eine Tochter des Landes, war nahe an die vierzig, hatte ein lebhaftes, kupferrotes Gesicht von der Farbe eines herbstlichen Weinblattes, schwarzes, sich kräuselndes Haar, eine niedrige Stirn und funkelnde, kleine, braune Augen. Eine Kleinigkeit konnte sie in hellen Zorn versetzen; sie war nicht auf den Mund gefallen, liebte den Widerspruch und hätte zur Not die Arme zu Hilfe genommen, wenn es galt, ihre Meinung zur Geltung zu bringen — im Grunde eine brave Seele und im Haushalt unübertrefflich. Sie war früher bei einem Geistlichen in Stellung gewesen und verstand das Kochen aus dem ff. Was aus ihrer Pfanne kam, glänzte wie Gold und knusperte unter den Zähnen; ihre Braten und Roastbeef waren vorzüglich, und gar für süße Speisen fand sie nicht ihresgleichen. So verstand sie trotz ihres stürmischen Charakters den Doktor, der gern etwas Gutes auf dem Tische sah, bei seiner schwachen Seite zu nehmen.

Ein Jahr später starb des Doktors Schwester an Entkräftung. Man beerdigte sie an der Seite ihres Gatten auf dem kleinen, hochgelegenen Gottesacker neben der Kirche, und der Hagestolz, welcher alles so klug zurechtgelegt hatte, um seinen Lebensabend in behaglicher Häuslichkeit zu verbringen, sah sich in dem geräumigen Familien-Erbhaus mit den beängstigend großen, einsamen Zimmern allein.

Nun fing Herr von Maroise an gewahr zu werden, wie nichtig seine Berechnungen waren. Nachdem er noch in reiferem Alter die Ungetrübtheit seines Lebens, das er einem ruhigen, prächtigen Sonnenuntergang verglich, gerühmt hatte, ward er zu seinem Schaden gewahr, daß alles Schwindende eher von grauen Nebeln als purpurnen Strahlen umgeben ist und daß für Leute, die sich gewöhnt haben, sich nur um ihre werte Person zu kümmern, Einsamkeit in alten Tagen bitter und unheimlich wird. Jetzt, wo Schwester und Schwager nicht mehr da waren, um die Mahlzeiten mit hausbackenen Späßen und der Erinnerung an gemeinsam Erlebtes zu würzen, verspürte Herr von Maroise bald nicht mehr den früheren gesunden Appetit. Eines Tages machten sich die ersten Anzeichen von Gicht, die er wahrscheinlich der zu guten Küche seiner Haushälterin zu verdanken hatte, in seinen Füßen bemerkbar und er mußte sich wohl oder übel zu einer einfacheren

Lebensweise entschließen. Als er ein andermal mit ein paar alten Freunden zusammensaß, ward er zu seinem Schrecken gewahr, daß er die Unterhaltung nur stückweise verstand. Es stellte sich Schwerhörigkeit ein. Das verdarb ihm das Vergnügen an Geselligkeit und hielt ihn zu Hause. Zudem lichtete sich der Kreis seiner Altersgenossen zusehends, und schon hatte er einigen seiner Schulfreunde das letzte Geleit gegeben. So nahm seine Einsamkeit allmählich zu, und er fand immer weniger Geschmack daran, sich Jüngeren anzuschließen, deren Gewohnheiten und Gespräche ihn anfremdeten und die ihn schon ein wenig als altes Eisen behandelten, was seine Eigenliebe verletzte. Mürrisch und vereinsamt in seinem leeren Hause, oft ohne jede andere Gesellschaft als die seiner hitzigen Haushälterin, die sich mehr und mehr wie ein Hausdrache gebärdete, ließ er den Dingen ihren Lauf. Nicht einmal die Thatkraft hatte er noch, an dem alten Familienhause die Ausbesserungen vornehmen zu lassen, die der Zahn der Zeit nötig machte. Als das Dach lückenhaft wurde, begnügte man sich, Gefäße unter die Löcher zu stellen, um das Regenwasser aufzufangen; die Fensterläden drehten sich nicht mehr in den losen Angeln, und anstatt nach dem Schlosser zu schicken, hielt man sie ganz geschlossen, was den dunkeln Zimmern einen noch unbehaglicheren, toten Anstrich gab. — Inmitten dieser Hinfälligkeit kam Johann von Maroise, der einstmals lustige Lebemann, dahin, sich mit Salomo zu sagen: Unglücklich ist der Mann, der allein steht; wenn er fällt, hat er niemand, auf den er sich stütze.

II.

Doktor von Maroise hätte gern, dem Drange nach noch strengerer Abgeschlossenheit nachgebend, seine Praxis an einen jüngeren Kollegen abgetreten, obgleich er kein ander Erbteil sein eigen nannte als das Haus, das er bewohnte, und eine ziemlich magere Rente. Zum mindesten hätte er gewünscht, nur noch seine alten Patienten zu besuchen und im übrigen sich auf Konsultationen im Hause zu beschränken. Aber seine Haushälterin Micheline war durchaus nicht der gleichen Meinung. Sie fand Vergnügen und ihren Vorteil dabei, daß Herr von Maroise fortfuhr, die Kranken im Städtchen und dessen Umgegend mit Heilmitteln zu versorgen, und fühlte sich geschmeichelt, Bittgesuche, zuweilen auch Geschenke von den Leuten zu erhalten, die die Kunst ihres Herrn in Anspruch nahmen und sich zuerst an sie wandten. Bisweilen war das Studierzimmer Zeuge stürmischer Auftritte, wenn der Doktor sich weigerte, Patienten zu besuchen, denen Micheline aus Gutherzigkeit oder Laune ihre Fürsprache zugesagt hatte.

Eines Nachmittags, es war im Dezember und einen Tag vor Weihnachten, rief man Herrn von Maroise nach dem Schlosse. Draußen herrschte eine bittere Kälte; der Schnee, der in den letzten acht Tagen unaufhörtich gefallen war, breitete sich glitzernd über Felder und Wege, und Johann von Maroise, der, die Füße in warmen Hausschuhen geborgen, sich an den Kamin geflüchtet hatte und die Hände gegen sein gutes, knisterndes Feuer hielt, dachte an alles weniger als an Ausgehen. Er schützte seine Gicht vor und überlegte ernstlich, ob er nicht den Boten an seinen jüngeren Kollegen, der sich kürzlich im Nachbardorfe niedergelassen hatte, verweisen sollte. Dieser Beweis von Gleichgültigkeit brachte die befehlshaberische Micheline im höchsten Grade auf; sie war für Artigkeiten seitens der Schloßherrin sehr zugänglich und deswegen darauf bedacht, sich ihre Zuneigung zu erhalten. „Da sieht man wieder, wie Sie sind, Herr von Maroise!" rief sie, die Achseln zuckend. „Egoist bis ins Mark. Wenn ich daran denke, wie die Herrschaft auf dem Schlosse Sie das ganze Jahr mit Aufmerksamkeiten überhäuft, und Sie sich weigern, ihnen bei Gelegenheit einmal einen Dienst zu erweisen, so finde ich das wahrhaftig stark. Möge mich der Himmel nie krank werden lassen! Sie ließen mich eher wie einen Hund sterben, als daß Sie aus Ihren lieben Gewohnheiten herausgingen."

„Aber ich bin selbst krank," versetzte Herr von Maroise, „und wenn ich bei dieser Kälte ausgehe, so kann ich mich morgen legen."

„Sie krank?" gab Micheline mit spöttischem Mitleid zur Antwort. „Lassen Sie sich doch nicht auslachen, geehrter Herr; ein Stubenhocker sind Sie. Sie haben, seit ich Sie kenne, noch keinen Schnupfen gehabt und sehen uns noch alle in die Grube fahren — mich zuerst."

„Micheline, die Wege sind schlecht," warf der Doktor furchtsam ein, „und Bichettes Eisen sind nicht scharf."

„Ich bitte sehr um Verzeihung, Herr Doktor, ich denke an alles und habe das Pferd soeben zum Hufschmied führen lassen. Bevor Sie noch mit dem Mittagessen fertig sind, steht es frisch beschlagen und gesattelt da, so daß Sie nur aufzusteigen brauchen. In Ihren warmen Mantel gehüllt und eine Tasse heißen Kaffee im Magen, brauchen Sie so arg nicht zu räsonnieren, weil man Ihnen zumutet, in dieser trockenen, hübschen Kälte nach Rouelles zu traben."

„Es gibt keine trockene, hübsche Kälte," seufzte der Doktor. Aber er war mit seinen Einwürfen am Ende und sah voraus, daß er auch diesmal das letzte Wort nicht haben würde. So gab er mißmutig nach, kleidete sich warm an und bestieg nach einem in Hast eingenommenen Mittagessen sein Rößlein, das bereits im Hofe stampfte.

Das Wetter war in der That prächtig, wenn auch bitter kalt, und wenn der Doktor jünger gewesen oder weniger an seine Ofenbank gewöhnt gewesen wäre, so hätte er seine wahre Freude an diesem frischen Dezember-Nachmittage gehabt. Die Sonne spiegelte sich auf der Schneefläche, so daß sie wie Perlmutter erglänzte. Wiese und Wald waren in Reif gehüllt, und der hartgefrorene Boden erklang hell unter den Hufen des Pferdes, dessen Nüstern in der eisigen Luft dampften. Über ihm zeichnete sich eine Flucht Krähen in einzelnen schwarzen Flecken gegen den lichtblauen Himmel. Die Luft war von solcher Klarheit, daß man die Stimmen von Holzhauern, die hier und dort im Walde arbeiteten, und ihre Axtschläge von weither vernahm.

Aber der Doktor war unempfindlich gegen die Schönheiten des Winters; seiner Meinung nach gab es zwei Dinge, über deren Schönheit sich sehr streiten läßt: eine „schöne" Kälte und ein „schönes" Greisenalter. Als er sich auf der Straße nach Rouelles allein sah, zog er die Schultern tief in seinen flanellgefütterten, weichen Mantel, schlug die Mützenklappen über die Ohren und versenkte sich von neuem in kummervolles Nachdenken über die Unzuträglichkeiten des Einsamseins und Altwerdens.

„Wahrhaftig, ich hätte, solange ich jung war, gescheiter gethan, mich zu verheiraten," dachte er. „Da man nun einmal auf die Weiber angewiesen ist, so wäre es noch besser, mit einer Frau nach meinem Geschmack zu leben, als tagtäglich mit einer keifenden, grillenhaften Haushälterin zu thun zu haben. Dann wäre ich heutigestages zum wenigsten Vater eines tüchtigen, braven Jungen, dem ich meine Praxis lassen und der meinem hinfälligen Alter Stab und Stütze sein könnte, während ich so in meinen Jahren allein dastehe wie ein armer Waisenknabe und von den Launen eines Dienstboten abhängig bin. Es ist ja wahr, Micheline kocht wie selten eine, ihre Braten sind ausgezeichnet; was hilft mir das, wenn mir mein Herr Magen erst einmal verbietet, daran zu rühren! Und das wird nicht ausbleiben. War ich nicht wie aus Granit gehauen und fühle schon, daß ich nicht mehr der alte bin. Eines schönen Tages wird mir nichts anderes übrig bleiben als Milch zu trinken; nicht einmal meine Rente werde ich aufessen können. Wer wird sie sich nach mir schmecken lassen? Auch einen Neffen, dem ich sie vermachen könnte, habe ich nicht . . . Ich hätte mich verheiraten und Stammvater einer neuen Generation derer von Maroise werden sollen . . . Ja, ja, so gar geschickt habe ich es nicht angefangen, mir für meine alten Tage ein Ruheplätzchen zu sichern." Während sich der Doktor so voll Bedauern und Trübsinn seinen Schmerzen hingab, war er vor Rouelles angelangt, über dessen weiße Dächer die spitzen Türmchen des Schlosses emporragten. Noch fünf Minuten Weges und er stieg in dem Vorhofe dieses alten Herrensitzes, der halb einer Burg, halb einem Bauerngute glich, unbeholfen vom Pferde. Ganz gegen seine Erwartung dauerte sein Besuch länger als gewöhnlich. Die Schloßherrin klagte über ein nervöses Leiden, außerdem langweilte sie sich und war froh, an dem Doktor einen Zuhörer zu finden, dem sie ihre wirklichen und eingebildeten Plagen erzählen konnte. Sie nötigte ihn, den Nachmittagsthee mit ihr einzunehmen, wogegen er sich auch nicht lange sträubte, denn Bichettes Trab war danach, dem Reiter den Magen knurren zu machen. Als er sein Rößlein wieder bestieg, schlug es fünf Uhr.

Im Dezember bricht die Nacht früh herein, und Doktor von Maroise hatte, um abzuschneiden, schon den hügeligen Weg eingeschlagen, der quer durch den Hochwald führt, als er hinter sich Holzschuhe auf dem steinigen Pfade klappern hörte und eine Stimme ihn anrief: „He, he, Holla!"

Er wandte sich mißlaunig um und sah in der Dunkelheit einen Jungen hinter sich herkeuchen.

„Sind Sie der Doktor?“ fragte der Kleine, nachdem er näher und zu Atem gekommen war.

„Der bin ich,“ gab von Maroise in wenig einladendem Tone zur Antwort. „Weshalb, was ist los?“

„Das ist los, daß ich Sie zu Forgette bringen soll, die sehr schlimm daran ist.“

Im ersten Augenblicke dachte der Doktor ihn heimzuschicken.

„Lieber Freund, es wird Nacht,“ brummte er; „die Wege sind grundschlecht, und mein Gaul ist müde. Sag Forgette, sie soll morgen bei mir herankommen.“

„Sie kann nicht, Herr von Maroise, dazu ist sie zu krank.“

„Hm, was fehlt ihr denn?“

„Sie war im Walde Brennholz zu suchen, als ein Karren schnell den Weg herunterkam. Sie wollte beiseite springen, blieb aber in einem Geleise stecken, und beide Räder sind über sie weggegangen.“

„Sapperlot,“ meinte der Doktor bestürzt, „wohnt sie weit von hier?“

„Eine kleine Viertelstunde!“

„Voran denn,“ rief er mit einem Seufzer, „zeig mir den Weg.“

Doktor von Maroise kannte Forgette dem Namen nach und wußte, daß sie sich keines besonderen Leumundes erfreute — ein bedauernswertes Geschöpf, das im Walde herumstrich und alle möglichen Gewerbe betrieb, zuzeiten auch Erdbeeren, Himbeeren und wilde Kirschen suchte, die sie dann an den Thüren feilbot; im Grunde genommen eine wenig empfehlenswerte Patientin. Doch das war kein Grund, ihr ärztlichen Beistand zu versagen. Der Doktor ließ seinen Gaul in Schritt fallen und folgte, leise in sich hineinschimpfend, seinem Führer. Zwanzig Minuten später hatten sie den Grund erreicht, in welchem auf dem schneebedeckten frischen Ausbruch einer Lichtung gewaltige Buchen ihre altersschwarzen Stämme in die Luft reckten. Bei einer Biegung des Pfades bemerkten sie einen schwachen Lichtschein, der durch die Öffnungen einer halbverfallenen Köhlerhütte drang, welche gegen den Nordwind durch eine steile Felswand geschützt war.

„Hier ist's“ sagte der Junge, „hier wohnt Forgette.“

Der Doktor stieg vom Pferde und band es an einen Baum, während sein Führer eine Gitterthür öffnete, die das kleine, an Stelle eines alten Weilers angelegte Gärtchen abschloß, und beide traten in die Hütte.

III.

Beim Scheine eines qualmenden Talglichtes, das in eine Erdscholle gesteckt war, erblickte der Doktor die Gestalt einer noch jungen Frau, in Lumpen gehüllt, mit wirrem Haar und aschgrauem Gesicht, die auf einen Haufen Moos und Farnkraut hingestreckt lag und laut jammerte. Vier Holzfäller, denen die Nachricht von dem Unglücksfall bereits zu Ohren gekommen war, machten sich um die Verletzte zu thun und standen, halb aus Neugier, halb aus Mitleid um sie herum. In einer Ecke neben Forgettes Lager schaukelte ein kleines, aus Weiden geflochtenes Bett, aus welchem ein Kind von ungefähr anderthalb Jahren furchtsam hervorlugte.

Herr von Maroise schob die Neugierigen übellaunig beiseite, so daß sie sich bis an den Eingang der Hütte zurückzogen, näherte sich dann der Unglücklichen und betastete leise die abgemagerten Glieder, über welche die Wagenräder gegangen waren. Forgette fuhr während dieser langen und sorgfältigen Untersuchung leise zu wimmern fort. Als der Doktor wieder aufsah, waren seine Lippen voll böser Vorbedeutung zusammengekniffen.

„Nehmen Sie mir die Frage nicht übel, Herr Doktor,“ flüsterte ihm der älteste der Arbeiter zu, „steht es sehr böse?“

„Beide Beine sind gebrochen,“ antwortete von Maroise ebenso leise, „aber das ist nicht das Schlimmste. Sie hat schwere innere Verletzungen, und eine Verblutung kann sie jeden Augenblick ersticken.“

Sterbende haben ein leises Gehör. Die schwarzen, leidenschaftlichen Augen Forgettes hatten vielleicht das eben ausgesprochene Urteil des Doktors vernommen, denn sie sagte mit schwacher Stimme: „Es ist zu Ende, nicht wahr? Ich fühle es. Wie mir's brennt in der Brust! O mein Gott, mir wäre es ja gleich zu sterben, wenn der Kleine nicht wäre.“

Als ob er es verstanden hätte, fing der Junge laut zu weinen an.

„Wer wird sich um ihn kümmern, wenn ich nicht mehr da bin, wer wird ihm zu essen geben?"

Dabei richteten sich ihre weitgeöffneten Augen ängstlich auf die Holzfäller, die an der Thür standen, gleichsam um ein wenig Mitleid in ihnen zu lesen. Aber ihre Blicke wichen denen der Sterbenden verlegen aus, und ihre Gesichter blieben kalt.

„Man kann ihn doch nicht verhungern lassen," fuhr sie mit einem herzzerreißenden Seufzer fort. „Mein armes Kind, mein armer Junge! Ach ... ich ersticke!"

Ihr Kopf fiel auf das Lager zurück, roter Schaum trat auf die Lippen, ihr wunder Körper wand sich noch einmal in schmerzlichen Zuckungen — dann war es aus. Der Doktor war wieder an das Lager getreten, und nachdem er sie nochmals schweigend untersucht hatte, sagte er leise:

„Es ist aus, sie ist hinübergegangen."

Die Holzfäller hatten sich langsam der Toten genähert und sahen sie voll abergläubischen Schreckens stumm und mit aufgerissenen Augen an. Dazwischen rief der Junge in seinem Bettchen kläglich „Mutter" und weinte. Trotz seiner Selbstsucht fühlte sich Doktor von Maroise im Innersten erschüttert.

„Nun, ihr Leute," ließ er sich hören, „die Mutter ist tot und der Junge kann hier nicht bleiben. Bevor ich weggehe, möchte ich wissen, wer von euch sich seiner annimmt. Bedenkt, daß es nur so lange zu sein braucht, bis man im Waisenhause Platz für ihn gemacht hat."

Trotz dieser Aussicht rührte sich niemand, die Augen blieben zu Boden gesenkt und die Mienen ungerührt.

„Wenn man den Jungen einmal ins Waisenhaus schicken will," sagte einer, ein Rothaariger, mißtrauisch, „so wäre es besser, ihn dem Ortsschulzen gleich zu bringen. Wissen erst die Leute dort, daß der Kleine bei mildthätigen Leuten Unterkunft gefunden hat, so sagen sie sich: wo er einmal ist, kann er auch bleiben, und kümmern sich nicht mehr um ihn."

„Und ich," erklärte der älteste von ihnen, „ich habe schon fünf solcher Schlingel, die für zehn essen, so daß ich selbst nicht weiß, woher nehmen. Mein Weib würde schön schreien, wenn ich ihr einen sechsten dazu brächte."

Die beiden anderen, die unverheiratet waren, beteuerten, sie hätten genug mit sich selbst zu thun. Kurz, jeder weigerte sich, sich so eine Last aufzubürden.

Der Doktor sah sich in nicht geringer Verlegenheit. Er hatte Eile, den Heimweg anzutreten, wollte aber doch nicht weggehen, bevor das Schicksal des kleinen Erdenbürgers entschieden wäre. Müde vom Weinen, hatte sich der Junge allmählich beruhigt, und ein freundliches Lächeln erhellte jetzt sein verschlafenes Gesichtchen, wie ihn Johann von Maroise, gereizt und des Unterhandelns müde, unbewußt mit prüfendem Auge betrachtete. Er war erstaunt, ihn besser aussehend zu finden, als die Armut der Verstorbenen es hätte erwarten lassen. Der elenden Hütte, in welcher er geboren war, zum Trotz erfreute sich der kleine Mann ersichtlichen Wohlbefindens und versprach stark und kräftig zu werden. Seine schwarzen Augen glänzten in dem aufgeweckten Gesicht wie ein paar Tollkirschen, er hatte leicht gekräuseltes Haar und ein hübsches Mündchen.

„Ich kann den Jungen doch nicht seinem Schicksal überlassen," überlegte der Doktor. „Das ginge gegen Menschlichkeit und Gewissen. Er scheint mir nahe an zwei Jahre zu sein und ließe sich ohne große Mühe aufbringen. Aber mit dem Kinde einer Landstreicherin wie Forgette kann ich doch Micheline nicht kommen? Zum Kuckuck, was fällt mir ein! In meinem Alter macht man sich nicht zum Kinderwärter, und so kleine Menschen sind Schreihälse und überall im Wege. Der da ist immerhin appetitlich. Sapperlot, hier heißt es einen Entschluß fassen."

„Beim Henker, verstehe ich recht," wendete er sich an die Holzfäller, „so hättet ihr den Mut, das Kind dieser armen Frau hier verkommen zu lassen?"

„Na, Herr Doktor," ergriff der Rothaarige verschmitzt lächelnd das Wort, „Sie verlangen von uns armen Schluckern, daß wir ihn aufziehen, und schrecken doch selbst vor der Plage zurück, obgleich Sie hübsch in der Wolle sitzen. Ohne Ihnen zu nahe treten zu wollen, wären Sie eigentlich der nächste dazu."

„Genug damit," schrie der Doktor, dergestalt herausgefordert und halb aus Mitleid, halb von seinem Ehrgefühl aufgestachelt. „Ich nehme ihn an mich und werde für ihn sorgen."

Damit ging er entschlossen auf die Korbwiege zu, hob den Jungen heraus und packte ihn warm in seinen Mantel.

„Bravo, Herr von Maroise, das lasse ich mir gefallen," rief der eine Holzfäller, der Vater der fünf Kinder. „Es schnürte mir doch gewaltig das Herz zusammen, den Kleinen da liegen zu lassen."

„Das heiße ich wahre Barmherzigkeit," fügte der Rothaarige hinzu. „Herr Doktor, Sie sind ein braver Mann!"

„Das will ich meinen, so gutherzige Leute findet man nicht alle Tage," ließen sich auch die beiden Unbeweibten hören.

Nachdem das entscheidende Wort vom Doktor gesprochen war, fühlten alle einen Stein vom Herzen, und die Mienen hellten sich auf. Unter einem Schwall gutgemeinter Schmeicheleien bestieg Herr von Maroise mit dem Jungen im Mantel noch einmal sein Pferd.

IV.

Nachdem die Stimmen der Holzhauer hinter ihm in der Dunkelheit verhallt waren, fing der Gemütsrausch, den die Glückwünsche im Hirn des Doktors erzeugt hatten, an sich zu verflüchtigen, und die Wirklichkeit machte ihre Rechte geltend. Es wehte ein rauher Nordwind, und Herr von Maroise fror unter seinem bis oben zugeknöpften Mantel, in welchem das Knäblein mollig eingepackt war und fest schlief. Er spürte einen Hustenreiz und versetzte seine Mähre in schärfere Gangart.

„Brr, welche Hundekälte; wenn ich mir eine tüchtige Erkältung hole, trifft die Schuld niemand als den Schlingel hier. Voran, Bichette!" Dann überlegte er in seinem tiefsten Innern: „Wenn es nichts weiter absetzte als einen Schnupfen, ginge es noch an. Aber wie wird mich Micheline aufnehmen, wenn sie den Schreihals gewahr wird? Ein nettes Weihnachtsgeschenk. Sie wird in Wut geraten und mir eine tüchtige Szene machen. Doktor, da hast du dir eine schöne Suppe eingebrockt!"

Je näher er der Stadt kam, desto weniger eilig schien er's zu haben. Als er von weitem die Glocken das Fest einläuten hörte und die Lichter aus den Häusern von Auberive erblickte, hielt er Bichette noch schärfer im Zügel. Wenn er Zeit gewönne, meinte er, würde ihm die nötige Festigkeit kommen, um den ersten Sturm, der ihm seitens der reizbaren Haushälterin bevorstand, über sich ergehen zu lassen. Es half nichts, daß er sich immer wieder sagte, ein Mann müsse Herr in seinem Hause sein, und auch er würde Micheline den Kopf zurechtzusetzen wissen; innerlich war er seines Erfolges beileibe nicht sicher, dermaßen fürchtete er das Regiment, das Micheline über ihn gewonnen hatte. Er sann auf einen Vorwand, um die Unterredung einzuleiten, fand jedoch keinen und fühlte sich im höchsten Grade unbehaglich. So langsam auch Bichette von der Stelle gekommen war, jetzt stand sie vor dem Hause. Der Doktor stieg vorsichtig, wie ein Schuljunge, der sich einen freien Tag gemacht hat und sich nun heimlich ins Haus schleicht, vom Pferde und stieß, immer das schlafende Kind im Arme, das Thor leise mit dem Fuße auf. In der Nähe des Stalles angelangt, tastete er sich durch einen dunkeln Gang und legte seine Bürde in der noch warmen Backstube nieder. Dann ging er hurtig wieder in den Hof hinunter und knallte mit der Peitsche, als ob er soeben angekommen wäre. Es war hohe Zeit, denn schon lief Micheline, die das Pferd hatte kommen hören, mit einem Lichte herbei und rief nach dem Burschen, der den Stalldienst versah.

„Sind Sie es endlich, Herr von Maroise?" ließ sie sich in wenig liebenswürdigem Tone hören, während das Pferd weggeführt wurde.

„O je," seufzte der Doktor, „den Ton kenne ich, der weissagt nichts Gutes." Dann antwortete er laut und mit seiner versöhnlichsten Stimme: „Gewiß bin ich's, Micheline; wer zum Kuckuck soll es sonst zu dieser Zeit sein?"

„Es steht bombenfest," erwiderte ingrimmig die Haushälterin, „daß es für einen vernünftigen Mann eine eigentümliche Zeit ist heimzukommen. Das Abendessen wartet auf Sie seit, ich weiß nicht wie lange, und der Braten wird nicht mehr zu genießen sein. Schnell, schnell, glauben Sie vielleicht, es macht mir Vergnügen, mir für nichts und wieder nichts die Zunge wund zu reden!"

Der Doktor trat sehr niedergeschlagen in das Speisezimmer. Ein lustiges Feuer flammte im Kamin und gab ihm ein wenig Mut der Haushälterin gegenüberzutreten, die, in eisiges, nichts Gutes weissagendes Schwei-

gen gehüllt, sich an dem Tische zu schaffen machte. Er stellte sich breitspurig vor das Feuer und wärmte sich, während er nach einem Anfange zu seiner Rede suchte, an der Glut, als Micheline, die ihn verstohlen gemustert hatte, plötzlich ausrief:

„Ja, wo haben Sie denn Ihren Mantel?"

„Meinen Mantel? Den werde ich in der Zerstreuung im Gange gelassen haben. Das sollte mich übrigens gar nicht wundern, denn ich bin noch ganz verblüfft von einem Abenteuer, das mir, als ich von Rouelles zurückkam, begegnet ist."

Neues, trotzköpfiges Schweigen; Micheline schien keineswegs gespannt, zu erfahren, was ihrem Herrn zugestoßen war. Dieser Mangel an Neugierde brachte Herrn von Maroise von neuem aus der Fassung, denn er hatte auf sie gerechnet, um die Geschichte Forgettes glücklich aufs Tapet zu bringen.

„So geht's nicht," sagte er sich ängstlich, „sie beißt nicht an. Wenn der kleine Heulerich nur nicht zu krakeelen anfängt, bevor ich sein Auftreten kunstgerecht vorbereitet habe."

„Nun, meine Liebe," wandte er sich von neuem an Micheline, „bist du nicht ein klein wenig neugierig?"

„Weshalb sollte ich neugierig sein?" versetzte die Haushälterin. „Mische ich mich jemals in Sachen, die Sie angehen? Gottlob! Ich bin nicht aufdringlich und weiß, was sich für mich schickt. Wenn Sie mir andere Verdienste auch nicht zuerkennen, das wenigstens können Sie mir nicht abstreiten. Was ist mir an Ihren Geheimnissen gelegen!"

„Aber es ist gar kein Geheimnis, liebe Micheline. Es handelt sich um etwas, das dich interessiert und das du in erster Linie wissen mußt. Denke dir ..."

„Ihre Suppe steht auf dem Tisch, Herr von Maroise," unterbrach ihn spröde abweisend Micheline.

„Denke dir," wiederholte der Doktor entschlossen, „als ich vom Schlosse, wo mich Frau von Criseul länger als gewöhnlich behalten hatte, weggeritten war, rief man mich zu einer unglücklichen Frau, die ein Lastkarren überfahren hatte, einem armen Teufel und in einem Zustand, der einem das Herz umdrehte. Heulen hätte man können." Einmal im Schuß, erzählte der Doktor nun in einem Atem seinen Besuch bei Forgette, die Verzweiflung der Sterbenden, die Hartherzigkeit der Holzfäller und schließlich den Tod der Mutter neben dem Bettchen, in welchem ihr verlassenes Kind weinte.

Hier machte er eine Pause und blickte furchtsam nach der Bauerndirne, die, wider Willen von der Erzählung gefesselt, mit Thränen in den Augen zuhörte.

„Selbstverständlich," meinte diese, die Achseln zuckend, „sind Sie dem Beispiele dieser herzlosen Kerle, der Holzhauer, gefolgt und haben die arme Waise im Elend liegen lassen. Sie sind immer der gleiche, Egoist von Anfang an werden Sie auch als Egoist sterben. Was für eine traurige Sorte doch die Männer sind, das hat einen Stein an Stelle des Herzens!"

„Aber, Micheline," entgegnete der Doktor sprachlos vor Staunen, „überlege doch ein wenig; diese armen Holzfäller haben kaum selbst etwas zu beißen, und ein Kind mehr wäre eine Last weit über ihre Kräfte."

„Mein Gott," versetzte die widerspruchsvolle Micheline, „die Holzfäller könnte ich zur Not begreifen, aber Sie, Herr Doktor, haben alles, was notthut, und sind Arzt obendrein. Und Sie haben dieses arme Wurm, das keine Mutter mehr hat, im Elend lassen können, ohne daß es Ihnen bis ins innerste Herz weh gethan hat?"

„Ich behaupte durchaus nicht, daß es mir leicht geworden sei. Aber was blieb mir übrig? Man kann nicht immer der Stimme des Gewissens folgen. Das beste war noch, den Jungen zum Schulzen zu bringen, um ihm Aufnahme im Waisenhause zu verschaffen."

„Aha, das wollte ich nur hören," unterbrach sie ihn zornig; „den armen Jungen ins Waisenhaus schaffen, damit er dort unter einem Haufen hergelaufenen Gesindels zu Grunde geht. Das sieht Ihnen ähnlich. Da zeigen Sie mal wieder, daß Ihnen nichts auf der Welt so lieb ist als Ihr liebes Ich."

„Aber ums Himmels willen," sagte der Doktor, dessen Gesicht desto heiterer und dessen Augen desto lustiger wurden, je höhere Wogen der Unwillen seiner Haushälterin schlug, „nun sage mir mal, Micheline, was hättest denn du an meiner Stelle gethan?"

„Ich, Herr Doktor?" rief Micheline mit blitzenden Augen, die Fäuste in die Hüfte gestemmt und ihren Herrn mit vorgeneigtem

Kopfe ansehend, „ich hätte kurzen Prozeß gemacht. Ich hätte den Schlingel in den ersten besten Fetzen gewickelt, ihn mit mir genommen und hätte ihn, da der liebe Gott nicht gewollt hat, daß ich ein Kind habe, gehalten wie mein eignes. Das hätte ich gethan, aber ich bin freilich nur ein einfältiges Frauenzimmer. Ihnen, Herr Doktor, geht natürlich nichts über Ihre Bequemlichkeit, Ihnen kann man so etwas allerdings nicht zumuten. Man muß selbst arm sein, um Mitleid zu fühlen."

„Oho, glaubst du?" schrie der Doktor und sprang wie ein Jüngling in den Gang hinein. „Nun warte mal ein bißchen."

Mit drei Sprüngen war er in der Backstube, wo das Kind noch behaglich im Mantel schlummerte. Nach kaum einer halben Minute, während die Haushälterin sich von ihrer Überraschung noch nicht erholt hatte, legte Herr von Maroise das Jüngelchen mit triumphierender Miene auf den Tisch und schlug den Mantel auseinander.

„Da, meine liebe Micheline, da ist der Range, und da es nun einmal dein Wille ist, so ziehen wir ihn auf. Das wird uns etwas Lustigkeit ins Haus bringen."

Micheline versetzte der Schreck den Atem, sie stand offenen Mundes da. Der Lichtschein von der Lampe und dem Kaminfeuer hatte das Kind geweckt, und die große Helligkeit schien ihm so lustig, daß ein süßes Lächeln über sein Gesicht flog. Micheline, wie immer zum Widerspruch geneigt, hatte gute Lust, sich von neuem über ihren Herrn zu erbosen, der sie halb spöttisch, halb glückstrahlend ansah, aber beim Anblick dieses kleinen schwarzäugigen Burschen mit seinen gekräuselten Haaren und reizendem Lächeln machte ein ungekanntes Gefühl ihr altjüngferliches Herz erbeben. Mütterliche Zärtlichkeit erwachte im Innern dieser Bäuerin, die sich stets ein Kind gewünscht hatte, und ihre Augen wurden feucht. Sie beugte sich über Forgettes Sohn hinab und gab ihm einen herzhaften Kuß. Dann fing sie an, in stiller Rührung zu weinen.

Durch den breiten Kaminschornstein trug der Wintersturm die ersten Glockenklänge, die zum mitternächtigen Gottesdienste einluden, mitten in die Stille, die im Speisezimmer herrschte.

„Ist es nicht ein hübscher Junge, Micheline?" sagte Herr von Maroise, „und hätte ich nicht ein großes Unrecht begangen, wenn ich ihn da draußen in der Hütte hätte liegen lassen?"

„Er ist schön wie das Jesuskindlein," gab die Haushälterin zur Antwort und trocknete sich die Augen mit dem buntkattunenen Taschentuch. „Ich stehe bei ihm Pate, und Christlieb soll er heißen. Ich und kein anderer ziehe ihn auf und — werde keinen so krassen Egoisten aus ihm machen, als Sie einer sind," fügte sie hinzu, indem ihr streitbarer Charakter wieder die Oberhand gewann.

„Schön so," sagte der Doktor gutgelaunt, „vor allem mache ihm ein gutes Griessüppchen und später ein Bett neben dem deinigen. Und dann könnten wir endlich zusammen zu Nacht essen und auf sein Wohl trinken. Das soll unsere Weihnachtsfeier sein, und, meiner Treu, seit lange habe ich mich nicht so frohen Herzens an die Tafel gesetzt — am Abende vor Weihnachten.



Neues vom Büchermarkt.

Von Paul von Szczepański.

Von König Leopold I von Belgien erzählt man, daß er jeden neuerschienenen Roman gelesen habe. Lebte er noch, er würde zweifellos diesem Ruhm entsagen müssen; selbst wenn der Tag vierundzwanzig Stunden für ihn hätte, würde er dem nicht mehr folgen können, was fleißige Federn in deutschen Landen rastlos zusammenschreiben. Ein eifriger Leser wie König Leopold I bin ich nicht, und außerdem habe ich ein gewisses Vorurteil gegen fleißige Federn bisher noch nicht überwinden können. Die Leser der „Monatshefte“ brauchen also nicht zu fürchten, daß ich Ihnen einen Extrakt aller litterarischen Neuheiten des letzten Jahres oder auch nur der letzten Monate zumuten will. Zu meiner besonderen Genugthuung ist außerdem die große Hochflut der besonders für den Weihnachtstisch bestimmten Bücher noch nicht erschienen, wenn diese Zeilen in den Druck gehen müssen; sie anzuzeigen hätte auch keinen Zweck, da jedermann sich doch in irgend einer Weise auf sie aufmerksam machen lassen muß, sei es in Prospekten, Inseraten oder Probesendungen. An dieser Weihnachtslitteratur Kritik zu üben, wäre ebenso verfehlt, da niemand ihr entgehen kann. Wie niemand gefragt wird, ob er ein Freund oder ein Feind von Pfefferkuchen ist, sondern jeder das Gebäck am Weihnachtsabend einfach auf seinem Platze findet, so geht es ihm auch mit den für den Weihnachtsverkauf berechneten Büchern; eines davon wird ihm sicher von einer freundlichen Seele gespendet, er mag einen Wunsch danach geäußert haben oder nicht.

Auf Vollständigkeit kann also diese Bücherbesprechung keineswegs Anspruch machen. Aber vielen, und besonders denen, die noch weniger lesen als ich, mag sie immerhin als ein orientierender Hinweis nützlich sein.

Marie von Ebner-Eschenbach hat im Verlag von Gebrüder Paetel (Berlin) zwei Bände erscheinen lassen, von denen beiden bereits die zweite Auflage ausgegeben ist. Der eine: „Lotti, die Uhrmacherin,“ enthält eine selbständige Erzählung, der andere, unter dem Titel: „Neue Erzählungen,“ zwei kleinere Geschichten, „Die Freiherren von Gemperlein“ und „Nach dem Tode.“ Frau von Ebner-Eschenbach bewährt sich auch in diesen beiden Bänden wieder als die große Künstlerin von wahrhaft vornehmer Gesinnung, die niemals durch das roh Stoffliche, durch spannende Verwickelungen und überraschende Lösungen wirkt, sondern nur durch die Vertiefung der Charaktere. Das Leitmotiv fast aller Erzählungen der Frau von Ebner-Eschenbach, der Kampf mit dem eignen Herzen und der Sieg über sich selbst, klingt auch durch diese drei, wenn auch jedesmal in anderer Melodie. „Die Freiherren von Gemperlein“ sind zwei Charakterköpfe der österreichischen Aristokratie mit leise humoristischer Färbung, deren brüderliches Zusammenleben durch eine gemeinschaftliche späte Liebe gefährdet wird, in der Erzählung „Nach dem Tode“ bewahrt das Bild der gestorbenen und unbewußt geliebten Frau den Witwer vor einer Leidenschaft, die ihn niemals hätte glücklich machen können. Aber der Preis unter den drei Erzählungen gebührt zweifellos der ersten: „Lotti, die Uhrmacherin.“ Die Heldin ist eine von den großen, starken und stillen Frauenseelen, die Frau von Ebner-Eschenbach so überzeugend in jeder ihrer Regungen und Handlungen und ohne alle Sentimentalität zu schildern versteht, daß der Leser reinere Luft zu atmen glaubt. Das Gegenstück dieser klaren, bewußten und opferwilligen Frauennatur ist ein genial beanlagter Schriftsteller, der sein Talent in den Dienst des Tagesmarktes stellt und schließlich vor dem geistigen Bankrott steht, — eine durchaus moderne Figur, die mit keinem unserer modernen und vielgelesenen Schriftsteller eine Porträtähnlichkeit hat, und die doch das Bild vieler wie aus einem Metallspiegel zurückstrahlt. Wenn aber irgendwer das Recht hat, einen solchen Spiegel vorzuhalten, dann ist es gewiß Frau von Ebner-Eschenbach, deren Feder immer nur im Dienste höchster Kunst gestanden hat.

Die Geschichte des reichen Mädchens, das um seines Vermögens willen geheiratet zu werden fürchtet und in diesem Mißtrauen beinahe eine echte Liebe verscherzt, erzählt Ernst Eckstein in seinem neuesten Roman „Camilla“ (Leipzig, Verlag von Karl Reißner). Der Stoff ist gewiß nicht neu, aber „der Vortrag macht des Redners Glück,“ und Eckstein ist noch ein gut Teil mehr als nur ein guter Erzähler. Seine Figuren sind aus dem Leben gegriffene Gestalten, die von Beginn an ein menschliches Interesse erwecken, seine Handlung baut sich so vollkommen künstlerisch auf, daß man nirgends durch breite Behaglichkeit oder durch Überstürzung gestört wird, wo der Verfasser einmal der Spannung wegen einen ein wenig romanhaften Seitensprung machen zu müssen glaubt, motiviert er ihn doch so gründlich, daß er jeden Zweifel im Keime erstickt, und in hübscher Abrundung macht er die Leute, für die er das Interesse erweckt, am Schluß glücklich.

Ein Talent von ganz besonders stark ausgeprägter Eigenart, das selbst dann unwiderstehlich zu fesseln weiß, wenn es einmal einen unkünstlerischen Seitensprung macht, ist Ossip Schubin. Ihre beiden neuesten Romane „Asbëin“ (Verlag von George Westermann, Braunschweig) und „Boris Lensky“ (3 Bde., Verlag von Gebr. Paetel, Berlin) stehen miteinander in innerlichem Zusammenhange, sie erzählen die Lebensgeschichte eines Geigenvirtuosen, — „Asbëin“ bis zu dem äußerlich glänzenden Gipfelpunkte derselben, aber doch schon den Zusammenbruch ahnen lassend, „Boris Lensky“ die zweite Hälfte, die Dekadence einer genial angelegten, aber sich selbst zerstörenden Natur. Dem zweiten Roman fehlt ohne die vorausgegangene Lektüre des ersten die volle psychologische Motivierung, während „Asbëin“ in sich vollkommen abgeschlossen ist. Ich gebe von beiden Romanen dem letzteren den Vorzug.

Der ist in der That ein Meisterstück von geschlossener Handlung, packender Schilderung und ergreifender Seelenmalerei. Der Zauberklang der Geige Boris Lenskys scheint in diesem Romane selbst ein Echo zu finden und berückt den widerstandslos gefesselten Leser. Selbst die kleinen Unarten Ossip Schubins, eigentümliche Worte, Wendungen und hier und da ein barockes Bild, verfehlen nicht die Wirkung, die zu erzielen damit beabsichtigt wurde. Der Roman „Boris Lensky" leidet ein wenig darunter, daß Titel und Inhalt sich nicht vollständig decken. Des Geigenvirtuosen innere Entwickelung ist bereits in „Asbëin" abgeschlossen; man legt das Buch mit dem Gefühl aus der Hand, daß es für ihn keine Rettung mehr gibt, kein Aufrichten mehr, nur noch ein Sinken, und damit ist das Interesse des Lesers für den Titelhelden ebenso abgeschwächt, wie das Interesse der Welt für den alternden Virtuosen. Mit atemloser Spannung liest man freilich auch den Roman „Boris Lensky;" aber diese Spannung erzielt nicht mehr die große, wenn auch von Manier nicht ganz freie Künstlerin Ossip Schubin, sondern — die Virtuosin, die wie Boris Lensky selbst auch nicht recht geneigt ist, eine andere Grenze für ihr Schaffen anzuerkennen als die ihres souveränen Könnens. An Stelle Boris Lenskys treten seine Kinder in den Vordergrund, und die Einheitlichkeit der Idee geht damit verloren. Boris Lensky selbst spielt nur noch eine Nebenrolle, wenigstens dem Interesse nach, das der Leser an ihm nimmt, und nur seine Schuld geht aus „Asbëin" in den zweiten Roman über und wird von seinen Kindern gesühnt. Diese Schuld Lenskys liegt über dem Buche wie eine trübe, drückende Atmosphäre, und wir legen es aus der Hand, aufgeregt in allen Tiefen der Seele, gefesselt von jeder Seite, ergriffen von vielen Einzelheiten, ab und zu auch gequält und — von dem Ganzen nicht befriedigt. Etwas von der Teufelsmelodie „Asbëin" klingt auch in der Seele Ossip Schubins; es wäre ein großer Verlust für unsere an wirklich eigenartigen Talenten so arme moderne Litteratur, wenn sie sich ganz von dieser Melodie umstricken ließe.

Ernst Wichert hat eine neue Folge „Litauische Geschichten" (Verlag von Karl Reißner, Leipzig) erscheinen lassen, zweifellos nicht nur zu dem Besten gehörend, was Wichert selbst geschrieben hat, sondern zu dem Wertvollsten der neueren Litteratur überhaupt. Von der verstandesmäßigen Nüchternheit der Darstellung, die den Genuß an fast allen Wichertschen Romanen ein wenig beeinträchtigt, ist in diesen litauischen Geschichten keine Spur. Die Eigenartigkeit litauischen Volkscharakters kommt in den drei Erzählungen mit einer Kraft zum Ausdruck, die jedem Dichter nur dann zur Verfügung steht, wenn er seine Gestalten auf heimatlichem oder ihm ganz vertraut gewordenem Boden schafft. Alle drei Erzählungen des Bandes enden tragisch, aber der tragische Schluß wird durch den Stoff bedingt, und er wirkt daher nicht wie ein Mißklang, sondern versöhnend. Die Fülle eigenartiger Menschen, die Wichert auftreten läßt, ist mit einer Plastik geschildert, daß man jeden einzelnen lebendig vor sich zu sehen vermeint, und die Lokalfarbe ist so überzeugend aufgetragen, daß auch der des Landes Unkundigste an der Wahrheit der Schilderung nicht zweifeln kann und sein Interesse für das ihm fremde Völkchen geweckt sieht.

Viel gelesen wird voraussichtlich Paul Lindaus neueste Novelle: „Im Fieber" (Verlag von S. Schottländer, Breslau und Leipzig) werden. In der Darstellung von dem nüchternsten Realismus, wirkt das Buch doch in gewissem Sinne packend durch die Art, wie Lindau von allem Beiwerk abzusehen versteht und atemlos der Katastrophe zudrängt. Ich gestehe offen, daß für mich das Interesse an einer Erzählung erst beginnt, wenn ich die Menschen darin so lebendig vor mir sehe, daß sie mir Bekannte zu sein scheinen. In diesem Sinne Interesse zu erwecken, beabsichtigt Lindau in diesem Buche wohl kaum. Er geht mit der Ortsschilderung wenigstens viel sorgfältiger um als mit der Menschenschilderung, und zu einem inneren Anteil an dem Schicksal der drei Beteiligten kommt der Leser ebensowenig, als wenn er die ganze Geschichte auf zwanzig Zeilen kondensiert im Lokalbericht gelesen hätte. Der Kern der Sache ist ein Ehebruch und die Frage, ob der betrogene Ehegatte berechtigt ist, die ehebrecherische Frau und ihren Verführer zu töten oder nicht. Am schwächsten erscheint es mir, daß schließlich Lindau der Beantwortung der von ihm selbst aufgeworfenen Frage aus dem Wege geht. Sein Professor tötet allerdings das ehebrecherische Paar, aber nicht, weil er in seinem Recht zu sein glaubt, sondern weil er im Fieber ist, und da auch das ehebrecherische Paar mit der Andeutung eines heftigen Fiebers zu entlasten wenigstens der Versuch gemacht wird, so bleibt von Schuld und Sühne und von der ganzen Pointe des Buches — beinahe hätte ich Moral gesagt — nicht viel übrig. Um den blutigen Ausgang herbeizuführen, bedarf Lindau allerdings des Fiebers sehr notwendig, denn wie er vor der Katastrophe seinen Professor und das Verhältnis desselben zu seiner Frau schildert, kann man ihm höchstens zutrauen, daß er sich scheiden läßt.

Viel anziehender als diese Novelle hat auf mich ein anderes Buch von Paul Lindau: „Aus dem Orient," gewirkt, das gleichfalls im Schottländerschen Verlage erschienen ist. Nicht, daß ich besonders Neues darin gefunden hätte; was Lindau von den Bukarester Droschkenkutschern, den Juden von Salonichi, den Konstantinopolitaner Hunden und anderen Dingen erzählt, ist mir und jedenfalls den meisten, die das Buch sonst noch lesen werden, zum großen Teil schon vorher bekannt gewesen. Aber Lindaus Art, solche Reiseschilderungen zu geben, bietet einen ganz besonderen Genuß, den ich demjenigen, belehrt zu werden, entschieden vorziehe. Man reist mit ihm, und vor allen Dingen, man sieht mit seinen Augen; mit scharfen, aber sorglosen Augen, die auf den unwesentlichen häufig länger verweilen, als auf den wesentlichen Dingen, und die allem eine interessante oder amüsante Seite abzugewinnen verstehen. Nur Lindaus vernichtendem Urteil über die Reorganisation der Pester Polizei möchte ich widersprechen; wenn Herr Lindau als Privatmann sich jetzt in Pest nicht mehr so gut amüsiert wie ehemals und wie das seinen persönlichen

Bedürfnissen entspricht, so kann er das bedauern, aber der Polizei einer Stadt wegen der unter ihrem Regime abnehmenden Liederlichkeit einen öffentlichen Tadel auszustellen, das ist doch nur dem erlaubt, der die öffentliche Liederlichkeit an Stelle der öffentlichen Moral setzen will.

Zu den bedeutendsten Erzählerinnen der Gegenwart gehört Bernhardine Schulze-Smidt, eine jener wirklich selbständigen und seltenen Schriftstellernaturen, welche die ausgetretenen Pfade des deutschen Familienromans verschmähen und eigne Wege einschlagen. „Er lebt!“ nennt sie ihre neueste Erzählung, die als 8. Band der sich zu Festgeschenken vortrefflich eignenden Daheim-Bibliothek (Verlag von Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig) erschienen ist. Ein wundervoller psychologischer Vorwurf! Eine junge Menschenseele, durch einen schweren Schicksalsschlag geknickt und von der Nacht der Schwermut bedroht, die sich zu neuem Leben und neuem Glück durchringt. Kein Alltagsroman, den die Verfasserin erzählt, sondern eine psychologische Studie von wunderbarer Vertiefung, die sich in den Reiz einer spannenden Erzählung kleidet. Dieselbe Tiefe und derselbe Idealismus in der Auffassung des höchsten Lebenszieles begegnen uns auch in den beiden unter dem Titel „Pfadfinder“ als 7. Band der Daheim-Bibliothek zusammengestellten Erzählungen „Tina Photinos“ und „Der letzte Gast“ derselben Verfasserin. Von ganz besonderem Reiz ist mir die erstere erschienen; ich kenne keine Dichtung, in welcher die innere Entwickelung junger Menschen vom unbewußten Empfinden zum klaren Wollen mit so großer Kunst, mit so feiner Beobachtung und so überzeugender Wirkung geschildert ist. Mit diesem scharfen Blick für die intimsten Regungen der Menschenseele verbindet Bernhardine Schulze-Smidt ein glänzendes Erzählertalent, das ungezwungen in Spannung zu halten weiß, ohne dem Sensationsbedürfnis irgendwelche Zugeständnisse zu machen, und ihre Naturschilderungen atmen den gleichen Zauber dichterischer Stimmung, ob sie uns die Schönheiten des Hochgebirges oder der Flachküste schildert.

Ein ganz anders geartetes Talent ist E. von Wetlnitz, dessen Roman „Auf der Dobenau“ den sechsten Band der Daheim-Bibliothek bildet. Die Handlung spinnt sich auf dem Schlosse eines mediatisierten deutschen Adelsgeschlechtes ab, dessen gegenwärtiges Haupt sich den Forderungen der Gegenwart nicht beugen will. Im Konflikt mit aller Welt und seinen eignen Kindern, spielt sich eine Familientragödie ab, die hier und da vielleicht romanhaft wirken würde, wenn die Kraft der Schilderung den Leser nicht gewaltsam mit fortrisse.

Die vielen Verehrer Fritz Reuters möchte ich auf den Roman „Ut Slaß un Kathen“ von F. Stillfried (Verlag von A. G. Liebeskind, Leipzig) aufmerksam machen. Ein guter Tropfen Reuterscher Art steckt in dem Verfasser, wenn seine Farben auch ein wenig blasser sind. Aber wie Reuter steht er mit Herz und Seele mitten unter seinen Gestalten, und ihr Lachen und Weinen muß ihm von Jugend auf vertraut gewesen sein. Die Dorfschusterstochter Dürten, der Kutscherssohn Johann, der alte Schäfer Kempk, der biedere Dorfschuster und seine sich nach der Stadt zurücksehnende Frau, der ältliche Baron Flessen und die junge Baronin, der Inspektor Hillmann, der mit Bräsig zwar keine Familienähnlichkeit aufweist, aber doch auch ein Prachtmensch ist, das sind lauter lebenswahre Gestalten, deren Bekanntschaft wir mit Vergnügen machen, und die nicht so bald wieder aus unserm Gedächtnis schwinden, weil sie uns gute Freunde geworden sind.

Ein Band hessischer Dorfgeschichten, „Feldspat“ von E. Mentzel, der im gleichen Verlage und in gleich eleganter Ausstattung erschienen ist, scheint mir mit dem Stillfriedschen Buche leider nur Verlag und Ausstattung gemein zu haben. Man kann mich diesem Buche gegenüber allerdings für einen ganz unmaßgeblichen Beurteiler halten, weil ich von Land und Leuten in Hessen nichts anderes gesehen habe als den Bahnhof in Kassel, und auch den nur mit verschlafenen Augen und in früher Morgenstunde. Aber diese hessischen Dorfgeschichten sind ja wohl nicht nur für Eingeborene bestimmt, und wenn der nichthessische Leser von ihnen den Eindruck empfängt, als hätte der Verfasser sich zwar redlich bemüht, einen Volkscharakter aufzufinden, um darauf Novellen aufzubauen, ohne etwas anderes zu entdecken als die schon tausendmal verbrauchten Motive und Gestalten glücklicherweise halbvergessener Dorfgeschichten, dann sieht man den Zweck dieses Studiums nicht recht ein.

Ein Buch, das viel zu denken gibt, in allen Teilen einen bedeutenden Eindruck macht, dem es aber leider an innerlicher Geschlossenheit fehlt, ist die Erzählung: „Des Armen Schuld“ von Karl von Weber (Verlag von Greßner & Schramm, Leipzig). Schade, daß der Verfasser nicht aus der einen drei Erzählungen gemacht hat, man würde gegen keine einzige der drei etwas einwenden können. Der erste Teil würde eine Volkserzählung im allerbesten Sinne geben, die Geschichte eines armen elternlosen Jungen vom Lande, der von mancherlei Mißhelligkeiten verfolgt, in der großen Stadt untergehen würde, wenn ihn nicht die straffe Disziplin des Militärdienstes rettete. Man könnte dieser Erzählung die weiteste Verbreitung wünschen da sie, wie keine andere die immer noch nicht allgemein genug gewürdigte erzieherische Seite des Soldatentums veranschaulicht. Aber wo der Verfasser einen befriedigenden Abschluß finden könnte, wirft er eine neue Frage auf, die aus dem allgemein menschlichen in das soziale Gebiet fällt. Der junge Mensch gerät in die Experimentierhände eines gutherzigen Idealisten, der ihn aus seiner Sphäre in eine höhere heben will und damit kläglich Schiffbruch leidet, — in sich ein ergreifendes soziales Trauerspiel, das aber durch den ersten Teil ebenso abgeschwächt wird, wie es diesen selbst in seiner Wirkung beeinträchtigt. Dann ändert sich das Motiv zum dritten Male, und es handelt sich nun wieder darum, ob der mit Zuchthaus Bestrafte für die Gesellschaft tot bleiben soll oder nicht, nachdem er seine Strafe verbüßt hat und ein anderer Mensch geworden ist, — übrigens, glaube ich, der schwächste Teil

des Buches trotz der Lebenswahrheit einzelner Züge, weil die künstlerische Ader, die dem Helden plötzlich zu Hilfe kommt, gar zu unvermutet sprudelt.

In einige Verlegenheit setzt mich ein dreibändiger historischer Roman von Rudolf von Gottschall: „Die Tochter Rübezahls“ (Verlag von S. Schottländer, Breslau und Leipzig). Wenn man ein Buch mit dem ganz erklärlichen Respekt vor einem großen Namen in die Hand nimmt und es dann fortlegt, ohne die Lektüre beenden zu können, wird man auch vielleicht gut thun, den Grund dafür in sich selbst zu suchen. Eines Urteils überhebt mich ja glücklicherweise der Umstand, daß ich über die Mitte des zweiten Bandes nicht hinausgekommen bin. Aber eine Erklärung für meinen Mangel an Ausdauer kann ich wohl geben; ich habe diese Nüchternheit der Darstellung um so unerträglicher gefunden, als die Anlage des Ganzen durchaus romantisch ist. Der Roman spielt in den Jahren deutscher Schmach und deutscher Erhebung, und soweit ich ihn gelesen habe, ist Herr von Gottschall nicht an die Arbeit gegangen, ohne vorher ein oder mehrere Geschichtswerke über jene Periode zu studieren. Wer also durchaus das Bedürfnis hat, einen neuen historischen Roman aus jener Zeit zu lesen, dem sei „Die Tochter Rübezahls“ empfohlen. Die vielen Verehrer des gefeierten Dichters werden ja ohnehin über mich zur Tagesordnung übergehen und sich ihr Vergnügen nicht stören lassen.

Den Roman „Herzensirren“ von Martin Bauer (2 Bde., Verlag von S. Schottländer, Breslau und Leipzig) habe ich zu Ende gelesen, trotzdem ich ihn schon häufiger gelesen habe, jedesmal unter einem anderen Verfassernamen. Nicht Eigentümlichkeiten der Darstellung reizten mich, sondern die Neugierde, ob es wirklich auch ganz die alte Geschichte sei. Und es ist ganz die alte Geschichte. Er heiratet sie, ohne sie vor der Hochzeit anzusehen; die Männer von heute sind nun einmal so. Sie weiß, daß er sie nicht aus Liebe heiratet, aber sie nimmt ihn trotzdem, weil sie ihn liebt, still und stolz natürlich, ohne daß er es merkt. Nach der Hochzeit sieht er sie an und entdeckt, daß er mehr Glück als Verstand gehabt hat. Sie ist das schönste Weib der Erde, und schleunigst verliebt er sich. Aber nun glaubt sie natürlich nicht mehr an seine Liebe und verbirgt die ihrige um so sorgfältiger, und die Leutchen zerren sich hin und her, bis es dem Verfasser endlich gefällt, ihre Scheinehe zu einer wirklichen zu gestalten. Unglaublich, daß man den verbrauchtesten, brutalsten und auf der widersinnigsten Voraussetzung beruhenden Romanstoff immer noch bearbeiten kann, und zwar so ganz ohne eigne Zuthat, und dennoch Liebhaber dafür findet.

Im allerschärfsten Gegensatz zu dieser Schablone steht eine so ausgesprochene Individualität wie Sophie Junghans, deren neuester Roman: „Zwei Brüder“ (3 Bde., Verlag von Karl Reißner, Leipzig) ganz auf der Höhe ihrer früheren Werke steht. Den Kern des Romans bildet die Metamorphose des seine eignen, von der Familientradition abweichenden Wege gehenden und deshalb für unbedeutend gehaltenen jüngeren Sohnes zu dem Stolz der Familie, dem der äußerlich glänzendere ältere Bruder nicht nur im Herzen des von beiden begehrten Mädchens, sondern auch in den Augen der Welt den Vorrang abtreten muß. Nebenher, doch auf das engste mit dem Hauptmotiv des Romans verbunden, läuft eine ungemein spannende Kriminalgeschichte. Die in der letzteren die Hauptrolle spielende Frau von Löwenstern, anfänglich von der Verfasserin durchaus harmlos, mit einem leisen Stich ins Komische gehalten und dann zu unheimlicher Verbrechergröße emporwachsend, ist eine Charakterstudie allerersten Ranges, um derentwillen allein der Roman gelesen zu werden verdient.

Eines jener kleinen, ihrer ganzen Ausstattung nach für den Damentisch berechneten Buches des Verlages von A. G. Liebeskind, Leipzig, birgt die Novelle „Der heilige Amor“ von Johannes Prölß. Die Geschichte einer kinderlosen Ehe, der zwar nicht der im Geruche solcher Wunder stehende Heilige, sondern die gesunde Luft in der Umgebung seiner Quelle zu der erwünschten Nachkommenschaft verhilft, ist darin mit liebenswürdigem Ton und nicht überkecker Erotik erzählt. Natürlich spielt die Geschichte in der Zeit, in der man noch an die Wunder der Heiligen glaubte, im Mittelalter.

Nicht nur für nichtengherzige Frauen, sondern auch für junge Mädchen ist ein Band Novellen: „Frühlingsstimmen“ von Otto Roquette (Verlag von S. Schottländer, Breslau und Leipzig) bestimmt. Der Gesamttitel des Bandes ist zugleich Titel der ersten, und, ich glaube hinzufügen zu können, auch der besten Novelle. Sehr lyrisch angehaucht, manchmal ein wenig langatmig, voller liebenswürdiger Leute und etwas altmodisch sind sie alle, wie das bei Roquette selbstverständlich, aber wer sich mit Muße hineinliest, der wird sich reich belohnt finden. Ich hatte als Kind eine alte Tante, mit drei weißen Ringellöckchen vor jedem Ohre, einer sentimentalen Freundschaft für einen zehn Jahre älteren Bürgermeister im Herzen und sehr vielem Kuchen in ihrer Speisekammer, — wenn Otto Roquette sie in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit gekannt hätte, würde er mir's nicht übel nehmen, daß mich jede seiner Novellen an sie erinnert.

Ein Geleitwort von Hermann Heiberg, das den „anmutigen, humorvollen und geistvollen eignen Wert“ derselben rühmt, hat mich auf einen Band „Humoresken“ von Emma Friedländer-Werther (Schottländers Verlag) neugierig gemacht. In einem Vorwort erzählt die Dame selbst, daß sie diese Humoresken geschrieben habe, um zu beweisen, daß auch die Frauen Humor haben. Mir hätte sie das nicht zu beweisen brauchen, denn ich bin schon vorher, und mehr als jetzt, davon überzeugt gewesen. Eine bei Erstlingswerken verblüffende Routine ist mir in dem Bande allerdings aufgefallen, aber lachen habe ich nicht können. Ich habe nicht viel mehr darin gefunden als die Situationskomik moderner Schwänke, über die man ja allerdings zu lachen pflegt, wenn die Schauspieler gleichzeitig Grimassen ziehen; aber wenn dieser Kitzel fehlt, lacht man nicht. Frau Friedländer-Werther sollte es mal mit einem Schwank versuchen; dazu ist

das, was man Humor nennt, nicht unbedingt nötig.

Im Schottländerschen Verlage, der leider die Neigung hat, seine Bücher so auszustatten, wie man es bald selbst bei Eisenbahnlektüre nicht mehr für angemessen halten wird, sind drei Übersetzungen erschienen. Für die erste, die „Geschichten in Prosa“ von François Coppée, wird man der Verlagshandlung nur dankbar sein können. Coppée ist seiner Empfindungsweise nach viel mehr Germane als Romane, und er darf gewiß in Deutschland auf volles Verständnis für alles zählen, was er schreibt, wenn ihn nicht gerade, wie glücklicherweise ja nur in unbewachten Augenblicken, die Lust anwandelt, in Versen die Rückgabe der Reichslande zu fordern. Unter diesen „Geschichten in Prosa“ sind einige, wie „Die Laster des Kapitäns,“ „Mein Freund Mörder“ und „Der Pate,“ welche die Coppéesche Eigenart, durch die rührend-einfachste Erzählungskunst die größte Wirkung zu erzielen, auf ihrer ganzen Höhe zeigen. Andere sind Stimmungsbilder, meist mit leise ironischer Beimischung, das Hauptstück „Eine Idylle während der Belagerung“ die Geschichte einer Leidenschaft in zartem Coppéeschen Farbenton. Das Titelblatt dieses Bandes denke man sich nun bemalt mit platzenden Granaten, einem sich umarmenden Liebespaar und einem entsetzt dreinschauenden, den Rasenkranz betenden alten Weibe, und man hat ein Bild von dem Geschmack der Verlagshandlung. Nicht besser ist es in dieser Beziehung der Mathilde Serao gegangen, von der ein Band Novellen unter dem Titel „Blüte der Leidenschaft,“ von Alfred Friedmann übersetzt, erschienen ist. Das Buch strömt freilich ein scharfes Parfüm aus, und das sich vor ihrem Gatten auf dem Boden windende Weib auf dem Einband ist wenigstens nicht ganz unverdient. Von der wirklichen Bedeutung der Serao geben übrigens diese zusammengewürfelten Skizzen und Novelletten gar kein Bild, und sie wären deshalb besser unübersetzt geblieben. Aus dem Englischen stammt der Roman „Der rote Kardinal“ von Francis Elliot. Einer der neuerdings in England beliebten Sensationsromane, aber keiner der besten, nicht einmal einer der spannenden. Man hat es darin mit drei Verrückten zu thun, trotzdem der Verfasser nur einen dafür gelten lassen will, und über die paar Vernünftigen ärgert man sich von Anfang bis zu Ende, weil sie nicht die Verrückten schon im ersten Kapitel in die Zwangsjacke stecken und somit dem ganzen Unsinn das Wort abschneiden.

Bücher haben ihre Schicksale: Nach 27 Jahren erscheint ein historischer Roman von Wilhelm Raabe: „Unsers Herrgotts Kanzlei“ (Creutzsche Verlagsbuchhandlung, Magdeburg) in zweiter Auflage. Wem die krause, verschnörkelte Art Wilhelm Raabes lieb geworden ist — mir ist er einer meiner Lieblingserzähler —, der wird sich erst an das neue, aber vielmehr an sein erstes Gesicht, das er aus diesem Roman kennen lernt, gewöhnen müssen. Aber die alte Stadt Magdeburg, ihre ehrsamen Bürger mit ihren Frauen und Töchtern und allerlei kriegerisches Volk sind so prächtig und lebendig geschildert, daß man bald vergißt, nach all den Seitensprüngen des Humors und gedankenvoller Betrachtungen zu suchen, die sonst das Charakteristische an Raabe sind.

Ein neuer Roman von Moritz von Reichenbach: „Das Paradies des Teufels“ ist bei Karl Reißner in Leipzig erschienen. Alle leichteren Seiten des Reichenbachschen Talentes, hübsch zu erfinden und gut, flüssig und elegant zu erzählen, finden sich auch in diesem Roman. Aber mehr läßt sich zu seinem Lobe auch nicht sagen. Er ist, wenn auch nicht das Produkt einer schwachen Stunde, doch jedenfalls das schneller Arbeit, oder der Autor, der sonst auch höher gehenden Ansprüchen zu genügen weiß, hat einmal ausnahmsweise nur die Befriedigung des Unterhaltungsbedürfnisses im Auge gehabt.

Leichte Unterhaltungslektüre, hier und da mit einem gelungenen ironischen Streiflicht auf ehemalige deutschkleinstaatliche Zustände, ist auch der Band Erzählungen: „Aus geheimen Akten“ von Hans Blum (Verlag von Gebr. Paetel, Berlin). Wem ein kriminalistischer Hintergrund intime Stimmung und psychologische Entwickelung in einer Novelle ersetzen kann, der wird diese Erzählungen gewiß mit lebhafter Befriedigung lesen.

Für die jüngere Welt hat die Verlagshandlung von Velhagen & Klasing auch in diesem Jahre wieder in reichem Maße Sorge getragen. Clementine Helm erzählt den jungen Damen im Alter von — nun sagen wir von vierzehn bis siebzehn, trotzdem sich bei dem schönen Geschlecht eine solche Jahresgrenze in bezug auf Lektüre sehr schwer ziehen läßt und viel mehr die innere Entwickelung in Frage kommt als das Alter — Clementine Helm also erzählt in ihrer gewohnten liebenswürdigen Weise, welche die Moral nicht aufdringlich hervortreten, sondern nur leise durchklingen läßt, die Geschichte eines sehr verschieden angelegten und doch in bester Harmonie lebenden gräflichen Schwesternpaares. Die eine, eine ernste Natur, geht von vornherein den Weg gewissenhafter Pflichterfüllung, die andere, vergnügungssüchtig und den Wert des Daseins mehr in Äußerlichkeiten suchend, ringt sich erst nach manchen Schicksalsschlägen zu ernsteren Lebensanschauungen durch und findet dann das gesuchte Glück. „Seines Glückes Schmied“ nennt Clementine Helm ihre Erzählung, die von den jugendlichen Verehrerinnen der Verfasserin gewiß mit demselben Entzücken gelesen werden wird, wie die früher erschienenen Werke derselben.

Eva Hartners ebenfalls im Verlage von Velhagen & Klasing erschienene Erzählung „Licht und Schatten“ wendet sich an noch jüngere Leserinnen. Die Heldin ist ein armes kleines, vaterloses Mädchen, dem die Versuchung in Gestalt einer reichen kleinen Freundin naht, deren Eltern sie zu sich nehmen und mit ihrer Tochter gleichzeitig erziehen lassen. Aber frühzeitig erkennt die Kleine, welche bösen Leidenschaften dieser Mitgenuß des Reichtums in ihrer Seele weckt, und als sie aus Liebe zu ihrer notleidenden Mutter sich ein Vergehen hat zu schulden kommen lassen, sühnt sie dasselbe, indem sie frei-

willig auf das Wohlleben verzichtet und die Entbehrungen ihrer Mutter teilt. So geläutert und gereift, finden wir sie am Schlusse des Buches als Gattin des Vetters ihrer Jugendfreundin wieder, an dessen Seite sie ihren Einzug in das schöne, von ihrem Vater ohne sein Verschulden einstmals verlorene Rittergut hält. Der ernste Grundcharakter der Erzählung wird durch glückliche humoristische Schlaglichter gemildert.

Einem seit langer Zeit fühlbaren Bedürfnis, das jede viel in Anspruch genommene Mutter heranwachsender Töchter bereits empfunden haben wird, entspricht endlich ein im Verlage von Velhagen & Klasing erschienenes „Beschäftigungsbuch für Mädchen," praktische Anleitung zu weiblichen Handarbeiten, Beschäftigungen mit Puppen, nützlicher häuslicher Thätigkeit, künstlerischen und Phantasiearbeiten, Zimmergärtnerei, Tierpflege im Hause und zur Unterhaltung jüngerer Geschwister von Marie Bürkner. Wie oft stellen kleine Mädchen, auch wenn sie bereits gar nicht mehr so klein sind, die Frage: „Womit sollen wir uns beschäftigen?" Und mit der Antwort, auch wenn sie noch so praktischen Rat gibt, ist die Frage noch nicht erledigt. Denn sie wollen nicht nur wissen, womit, sondern auch wie sie sich beschäftigen sollen, sie brauchen Anleitung, sie wollen endlich in diesen Mußestunden keine Arbeit, keine Mußbeschäftigung, sondern eine solche, die ihnen zugleich ein Vergnügen ist. Da begegnen denn die besten Vorschläge nur zu oft mürrischer Unlust, und die freie Stunde wird lieber unnütz verträumt als nützlich genossen. Noch schlimmer ist es, wenn die Mutter, selbst mit häuslichen Sorgen beschäftigt, nicht in der Lage ist, auf die Frage einzugehen, und keinen Rat weiß. Das „Beschäftigungsbuch für junge Mädchen" wird in Zukunft solche oft recht lästige Fragen gar nicht mehr aufkommen lassen. Denn dem ganzen Interessenkreis der Mädchenwelt von 8 bis 16 Jahren ist darin Rechnung getragen, und zwar nicht nur mit theoretischen Vorschlägen, sondern auch mit praktischer, durch zahlreiche Abbildungen verdeutlichter Anleitung. Dabei ist der Ton des Buches ein so frischer, daß er unwillkürlich zum Versuch anregt, und wenn auch überall ins Auge gefaßt ist, daß die Beschäftigungen einen praktischen Nutzen haben und eine Art Vorbildung der Mädchen zu praktischen Hausfrauen bezwecken sollen, so ist doch auch niemals außer acht gelassen, daß ihnen selbst die Beschäftigungen Vergnügen machen müssen. Das Buch wird sich bald in jeder töchtergesegneten Familie als unentbehrlich erweisen.

Auch für den Weihnachtstisch der Knaben hat die Verlagshandlung von Velhagen & Klasing wieder gesorgt. Die neue Jugenderzählung von S. Wörishöffer: „Unter Korsaren" berichtet von einem armen deutschen Jungen, der bei einem Ausbruch des Vesuvs seine Eltern verliert und sich als Schiffsjunge auf ein nach der Südsee bestimmtes Schiff verdingt, um eine von seinem Vater hinterlassene Schuld abzudienen. Nach mannigfachen Schicksalen wird das Schiff von Korsaren gekapert und der Held mit seinen Gefährten in die Sklaverei nach Tripolis verkauft. Der Statthalter von Tripolis, ein Renegat, gewinnt Gefallen an dem Jungen und stellt ihm eine glänzende Zukunft in Aussicht, wenn er Glauben und Vaterland abschwört. Aber er bleibt fest trotz aller Drohungen und Versuchungen, und seine Standhaftigkeit wird schließlich durch seine Befreiung und die Rückkehr in die Heimat belohnt. Der frische, kräftige Zug, der allen Wörishöfferschen Erzählungen eigen ist, gibt auch dieser das Gepräge, und die spannende, an Abenteuern reiche Handlung muß das Herz jedes rechten Jungen höher klopfen lassen.

Anderer Art ist eine in demselben Verlage erschienene Erzählung aus dem Reformationszeitalter für die deutsche Jugend von W. Noeldechen: Wolf von Wolfskehl. Eine Wörishöffersche Geschichte wird den wildesten Knaben fesseln, „Wolf von Wolfskehl" wird die Freude stillerer und ernsterer Naturen sein. Auf gediegenen historischen Kenntnissen fußend, baut der Verfasser seine Erzählung auf, die, ganz aus deutschem Geist geboren, so recht geeignet ist, die Liebe zur Geschichte des deutschen Vaterlandes in jugendlichen Gemütern zu wecken und zu befriedigen. Hinzu kommt, daß das Zeitalter der Reformation bisher von berufenen Erzählern für die Jugend wenig Beachtung gefunden hat, während es sich doch wie kein anderes außer der Zeit Friedrichs des Großen und derjenigen der Freiheitskämpfe dazu eignet. Beide Erzählungen bilden stattliche Bände, mit sehr schönen Tonbildern geschmückt, die sich in ihrem prächtigen Einbande vorzüglich zu Geschenkwerken eignen.

Die dramatische Internationale.

Berliner Bühnenplauderei.

Von Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß.

(Abdruck verboten.)

Man spricht von einer „roten Internationale" und versteht darunter die weltumschlingende Kette zerstörender Kräfte; von einer „goldenen Internationale," dem nur sich selbst verwandten, alle Staaten ausbeutenden Kapitalismus; warum sollte man nicht auch von einer „dramatischen Internationale" reden, jener falschen, vom Volksleben losgelösten Kunst, die ein gemeinsames Kennzeichen besitzt: die Ausbeutung internationaler Schwächen, Thorheiten und Leidenschaften, der Nervenaufregung, des Sinnenkitzels und — der Thränendrüsen auf Kosten des echten und edlen Gefühls, der Natur

und der wahren Kunst?! Die dramatische Internationale ist ja — wie schon der Name andeutet — ebensowenig wie ihre „rote" und „goldene" Schwester an irgend ein ausgeprägtes echtes Gefühl, somit auch nicht an Staaten und Völker gebunden. Immerhin aber wird sie dort, wo unter ihrem Zauberstabe das rote Gold am lustigsten erklingt, mit Vorliebe weilen, und leider kann man behaupten, daß keine Stadt der Welt der dramatischen Internationale einen so rückhaltlos freudigen Empfang bereitet hat und noch bereitet, wie die Hauptstadt des neugeeinten, „herrlich auferstandenen," Deutschen „Nationalstaats."

Berlin ist der Sitz der dramatischen Internationale. Wer daran zweifelt, der nehme, um sich zunächst von der geographischen Richtigkeit unserer Behauptung zu überzeugen, eine Weltkarte zur Hand und frage sich, welches Land und Volk nicht auf die eine oder andere Weise im Laufe der letzten Jahre auf den Berliner Bühnen vertreten gewesen wäre, — sei es durch den Schauplatz der Handlung, sei es durch die Nationalität der Helden oder die der Verfasser. Rußland, Skandinavien, England, Frankreich, Spanien, Italien — wir wollen uns bei den europäischen Staaten nicht länger aufhalten; sie sind fast vollzählig vertreten. Aber auch Amerika, Afrika, Australien und Asien haben ihre Tropenpracht auf den weltbedeutenden Brettern Berlins entfaltet. Der Landsmann aus Kamerun tummelt sich auf unserer Bühne ebenso vergnügt wie der Indianer der amerikanischen Prärien. Jerusalem aber steht mit Zinken und Trompeten, doch auch mit Feuer und Schwert, vor den Pforten des Heiligtums, — dichtend und leitend, kritisierend und — einkassierend.

Auf allen Stationen einer dramatischen Reise um die Welt können wir heute zwar nicht verweilen. Immerhin liefert uns die gegenwärtige Spielzeit Gelegenheit zu einer Reihe von interessanten Besuchen, namentlich bei unsern Nachbarn im Westen und Osten, dann aber auch in einem fabelhaften Lande, das, wie man uns versichert, „Deutschland" sein soll.

Über 400 Aufführungen hat Sardous „Fernande" im Residenztheater erlebt, bis das Publikum sich endlich von der Aufrichtigkeit ihrer Reue und Bekehrung überzeugt hat. Desselben Verfassers „Fedora" hat sich und den gesunden Geschmack unendlich oft vergiften müssen, bevor sie dieser Tage eines seligen Todes sterben konnte. Und doch fürchten wir: beide Stücke sind auch jetzt nur — scheintot. Unsterblich aber scheint die Hetäre im „Fall Clemenceau" von Dumas zu sein; noch heute treibt sie auf der Bühne des Lessingtheaters unter dem frenetischen Jubel eines „gemischten" Publikums ihr unsauberes Wesen, und die vor kurzem in dasselbe Theater eingezogene „Fremde," gleichfalls von Dumas, dürfte sich hier rasch akklimatisieren und häuslich einrichten, jedenfalls aber für entsprechende Nachkommenschaft Sorge tragen. Soeben hat nun das Residenztheater auch ein Lustspiel von Sardou, eine „Schwiegermama" importiert — als ob wir an unsren eignen, versteht sich: nur auf der Bühne, nicht ganz genug hätten! — und das Berliner Theater hat Feuillets schon totgeglaubten „Montjoye, den Mann von Eisen" glücklich oder unglücklich wieder auf die Beine gebracht!

Unser Volk in Waffen hat Frankreich geschlagen, der französische Geist aber feiert in der deutschen Reichshauptstadt die glänzendsten Triumphe; allabendlich besiegt er das deutsche Empfinden und Denken, und unsere eignen Dichter sind glücklich, wenn sie die Brosamen, die von des reichen Nachbars Tische fallen, auflesen dürfen. Muß nach alledem dieser französische Geist nicht etwas ganz Außerordentliches bieten, oder das deutsche Publikum ganz außergewöhnlich anspruchslos oder aber die einheimische Produktion völlig erschlafft sein?

Mit Ausnahme von Feuillets Schauspiel „Montjoye," das übrigens einer älteren Richtung angehört und in dem Helden einen Typus des erfolganbetenden Materialismus immerhin mit zielbewußter sittlicher und dichterischer Kraft verkörpert, darf keines der erwähnten französischen Dramen eine höhere allgemein-menschliche oder dichterische Bedeutung in Anspruch nehmen. Sardous „Fernande" predigt Vergebung den reuigen Sünderinnen, ohne daß indessen der Dichter den Mut fände, seine sittliche Forderung, eben die der Vergebung, rückhaltlos und offen auszusprechen. Denn der Mann, dem „Fernande" in ihrer ersten Jugend zum Opfer gefallen, muß erst aus dem Leben geräumt werden, bevor ihr Gatte sich entschließt, ihr zu verzeihen. Hätte er ihr auch





Frühmorgen im Herbst. Nach dem Gemälde von Chr. Kröner.

dann verziehen, wenn der Verführer am Leben geblieben, wenn er in der Lage gewesen wäre, ihm immer und überall entgegenzutreten, ihm den Makel auf der Ehre seiner Gemahlin vorzuwerfen? Der Beantwortung dieser Frage, die doch einzig und allein dem Stücke eine höhere Bedeutung hätte verleihen können, ist der Dichter wohlweislich aus dem Wege gegangen. Ja, wir können uns sogar des Eindrucks nicht erwehren, daß sie wahrscheinlich verneinend ausgefallen wäre. Was nutzt dann aber alle noch so aufrichtige Reue der Heldin, alle angebliche Großmut ihres Gatten, wenn schließlich doch der „Schein vor der Welt," die Lüge, den Ausschlag gibt?

Zeigt „Fernande" immerhin kräftige dramatische Ansätze, so ist „Fedora" lediglich auf die Nerven berechnet. Die Heldin, eine Russin, widmet ihr Leben der Rache ihres ermordeten Bräutigams. Der erste Aufzug leistet die denkbar nüchternste Dramatisierung einer gewöhnlichen Kriminaluntersuchung. In der Folge treffen wir Fedora in Paris, auf den Spuren des Mörders. Dieser erweist sich als ein wohlerzogener junger Mann, der lediglich in der Notwehr den Bräutigam der Dame ins Jenseits befördert hat. Die Enthüllung dieser Thatsache besänftigt ihr Gemüt um so mehr, als sie schon seit längerer Zeit eine ernstliche Neigung für den liebenswürdigen Attentäter empfindet, den sie in den Pariser Salons, immer von Rachegedanken getrieben, näher kennen gelernt hat. Leider hat ihr früheres Rachegelüst durch eine unglückliche Verkettung der Umstände den Tod der Mutter und des Bruders ihres neuen Geliebten zur Folge gehabt. Da sie nun glaubt, letzterer werde ihr das nie verzeihen, anderseits aber die Thatsachen nicht länger vor ihm verborgen werden können, so vergiftet sie sich, ohne vorher seinen endgültigen Entschluß über ihr weiteres Verhältnis zu ihm abgewartet zu haben. Die Technik, d. h. hier die Kunst, mit möglichst poesielosen Mitteln möglichst starke Aufregungen zu erzielen, ist ja in beiden Stücken unübertrefflich. Wir müssen indessen gestehen, daß wir in der Vorführung eines edlen „Arabers" im Cirkus mehr Natur, Kunst und Poesie erblicken als in den geistigen Saltomortales eines halb oder dreiviertel verrückten Frauenzimmers, wie Fedora.

Der mehr der vorigen Spielzeit angehörige dramatisierte Roman „Der Fall Clemenceau" von Alexander Dumas-Sohn dürfte durch die Thatsache, daß die anständige Gesellschaft von Mainz, an ihrer Spitze eine Reihe ehrenwerter Frauen, sich fernere Aufführungen des Stückes energisch und erfolgreich verbeten hat, genügend charakterisiert sein. Nun aber — „Die Fremde," das Neueste in deutscher Sprache von Dumas (übersetzt von Paul Lindau, Eigentum von A. Hofmann, Berlin), die „Novität" des Lessingtheaters — —?

Ein reichgewordener Plebejer hat seine Tochter gegen deren Neigung einem Herzog von Septmonts verheiratet. Das Verhältnis der Gatten ist das denkbar schlechteste. Der Herzog verbringt seine Nächte außerhalb des Hauses, und die Herzogin macht ihrerseits von ihren Empfindungen auch kein Hehl: „An dem Tage, an dem ich sicher sein werde, daß ich liebe und besonders, daß ich geliebt werde, an dem Tage werde ich ... das ganze Leben des Mannes, den ich meiner Liebe für würdig halte, in Anspruch nehmen ... und mit ihm auf und davon gehen." Eigentlich drückt sie sich hier nicht ganz richtig aus, denn sie liebt bereits einen anderen Mann, ihren Jugendfreund Gerard, der ihre Neigung leidenschaftlich erwidert. Zum Unglück aber hat dieser Herr auch das Wohlgefallen einer anderen Dame erregt, nämlich der „Fremden." Wer diese Fremde ist? Zunächst ein Sprößling von amerikanischen Negersklaven. Auf ihren schwarzen Stammbaum sind jedoch mehrfach weiße Reiser gepfropft worden, so daß ihre äußere Erscheinung eine leidlich saubere ist. Nur ihre Seele ist der Farbe der Ahnen treu geblieben. Die Kränkungen, die ihre Mutter und auch sie selbst in ihrer Jugend erfahren, haben sie mit den schwärzesten Rachegedanken erfüllt, für deren Befriedigung ihr kein Mittel zu schlecht ist. Eine Rachefurie, durchzieht sie die Welt, lockt überall den Männern das Geld aus der Tasche, um sie dann auf das schnödeste zu verraten: „Sobald ich aus der Thorheit dieser Menschen alles herausgezogen hatte ... überließ ich sie ihrem wohlverdienten Schicksal: dem Gefängnis, dem Irrenhause, der Entehrung, dem Morde oder Selbstmorde." Sie war es auch, welche die Heirat zwischen der Tochter des eitlen Emporkömmlings und dem herabgekommenen

und ruinierten Herzoge vermittelt hatte. Nun aber tritt ihr die junge Frau störend in den Weg. Sie befiehlt ihr, dem Herrn Gerard zu entsagen und mit ihrem Gatten — abzureisen. Da Katharina sich natürlich weigert, so verrät die „Fremde" dem Herzoge, ihrem Verehrer, das zarte Verhältnis seiner Frau. Es kommt zwischen den beiden Gatten zu einer recht bewegten Auseinandersetzung, dem die Scheidung und ein Duell zwischen Gerard und dem Herzoge auf dem Fuße folgen soll. Letzterer hat zu seinem Sekundanten den geschiedenen Mann der „Fremden," einen Yankee Namens Clarkson, erkoren in der Hoffnung, dieser werde sein Vorhaben, den Gegner im Duell zu töten, von seinem amerikanischen „aufgeklärten" Standpunkte aus mit den nötigen Mitteln unterstützen. Aber darin hat er sich gewaltig getäuscht! Mr. Clarkson hat zwar seine eigne Yankeemoral, aber im Grunde ist er doch ein anständiger Kerl. Das ganze Verfahren des Herzogs, der doch seiner Frau alles verdankt und sie dennoch auf das empörendste behandelt, erscheint ihm in höchstem Grade schurkenhaft und er geniert sich auch keineswegs, dem Franzosen dies offen ins Gesicht zu sagen. Ja, in der darauffolgenden Auseinandersetzung zwingt er den Herzog, sich mit ihm zu schlagen, bevor noch das Duell mit Gerard ausgefochten ist. Alsbald erscheint auch Mrs. Clarkson, die „Fremde," und ist über diese unerwartete Wendung der Dinge sehr gerührt. „Es ist doch noch immer derselbe alte Clarkson," meint sie voll zärtlichen Gefühls. Ihr ist es gar nicht zweifelhaft, daß Clarkson den Herzog töten wird, und da nun der Verbindung seiner Witwe mit Gerard nichts mehr im Wege steht, so erteilt sie den Dingen, die nicht mehr zu ändern sind, großmütig ihren Segen. „Sie haben oft gewünscht, frei zu sein?" — fragt sie die Herzogin — „nicht wahr? Und Sie haben ganz recht. Sie haben es zu niemand gesagt (??), aber Sie haben es ganz im stillen oft von dem erbeten, der alles vermag; er hat sie erhört und bedient sich meiner, die Sie verderben wollte, um Sie zu retten. Das ist Gerechtigkeit. Entrüste ich mich denn? Ich, die Besiegte? In der Partie, die ich mit dem Schicksal spiele, senke ich das Haupt und werfe die Karten fort, sobald ich merke, daß der Himmel mein Gegner ist. Ich fürchte nur ihn (??). Er steht auf Ihrer Seite, die Sache ist abgemacht! (Clarkson tritt ein.) Sehen Sie, Sie sind Witwe!" Und so ist es. Der Yankee hat dem Herzog den Garaus gemacht und wird von seiner geschiedenen Gattin für einen „guten, tüchtigen Menschen" erklärt: „Ich reise mit dir ab, ich bin europamüde (!), es ist zu klein (!). Kannst du dir denken, daß ich mich beinahe verliebt hätte? Komm, mir ist hier zu schwül!"

Man erkennt aus dieser Inhaltswiedergabe wohl auf den ersten Blick, daß wir es hier nicht mit einem wirklichen Drama zu thun haben. Das Ganze ist nur ein breitangelegter dramatisierter Roman. Unzählige Episoden sind in das Szenengefüge eingeschachtelt, das Epische überwuchert die dürftigen dramatischen Keime allerorten, wenn solche hier überhaupt entdeckt werden können. Eine breite Schilderung Pariser Fäulnis, das ist alles, und das entspricht wohl auch den Absichten des Verfassers, die von einem Professor Remonin des näheren erörtert werden. Dieser vertritt in dem Stücke gewissermaßen die Stelle des antiken Chors; er begleitet mit seinen „wissenschaftlichen" Erläuterungen die Handlung. In einem Gespräch erklärt er die Unzulänglichkeit der meisten Ehen dadurch, „daß die Liebe und Ehe wissenschaftlich in keinem Rapport stehen." Die Liebe gehöre zur Physik, die Ehe zur Chemie: „Die Liebe ist ein Bestandteil der sogenannten Evolution, das heißt: der natürlichen Entwickelung des Wesens aus seinen Keimen… Deshalb gehört die Liebe zur Physik, welche sich bekanntlich mit den Eigenschaften befaßt, die dem inneren Organismus der Wesen angehören; während die Ehe eine gesellschaftliche Kombination ist, die zur Chemie gehört, da die Chemie sich befaßt mit der Wirkung der Körper auf andere und mit den Erscheinungen, die sich daraus ergeben… Solange man noch dieser Grundidee gemäß verfährt und zwei Elemente wählt, die die Tendenz haben: sich zu vereinigen, sich zu verschmelzen, — so lange geht die Sache ganz von selbst, das Experiment gelingt, und das Resultat ist ein befriedigendes. Ist man aber so thöricht oder so ungeschickt, zwei sich abstoßende Elemente durchaus verbinden zu wollen, so kann man nur die Widerstandskraft dieser beiden Elemente konstatieren.

Da nun aber in der Organisation des Menschengeschlechts außerdem noch die Seele ist, d. h. der Vermittler zwischen Gott und dem Menschen, so straft Gott den Menschen, der seinen Vermittler verächtlich behandelt ... dann gibt es Zusammenstoß und im Anschluß daran: Explosionen, Katastrophen, Unglücksfälle, Dramen!"

Ja, leider auch Dramen! Was in diesem Vergleich zwischen menschlichen und chemischen Verbindungen als zutreffend anerkannt werden darf, das hat unser alter Goethe in seinen „Wahlverwandtschaften" unendlich schöner, tiefer und harmonischer ausgedrückt. Wie selbstverständlich-trivial berührt die oben nur angedeutete weitschweifige, wortreiche Erklärung, daß verwandte Elemente sich anziehen, feindliche sich abstoßen! Wie geschmacklos wird die Metapher durch das Hineinzerren der gar nicht hineinpassenden, weil schon im Vergleiche selbst enthaltenen „Seele" durchbrochen und verwischt! Wir machen diese scheinbar geringfügigen Bemerkungen, um allen Ernstes die Frage aufzuwerfen, ob wir denn wirklich die schönen und tiefen Gedanken, die wir in unsern eigenen großen Dichtern finden können, erst durch das französische Sieb gehen lassen müssen, bevor wir sie verdauen können, durch dieses Sieb, welches die großen Goldkörner zurückbehält und nur den leuchtenden Staub einzelner geistvoller „Aperçus" und „Bonmots" durchläßt. Im übrigen ist die Ehe für uns weder eine „gesellschaftliche Kombination," die man ja — wäre sie eine solche — durch eine beliebige andere ersetzen könnte, noch auch ein „Experiment," sondern eine göttliche Einrichtung, und über diese tiefe Kluft zwischen christlich-germanischer und französisch-materialistischer Anschauung können uns alle schönen Phrasen des Herrn Dumas junior über Schicksal, Gerechtigkeit und dergleichen nicht hinwegtäuschen. Denn es ist ja doch nur Phrase, welche die unheimliche Leere des ganzen Stückes verbergen soll, wenn der Herzog von Remonin als „Vibrione, was wir fälschlich mit Zittertierchen übersetzen," bezeichnet wird, als eines jener zersetzenden Elemente, welche bestimmt sind, die ungesunden Bestandteile der Gesellschaft aufzulösen, um neuem, frischem Leben Raum zu schaffen und dann selbst vom Schauplatze zu verschwinden. Der Bösewicht stirbt, die sentimentalen Liebenden kriegen sich, — was ist denn dabei groß moralphilosophisch zu thun? Solch eine Moral kann schließlich jeder Kolportageroman für sich in Anspruch nehmen. Wo ist denn durch den Tod des Herzogs auch nur einiges Gute geschafft worden? Ist denn auch nur eine einzige der auftretenden Personen zu einem tieferen Nachdenken über sich selbst und das ganze verderbliche Treiben dieser völlig durchseuchten Gesellschaft angeregt worden? Nur der Vater der Katharina ist bis zur Erkenntnis seiner Eitelkeit gelangt, im Grunde aber sind und bleiben sie alle — „Vibrionen," die „Guten" und die „Bösen," die Liebhaber und die Hasser — Fäulnis, wohin wir auch blicken mögen! Daß das Stück an „Geistreichigkeiten" und blendenden „Bonmots" genug enthält, um sieben deutsche Lustspiele damit auszustopfen, wollen wir gern anerkennen. Aber dieser „Geist" ist keine erwärmende und erleuchtende Flamme, sondern ein nutzloses Irrlichterieren, das gewissermaßen in blauen Flämmchen aus den Gasen der Fäulnis und Verwesung emporzüngelt und sie mit einem täuschenden Schimmer der Lustigkeit übergießt. Paul Lindaus Übertragung ist, wie immer, eine glänzende. Seine sprachliche Gewandtheit, die unvergleichliche Leichtigkeit und Ungezwungenheit, mit der er namentlich den flotten Salonstil handhabt, verleugnet er auch in seinem eignen neuen Schauspiel „Der Schatten," der Novität des Deutschen Theaters, nicht.

Dieses Drama ist schon insofern interessant, als es sich als ein Versuch zur Lösung jener Frage darstellt, die Sardou in seiner „Fernande" in bequemer Weise durch den Tod des Liebhabers beseitigt hat. Der Freiherr von Brücken, ein hochgestellter Beamter, hat eine ehemalige Schauspielerin, Edith Mühlberg, geheiratet, deren reiner und sympathischer Charakter durch einen einzigen in der Jugend begangenen Fehltritt getrübt wird, den sie weniger verschuldet als in ihrer jugendlichen Unerfahrenheit und getäuschten Vertrauensseligkeit fast unbewußt gethan hat. Sie hat denselben ihrem Gatten vor der Heirat gestanden, ohne ihm indessen den Namen des Verführers zu nennen. Zufällig ist letzterer, Leopold Nehringen, der Bräutigam ihrer Schwägerin Ada, mit der Edith eine bald geschlossene aufrichtige Freundschaft verbindet.

Von Ada erfährt sie erst später und ganz unvermutet deren Verhältnis zu Leopold und seine Anwesenheit am Orte, ja, sein unmittelbar bevorstehendes persönliches Erscheinen. In ihrer Verzweiflung und Angst entdeckt sie sich der Freundin. Diese, weit davon entfernt, der Ruhe Ediths irgend ein Opfer zu bringen, glaubt die unangenehme Geschichte durch schweigende Vergessenheit am besten beizulegen. Edith ist — wie wir meinen: mit Recht — über die Zumutung empört, mit Leopold harmlos zusammenzutreffen und ebenso harmlos den nichtsahnenden Gatten mit jenem verkehren zu lassen. „Holla, meine Liebe“ — ist die Antwort der trefflichen Freundin — „nicht so ungestüm! Ich bin an diesen Ton nicht gewöhnt . . . . ,“ kurz: in dem Augenblicke, da Edith der peinlichsten Lage ihres Lebens entgegensieht, kündigt ihr die Schwester ihres Gatten die Freundschaft und entfernt sich, indem sie ihren alsbald eintretenden Bräutigam, den Verbrecher an der Ehre ihrer Freundin und Schwägerin, mit den gutmütigen Worten: „Laß dich nicht hinreißen! Die arme Frau ist wirklich übel daran“ ꝛc. zurückläßt. Nun folgt eine der heikelsten Situationen, die sich auf der Bühne darstellen lassen: die Unterredung zwischen dem zur liebenden, schamhaften und pflichtbewußten Gattin herangereiften Weibe und dem Genossen ihrer früheren Schuld. In begreiflicher Erregung verlangt sie von ihm, er möge sich vom Orte entfernen, um sie, nachdem er sie einmal schon dem Verderben preisgegeben, nicht vollends zu Grunde zu richten. Wir meinen: einen billigeren Anspruch hat es wohl nie gegeben! Leopold ist reich, nichts hindert ihn, den Ort zu verlassen und ein Zusammentreffen mit seinem ehemaligen Opfer durch räumliche Entfernung zu vermeiden, auch wenn seine Verbindung mit Ada, die ja dadurch thatsächlich nicht berührt wird, aufgeschoben werden müßte. Kann er weniger thun, um seine Schuld der Frau gegenüber zu sühnen, deren Armut, Unerfahrenheit und kindliches Vertrauen er vor Jahren so schnöde mißbraucht hat? Aber „mein Leopold“ ist von derartigen Betrachtungen himmelweit entfernt. „Würdig,“ wie der Dichter vorschreibt, erklärt er vom Vergangenen: „Es thut mir herzlichst leid“ und weigert sich im übrigen ebenso höflich als bestimmt, der an ihn gerichteten Forderung nachzukommen. Und als sie ihm, aufs höchste gereizt, mit dem Zorn ihres Gatten droht, da entgegnet „Leopold (würdevoll, ruhig): Sie denken wirklich zu gering von mir, wenn Sie meinen, daß die Furcht bewirken wird, was das Mitleid nicht zustandebringt. Lassen wir das! . . . Ich kann Ihnen nur wiederholen: es thut mir herzlich leid. Aber ich darf, wenn auch nicht als Entschuldigung, als Erklärung darf ich hinzusetzen: Was ich gethan habe, haben Tausende gethan! Und wenn durch ein verhängnisvolles Zusammentreffen von Umständen das Vergangene in unsere Gegenwart rauh eingreift — seien Sie gerecht! — bin ich dafür verantwortlich zu machen?

„Edith: Allerdings! Mögen Tausende ein brennendes Zündholz achtlos wegwerfen; wenn das von einem einzigen leichtsinnig hingeworfene brennende Spänchen den Brand entzündet, so ist dieser einzige der Brandstifter.“

„Brennendes Zündholz“ . . . „leichtsinnig hingeworfenes Spänchen“ — —? Wir verstehen wirklich nicht! Diese Moral ist uns doch etwas zu — zu — wie sollen wir gleich sagen? zu — „fortschrittlich,“ zu „praktisch,“ so aufrichtig gut gemeint sie auch sein mag. Es handelt sich hier unsers Erachtens nicht um ein „brennendes Zündholz,“ sondern um eine lodernde Brandfackel, geschleudert in den Tempel der Unschuld, und nicht nur der, dessen Fackel zufällig zündet und thatsächliches Unheil stiftet, — jeder, der sie schleudert, ist Brandstifter! Wohl wissen wir: Tausende haben das Gleiche gethan, Tausende werden das Gleiche thun, — wird es aber dadurch besser? Was bedeutet denn diese Bemerkung überhaupt: „ . . . Wenn auch nicht als Entschuldigung, so doch als Erklärung . . . ?“ Wird es auf einen Richter auch nur den geringsten Eindruck machen, wenn der Dieb oder Mörder ihm als „Erklärung“ die Thatsache anführen wird: Tausende haben gestohlen, Tausende gemordet?!

Edith setzt ihren Gatten von dem Vorgefallenen in Kenntnis. Er will sich mit Leopold schießen, es liegt aber keine — „Beleidigung“ vor und das Duell wird von guten Freunden hintertrieben. Im übrigen ist dieser Brücken ein Schwächling, der weder zum Bösen noch zum Guten fähig scheint. Die Entwicklung der Dinge beeinflußt ihn

dahin, die ohnehin schon unglückliche Frau ihr Unglück noch tiefer empfinden zu lassen und sie mit demütigendem, überaus taktlosem Gebaren aufs höchste zu quälen. Aus ihrer hoffnungslosen Verzweiflung, aus der Fülle ihres Jammers, weiß die arme Frau schließlich keinen anderen Ausweg zu finden als den Selbstmord durch Ertrinken. Und damit endet das Stück.

Wir sind grundsätzlich gegen die Vorherrschaft derartiger Sittlichkeitsvergehen auf der deutschen Bühne. Von allen anderen Gründen ganz abgesehen, meinen wir, daß nur das Genie imstande sein wird, derartige heikle Konflikte ohne Schaden für die moralische Reinheit der Zuschauer zu behandeln. Durch das Hereinzerren dieser Vorgänge aus ihrer natürlichen Dunkelheit unter das helle Lampenlicht der Bühne wird ihnen gewissermaßen der gefährliche Stempel des „Künstlerisch-Interessanten“ aufgedrückt; man gewöhnt sich schließlich daran, in ihnen etwas Gewöhnliches, Ordnungsmäßiges, zu erblicken, und nur ein wirkliches dichterisches Genie von sittlicher Tiefe und packender Gestaltungskraft wird es verstehen, auch in diesen Vergehen die starre, nachtgeborene, abschreckende und vernichtende Majestät der Sünde darzustellen. Wenn wir uns aber schon die Behandlung dieser Fragen gefallen lassen müssen, dann ist doch das mindeste, was wir verlangen dürfen, daß sie in befriedigender Weise gelöst werden. Dazu aber fehlt es den französischen Dichtern, ebensosehr wie den deutschen, an Kraft und Mut. Willst du dich zum Rächer des gefallenen Weibes aufwerfen, willst du der wahrhaften Reue und inneren Reinigung den Wiedereintritt in die Gesellschaft erzwingen, — nun wohl, so habe auch den Mut, auf halbem Wege nicht zurückzubeben, der augenverdrehenden Heuchelei die Fetzen vom Leibe zu reißen und die Pharisäer mit dem Christusworte niederzuschmettern: „Wer frei von Schuld ist, der werfe den ersten Stein!“ Dann schone auch nicht die Schuldigen, dann verurteile sie, aber beileibe nicht zu Pulver und Blei oder Gift und dergleichen, sondern zu einer angemessenen Sühne durch das Leben. Was liegt nun aber hinter dem Ende des Lindauschen Stücks? Der Freiherr von Brücken wird den Tod seiner Gattin bald als eine wahre Erlösung empfinden und sich zweifellos nach Ablauf der herkömmlichen Trauerfrist mit der ihn anbetenden Nichte seines Freundes Waldhofen vermählen; „mein Leopold“ aber, der sein Stückchen durchgeführt, seine Jugend mit allen Chikanen genossen hat, wird seiner Ada seelenvergnügt in die Arme sinken, ein behäbiger Ehemann werden, dem — „Männerbunde zur Bekämpfung der Unsittlichkeit“ beitreten und — Koupons schneiden! Diese Aussichten mögen ja einem gewissen Teile des Premièrenpublikums äußerst sympathische sein — besonders die letztgenannte — dichterisch gerecht und sittlich befriedigend sind sie jedenfalls nicht. Daß die Handlung unwahrscheinlich verläuft, könnte man nicht behaupten; sie ist im Gegenteil — leider! — sogar sehr wahrscheinlich. Aber was hilft das? Das Leben und sein Abklatsch, die Zeitung, bieten uns nicht nur Wahrscheinlichkeiten, sondern auch sichere Thatsachen. In der Ada war dem Dichter ein Charakter gegeben, von dem eine befriedigende Lösung hätte angebahnt werden können. An ihr war es, den Bräutigam an seine Pflicht zu erinnern. Aber die Charaktere Lindaus sind eben viel zu poliert-gebrechlich, um die Lösung so ernster Konflikte herbeizuführen. Es sind Dutzendmenschen, Fabrikarbeit der modernen Gesellschaft, mit denen er arbeitet. Diese nett gedrechselten Salonfiguren würden ja kläglich aus dem Leim gehen, wollte man sie zu Trägern ernster, sittlicher Forderungen und Wahrheiten machen. Im übrigen ist ihre Moral: „Ach was! Leben und leben lassen!“

Eine Novität des Königlichen Schauspielhauses ist „Brigitta,“ Trauerspiel in vier Akten von Richard Voß. Das Stück des zur Zeit in einer Heilanstalt weilenden, überangegriffenen Dichters behandelt die Eroberung Gotlands durch König Waldemar von Dänemark. Brigitta hat ihr gotisches Volk und Vaterland insofern verraten, als sie, von tiefer Neigung zum Dänenkönige erfaßt, sein Leben in einem Augenblicke geschont hat, da er gegen Gotland feindliche Absichten im Schilde führte. Er erobert Wisby und erhebt Brigitta zu seiner königlichen Gemahlin. Diese jedoch fühlt sich als Verräterin, empfängt von ihrem ehemaligen gotischen Bräutigam den Auftrag, Waldemar zu vergiften, verwendet aber das ihr übergebene Gift in plötzlichem und völlig unvorbereitetem Entschlusse zum — Selbstmorde. Leider ist das Drama innerlich viel

zu fragmentarisch und unklar, in seinen Ideen und Wirkungen viel zu sehr verzettelt, um nachhaltige Teilnahme zu erwecken. Es verkörpert das Ringen einer nicht unbedeutenden, aber zwischen Romantik und französischem „Realismus" hin und her schwankenden dichterischen Kraft mit einem Stoffe, der schon an sich wenig genug Anknüpfungspunkte zum frischen, vollen Menschenleben der Gegenwart bietet. Da hat doch ein anderer Dichter die Interessen der Zeit viel besser verstanden! Franz von Schönthan, der bekannte Lustspieldichter, hat ein ernsteres Stück geschrieben: „Das letzte Wort," welches vom Publikum des Lessingtheaters überaus dankbar entgegengenommen wird. Die beiden Hauptpersonen, ein Geschwisterpaar, sind — Russen, nette, liebenswürdige Menschen, die niemandem ein Haar krümmen und ihrerseits durch Heirat mit Deutschen das möglichste zur Aufrechterhaltung des europäischen Friedens beitragen. Beiläufig bemerkt, ist in dem Stücke die Religionsfrage gar nicht berührt. Bekanntlich ist den Russen der Austritt aus der Staatskirche untersagt. Es will uns bedünken, daß gerade hier sich vielleicht der dramatische Konflikt gefunden hätte, der in dem Stücke sonst eigentlich nicht vorhanden ist. Denn die politische Verdächtigung des Russen, der ausgewiesen wird, weil er Beiträge für den, übrigens konservativen „Grashdanin" liefert, ist doch gar zu unbegründet und leicht zu widerlegen, um seiner und seiner Schwester Heirat mit Berliner Kindern ernstliche Hindernisse zu bieten. An Unwahrscheinlichkeiten fehlt es überhaupt nicht, beispielsweise bewirbt sich der Bräutigam eines dritten Paares zuerst um die Russin, um dann, von dieser abgewiesen, sofort die andere zu freien. Das ist denn doch sogar für ein „Hotelgemüt, in welchem die Gäste alle vierundzwanzig Stunden wechseln" — so wird der junge Mann von seiner späteren Braut charakterisiert — etwas zu viel! Das Drama — der Verfasser nennt es einfach Theaterstück und schießt damit den Vogel ab — gibt sich so anspruchslos, daß wir schon ein Auge zudrücken müssen, gelegentlich auch — beide. Wir haben es hier doch mehr mit einem Lustspiele zu thun; der Ernst will dem Verfasser nicht recht stehen, dessen liebenswürdiger Humor das ganze Stück, einem munteren Bächlein vergleichbar, durchsprudelt. Erkennt man auch meistenteils die Schablone, nach der es gefertigt ist, so ist es doch wenigstens bis auf eine gewisse süßliche Lüsternheit, das ewige Schmatzen und Schäkern, nicht unästhetisch und unmoralisch und wendet sich an die besseren Regungen des Zuschauers. In der dramatischen Internationale aber will das schon etwas bedeuten. Hat doch die deutsche Reichshauptstadt vor kurzem eine Sonntagsaufführung erlebt, die eine Schar betrunkener Hausdiener in die Flucht schlagen könnte, — nicht so einen Teil des „gewählten, litterarisch-gebildeten" Publikums der „Freien Bühne," einer Vereinigung von Theaterfreunden zum Zwecke der Aufführung „realistischer" Dramen.

Die „Freie Bühne," welche gegenwärtig 900 Mitglieder zählen soll, bewährt sich, wie ein Berliner Blatt bemerkte, mehr und mehr als eine sinnige Einrichtung, ihren Anhängern die Sonntagvormittage „angenehm durchzuekeln." Die vielfachen, fortgesetzten Erörterungen, welche ihre jüngste Gabe noch immer in der Presse findet; die rührende Unbefangenheit, mit der die Anhänger des poetischen Labespenders die Trommel für denselben rühren, nachdem selbst ein Teil der Mitglieder der „Freien Bühne" seinen Empfindungen während der Aufführung durch Rufe wie: „Gemeinheit!" und dergleichen unumwundenen Ausdruck gegeben hat, zwingt uns — das Taschentuch vor der Nase — mit der kritischen Laterne in diese dichterische Kloake hinabzusteigen.

Die „Novität" der „Freien Bühne" betitelt sich bezeichnend genug: „Vor Sonnenaufgang," deutet also nächtliche Finsternis an. Als Verfasser des „sozialen Dramas" zeichnet ein Herr Gerhart Hauptmann. Wäre es noch ein rechter „Räuber-Hauptmann," ein Karl Moor, der hier die Überkraft titanischer Jugend in zündenden, elektrischen Schlägen, klärenden und erfrischenden Frühlingsgewittern entlüde! Ach nein! Der Held dieses Stückes ist der schwächlichste, nichtsnutzigste Hampelmann, der seichteste Schwätzer, der je eine deutsche Bühne mit elenden Phrasen verödet hat, und die übrigen Personen machen fast ausnahmslos den Eindruck, als ob sie von jenen unsauberen Geistern besessen seien, welche vormals zu Christus sprachen: „Herr, erlaube uns, daß wir in diese Herde Säue fahren!" Alfred Loth, so heißt der Held, gehört irgend einer nicht vorhandenen poli-

tischen Parteirichtung an. Auf einer „Agitationsreise" besucht er seinen Freund Hoffmann, einen ebenso gemeinen als — wider Willen des Verfassers — unglaublich dummen Menschen, der in eine reichgewordene schlesische Bauernfamilie hineingeheiratet hat. Sämtliche Mitglieder dieser Familie, bis auf die noch halbwegs rettungsfähige Tochter des Hauses, Helene, sind bis über die Ohren in sittlichen Unrat: Völlerei, Trunksucht bis zum delirium tremens, Unzucht bis zur Blutschande und alle möglichen Laster versunken. Die durchaus episch angelegte, mit behaglichster Breite ausgearbeitete Schilderung dieses Unrats, der ekelhaftesten Zustände und Handlungen, aller Offenbarungen der Bestialität, bildet den wesentlichen Inhalt des „Dramas." Was nach Abzug dieser Schilderung übrigbleibt, ist kaum der Rede wert. Loth, der die Zeit seines Auftretens auf der Bühne mit statistischen Tabellen über die Folgen des Alkohols, ebenso unreifem, als unklarem und geistlosem Geschwätz über Ibsen, den Exstirpator, Goethes Werther, die unglückliche „moderne Gesellschaft" und andere schöne und nützliche Dinge verbringt, verlobt sich schließlich mit der erwähnten Helene, nachdem diese ihm ihre Liebe zuerst gestanden hat. Man muß nämlich wissen, daß der blöde Wicht vorher als einen Glaubensartikel verkündet hat, nur dann heiraten zu wollen, wenn das betreffende Mädchen „zuerst das bewußte Bekenntnis ablegt," und wenn es ihm eine gesunde Nachkommenschaft verbürgt. Die erste Bedingung hat Helene erfüllt; für die Erfüllung der zweiten scheint sie dem verliebten Darwinisten nicht die genügenden Garantieen zu bieten. Jetzt erst erfährt er, was die Spatzen schon längst auf allen Dächern sangen, was ihm gar nicht hätte verborgen bleiben können, wäre er eben nicht ein so unglaublich vernagelter Idiot: die Thatsache, daß Helenens Vater professionsmäßiger Säufer ist, und daß die gleichfalls dem Trunk ergebene Schwester seiner Braut ihrem Manne nur totgeborene Kinder geschenkt hat, mit Ausnahme eines, welches schon im zarten Alter von drei Jahren (!) — man höre und staune: „am Alkoholismus zu Grunde gegangen ist!!" „Nach der Essigflasche hatte das dumme Kerlchen gelangt, in der Meinung, sein geliebter Fusel (sic!) sei darin. Die Flasche war herunter- und das Kind in die Scherben gefallen. Hier unten siehst du die vena saphena — erzählt der Hausarzt unserm Helden — die hatte es sich völlig durchgeschnitten." Ein Dreijähriger, welcher, statt an der Milch frommer Denkungsart zu saugen, sich als Papas gewohnheitsmäßiger Konkneipant gebärdet, gemütlich die Flasche herunterlangt, sie fallen läßt, selbst in die doch wohl zu seinen Füßen liegenden Scherben hineinfällt(!!), sich dabei die Venen durchschneidet und hilflos verblutet — es ist wirklich jammerschade um den vielversprechenden jungen Mann, er wäre zweifellos der Stolz der Familie geworden! Hoffentlich hat der Arzt nicht versäumt, ihn seinem feuchten Elemente zurückzugeben und als Spirituspräparat einem Museum für anatomische Sehenswürdigkeiten zu „stiften!" Daß sich Herr Loth diese Geschichte aufbinden läßt, kann uns freilich nicht wundern. Mit beneidenswertem Scharfsinn schließt er aus den erwähnten Umständen, daß er auch mit Helenen nur eine anormale Nachkommenschaft erzielen könnte, wobei er ganz vergißt, daß dieser Schluß nur dann einen Schein wissenschaftlicher Berechtigung gewönne, wenn er ihn auch auf seine eigne werte Person stützte. Vorsicht ist die Mutter der Weisheit: da ihm ein Familienglück mit möglicherweise schwächlicher Nachkommenschaft keineswegs lächelt, so zieht es der Biedermann vor, sich ergebenst „auf Polnisch" zu empfehlen. Er verduftet vom Schauplatz und überläßt sein Bräutchen der Fürsorge der Allmacht. Im ersten Akte hatte er Helenen durch seine statistischen Tabellen über die Branntweinpest den Genuß von Spirituosen verleidet. Wäre es nun nicht vielleicht dem Geiste der ganzen „Dichtung" sehr angemessen gewesen, wenn die Sitzengebliebene — zur Flasche gegriffen und sich, wie weiland ihre Namensschwester, „die fromme Helene," Wilhelm Busch'schen Angedenkens, nach dem „Spruch von alters her: Wer Sorgen hat, hat auch Likör," über die Wandelbarkeit menschlicher Geschicke getröstet hätte? Unsere Helene ist jedoch anderer Ansicht. Statt den platten Burschen ruhig laufen zu lassen, gebärdet sie sich über seinen Abgang höchst verzweifelt und — ersticht sich mit einem Hirschfänger! Warum so — poetisch? Ein Küchenmesser hätt's auch gethan, das wäre sogar noch viel — „realistischer" gewesen. Das Dienstmädchen entdeckt zuerst die grausige That, dreht sich vor

Schreck, wie ein Brummkreisel, „zwei-, dreimal um sich selber" (sic!) — warum nicht vier- bis fünfmal? — und „jagt" dann „durch die Mittelthüre." Mittlerweile hat es auch Papa für opportun erachtet, auf der Bildfläche zu erscheinen, — selbstverständlich: „wohlgefrühstückt," oder — um uns einer minder idealistischen Ausdrucksweise zu befleißigen: „scharf geladen." „Mit roher, näselnder, lallender Trinkerstimme" erhebt der nichtsahnende Bacchusknecht ein wahnsinniges Gegröhle zu Ruhm und Preis seiner „hibschen Tächter" —: der krähende Hahn auf dem Düngerhaufen, den „Sonnenaufgang" der neuen, „realistischen Kunst" verkündend!

Es hat zu allen Zeiten Schriftsteller gegeben, welche ihr litterarisches Tagewerk mit den zwei Zinken einer gewissen — „verhängnisvollen Gabel" zu verrichten pflegten. Das ist also nichts Neues. Das Neue und gleichzeitig Tiefbedauerliche im vorliegenden Falle, dasjenige, um dessen willen wir überhaupt in die Erörterung des ganzen Machwerks eingetreten sind, das ist die Thatsache, daß sich eine Vereinigung von gebildeten, litterarisch-gebildeten Leuten dazu hergegeben hat, eine derartige, allem gesunden Denken und Fühlen hohnsprechende Sudelei auf die Bretter zu schleifen, die doch wohl auch für sie „die Welt bedeuten;" die Thatsache ferner, daß die Zahl derer, welche sich an diesem Bilde deutscher Verhältnisse (!!) begeisterten, stark genug war, den Verfasser trotz erheblichen Widerstandes durch stürmischen Beifall und wiederholten Hervorruf auszuzeichnen. Diese Erscheinung ist allerdings neu in unserm Vaterlande — zu seiner Ehre sei es gesagt! Es knüpft sich daran auch die andere charakteristische, daß ein Mitglied, welches seiner Entrüstung über „Dichtung" und Aufführung energischen Ausdruck gegeben hat, vom Verein „Freie Bühne" ausgestoßen wurde. Da sich dasselbe dieses nicht gefallen lassen wollte, so hat das realistische Drama noch eine Apotheose vor dem Richter gefunden — zu Ungunsten des Vereins. Die innige Verwandtschaft dieser „Kunst" mit den Gerichtshöfen will sich eben gar nicht verleugnen lassen. Wenn aber die Herren Hauptmann und Genossen im Ernste von dem bedauerlichen Größenwahn befallen sein sollten, mit derartigen Elaboraten unserer Litteratur einen Dienst zu erweisen; wenn sie meinen sollten, daß die photographische Aufnahme einer Reihe von traurigen und schmutzigen Thatsachen, die peinliche Wiedergabe teils ekelhafter, teils gleichgültiger Äußerlichkeiten, gewissermaßen das Aneinanderreihen von Scherben, Lumpen und verlorenen Hosenknöpfen, ein Kunstwerk zu schaffen vermag, — dann möchten wir sie doch an die Worte erinnern, die Faust dem abgehenden Wagner nachruft:

„Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung schwindet,
Der immerfort an schalem Zeuge klebt;
Mit gieriger Hand nach Schätzen gräbt
Und froh ist, wenn er Regenwürmer findet!"

Wir wollen dem Verfasser das Talent nicht absprechen, das sich in einzelnen, vorzugsweise epischen Zügen, in den poetischen Anläufen einzelner Szenen kundgibt. Er würde etwas leisten können, wollte er von unsern großen Dichtern und Denkern lernen, statt sich in der Rolle des litterarischen Messias zu gefallen und die französische Schundlitteratur durch Anhäufung der größtmöglichen Kehrichthaufen zu übertrumpfen. Sonst flüchtete man aus dem Leben in die Kunst; heute möchte man oft aus der modernen Kunst in das Leben flüchten!

Und das alles soll Deutschland sein? Diese ewigen lendenlahmen, elenden Liebesgeschichten, bald unsittlich-verbrecherisch, bald süßlich-rührsam, auf der einen Seite; diese schmutzigen Lasterhöhlen, diese unglaublichen Albernheiten und Unmöglichkeiten auf der anderen, — die sollen das Leben der deutschen Gegenwart abspiegeln, das Ringen und Kämpfen unserer Zeit? Wo finden wir denn hier einen der wirklich in der Luft der Gegenwart umherschwirrenden dramatischen Stoffe: den Riesenkampf der Arbeit mit dem Kapital; des Glaubens mit dem Unglauben; des neuerstarkenden, sich auf sich selbst besinnenden, christlichen Geistes mit dem Opportunismus moderner Staats- und Gesellschaftsmoral; des Nationalen mit dem Ewig-Menschlichen, — alle die Fragen, auf die wir täglich, ja stündlich hingestoßen werden?

Da ist doch das Drama eines Russen, „Natalie" von Iwan Turgenief, die hervorragendste Darbietung des Königlichen Schauspielhauses in der gegenwärtigen Spielzeit, unserm deutschen Denken und Fühlen viel näher verwandt als alle diese „sozialen Bilder" aus einheimischen Federn. Auch



Eine Trauung zu Gretna-Green im vorigen J

(Mit Genehmigung der Photog



Jahrhundert. Nach dem Gemälde von H. Kretschmer.
…graphischen Gesellschaft in Berlin.)

Natalie kämpft zwischen Neigung und Pflicht: der Liebe zu dem jungen Hauslehrer Lorin und der Pflicht ihrem Gatten gegenüber. Aber sie ist sich des Frevels ihrer Neigung voll bewußt, sie kämpft wirklich, und ein tiefes Mitleid ergreift uns mit der ewig-menschlichen Schwäche, die sich vergeblich übermächtiger Anfechtungen zu erwehren sucht. Auch diese Frau gesteht dem Manne zuerst ihre Neigung; aber sie thut das in der Überzeugung, daß sie ihn niemals wiedersehen werde, in dem Wunsche, durch ihre Aufrichtigkeit das Unrecht wieder gut zu machen, das sie durch ihr bisheriges Versteckspielen an ihm begangen. Sie unterliegt ihrer Leidenschaft, aber dieses Unterliegen fühlt sie als das, was es ist, als eine Verletzung geheiligter Pflichten, und der Augenblick, da sie an der Thüre wieder umkehrt, nachdem sie sich von Lorin für immer verabschiedet hat und ihn dennoch bittet, zu bleiben, ist mit ebenso schlichter als erschütternder Lebenswahrheit dargestellt. „Bleiben Sie!" flüstert sie ihm mit schwacher Stimme zu und — da er die plötzliche Sinnesänderung kaum zu begreifen vermag —: „Bleiben Sie und mag Gott über uns richten!" und sie birgt ihr Gesicht in den Händen! Derartige Augenblicke sind es, von denen Thomas a Kempis sagt, daß man in ihnen „deutlicher als je erkenne, wie wir ohne Gott nichts Gutes vermögen." Aus freien Stücken entfernt sich schließlich der Hauslehrer, und so kommt es nicht zum Äußersten. Zusammenbrechend unter den Schmerzen der Liebe, aber widerstandslos ergibt sich Natalie in die herbe, doch wohlthätige Wendung der Dinge.

Jede Kunst ist in gewissem Sinne international, und Dichter wie Turgenief und Goethe lehren uns diesen Sinn begreifen. Der letztere aber hat mit der „dramatischen Internationale" nichts zu schaffen. Die Blüte dieser Kunst ist das Ewig-Menschliche, ihre Wurzeln aber ruhen in dem tiefen Grunde gesunden, fruchtbaren Volkslebens, während die oben gekennzeichnete Richtung nur den Schlingpflanzen vergleichbar ist, die sich, hier im Sumpfe, dort im Sande, den Boden kaum berührend, über die Erde schleichen. So bitter Turgenief auch den Zuständen in seinem Vaterlande gegrollt haben mag; so weitherzig-offen er seine Brust auch von der frischen Brise des Westens umwittern ließ, so tief und innig ist er doch mit seinem Volke verwachsen, und so gleichgültig Goethe auch die politischen Fragen seines Vaterlandes behandelte, so sehr ist er doch ein Sohn desselben.

Das Deutsche Theater hat „Fausts" II. Teil unter dem Titel „Fausts Tod" in der Bearbeitung des Direktors L'Arronge seinem Repertoire mit großem Erfolge eingefügt. Leider ist in diesem Auszug die wichtige Helena-Episode fortgelassen. Wie tiefsinnig zieht sie die Grenzen zwischen den nationalen und internationalen Momenten der Kunst. Helena selbst, die griechische Kunst, kann in Germanien nicht verweilen, nur ihr Schleier, die äußere Hülle natürlicher Formenschönheit, der ewige Beitrag des alten Hellas zum Schatze der Menschheit, bleibt in Fausts Händen zurück. Und wie hätte Faust selbst, wie hätte die Gestalt Gretchens Gemeingut der Gebildeten aller Nationen werden können, wären sie nicht dem Auszuge deutschen Wesens entsprungen? Das eben ist es, was unsere modernen „Realisten" nicht begreifen können oder wollen: daß jedes höhere dichterische Gebilde, mag es noch so naturgetreu in allen Einzelheiten sein, doch unwahr ist, wenn es nur Zufälligkeiten oder Möglichkeiten und nicht innere Notwendigkeiten, nicht typische Zustände und Charaktere schildert: solche Zustände, welche dem Geiste der Zeit ihr entscheidendes Gepräge verleihen; solche Charaktere, welche die maßgebenden Säfte des Volkslebens in sich vereinigen und auch in dem höherstehenden Zuschauer „Furcht und Mitleid" erwecken, die Aristotelischen Forderungen befriedigen können. Der Dichter, dem diese Wahrheit unzugänglich ist, dessen Werke können wohl als Scherben fratzenhafte Bruchstücke des Lebens abspiegeln, nie aber des Lebens wahres und doch harmonievolles, künstlerisches Bild!

Am Familientisch.

Zu unsern Bildern.

Blatt auf Blatt rieselt von den Bäumen, und der „Herbststurm" treibt sein ungestümes Spiel mit allem, w s draußen nicht niet- und nogelfest ist. Da wird es höchste Zeit, die Zimmerpflanzen hereinzunehmen. Sie werden einen freundlichen Fensterschmuck und einen lieblichen Rahmen für das hübsche Mädchenköpfchen bilden, das R. Pötzelberger gemolt hat. Meister Bantiers scholkhafte Laune hat wieder ein reizendes Bild geschoffen. Wie anmutig sind die Gestalten der beiden Mädchen, von denen das eine „Ohne Genehmigung des Autors" das Portröt auf ihre Weise ähnlicher macht. Man zweifelt nicht daran, daß der Zorn des Geschädigten nicht allzugroß sein wird. Der alte Bauer, der mit den Seinigen „Aus der Kirche" kommt, ist eine typische Figur. So selbstbewußt, ernst und ablehnend schreitet nur unser deutscher Bauer einher, zumal in Gegenden, wo mit der Väter Tracht sich auch der Väter Art ungetrübt und unvermischt erhalten hat. Kein anderer deutscher Maler hot sich so in die Zeit des XVI. und XVII. Jahrhunderts hineingedacht wie Wilhelm Diez. Er molt die frommen „Landsknechte," wie sie waren, kroftstrotzend, zu jedem Wagnis bereit, aber auch zuchtlos und roh, mit höchst dehnbarem Gewissen. Der „Regen im Salon" ist zwar eine seltene Naturerscheinung, aber unsere Kinder überraschen uns jo nur zu gern mit Unerwartetem. Auf Chr. Kröners „Frühmorgen im Herbst" bewundern wir wieder, wie fein der Künstler die Landschaft zu stimmen vermag und wie unvergleichlich ihm die Tierstaffoge gelingt. H. Kretschmer hat die Schmiede zu Gretna-Green gemalt, in der so viele Poare noch Überwindung von tausend Schwierigkeiten in den Hafen des Eheglückes eingelaufen sind.

Das erste Feuer im Ofen.

Aben, Aben, ick bed' di on!
In'n Winter büst du'n goden Mann,
In'n Sommer mog 'k di garnich liden!

Man findet ihn vorzüglich
Und lobt ihn fort und fort.
So lange stand er müßig dort,
Nun bullert er vergnüglich!

Wer hot im Sommer sein gedacht
Und in den schönen Tagen?
Fürwohr, ich muß es sagen:
Man hat ihn fost veracht'.

Der gute Ofen nohm's nicht krumm,
„Die Ruhe soll mir frommen,
Und meine Zeit wird kommen!"
So dacht' er still und stumm.

Und seine Zeit, nun ist sie da!
Die Sonne, müd vom Laufen,
Spricht: „Ihr könnt Kohlen koufen,
Ich geh' noch Afrika!"

Nun steht er da, so groß wie nie!
Es tönt aus seinem Rohre
Der Äpfel leis' Geschmore —
Ist dos nicht Poesie?

Und friert es droußen Stein und Bein,
Wir sind gar wohl geborgen
Vom Abend bis zum Morgen
Bei seinem warmen Schein.

Wohl dem, der eines noch behält:
In traulichem Verstecke
Die stille, warme Ecke
In dieser kalten Welt.

Aben, Aben, ick bed' di an,
Du schöne warme Aben!
Von unnen bet na baben
Büst du dei beste Mann!

Heinrich Seidel.

Venezianische Feste.

Die zu Venedig gehörende Insel Giudecca, wohin man von der Piazzetto aus gelangt, bildete einst einen von etwa 8000 Seelen bewohnten Stadtteil, wo der reiche Adel seine Paläste errichtete, heutzutoge wohnen dort hauptsächlich Fischer. Dort erhebt sich die stolze Erlöserkirche, welche der Senat im Jahre 1577 infolge eines Gelübdes errichten ließ, als endlich eine verheerende Pest ihr Wüten eingestellt hatte. Es war dieselbe Pest, welche den greisen Tizian hinraffte. Im Jahre 1578 dekretierte der Senat Venedigs, daß alljährlich am dritten Sonntoge des Juli eine feierliche Votivprozession nach der genonnten Kirche staltfinden solle, weshalb jedesmal eine aus Barken bestehende Brücke angefertigt wurde. In Venedig hat sich im Laufe von 300 Johren viel verändert, aber jenes Fest ist geblieben, ouch die Brücke wird jedes Jahr neu hergestellt. Der dortige Dialekt nennt dies Fest: La sagra del Redentore. In olten Zeiten nahm der Doge mit allen Stoatsbeamten an der Prozession teil, heute ist von solcher Herrlichkeit nichts zu sehen, aber die Prozession findet stolt, an welcher freilich nur ärmeres Volk teilnimmt. Noch immer gilt dies Fest als das größte der Stodt, aber die Hauptsoche besteht darin, die ganze Nacht im Freien bei Schmausen und Trinken zuzubringen. Insofern ist dies Fest ähnlich wie das Bacchanol in der St. Johonnisnocht beim Loteran zu Rom, oder wie das Piedigrottafest in und bei der Grotta di Posilipo zu Neopel. Auch in diesem Jahre ist jene Festnacht glänzend verlaufen, und prochtvoll woren die unzählbaren, mit bunten Lampen gezierten Barken, unter ihnen ouch die Gondel der Königin Margherita, welche alljährlich einen Monat in Venedig zubringt. Dos Festgewoge dauerte die ganze Nacht, bis man vom Lido aus die aufgehende Sonne erblickte.

Dann versammelten sich etwa 30000 Personen auf dem Markusplatze, um dort einer Lotterie (Tombola) beizuwohnen, einem Hauptvergnügen der Italiener, welche bei ihren religiösen Festen ebenso verfahren wie im antiken Leben, indem man Geistliches und Weltliches ineinander mischt.

Th. Tr.

Eine neue Übertragung des Nibelungenliedes.

Die Übertragungen des Nibelungenliedes in unser heutiges Deutsch mehren sich von Jahr zu Jahr, aber nur selten bekunden sie — wie die vortreffliche von Ludw. Freytag — einen wesentlichen Fortschritt gegen Simrock. Es war deshalb nicht ohne Bedenken, daß ich die von Gustav Legerlotz soeben erschienene Bearbeitung*) in die Hand nahm. Aber auf sehr angenehme Art bin ich enttäuscht worden. Zunächst muß ich es als einen Vorzug bezeichnen, daß das etwas langatmige Original von 39 auf 24 Abenteuer gemindert, durchweg von seinen ermüdenden Längen und Wiederholungen befreit und mit poetischem Takt zusammengeschweißt ist. Einige Abschnitte (z. B. Brunhildes Brautnacht), die aus pädagogischen Gründen weggelassen und die doch zum Verständnis des Ganzen nötig sind, hat der Herausgeber inhaltlich kurz in Prosa erzählt.

Die Übertragung selbst ist bei aller gebotenen Treue gegen das Original poetisch frei, sprachgewandt und angenehm lesbar. Als Probe gebe ich die drei bekannten Strophen, welche Kriemhildens erstes Auftreten schildern, zu deren rechter Würdigung man Simrock vergleichsweise herbeiziehen muß:

Nun kam die Minnigliche, gleichwie das Morgenrot
Aus trüben Wolken leuchtet. Da wußte nichts von Not,
Der sie solang im Herzen getragen mit stillem Leid:
Jetzt stand vor seinen Augen die hohe, wunderholde Maid.

Von ihrem Gewande sprühte gar mancher Edelstein,
Und o, wie süß und rosig war ihrer Wange Schein!
Auch wer das Höchste suchte, mußte doch gestehn,
Daß er so große Schönheit auf dieser Erde nie gesehn.

Wie vor dem Mond, dem lichten, der Sterne Chor sich neigt,
Wenn er in lautrem Glanze der Wolkennacht entsteigt,
So neigte sich vor Kriemhilden gar manche edle Frau.
All den stolzen Helden schwoll das Herz ob solcher Schau.

Diese kurzgeschürzte Bearbeitung des alten Liedes, welche dessen poetischen Kern unangetastet läßt, ist allerdings zunächst für den Schulgebrauch bestimmt; sie wird aber auch dem Hause willkommen sein, in dem man bei der gemeinsamen Lektüre des Ganzen gewöhnlich nicht weit kommt. Wer aber das Gedicht ungekürzt zu haben wünscht, möge die Übertragung der Gesamtdichtung abwarten, die aus derselben poetisch formgewandten Feder demnächst erscheinen wird.

In ähnlicher Weise bearbeitet sind unter dem Gesamttitel: „Velhagen & Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben" die im deutschen Unterricht an den höheren Lehranstalten gelesenen Werke unserer Litteratur herausgekommen; z. T. im Auszug, wie das Nibelungenlied, aber inhaltlich durch verbindenden Text ergänzt (Goethes „Dichtung und Wahrheit" von Direktor Nöldeke in zwei Bändchen herausgegeben; eine Auswahl von Herders kleineren Prosaschriften von Dr. R. Franz; Lessings Laokoon von Prof. Thorbecke mit einer trefflichen Abbildung der Laokoongruppe ꝛc.); z. T. aber auch vollständig mit litteraturgeschichtlichen Einleitungen und kurzen Erklärungen (Goethes, Schillers, Shakespeares Dramen, Kleists Michael Kohlhaas, Immermanns Oberhof ꝛc. von verschiedenen in der wissenschaftlichen und pädagogischen Welt hervorragenden Schulmännern bearbeitet), endlich biographisch-litterarhistorische Schriften: Goethes, Klopstocks, Schillers, Wielands Leben und Werke. Das Ganze unter der bewährten einheitlichen Leitung des Herrn Dr. Wychgram in Leipzig.*) Die pädagogische Überwachung wie die beigefügten Erklärungen machen diese Ausgaben auch für den Haus- und Privatgebrauch sehr wertvoll. Das Format ist ein gefälliges, der Druck auf gutem, weißem Papier klar und deutlich, der Preis der geschmackvoll und solid kartonierten Bändchen ein billiger (50—80 Pfennig), kurz: das ganze Unternehmen ein höchst empfehlenswertes.

R. K.

Künstliche Seide.

Chemiker arbeiten daran, den wirksamen Stoff des Kaffees, das Kaffein, künstlich herzustellen; ist dieses erreicht, dann wird man leicht die übrigen zur Bereitung einer Schale Mokka nach nötigen Materien, wie das brenzliche Öl ꝛc., hinzufügen können. Europa befreit sich dann von einem der wichtigsten Kolonialartikel, und Hunderte von Millionen Mark gehen nicht mehr nach Brasilien, Java und den anderen kaffeeerzeugenden Ländern. Die Fortschritte unserer Zeit auf technisch-chemischem Wege sind groß: man denke nur an den Rübenzucker. Ältere Leute haben in ihrer Jugend nur Rohrzucker verzehrt, und der große Chemiker Liebig hat es noch für einen volkswirtschaftlichen Fehler erklärt, wolle man in Deutschland Zuckerrüben statt des Getreides bauen. Man sehe sich die weiten Zuckerrübenfelder heute an und die blühenden Zuckerfabriken, die ihr Erzeugnis in das Ausland schicken. Ein paar Armeekorps können mit dem Gelde unterhalten werden, das so im Lande bleibt, statt in fremde Kolonieen zu wandern.

Die Seide! Auch hier sind wir mit Hunderten von Millionen Mark dem Auslande für den zu verarbeitenden Rohstoff tributpflichtig. Seitdem die ehemals weit blühender gewesene europäische

*) Nibelungenlied, im Auszuge übertragen und herausgegeben von Dr. Gustav Legerlotz, Direktor des Königl. Gymnasiums zu Salzwedel. Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen & Klasing. Preis: 80 Pfennig (kartoniert).

*) Das Verzeichnis der bisher erschienenen Bändchen ist durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Seidenzucht van ihren reichen Erträgnissen durch die Raupenseuche stark gesunken ist, sehen sich die Seidenstaffe erzeugenden Länder wieder mehr auf die Einfuhr der Rahseide aus China, Japan und anderen astasiatischen Ländern angewiesen, wo das Geschlecht der Seidenwürmer ungeachtet seines mehrtausendjährigen Alters nicht entortet ist. Ostasien liefert uns durchschnitttich 8—9 Millionen Kilagramm Rohseide nach Europa. Das wäre allerdings „ein Geschäft,“ könnte man diesen teuersten aller Webstoffe bei uns künstlich herstellen, könnte man sich van den gefräßigen Seidenwürmern befreien. Und warum nicht? Die Anfänge sind bereits gemacht, der Weg ist gezeigt, und wir wollen hoffen, daß schließlich ein völlig genügendes Ergebnis gezeitigt wird.

Was ist die Seide? Ein feiner, starker, glänzender Faden, den der Seidenwurm in seinem Körper durch Verdauung der van ihm verzehrten Maulbeerblätter erzeugt. Die Cellulose des Blattes wird von der Raupe zerkaut und durch ihren eigentümlichen Organismus in eine durchscheinende, harnartige Substanz verwandelt. Man nennt sie mit wissenschaftlichem Namen Keratin; sie erfüllt zwei Drüsen, aus denen sie beim Spinnen des Kokons in zwei dünnen Fäden heraustritt, die alsbald sich zu einem einzigen vereinigen. Doch dieser Seidenfaden besitzt nun nicht mehr die chemische Zusammensetzung der Cellulase, aus der er entstand; er ist mit einem neuen Elemente, das im tierischen Körper eine Rolle spielt, mit Stickstaff versehen. Der Seidenfaden, den die Raupe van sich gibt, erreicht oft eine Länge van 350 Meter, wabei er jedoch nur die Stärke van $^1/_{18000}$ Millimeter besitzt. Ein wunderbar feiner Faden!

„Kapieren wir die Natur,“ rief begeistert der Franzose Graf de Chardonnet aus; er setzte sich hin, versuchte, versuchte und kam schließlich zu folgendem. Er nahm reine Cellulase, Zellstoff, welche die Grundlage aller Pflanzen, besonders des Holzes, ist, ein Stoff, der, wie wir anführten, van der Seide ganz verschieden, der aber eine graße Rolle jetzt in der Papierbereitung spielt. Ihm muß der Stickstoff zugeführt werden, der im Seidenfaden vorhanden, und dieses geschieht durch Behandlung mit Schwefel- und Salpetersäure, wodurch aus der Cellulose ein Pyraxil genannter Staff entsteht. Nachdem dieser sargfältig gewaschen und getrocknet, löst man ihn in 38 Teilen Äther und 42 Teilen Alkahal, wadurch Kalladium entsteht, das wir alle kennen. Dieses Kolladium nun ist die Grundlage der neuen Seide; mit Hilfe van mechanischen Apparaten wird es zu Fäden ausgezagen, die direkt einen Webstoff bilden könnten, wären sie nicht eine der feuergefährlichsten, leichtentzündlichsten Materien, mit einem Worte Schießbaumwolle! Graf de Chardonnet nun hat es durch ein geheimgeholtenes Verfahren verstanden, durch Denitration diesen Fäden die Feuergefährlichkeit zu benehmen. Der Faden wird nun zunächst gelatinös, und in diesem Zustande können ihm andere Staffe zugeführt werden, man kann ihn mit phosphorsaurem Ammoniak versetzen, wodurch er unverbrennlich wird, kann ihn in jeder beliebigen Farbe echt färben.

Außer dem erwähnten Geheimnis der Denitration handelt es sich um die Herstellung der Maschine, welche aus dem flüssigen Kallodium die feinen Fäden zieht; im Prinzip ist dieselbe fertiggestellt; die Hauptsache ist dabei eine Glasröhre, die in ihrem vorderen Teile haarfein ausgezogen ist; durch sie wird das Kollodium hindurchgepreßt, das vorn als feiner Seidenfaden zu Tage tritt und auf einer Spule aufgewunden wird. Es würde langweilig und schwerverständlich sein, wollten wir hier alle die technischen Einzelheiten der Maschine erörtern. Auf der Pariser Ausstellung ist sie in Thätigkeit zu sehen, sie steht in der Maschinenhalle an der Avenue de Suffren. Das künstliche Erzeugnis ähnelt ungemein der echten Seide, ist aber weit billiger, denn es kann mit 15—20 Frank das Kilagramm verkauft werden, während echte Seide das Kilo 45 bis 120 Frank kostet. Gleichmäßig und glänzend wie die Seidenwürmerseide ist auch die künstliche; aber die Stärke ist nicht die gleiche und erreicht nur etwa zwei Drittel der echten. Die Elastizität ist die gleiche. Bereits hat man herrliche Staffe aus der neuen Seide gewaben, deren „brillanter Effekt“ jenen aus echter nicht nachsteht, wie die in Paris ausgestellten Muster beweisen. Die Erfindung ist gewiß wichtig und vervollkommnungsfähig; die Verbesserungen werden nicht lange auf sich warten lassen, zumal man schon mit der gewerblichen Ausbeutung des neuen Verfahrens beginnt.

Rhinoplastik.

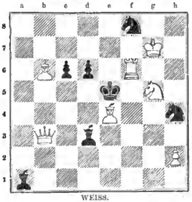
Die Fertigkeit, künstliche Nasen anzufertigen und dadurch entstellende Geburts-, Krankheits- ader Unfallschäden zu verdecken, ist nicht, wie gemeinhin angenommen wird, neueren Datums. Gewähnlich wird berichtet, daß im Jahre 1840 Dieffenbach, der große Berliner Chirurg, der erste gewesen sei, der einem verstümmelten Menschen, und zwar der berühmten „Dame mit dem Totenkapf“ zu einer neuen Nase verhalfen habe. In Wahrheit aber ist die Rhinoplostik viel älter. Schan in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts übte der italienische Arzt Kaspar Tagliacozzi de Arce mit vielem Ruhme diese Kunst aus, und einen Vargänger hatte er sogar nach zwei Jahrhunderte früher in einem Landsmann. Elysius Calentino, ein neapolitanischer Dichter, schrieb 1442 an seinen Freund Orphianus, der die Nase verloren hatte: „Wenn Du wieder eine Nase haben willst, so besuche mich. Branca, ein Wundarzt aus Sizilien, hat die Kunst erfunden, die verlorenen Nasen wieder anzusetzen. Er nimmt dazu Fleisch aus dem Arme des Verstümmelten, ader er setzt ihm die Nase eines Sklaven an. Die Sache ist wirklich wunderbar! Sowie ich sie gesehen hatte, beeilte ich mich, Dich davan zu benachrichtigen, denn wem könnie die Kunde wichtiger sein? Verlaß Dich darauf: wenn Du hierher kammst, kannst Du mit so vielen Nasen wieder abreisen, als Du haben willst.“ St.

Zu unserer Spielecke.

1. Bilderrätsel.



2. Schachaufgabe von W. Gleave.



WEISS.

Weiß zieht an und setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

3. Rätsel.

Man stellt durch Flechten und Winden
Aus Blättern und Blüten mich her;
Doch laßt ihr drei Zeichen verschwinden,
So tieg' ich im wogenden Meer.

4. Arithmetische Aufgabe.

Das Datum einer entscheidenden Schlacht läßt sich mit Hilfe der folgenden Angaben bestimmen. Dividiert man die Jahreszahl durch die elffache Differenz der Datumszahl und der Monatszahl, so beträgt der Quotient 17. Dividiert man die um 2 vermehrte Jahreszahl durch das Produkt der Datumszahl und der Monatszahl, so erhält man als Quotienten die Zahl 13. Dividiert man die Summe der Jahreszahl und der Datumszahl durch die vierfache Monatszahl, so ist der Quotient = 59.

5. Rätsel.

Die Feinde waren's, eh' wir sie erblickten;
Das Messer war's, mit dem man uns rasiert;
Die Hasen waren's, ehe wir sie spickten;
Die Fordrung war es, die wir liquidiert,
Und endlich war es auch der Wein,
Den wir euch schenkten eben ein.

6. Diagonalrätsel.

Die sechs Wörter der Figur bestehen aus je fünf Buchstaben. Jedes derselben liefert den Anfangs- oder den Endbuchstaben für vier der übrigen fünf Wörter. Die beiden diagonalen Wörter haben auch einen gemeinsamen Mittelbuchstaben. Man bilde eine solche Wörtergruppe mit Hilfe der folgenden Angaben.

T	u	d	o	R
i	a		a	c
a		t		c
r	l		r	h
A	r	r	i	a

Die eine der beiden diagonalen Reihen bezeichnet einen hervorragenden deutschen Kampaniten, die andere eine große Insel. Von den vier übrigen Wörtern nennt das eine eine Stadt in Italien, ein anderes eine Stadt in Persien, ein anderes einen Vogel, ein anderes einen deutschen Dichter unserer Zeit.

7. Ergänzungsaufgabe.

Ader	Elle	Enkel
Inka	Otto	Ohr
Rabe	Ratte	Rebus

Aus jedem der obigen neun Wörter läßt sich durch Vorsetzen eines Buchstaben ein neues Wort bilden. Sind die richtigen neun Wörter gefunden, so kann man dieselben so ordnen, daß ihre Anfangsbuchstaben einen berühmten Ausspruch ergeben.

8. Zahlenrätsel.

1 2 3 4 Es ist zum lachen,
Daß niemand 4 daraus kann machen,
Doch birgt's in sich nach viel mehr Dinge,
Wofür ich jetzt Beweise bringe.

3 4 In tausend Formen, groß und klein,
Hüll' ich das junge Leben ein,
Kann nähren auch manch altes Leben
Und der Verwundrung Ausdruck geben.

3 2 ist ziemlich nah verwandt
Mit 1 3 2, und gleichfalls fand,
Wie man das oft gesehen hat,
Dasselbe mit 1 4 3 statt.

1 4 2 Dies Wörtlein, Leser, glaub es mir,
Steht in Beziehung nur zu dir.

3 1 3 2 Verschieden die Heimat, verschieden der Lauf,

3 4 1 3 2 Doch nimmt ein und dasselbe Grab uns auf.

2 3 1 3 Ist schwer zu beschreiben, frivol und heilig,
Belehrend, ergötzend, nützlich, nachteilig,
Und oft im Übermaße langweilig.

3 4 1 Mit diesem Wort wag' nicht zu scherzen,
Gewissenhaft nimm's stets zu Herzen.

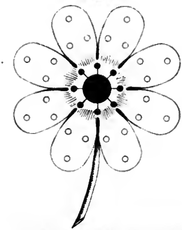
U. S.

9. Rätsel.

Von einer Mutter zwei Töchter entstammen,
Die kamen als Schwestern noch niemals zusammen.
Als Pate der beiden der Mond wird genannt,
Der, wie sie, als stets wechselnd uns allen bekannt.
Ich sprach von zwei Töchtern, das war ein Versehen,
Nein, eine nur ist es, leicht kann man es sehen,
Und auch keine Tochter, die Mutter höchsteigen,
Die unter zwei Namen beliebt sich zu zeigen.

R. F.

10. Blumenrätsel.



Die durch schwarze Punkte bezeichneten Staubfäden und ebenso die kleinen Kreise auf den einzelnen Blättchen sind durch je einen der Buchstaben a a a b b b b e e e e g i i i k m m m n n n o o r r r s s u u u zu ersetzen, so daß acht Wörter entstehen, deren jedes fünf Buchstaben umfaßt. Den ersten und letzten Buchstaben bilden immer die Staubfäden; die mittleren Buchstaben befinden sich auf den Blättchen, vor welchen die betreffenden Staubfäden stehen. Die einzelnen Wörter sind: 1. Der Held eines Dramas von Shakespeare, 2. eine Bezeichnung für Unterwelt, 3. ein Wind, 4. die Heldin eines Dramas von Lessing, 5. ein französischer Opernkomponist, 6. ein jüdischer Gesetzeslehrer, 7. ein vielgenannter nordischer Dichter der Gegenwart und 8. ein Fluß in Afrika.

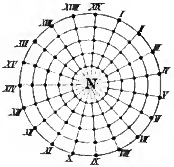
Die Staubfäden nennen in der Reihenfolge dieser Wörter eine wohlriechende Pflanze.

11. Dreisilbige Scharade.

Die erste Silbe dient uns, um damit zu messen,
Die Letzten werden viel gelernt und viel vergessen,
Das Ganze mußt du recht, doch niemals halb ergreifen,
So wird dir seine Frucht meist bald entgegenreifen.

St.

12. Kreisrätsel.



Die Punkte des Kreises sind durch je einen Buchstaben so zu ersetzen, daß die 19 Strahlen 19 bekannte sechslautige Namen mit dem gemeinsamen Endlaut n ergeben.

Die zu suchenden Wörter bezeichnen:

1. Eine Stadt in Armenien,
2. ein Ländergebiet in Asien,
3. einen Namen in dem Titel eines deutschen Dramas,
4. eine Stadt in der preußischen Rheinprovinz,
5. eine Getreideart,
6. eine Inselgruppe,
7. eine große Insel,
8. einen namhaften Schriftsteller unserer Zeit,
9. eine Kopfbedeckung,
10. eine Stadt in Preußen,
11. eine andere Stadt in Preußen,
12. eine Oper,
13. eine der Rollen in einem Drama von Schiller,
14. einen Gott der Griechen,
15. einen Herrschertitel,
16. eine Stadt in Griechenland,
17. den poetischen Namen eines europäischen Landes,
18. ein Volk,
19. ein Kleidungsstück.

Sind die richtigen 19 Wörter gefunden, so ergeben ihre Anfangsbuchstaben ein deutsches Sprichwort.

13. Rätsel.

Suchet mich unter den Städten in vaterländischen Gauen.
Setzt ihr ein p für ch, bin ich als Festung bekannt.

14. Kapselrätsel.

Wenn in des Tieres Schrei, der lästig oft erklingt,
Ein Vogel sich versteckt, der keine Lieder singt,
So zeigt ein Redner sich, der durch des Wortes Macht
In sturmbewegter Zeit Begeistrung hat entfacht.

15. Viersilbige Scharade.

Die Erste will dich freundlich bitten:
O thu's, mach' reich, bist du gleich arm!
Besonders zu der Zweit' und Dritten
Spricht diese Mahnung treu und warm.
Oft schilt man sie wohl gar die Schwachen,
Und doch kann leicht mein erstes Wort
Mutig und löwenstark sie machen;
Drum üben Macht sie fort und fort.
Die vierte Silbe nennt die Labe,
Die Wachstum und Gedeihen schafft,
Und daß der Schwache Stärkung habe,
Braut Sonn' und Erde einen Saft,
Der warm die Adern dir durchfließt,
Wenn du mein ganzes Wort genießt.

H.

16. Rätsel.

Kopfschüttelnd sie der Präsident
Die Kinder unsrer Trägheit nennt;
Drum suchen wir sie loszuwerden,
Kostet's auch Mühe und Beschwerden.
Ein kluger Kaufmann unentwegt
Sie rühmend vorzulegen pflegt,
Und rätlich mit geschickten Händen
Weiß sie die Hausfrau zu verwenden.

17. Dreisilbige Scharade.

Die Erste folgt mit seltner Treue
Auf allen Wegen unserm Schritt,
Und mancher bringt sie stets aufs neue
Aus heit'ren Freundeskreisen mit.
Ist sie mit einem Fuß versehen,
So schlägt sie Wunden, leicht und schwer,
Und dennoch gilt, an ihr zu stehen,
Als großes Glück und hohe Ehr'.

Die beiden Letzten zu erlangen,
Ist mancher Tag und Nacht bestrebt;
Doch hat sie jeder einst empfangen
Und nennt sie sein, solang' er lebt.
Ihr trauter Klang gefällt uns allen;
Man lauscht, so oft man ihn vernimmt;
Hört man jedoch das Ganze schallen,
So wird man ernstlich mißgestimmt.

18. Buchstabenrätsel.

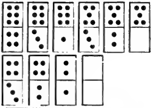
4 5 ist von 1 2 4 3,
Und wie das Ganze stark und frei
Strebt er empor mit kühnem Flug;
Der Kunst weiht 4 und 5 sein Leben
Und hat uns vieles schon gegeben,
Doch that er nie sich noch genug.
3 4 2 1, die Königin,
Stellt er uns dar mit feinem Sinn,
Wie sie voll Stolz und Mutterglück,
Selbst noch in jugendlicher Schöne,
Auf ihre beiden Zwillingssöhne
In Liebe senkt den holden Blick.
Sein Werk ist auch der König dort,
3 4 1 5 der einsam fort
In Sturm und Nacht und Elend zieht:
Ein Bild voll Farbenpracht und Klarheit,
Das fesselt durch des Ausdrucks Wahrheit,
Das ohne Mitleid keiner sieht.

Fr. St.

19. Dominoaufgabe.

A und B nehmen je zehn Steine auf. Acht Steine mit zusammen 49 Augen bleiben verdeckt im Talon.

A hat:



A setzt  aus und gewinnt dadurch, daß er die Partie bei der neunten Runde sperrt. Bis dahin paßt keiner der Spieler. Die Steine, welche A und B übrig behalten, haben im ganzen 3 Augen.

Welche Steine lagen im Talon? Welche Steine behielten A und B übrig?

(Die Auflösungen erfolgen im nächsten Hefte.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Band I, Heft 3.

1. Damespielaufgabe.

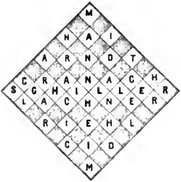
1. b 2 — g 3	1. D a 5 — e 1 †
2. e 3 — d 4	2. e 5 — c 3 †
3. c 1 — d 2	3. c 3 — b 2 (A)
4. a 1 — c 3 †	4. D e 1 — f 2
5. g 3 — e 1 † und hat gewonnen.	

A.

3. . . .	3. D e 1 — f 2
4. g 3 — e 1 †	4. c 3 — b 2
5. a 1 — c 3 † und hat gewonnen.	

2. Rätsel. Merlin — Berlin.

3. Umstellungsaufgabe.



4. Bilderrätsel.
Einwohner.

5. Zweisilbige Scharade.
Dachstein.

6. Magisches Kreuz.

			J	o	n	a			
			O	m	a	r			
			N	a	h	e			
L	i	r	A	r	c	S	e	n	i
I	d	a	R	a	d	E	m	i	l
R	a	b	E	d	e	N	i	c	l
A	r	e	S	c	n	I	l	l	e
			E	r	i	s			
			N	i	x	e			
			I	s	e	o			

7. Verwandlungsaufgabe.
„Jungfrau von Orleans."

1. Januar, Oktober
3. After, Veilchen
5. Giraffe, Nashorn
7. Neapel, Salerno
2. Euterpe, Urania
4. Ferdinand, Otto
6. Lorsing, Undine
8. Niederlande, Rhein
9. Amsel, Rabe.

8. Becherarithmogriph.

	W	o	l	f	r	a	M	
		J	o	s	u	a		
		L	e	i	c	r		
		H	a	i	t	i		
		E	l	i	s	a		
		L	e	w	e	S		
			M	e	t			
			T	a	n			
		E	v	o	r	a		
	L	a	c	h	n	e	r	
L	a	n	d	e	s	h	u	t

9. Arithmetische Aufgabe.
12 Min. vor 7.

10. Dominoaufgabe.
Gesetzt sind sämtliche Eins und Blank. Der Stein, den D übrig behält, muß ein Doppelstein sein und zwar [• • | • •]. C hatte [⁘⁘ | ⁘⁘]. Die Summe der Augen auf den sieben Steinen des B betrug 49, auf den sieben Steinen des C 67.

11. Anagramm-Kleeblatt.
I. Rune — Urne.
II. Ehre — Heer.
III. Thusnelda — Landeshut.
Luther.

12. Dreisilbige Scharade. Taubenschlag.

13. Rätsel. Gothe — Goethe.

14. Mit und ohne.
Cassio, Assi. — Adana, Dan. — Westen, Este. — Hebron, Ebro. — Cinna, Inn.

15. Punkträtsel.
Antwerpen
Schlesien
Professor
Agamemnon
Schleswig
Ichneumon
Amsterdam

16. Dreisilbige Scharade. Tagewerk.

17. Rätselfrage.
Aus den Buchstaben, aus welchen die Wörter — Bock, Krieg, Pflicht, Lotte, Doris — bestehen, erhält man: „Friedrich Gottlieb Klopstock."

18. Bilderrätsel.
Wer Wind säet, wird Sturm ernten.

19. Schachaufgabe.

1. Dh3 — c8	1. Kd6 — d5
2. Dc8 — d7†	2. Kd5 — e4 oder — c4
3. Sh3 — d2 oder Dd7 — h5‡	
A.	
1. . . .	1. e5 — e4
2. Lg5 — f4†	2. Kd6 — d5
3. Dc8 — g8‡	

(Auf 1. . . . 1. c7 zieht; 2. Dc8 — c6‡)

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Neuen Monatsheften in Leipzig, Poststr. 9.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.



Altweibersomm



ımer. Gemalt von O. Piltz.

Velhagen & Klasings
Neue Monatshefte.
IV. Jahrgang 1889/90. Heft 5, Januar 1890.

Ruhm.

Novelle von Hans Hoffmann.

(Abdruck verboten.)

Unter den zwölf bis fünfzehn Lehrgegenständen, welche auf unsern Gymnasien getrieben werden, pflegt die edle Kunst des Zeichnens sich nicht des ihr gebührenden Ansehens zu erfreuen. Man will die Beobachtung gemacht haben, daß Talent und Fleiß in diesem Fache nicht selten in einem umgekehrten Verhältnisse zu der Leistungsfähigkeit des Schülers im Lateinischen, Griechischen und den anderen vornehmen Wissenschaften stehen, offenbar vermöge einer ausgleichenden Gerechtigkeit der Mutter Natur. Daher denn die liebevolle Beurteilung eines Schülers als „gut im Zeichnen, Singen und Turnen" in einer landläufigen Zartheitsumschreibung nichts Besseres besagen will als die ehrliche Formel: „Im übrigen unter aller Kanone." — Dementsprechend ist auch die Stellung des Zeichenlehrers im hohen Rate des Lehrerkollegiums im allgemeinen nicht durch erdrückende Ehren oder Einfluß ausgezeichnet.

Einen ganz besonders kümmerlichen Platz aber nahm der Vertreter dieses Zweiges am Stolpenburger Gymnasium ein. Er hieß Spilling, war ein noch junger, bescheidener und lautloser Mensch, kein Eingeborener, und niemand wußte eigentlich, woher er stammte und wie er hier ins Land geraten war. Selbst der Direktor entsann sich der Sache nicht mehr so recht sicher. Jener hatte sich eines Tages eingefunden wie ein verlaufener Hund und war dageblieben. Richtig, nein, so war es: der frühere Zeichenmeister, ein alter Elementarlehrer, der zugleich den ersten Unterricht der Vorschule im Schönschreiben, Lesen und Rechnen leitete, war erkrankt; ein durchreisender junger Mensch, der urkundlich bewies, daß er Zögling einer Kunstakademie gewesen war, hatte das zufällig erfahren und meldete sich zur Aushilfe gegen geringes Entgelt, so wie ein Handwerksbursche Arbeit nimmt, wenn ihm auf der Wanderschaft der Zehrpfennig ausgegangen ist.

Inzwischen starb der Vorgänger, und Spilling behielt den Zeichenunterricht; nicht daß er förmlich und amtlich zu demselben berufen wurde, sondern man vergaß eigentlich nur, ihn fortzuschicken; er war am Platze so stehen geblieben wie ein alter Regenschirm, zu dem sich kein Besitzer meldet.

Die Einkünfte dieser Stellung waren immerhin hoch genug bemessen, daß ein alleinstehender Mensch sehr wohl dabei bestehen konnte, dafern er nicht etwa schlemmte oder in seiner Kleidung über die Gebote schlichter Schamhaftigkeit hinausging. Spilling lebte davon in der That jahraus jahrein und gab niemals Zeichen von Unzufriedenheit.

Um sein sonstiges Thun und Lassen kümmerte sich niemand. Er bewohnte ganz einsam ein hochgelegenes winziges Häuschen vor der Stadt, das vom Volke bald der Hundestall und bald die Sonnenwarte genannt wurde. Der letztere Name bezeichnete die Thatsache, daß man von seinen Fenstern aus infolge der vollkommenen Flachheit der Gegend sowohl den Aufgang als auch den Untergang der Sonne bestreichen konnte. Der Besitzer, ein Stolpenburger Magnat, hatte es wirklich einst als ein Aussichtstürmchen erbaut, daher es denn auch nur zwei Gelasse übereinander enthielt. Einmal hatte ein Fremder, ein fahrender Ästhetiker, den Punkt besichtigt, und nachdem der Magnat ihn zum Lohn für diese That durch viele feurige Weine gekräftigt, sollte er scherzend geäußert haben, es sei sehr bequem und anmutend, dort aus dem Fenster zu spucken; sonst habe er keine landschaftlichen Reize entdecken können. Seitdem ward

eine Koppel Jagdhunde dort eingethan, bis diese sich durch unmäßiges Nachtgeheul der Nachbarschaft beschwerlich machten und weiter verbannt werden mußten. Dann stand es verlassen, bis eben dieser Spilling entdeckte, daß es für einen anspruchslosen Menschen bewohnbar sei, und es zu einem winzigen Preise mietete.

Dort hauste er ungesucht und unangefochten. Nur ganz vorübergehend umwitterte ihn ein Schimmer von der Romantik des Verdächtigen, Polizeiwidrigen. Es wurde nämlich durch Vermittelung der Postbehörde bekannt, daß er allwöchentlich einen Brief aus St. Petersburg empfing und ebenso oft einen solchen dorthin beförderte. Dieser Umstand machte ihn eine Zeitlang der Spionage verdächtig; jedoch ergab eine mehrwöchentliche Überwachung durch Geheimpolizisten keinerlei Anhaltspunkte. Seine Papiere waren in Ordnung und wiesen weder auf russischen Ursprung noch auf sonstige russische Beziehungen; über die beanstandeten Briefe gab er auf ein leises und vornehm zurückhaltendes Anklopfen die einfache Auskunft, daß er mit einem dort ansässigen Freunde korrespondiere. Da er nun weiter in sittlicher und ökonomischer Beziehung der Polizei kein Ärgernis gab, so beruhigte man sich endlich bei der Annahme, daß er wahrscheinlich Stimmungsberichte aus Hinterpommern an die dortige Presse versende. Das aber schien nicht allein ungefährlich, sondern sogar schmeichelhaft für das Land, zumal man sich in der Gegend keiner besonderen Russophobie bewußt war, vielmehr russische Wertpapiere sogar recht gern hatte.

Beinahe die einzigen Menschen, die seine Wohnung betraten, waren, von vereinzelten Fällen abgesehen, der Bäckerjunge, der Kohlenfuhrmann und die Waschfrau, und diese auch alle drei zum Erstaunen selten. Die gesamte übrige Wirtschaft, alles Reinigen, Kochen und Einkaufen besorgte er eigenhändig. Auch jene drei Eingeweihten drangen nur in das untere Gelaß, welches nach ihrer Beobachtung weder etwas Auffallendes, noch etwas Schönes aufzuweisen hatte; eine eiserne Bettstelle mit bunten Kattunbezügen nebst etlichen wurmstichigen Kienholzmöbeln waren so ziemlich alles: jedenfalls nichts, was den Mann in ihrer geringen Achtung hätte steigen lassen. Das obere Zimmer, zu dem man auf einer engen eisernen Wendeltreppe gelangte, war für niemand zugänglich. Verkehr mit anderen Menschen hatte er nicht; wenn ihn gelegentlich einer der Kollegen etwa im Treppenhause des Gymnasiums anredete, denn das Lehrerzimmer betrat er niemals, so antwortete er freundlich und verständig, jedoch in einer hastigen und fast erschrockenen Weise, die wohl merken ließ, daß ihm mit einer längeren Unterhaltung gerade kein Gefallen geschähe. So lebte er ohne Freund und ohne Feinde unbeachtet seine Tage hin, brauchbar und treu in seinem Dienste, immer pünktlich auf dem Posten.

Jedes Jahr mit dem Beginne der Sommerferien aber schloß er sein Häuschen zu und verschwand auf die vier Wochen aus der Gegend, um genau mit dem letzten Zuge vor der ersten Unterrichtsstunde wieder einzutreffen. Wo er diese Zeit zubrachte, wußte niemand; allen Fragen wich er mit einer schlecht verhehlten Ängstlichkeit aus; nur so viel stand fest, daß er seine Reise in westlicher Richtung, auf Stargard und Stettin zu, antrat. Um so deutlicher war folgende Beobachtung an ihm zu machen: immer wenn er abreiste, sah er hohlwangig, bleich, geradezu mitleiderregend aus; wenn er wiederkam, erschien er rundlich, glänzend, schön ausgefüttert und merklich von einem gewissen Selbstbewußtsein oder gar einem schüchternen Anfluge von Hochmut getragen, während zugleich doch seine Augen einen eigentümlich unsicheren oder richtiger verträumten Ausdruck zeigten. Von dieser Glanzzeit an magerte er dann langsam mit dem Umschwunge des Jahres wieder ab, um zur Zeit der Sommersonnenwende wiederum ganz einem wandelnden Zeichenstifte zu gleichen. Aus alledem ward ziemlich klar, daß er, nach dem rauhen Ausdrucke eines Kollegen, in den Hundstagsferien „irgendwo auf die Mast ging."

Doch auch die Kehrseite dieser Thatsache war kaum zu verkennen. Der erste Lehrer der Physik und sonstiger Naturwissenschaften sprach es zuerst mit dürren Worten aus: „Meine Herren, der Mensch hungert."

Es war eine Spezialität dieses Gelehrten, Versuche über den Nährwert der verschiedenen Speisen anzustellen und umgekehrt auch über die Fähigkeit des tierischen Organismus, den Hunger zu ertragen. Er kam dabei zuweilen zu Ergebnissen, welche die Grenzen des naturwissenschaftlich erlaubten

Wunders schon überschritten. So hatte er durch die exaktesten Versuche festgestellt, daß ein kräftiges Kaninchen ein rundes Vierteljahr hindurch ohne jede Spur von Nahrung vergnüglich zu leben im stande sei; er ahnte freilich nicht, daß sein Kollege Kanold, der Archäologe, sein persönlicher Feind, aus Haß gegen die Naturwissenschaft, Mittel gefunden hatte, den Tierchen täglich einige Kohlblätter zuzustecken.

Nicht ohne stilles Entzücken machte der Physiker die Entdeckung vom Hungern des Zeichenlehrers, aber auch nicht ohne leisen Kummer, daß er ihn doch nicht gut zu seinen Kaninchen in den Stall sperren konnte. Um so eifriger beobachtete er ihn in freier Luft von Tag zu Tage mit der ganzen uneigennützigen Liebe der Wissenschaft, bis er seiner Sache so sicher war, daß er eine regelmäßige Skala der Aushungerung feststellen konnte: der Prozeß ging während der Monate August bis Oktober mit ermüdender Langsamkeit vor sich, dann im Laufe des Winters mit stetig wachsender Geschwindigkeit, bis im Mai und Juni ein ganz rapider Kräfteverfall sich bemerkbar machte.

Die Kollegen schüttelten den Kopf, als er sie endlich in seine stummen Freuden einweihte.

„Wie kann er hungern?“ meinte der Direktor. „Bei seiner sonstigen sparsamen Lebensweise könnte sein Einkommen genügen, um zwei starke Männer reichlich satt zu machen. Wenn er hungert, so betreibt er das jedenfalls nicht aus Not, sondern aus Übermut — vielleicht zwecks wissenschaftlicher Untersuchung: ich empfehle Ihnen, dem Beispiele zu folgen, lieber Kollege,“ fügte er lachend hinzu. „Doch ich denke einfach, er hat ein Magenleiden oder so etwas. Im Sommer gebraucht er dann eine Kur; so erklärt sich alles.“

Der Physiker lächelte überlegen: „Warten Sie nur weiter; wir werden noch etwas erleben. Es wird hochinteressant sein, festzustellen, wie lange er es aushält.“ —

Und es kam die Zeit, da man wirklich etwas erlebte. Eines Tages, kurz vor den Osterferien, trat Spilling, da schon erheblich ausgemergelt, in das Zimmer des Direktors und sagte in seiner gewöhnlichen stillen Weise: „Ich muß um einen längeren Urlaub bitten, Herr Direktor.“

Dieser sah ihn verwundert an: „Aber, lieber Herr, die Ferien stehen vor der Thür, was bedürfen Sie da noch eines Urlaubes?“

„Die Ferienzeit dürfte allerdings nicht genügen,“ versetzte der Zeichenlehrer mit einem Lächeln stillen Selbstbewußtseins. „Der Kurfürst von der Pfalz hat mich berufen, den Bau seines großen Schlosses in Heidelberg zu leiten. Ich versuchte abzulehnen mit Rücksicht auf meine hiesigen Pflichten; allein er besteht darauf. Sie kennen Kurfürst Ottheinrich nicht, Herr Direktor! Er ist ein Eisenkopf.“

Der Direktor fuhr mit starren Augen drei Schritte zurück; nur mühsam fand er die Fassung, bei seinem Untergebenen anzufragen, ob er verrückt geworden sei.

Bei diesem Ausdrucke stutzte der Zeichenlehrer, fuhr sich mit der Hand heftig über die Stirne, errötete und erblaßte und starrte eine Zeitlang wie in mühevollem Grübeln stumm zu Boden. Endlich schien er sich mit Gewalt zusammenzuraffen und fragte leise: „Verzeihen Sie, Herr Direktor, was habe ich eben gesagt? Mir ist so verworren im Kopfe; es muß etwas ganz Thörichtes gewesen sein.“

Und als dieser ihm in mäßig vorwurfsvollem Tone seine seltsame Rede wiederholte, erbleichte er noch tiefer und stammelte mit Thränen in den Augen: „O mein Gott, Herr Direktor, vergessen Sie das. Ich leide zuweilen an schweren Träumen — sie verfolgen mich noch im Wachen — ich kämpfe dagegen, jedoch nicht nachdrücklich genug — ich will es abschütteln — es soll nicht wieder vorkommen. O bitte, Herr Direktor, schweigen Sie darüber, setzen Sie mich nicht dem Spotte der Kollegen und der Knaben aus.“

Der Direktor, zwischen Verwirrung und Mitleid schwankend, versprach, den Vorfall einstweilen für sich zu behalten und beschloß, den Mann im stillen zu beobachten.

Doch kam während der nächsten Monate nichts Ungewöhnliches mehr vor; auch gelegentliche Nachfragen bei den Schülern förderten nichts zu Tage, sein Unterricht nahm den gewohnten guten Gang.

Dann aber plötzlich, gerade am Tage des Schulschlusses vor den Sommerferien, geschah etwas Unerhörtes und peinlich Aufregendes. Eine halbe Stunde vor acht Uhr, noch ehe die ersten Schüler sich vor dem

Gymnasium sammelten, sah der Schuldiener den Zeichenlehrer feierlich schreitend durch die Seitenthüre das Haus betreten, von einem weiten, wallenden Mantel ganz umhüllt, so daß nur ein Paar wunderliche Schnallenschuhe und auf dem Kopfe ein fremdartig gestaltetes Samtbarett mit einer langen weißen Feder sichtbar wurden.

In diesem Aufzuge begab er sich still in sein Klassenzimmer, saß auf dem Katheder und wartete der Schüler. Als diese versammelt waren — so lautete nachher deren übereinstimmender Bericht — stand er ruhig auf, warf den Mantel mit einer stattlichen Gebärde von sich und sagte vernehmlich: „Ich versprach euch, einmal spanisch zu kommen."

Und so stand er vor ihnen in einer erstaunlich prächtigen Kleidung aus Samt und Seide, in glänzendem Rot und anderen frischen Farben schimmernd, daraus sein bleiches Gesicht dann sonderbar und unheimlich genug hervorstach. Dazu hielt er eine längere Rede, von der die Knaben nur zu sagen wußten, daß sie viele fremde Namen und unverständliche technische Ausdrücke enthalten und sich mit dem Baue des Schlosses zu Heidelberg und verwandten Dingen beschäftigt habe. — Eine Weile hatten sie in schweigendem Staunen zugehört, dann wurde ihnen die Sache „greulich," und ein Beherzter schlich sich hinaus, dem Herrn Direktor den rätselhaften Vorfall zu melden.

Nun gab es keinen Zweifel mehr: der unglückliche Mensch war irrsinnig geworden. Rasch entschlossen sammelte der Direktor einige mutige und handfeste Kollegen um sich und drang an ihrer Spitze in das Klassenzimmer. Kaum erblickte der Irre diese gedrängte Schar, als er vorstürzend das Fenster aufriß und mit einem kühnen Satze auf die Straße hinabsprang. Da zum Glück das Klassenzimmer zu ebener Erde lag, so nahm er keinen Schaden, sondern rannte sogleich weiter in wilder Jagd seiner Wohnung zu, bald genug begleitet von einem wachsenden Hallo der Straßenjugend und der umwandernden Lehrburschen.

Da galt nun kein Zögern, man mußte womöglich schlimmeren Ausbrüchen des Wahnsinns zuvorkommen. In aller Eile wurden die willigen Schüler nach einem Arzte, nach der Polizei geschickt, und die Herren selber begaben sich in aufgeregtem Zuge nach jenem einsamen Häuschen. Sie fanden es von innen fest verschlossen, und ehe Polizeidiener und etliche schnell besandte Handwerker herbeikamen, verging eine geraume Zeit, während deren ein unheimliches Schweigen herrschte.

Endlich ward es möglich, die Thür zu erbrechen und einzudringen. Das untere Gemach war leer und bot in der Dürftigkeit seiner Ausstattung einen trübseligen Anblick. Spuren von Nahrungsmitteln fand man nicht, außer einem Häuflein Kartoffelschalen neben einem kleinen Petroleumkocher. Der Schuldiener wagte sich zuerst die Wendeltreppe hinan; oben angelangt, ließ er ein lautes Ah! vernehmen, das kein Erschrecken, sondern einzig Staunen und Bewunderung verriet. Nun drangen die anderen nach, und das Erstaunen verbreitete sich weiter.

Man fand das Zimmerchen wahrhaft prächtig ausgeschmückt mit farbigen Stoffen, die kostbar schienen und durch die reizvollste Anordnung eine vornehme Wirkung thaten; Holzmöbel waren nur wenige vorhanden, aber feine und gute Arbeiten, dazwischen eine üppige und doch besonnene Fülle kleiner Schmuckgegenstände, Metallgefäße, Gläser und Majolikavasen, buntfarbige Zeuge und Gewebe der mannigfachsten Art, blanke Teller und Leuchter, alles von feiner altertümlicher Form, getrocknete Blumensträuße und Palmzweige und hundert ähnliche Dinge. Bei näherem Zusehen entdeckte ein leidlich kundiges Auge wohl leicht, daß jedes einzelne dieser Zierstücke vom geringsten Werte war, lauter Abfallware entweder aus schlechtem Stoffe oder fehlerhaft gearbeitet oder angebrochen und zerschlissen: kurz, alles zweifellos mit sehr mäßigem Geldaufwande beschafft; nur um so mehr war der reiche und fast zauberhafte Eindruck des Ganzen zu bewundern.

Auf eine alte türkische Ottomane hingestreckt aber lag der Besitzer und Schöpfer dieses seltsamen Reichtums in der schönen Tracht eines ansehnlichen Herrn der glücklichen Renaissancezeit, mit geschlossenen Augen, heiß gerötetem Antlitz, sich ruhelos hin und wieder wälzend, ohne etwas von dem zu merken, was um ihn vorging. Es war auch dem Laien nicht zweifelhaft, daß er in heftigem Fieber lag.

Inzwischen war der Sanitätsrat Dr. Scheele herzugekommen, den man gerufen

hatte, weil er auch in der irrenärztlichen Praxis nicht ohne Kenntnisse und Erfahrungen war. Dieser ließ sich den Vorgang genau berichten und untersuchte den Kranken mit eindringender Sorgfalt.

„Eine völlig sichere Diagnose vermag ich bis jetzt noch nicht zu geben," erklärte er endlich, „es kann sein, daß es sich um ausgebildeten Größenwahn handelt; die besondere Art der von Ihnen berichteten Halluzination scheint darauf hinzuweisen; dann wird außerdem vorliegende Fieberkrankheit, wahrscheinlich Typhus, nur als ein zufälliges Accidens zu betrachten sein: und es wäre das der schlimmste Fall, denn der Größenwahn, zumeist auf einem organischen Gehirnfehler beruhend, bietet keine günstige Aussicht auf Heilung. Es ist aber auch nicht ausgeschlossen, daß vielmehr der Typhus das Ursprüngliche ist und die Wahnideen nur durch eine ungewöhnlich starke Fieberexaltation hervorgerufen sind. Auffällig und bedenklich ist mir der überaus entkräftete Zustand des Körpers, in welchem vielleicht die eigentliche Quelle der Krankheit zu suchen ist; es mag sich um eine schwere Nervenüberreizung handeln, heftige Gemütsbewegungen, Überarbeitung — darüber werden Sie mir Auskunft geben können, meine Herren."

„Hunger!" sagte der Physiker im Tone stillen Jubels. „Meine Herren, ich habe gesagt, wir werden noch etwas erleben."

Der Sanitätsrat schüttelte verwundert den Kopf, und während die anderen Kollegen sich einmischten, widersprachen, hin- und herredeten, untersuchte er den Kranken noch einmal und sagte dann ernsthaft zu dem Physiker: „Sie könnten recht haben, Herr Oberlehrer; vieles deutet auf eine unglaublich schlechte Ernährung dieses Körpers. Also eine Art Hungertyphus. Aber wie ist das möglich? Ein Lehrer unsers wohlbestallten Gymnasiums — und ein Mann, der keine Familie zu ernähren hat —"

„Die einzig mögliche Erklärung wäre," bemerkte der Direktor achselzuckend, „daß er etwa auswärtige Anverwandte unterstützte; doch ist niemals auf der Post etwas von einer Geldsendung bemerkt worden."

„Nun also jedenfalls war es doch Hunger," rief der Physiker und blickte entzückt im Kreise umher.

Unterdessen ließ auch der Arzt seine Augen wandern in unwillkürlichem Suchen nach einem Anhaltspunkte und entdeckte auf einem kleinen Stehpult einen offen liegenden Brief, fertig geschrieben, nur noch nicht in den Umschlag gesteckt, welcher schon mit der vollen Adresse versehen daneben lag. Er begann mit der Anrede „Geliebte Mutter;" die Adresse lautete: „An Frau Luise Spilling, Aktuarswitwe, Thannweier im Elsaß." Datiert war er vom vorigen Tage, wunderlicherweise jedoch nicht aus Stolpenburg, sondern aus — St. Petersburg: höchst leserlich und nicht mißzudeuten.

Doch das konnte ein einfacher Schreibfehler sein, bei einem zerstreuten Menschen sogar sehr leicht zu erklären aus dem Umstande, daß auf demselben Pulte ein abgestempeltes Kouvert sich vorfand mit einer russischen Marke und dem „Postzeichen Sankt Petersburg". Der Arzt hielt sich für berechtigt, vielmehr für verpflichtet, den Brief zu Ende zu lesen. Er lautete:

„Geliebte Mutter! Endlich naht der Tag, da ich wieder in Deine Arme fliegen darf; er ist diesmal willkommener als je. Du wirst mich ein wenig angegriffen finden: doch sei ganz ohne Sorgen, es ist nichts als das bißchen Anstrengung und Aufregung, das dieser ungeheure Bau nun einmal mit sich bringt; der kaiserliche Leibarzt, den Seine Majestät mir soeben schickte, versichert es mich ausdrücklich mit einem sorglosen Lächeln; seine Verordnung lautet einfach: ‚Ruhe im friedlichen deutschen Heim der Frau Mutter.' Nun, in diesem Falle hat er einen folgsamen Patienten. — Der Bau des Domes schreitet rüstig vor; vor einigen Tagen hat der Zar ihn wiederum persönlich besichtigt und wurde nicht müde, die beispiellose Spannung des Gewölbes zu bewundern. ‚Das geht über Sankt Peter zu Rom!" rief er einmal über das andere. ‚Wir sind stolz auf Sie, lieber Spilling; Ihr Ruhm wird für alle Zeiten mit Unserm Namen verknüpft bleiben.' Könnte man nicht hochmütig werden bei solcher Anerkennung? Doch es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Bleibt es doch eine ewige Wahrheit, daß der Ruhm eine Dornenkrone ist. Doch fürchte nichts für mich, liebe Mutter! Ich bin stark genug, auch die Leiden freudig zu tragen, die aus der großen Gabe der Götter stammen. Nur einen Tag wieder an Deiner Seite, und alle Sorgen sollen wie sonst vergessen sein. Grüße mir auch das

liebe Städtchen; ich wüßte nicht, wo in der Welt ich mich je so glücklich gefühlt hätte wie dort. Was ist all der blendende Prunk meines nordischen Haushalts gegen den friedlichen Zauber seiner sonnigen Weinberge? Meine ganze Seele glüht dem Wiedersehen entgegen. Mit tausend Grüßen

Dein treuer Sohn."

„Meine Herren," sagte der Sanitätsrat, „dies Schriftstück ist allerdings sehr bedeutsam für meine Diagnose. Die ruhige, klare und konsequente Art, wie hier noch gestern eine derartige Wahnidee zu Papier gebracht ist, spricht nur zu bestimmt für eine tiefgehende Geistesstörung, Größenwahn in klarster Form. Das Fieber ist also als besondere Krankheitserscheinung für sich zu betrachten. Da ist zunächst natürlich die sofortige Aufnahme ins städtische Krankenhaus, später die Überführung in die Irrenanstalt gefordert. Wem die Kosten für diese Maßregeln zur Last fallen, werden Sie besser wissen als ich; vorläufig jedenfalls der Gemeinde, bis man sich mit der Mutter in Verbindung gesetzt hat — falls diese überhaupt leistungsfähig ist —"

„Ich werde der Frau jedenfalls sofort telegraphieren müssen," meinte der Direktor, „die Stadt muß für die kleine Ausgabe aufkommen. — Sohn wahnsinnig. Bitten Verhaltungsmaßregeln — macht vier Wörter; Adresse und Unterschrift sechs; zusammen zehn. Verhaltungsmaßregeln — ein prachtvolles Depeschenwort! Sechs Silben auf einen Hieb!"

„Vielleicht könnte man behufs näherer Informierung das Wörtchen: Hunger hinzufügen," bemerkte der Physiker, „auf fünf Pfennig kann es doch nicht ankommen für ein so inhaltreiches Wort."

Der Sanitätsrat drückte das linke Auge in einer sonderbaren Art zusammen und sagte gelassen: „Ja, meine Herren, wenn Sie diese Depesche abschicken, wird man wohl am besten thun, gleich noch einen zweiten Platz im Irrenhause zu bestellen."

„Für wen denn das?" fragte der Direktor betreten und gekränkt; er schien in Gedanken zu haben: „Doch nicht etwa für mich?"

„Für die Mutter meine ich natürlich," antwortete der Arzt, „wenigstens wäre es weder neu noch verwunderlich, wenn sie bei unvorbereitetem Empfang einer so knappen Nachricht sich beeilte, gleichfalls den Verstand zu verlieren. Dergleichen ist dagewesen. Mütter sind Mütter."

Man beriet nun, nachdem der Arzt einen Boten nach dem Krankenhause gesandt hatte, wie man es anfangen möchte, die unglückliche Frau auf eine schicklichere und schonendere Art von dem schmerzlichen Ereignisse in Kenntnis zu setzen. Da meldete sich einer der jüngeren Lehrer, ein Dr. Wiegand, ein tüchtiger Mensch von Kenntnissen, dazu von Manieren und einer heiteren Weltläufigkeit, wie sie in seinem Stande nicht alle Tage angetroffen werden. Dieser sagte:

„Herr Direktor, ich stehe im Begriff, eine Schweizerreise zu machen; ich nehme den Hinweg über Frankfurt-Basel. Da verschlägt es mir nichts, auf der linksrheinischen Bahn durchs Elsaß zu fahren und dort den kleinen Abstecher nach jenem Städtchen zu machen; es wird von Straßburg oder Kolmar oder sonst einem Punkt der Strecke aus nicht schwer zu erreichen sein. Es ist mir eigentlich nicht unlieb, bei dieser Gelegenheit einen raschen Seitenblick in den Wasgenwald zu thun. Ich wäre sogar bereit, schon heute abzureisen, falls mich morgen jemand vertreten will."

Das Anerbieten des jungen Mannes entsprang gewiß dem reinsten menschlichen Mitgefühl: aber die Aussicht, einen Ferientag extra herauszuschlagen, hatte nun doch auch ihr Lockendes.

Der Direktor stand nicht an, den guten Vorschlag zu genehmigen, der Sanitätsrat begrüßte ihn mit warmem Lobe; und so ging denn Wiegand und machte sich reisefertig, nachdem er von dem Arzte noch etliche Ratschläge eingeholt und den seltsamen Brief des Kranken als eine Art von Legitimation zu sich gesteckt hatte.

Bis zur Station Schlawe fuhr er zweiter Klasse; dann siedelte er in die dritte über.

„Der arme Herr Spilling pflegte von hier ab vierter zu fahren," bemerkte der Schaffner, der natürlich von dem Unglück auch schon Kenntnis hatte.

„Vielleicht fährt Bismarck auch bloß die Anfangsstrecke in erster, nachher in zweiter Güte," lachte Wiegand, „er soll ja auch sparsam sein."

„Na, na," sagte der Schaffner. Wobei für historisch Mindergebildete zu bemerken: Schlawe ist die Station für Varzin.

Die in gleicher Art geübte Anstandslist brachte den unglücklichen Zeichenlehrer dem Empfinden des jungen Philologen näher, verstärkte seine Sympathie, ohne daß er den sozialen Unterschied zwischen der dritten und der vierten Klasse übersah oder gering achtete.

Ohne weitere Abenteuer gelangte er ins Reichsland und machte seinen Abstecher; eine kleine Seitenbahn führte ihn in ein von Rebenhügeln umrahmtes Thal hinauf, in welchem jenes Vogesenstädtchen gelegen sein sollte; die Geschwindigkeit des mit zwei Wagen beschwerten Zuges war eine derartige, daß ein Fußgänger, auch ein rüstiger, nur mit beträchtlicher Anstrengung hätte folgen können.

Auf der Endstation angelangt, fragte er den Schaffner um den nächsten Weg nach Thannweier.

„Die Straße geht immer das Thal hinauf," antwortete dieser, „doch gibt es einen Richtsteig über die Weinberge." Und er erbot sich mit ungemeiner Höflichkeit, die Führung bis zu dieser Wegteilung zu übernehmen; es seien nur zehn oder zwölf Minuten bis dorthin.

„Aber wenn mir recht ist," wandte Wiegand ein, „fährt Ihr Zug schon in fünf Minuten wieder zurück — oder haben Sie heute keinen Dienst mehr?"

„Doch," entgegnete der höfliche Mann, „aber der Zug kann ja warten. Ich trinke auch noch mein Schöpple; die Eisenbahn hat Zeit."

Der Fremde fühlte sich wahrhaft erquickt durch diesen Ausspruch; es wehte ihn an wie ein Hauch aus einer fremden, glücklicheren Welt. „Die Eisenbahn hat Zeit! — Sonst hieß es: die Natur hat Zeit. Doch die vollendete Kultur kehrt zur Natur zurück. Folglich die höchste Stufe der Kultur: die Eisenbahn hat Zeit."

Er dankte indessen mittels einer kleinen Münze für die Begleitung und schritt die große Straße entlang.

„Ich will auch Zeit haben," dachte er, „man muß auf Reisen sich den Landessitten anbequemen."

Nach einer gesunden Wanderung von etwa zwei Stunden erreichte er sein Ziel. Das Städtchen machte einen überaus anmutenden Eindruck; winzig, altertümlich, freundlich lag es zwischen Weinberge eingedrängt, die höher hinauf in schönen Laubwald übergingen. Graue, betürmte Stadtmauern umschlossen die Häuserschar; eine schöne alte Schloßruine ragte darüber am Rebenhügel. Ein sanfter Duft schlaftrunkenen Friedens wie von den Reben niederwehend lag über dem Bilde.

Er trat durch das spitzgetürmte Thor, das ein Storchnest krönte, und trat in eine behäbige Gasse mit schönen altväterischen Giebelhäusern, deren viele sich durch merkwürdige Sprüche oder auch Jahreszahlen — 1527, 1564, 1583, jünger kaum eines — auswiesen; die vorspringenden oberen Stockwerke, die Erker, Türmchen, geschnitzten Holzgalerieen, die herrlich gearbeiteten Steinbrunnen mit den immer sprudelnden Wasserstrahlen vollendeten den Eindruck eines schmucken frommen Reichsstädtleins, das in seinem traulichen Bergwinkel heimlich stehen geblieben und von der weiterhastenden Zeit vergessen worden ist, wie es sich selber um diese ruhelose neue Zeit nicht kümmert.

Fast andächtig durchschritt der Fremdling die anmutende Stille dieser engen Gäßlein; wenig fehlte, so hätte er völlig vergessen, welch menschenfreundliches Vorhaben ihn hierhergeführt; kaum schien ihm dies noch eine Wohnstätte lebendiger Menschen, sondern eher eine Art kulturhistorischen Museums, eigens für ihn, den glücklichen Entdecker, in so fehlerloser Vollendung hier aufgebaut.

Endlich rief ihm der Anblick eines alten Mütterchens von allzu naturgetreuer Gesprächigkeit den Zweck seines Hierseins ins Gedächtnis, und er wandte sich an einen ebenso naturgetreu glotzenden Knaben mit der Frage nach der Wohnung der Aktuarswitwe Spilling.

Jener antwortete in einer Sprache, deren rauhtönige Unverständlichkeit ebenfalls merkwürdig an das derbkräftige Deutsch des XVI. Jahrhunderts gemahnte, und übernahm mit sichtlichem Eifer die Führung. Wiegand glaubte wunderlicherweise etwa folgendes aus seinen Reden herauszuhören: „Wenn Sie bis morgen gewartet hätten, monsieur, so hätten Sie vierspännig hier einfahren können, statt zu Fuße zu gehen. Morgen kommt der Herr Baurat Spilling aus Rußland, der hätte Sie gewiß in seiner Kutsche mitgenommen. Wir freuen uns alle darauf,

daß er kommt, das gibt wieder lustige Tage —" und ähnliches krause Zeug noch mehr.

Doch er sagte sich natürlich sogleich selbst, daß er sich vollkommen verhört haben müsse, und knüpfte daran bedeutsame psychologisch-akustische Betrachtungen über die Kraft halbverstandener Sprachlaute, die augenblicklich der Schwelle des Bewußtseins am nächsten lagernden Vorstellungen zum Leben zu erwecken.

Der Knabe stand jetzt still und wies auf den Eingang eines ansehnlichen Gartens, der, schon außerhalb des Thores gelegen, sich eine gute Strecke weit an die epheubewachsene Stadtmauer lehnte, nach den anderen Seiten von einer mehr als mannshohen Taxushecke umgeben. Den Eingang bildete ein hübsches Portal mit eisernem Gitter im französischen Rokokogeschmacke. Ein Blick durch dieses Gitter zeigte unter hohen Ulmen liegend ein überaus zierliches Schlößchen des gleichen Stiles und sauberen, lustigen, koketten und jedenfalls sehr wohlhabenden Ansehens.

„Aber das kann kaum richtig sein," meinte er in fragendem Tone, „wie kann die arme Frau so üppig wohnen? Oder — ach so, sie steht gewiß im Dienst des Besitzers — Wirtschafterin? Gesellschafterin? Wie?"

„Ja, sie hat eine Gesellschafterin," antwortete der Knabe bestimmt und verständlich, „oui, monsieur."

„Der Bengel verwechselt Hat und Ist," dachte der Philologe entrüstet, „für den deutschen Unterricht sollte im Reichslande wahrhaftig besser gesorgt sein. Man erkennt die schlaffe Zaghaftigkeit der Regierung. Sollte diese Verwechselung auf einer mundartlichen Grundlage ruhen? Doch kaum denkbar. — Und wer ist der Besitzer dieses Chateaus?" fragte er laut.

Der Knabe sah ihn höchst verwundert an.

„Madame Spilling," bestätigte er nochmals nachdrücklich; „oui, madame Spilling."

Kopfschüttelnd entließ ihn der Fremdling. „Wenn sie ein solches Haus besäße, wie könnte ihr Sohn dann hungern und vierter Klasse reisen?" dachte er.

Er trat nun durch die unverschlossene Gitterthür in den Garten und freute sich des wonnigen Schattens; denn es hatte sich in dem eingepreßten Thale eine bedrückende Hitze entwickelt.

In der Hausthüre traf er eine Magd, die ihn auf seine Frage willig in das Innere der Gemächer leitete. „Ich will Madame rufe," sagte sie freundlich, „prenez place, monsieur."

Er hatte ein wenig Zeit, sich in dem Zimmer umzusehen. Es war sehr hübsch, fast reich nach lustiger Rokokomode eingerichtet und ließ auf alles eher als auf ärmliche Verhältnisse schließen.

„Der Besitzer wird also ein Franzose sein," dachte er, „dem es im Elsaß doch ungemütlich geworden ist und der die Person als Verwalterin in sein Schlößchen gesetzt hat — natürlich in der Hoffnung auf bessere Zeiten. Vive la revanche!"

Jeder Zweifel, ob er auch an der rechten Stelle sei, ward aber alsbald gehoben durch den Anblick einer auffällig großen Zahl von Photographieen, an den Wänden verteilt oder in Stehrahmen und sämtlich die wohlbekannten Züge des guten Stolpenburger Zeichenlehrers aufweisend. Es waren meist besonders große und schöne Bilder, auffallend genug in Anbetracht der Lebensumstände des armen Burschen. Wozu doch die Eitelkeit den Menschen bringt! — Doch dieselben Bilder gaben noch weiteren Anlaß zur Verwunderung. Was sollte dieser phantastische Aufputz, der auf mehreren von ihnen zu bemerken war? Hier ein kühn um die Schultern geworfener Mantel in prächtigen Falten, dort eine ungeheuere Papierrolle wie ein Feldherrnstab in der einen Hand des Mannes und ein riesiger Zirkel in der anderen — ja so, er war Zeichenlehrer! Aber — und dort gar eine Fülle großer, fremdartiger Ordenssterne auf der stolz geblähten Brust — wie kindisch! Oder — nein, vielmehr — ein schmerzlicher Schauer ergriff ihn — vielmehr offenbar die Vorboten des Wahnsinns! Also doch ein tiefgewurzeltes, lange vorbereitetes Leiden! Aber wie stellt sich die arme Mutter zu dem Unsinn? Sie muß also wohl alles ahnen — oder gar wissen?

Er empfand eine gewisse Erleichterung bei diesem Gedanken; seiner Aufgabe schien ein Teil ihrer Schwere genommen.

Er trat ans Fenster und überschaute den Garten. Es war ein schöner Ziergarten ohne jede Zuthat nutzbarer Kräuter; nicht einmal Obstbäume gab es, sondern lauter herrliche Ulmen, Eschen und Linden.

Die Frau lebte offenbar hier, wenn auch in abhängiger Stellung, doch in Sattheit

und gutem Behagen; und wenn sie etwas ahnte, wie konnte sie den Unseligen das Jahr hindurch in der Fremde das volle Elend kosten lassen? — Er dachte an den Stolpenburger Physiker und dessen fröhliches: „Er hungert."

Vielleicht war die Person ganz einfach herzlos und jede zartsinnige Vorsorge also vollkommen überflüssig gewesen. Jetzt erst gewann er das stattliche Gefühl, daß er sich wirklich einer äußerst anständigen Handlungsweise berühmen könne.

Doch auf jeden Fall gab es hier noch allerlei Dunkel aufzuklären: der philologische Spürsinn entbrannte in ihm und begann dem Unternehmen seines Edelmutes einen kräftigen Nebenreiz zu geben.

Auf einmal entdeckte er aufsehend in geringer Entfernung, von einem überhangenden Strauchwerke halb verdeckt, einen vielversprechenden Mädchenkopf. Ganz besonders gefiel ihm die anmutige Beugung des Nackens: die Dame war beschäftigt, ein riesiges Kranzgewinde herzustellen. (Was? doch nicht zum Empfange dieses Kauzes von Zeichenlehrer?) Doch auch von dem Profile, obgleich es nicht voll zur Geltung kam, war nichts Nachteiliges auszusagen — den Teufel auch, nein, sehr das Gegenteil! Am wenigsten war ein Zweifel möglich an der tadellosen Jugend dieses Fräuleins.

Richtig! Der Knabe hatte von einer Gesellschafterin gesprochen: das Hat war also doch in Ordnung und die elsässische Schulbehörde entlastet.

Wiegand fand, daß die Ausführung seines hochherzigen Werkes sich sehr liebenswürdig anließe; denn irgendwie und irgendwann mußte die junge Dame doch näher zu Tage treten, zum Beispiel bei Gelegenheit einer Ohnmacht der unglücklichen Mutter: diese Ohnmacht war ja mit einiger Sicherheit zu erhoffen ... Zu erhoffen! Wahrhaftig.

Wiegand hatte die Empfindung, als ob man einen Ehrenkranz als unverdient von seinem Haupte risse.

Vielleicht thäte man übrigens am besten, sich zuerst mit dem Fräulein in Verbindung zu setzen: ohne Zweifel wird sie ihn doch kennen — steht vielleicht gar in näheren Beziehungen zu diesem Menschen, diesem Zeichenlehrer, diesem Hungerleider, diesem öden Stockfisch und Bärenhäuter, diesem ledernen Hansnarren ...

Wiegand ertappte sich auf einer so wenig begründeten und wahrhaft ungroßmütigen Herabsetzung seines unglücklichen Schützlings. Die letzte Spur eines Verdienstes war seiner Handlungsweise genommen.

Solchen wechselnden, so lust- als peinvollen Betrachtungen entriß ihn der Eintritt einer kleinen älteren Frau, welche, nach der Feierlichkeit ihres Hereinrauschens zu urteilen, hier die Hausherrin vorstellte.

„Ich habe das Vergnügen, Frau Spilling zu sprechen?" fragte er mit einer Verbeugung, die ihm ohne seinen Willen tiefer geriet, als eine Aktuarswitwe nach seiner Schätzung beanspruchen konnte.

„Wui, mossiöh," antwortete sie in einer furchtbaren Aussprache, „je m'appelle — ah, tiens, tiens! (sprich: dchäng!) — vous êtes — ich heiße Madame Spilling."

„Mein Name ist Wiegand, — Gymnasiallehrer in Stolpenburg."

Er schwieg in der Erwartung, daß der bloße Name dieser Stadt zu seiner Einführung genügen werde. Doch seltsamerweise übte der Klang desselben nicht die geringste Wirkung auf die Frau; ihr Gesicht zeigte vielmehr unverkennbar den Ausdruck einer etwas verlegenen Fremdheit, einer stillen Ablehnung und sogar einer gewissen Furcht.

Ganz so nebenher kam er auf den Gedanken, es möchte vielleicht der wehleidige Ton, dessen er behufs schonender Vorbereitung zu bedürfen glaubte, in ihr gewisse Sorgen wegen eines Anbettelungs- oder Anborgungsversuches erweckt haben. Doch er verwarf den Gedanken sofort als unwürdig. Ein Mann in diesem neuen Reiseanzuge! — Er wiederholte laut und nachdrücklich den Namen Stolpenburg.

„Womit kann ich dienen?" fragte sie immer noch ungerührt und kalt. Kopfschüttelnd fuhr er fort: „Ich habe Ihnen eine Nachricht zu überbringen —"

„Bitte, setzen Sie sich, prenez place!" (sprich: plätz), sagte sie gemessen und ließ sich selbst in einen Sessel mit sehr zierlicher und sehr unbequemer Lehne sinken. Er fand jetzt, während er sich auf einem Stuhle zurechtrückte, einen Augenblick Zeit, sie einer exakten, prüfenden Betrachtung zu unterziehen.

Es lag etwas Widerspruchsvolles in ihrer Erscheinung; wo das lag, war nicht sogleich mit aller Sicherheit herauszubringen. Sie war von ziemlich kleiner Gestalt, doch sichtlich immerfort bemüht, sich nach Möglichkeit, ja, über die Möglichkeit hinaus in die Höhe zu recken. Ganz recht: so ein künstliches Recken und Dehnen ging durch ihr ganzes Wesen und Behaben; es wurde immer deutlicher, sie suchte sich mit dauernder Anstrengung eine Würde und Hoheit zu geben, die sie von Hause aus nicht im entferntesten besaß: wie ja dergleichen auch weder die naturgemäße noch die gesündeste Haltung von Subalternbeamtengattinnen ist. Auch in ihrer Sprache trat so ein Kampf zwischen einem mühsam gezüchteten Schriftdeutsch und einer vorwitzigen Dialektfärbung hervor — ja, welcher doch gleich? Elsässisch war sie entschieden nicht, es klang viel vertrauter — und selbst ein gewisses unruhiges Spielen und Trommeln ihrer kurzen Fingerchen auf den Armlehnen des Sessels verriet vielleicht eine heimliche Sehnsucht nach dem Strickzeug oder sonst einem häuslichen Umherbasteln, sicher aber nicht die Gewöhnung an vornehmmüßiges Repräsentieren. Sie trug eine elsässische Flügelhaube auf dem Kopfe; das konnte stattlich aussehen: allein ein unablässiges Zappeln und Wackeln der weitschwingenden schwarzen Bänder war wenig geeignet, den Eindruck der Würde zu vollenden.

„Eine Nachricht von Ihrem Sohne —“ setzte Wiegand vorsichtig seine Rede fort.

Jetzt erreichte der Widerspruch zwischen gewollter und nicht behaupteter Vornehmheit seinen Höhepunkt. Es war ihr anzusehen, sie wäre am liebsten aufgesprungen, um die Hände des fremden Mannes zu schütteln; auch blinkerte etwas verdächtig in ihren Augen. Statt dessen sprach sie mit tapfer erkämpfter Gemessenheit: „Ah, von meinem Sohne. Da kommen Sie weit her, mein Herr, très-loin.“

„In der That, es ist eine langweilige Reise,“ versetzte er bedachtsam weiterrückend, „doch ich bin auf dem Wege nach der Schweiz; ich machte den kleinen Abstecher hierher, um zu melden — im Auftrage —, daß die Abreise Ihres Herrn Sohnes sich leider — wohl ein wenig verzögern dürfte —“

Die Frau verlor ihre gute Haltung fast gänzlich; wirkliche Thränen drangen ihr ins Auge.

„Ich erwartete ihn morgen so bestimmt!“ rief sie in klagendem Tone. „O diese Arbeitsüberhäufung! Er opfert sich auf im Dienste der Kunst! Doch ach, das ist einmal das schwere Los der Götterlieblinge. O, man weiß, der Ruhm ist eine Dornenkrone.“

Wiegand stutzte. „Was der Tausend,“ dachte er. „Sachte! sachte! Was ist das für Narretei? Die Frau macht doch sonst nicht gerade den Eindruck einer Verrückten —“

Und in einem aufsteigenden Ärger über solch verworrenes Faseln fuhr er etwas voreilig heraus: „Von Überanstrengung und Nervenüberreizung sprach der Arzt allerdings, daneben aber auch sehr begründetermaßen von schweren körperlichen Entbehrungen —“

„O ich weiß, ich weiß,“ unterbrach ihn die alte Dame kummervoll, die Hände in ihrem Schoße zusammenpressend, „er entzieht sich den Schlaf im Dienste der Menschheit. Wie oft ermahne ich ihn, sich zu schonen — doch, o mein Gott, er hat ja recht, er darf sich nicht einmal schonen! Seine Arbeit ist für die Ewigkeit; die Kunst, die Menschheit hat ein Recht auf ihn. Seine hohen Gaben gehören nicht ihm, er darf nicht, wie andere Sterbliche seinem eignen Glücke leben. O, mein Herr, denken Sie nur, welche Qualen im Herzen einer Mutter bei diesem Zwiespalt! Der Ruhm ist eine Dornenkrone; doch sie lastet am schwersten nicht auf der Stirn der großen Männer selbst, sondern auf dem Haupte ihrer Mütter. Doch was darf ich klagen? Die Mutter der Gracchen opferte in erhabener Seelengröße das Leben der beiden Söhne dem Vaterlande; und ich — Sie kennen doch die Mutter der Gracchen, mein Herr? Cornelie hieß sie —“

„Die Person ist in der That nicht bei Troste!“ dachte Wiegand entsetzt. „Mein Himmel, wie ist das möglich — sie glaubt dem unglückseligen Burschen seine Wahnideen! Das ist ja furchtbar; meine Aufgabe gestaltet sich noch weit peinlicher, als ich ahnte. Hätte ich doch das Fräulein vorher sprechen können!“

Und etwas kleinlaut redete er weiter: „Beachten Sie, bitte, Madame, Ihr Sohn ist krank — wirklich recht krank —“

„Krank, ja krank,“ antwortete die wunderliche Frau betrübt, doch ohne irgendwelche Überraschung zu zeigen, „ich konnte es denken. Die Mütter großer Männer haben ihre Herzenstragödie. Nicht daß ich um sein Leben

sorgte — o nein, ich bin ganz sorglos, mein Gemüt sagt es mir, ich kann ganz sorglos sein. Denn seine Mission ist noch nicht erfüllt; ein Genie kann nicht sterben, ehe seine Mission erfüllt ist. Die Mutter der Gracchen hatte mehr zu opfern als ich —"

„Herrgott, welche unausstehliche Person!" dachte Wiegand und versuchte vergeblich, wieder zu Worte zu kommen; ihre Beredsamkeit schien nun alle Dämme durchbrochen zu haben.

„Und doch sehen Sie mich trostlos," klagte sie, und stille Thränen begleiteten ihre Worte, „das höchste, heiligste Recht der Mutter ist mir entrissen, meinem Sohne zur Seite zu stehen, ihn zu trösten in trüben Stunden, vor allem, ihn in Krankheit mit linder Hand zu pflegen. O, mein Herr, Sie ahnen nicht, wie schwer eine Mutter leidet unter dieser Entbehrung. Eine einzige Stunde an seinem Krankenbette — o, es wäre ein reineres Glück für mich, als Wochen hier neben ihm zu leben in gleichgültigem Glücke."

Dies schien Wiegand der Augenblick, ernstlicher zuzugreifen.

„Ich verstehe aber durchaus nicht, Madame," sagte er in sehr kräftigem Tone, „was Sie hindern könnte, noch heute zu Ihrem kranken Sohne zu reisen. Sie dürfen glauben, daß er Ihrer Pflege gar sehr bedürftig ist. Und die Reise ist doch nicht gar so weit, es gibt ja heutzutage keine Entfernungen mehr: es sind wenig mehr als vierundzwanzig Stunden Eisenbahn bis dort."

Die Frau sah ihn mit einem überlegenen und zugleich doch wehmütigen Blicke an: „Es sind freilich mehr als sechzig Stunden," sagte sie mit milder Zurechtweisung, „aber Sie glauben doch nicht, daß die mich abschrecken könnten, zu ihm zu eilen? O mein Herr, wie schlecht kennen Sie das Herz einer Mutter! Ach, sehen Sie, aber ich darf nicht! O, wenn Sie wüßten, wie oft ich andere, glücklichere Mütter beneidet habe! Ja, in mancher thränenvollen Nacht verwünschte ich diesen Ruhm, diese dornenvolle Größe und ersehnte nichts, als die schlichte Mutter eines einfachen Mannes zu sein und an seinem Krankenbette wachen zu dürfen —"

„Die Frau ist demnach ernstlicher gestört," dachte Wiegand. Sie aber fuhr unverdrossen fort: „Es ist wahr, die Mutter der Gracchen hätte so schwächliche Gedanken und Wünsche nicht gehabt. Sie duldete und schwieg. Doch halten Sie mich nicht für schlechter, als ich bin, mein Herr. Auch ich dulde und schweige. Nein, niemals habe ich ihn etwas ahnen lassen von dem heimlichen Leide dieses schwachen Herzens; denn niemals soll ihm dies kleine Weh ein Hindernis auf seinem Wege werden, niemals seinen stolzen Blick auch nur für kurze Zeit vom Ziele ablenken. O, Sie kennen mich nicht! Sie sehen mich jetzt in meiner Schwäche — ich kann auch stolz und stark sein wie die Mutter der Gracchen. Sobald er bei mir ist, zeige ich ihm ein heiteres Gesicht, er sieht mich immer nur beglückt durch den Glanz seines Namens. Wenn ich weine, so ist es einzig in einsamen Nächten. Und glauben Sie mir, ich kann auch sagen, ich habe das meinige gethan für seinen Ruhm. Ich spreche nicht von den Opfern, die wir gebracht haben, mein seliger Mann und ich, da wir noch in redlicher Armut lebten und nichts besaßen als das Einkommen eines kleinen Beamten. Ich war nicht immer in den Verhältnissen wie jetzt, mein Herr. Mein Vater war Gerichtssekretär, mein Gatte war Regierungssekretär; wir sind auch nicht aus dem Elsaß: mir sein aus Sachsen —"

Die plötzlich unverfälscht hervorquellenden Laute des allbeliebten mitteldeutschen Idioms übten eine seltsam beruhigende Wirkung auf den Zuhörer, der eben schon im Begriff stand, ungeduldig aufzufahren. So aber bezwang er sich noch und ließ das Bächlein ihrer Rede weiter sprudeln.

„Erst eine Erbschaft riß mich aus der Niedrigkeit," sprudelte sie weiter, „ach, leider, sie kam zu spät. Mein Mann war tot, mein Sohn bereits aus eigner Kraft zu Glanz und Reichtum gelangt: gerade damals war die entscheidende Berufung nach St. Petersburg an ihn ergangen. Sehen Sie, so wurde sogar dies unverhoffte Glück der Erbschaft mir nur ein neuer Schmerz: ich konnte dem geliebten Sohne nichts mehr mitteilen von dem neuen Überflusse: erwirbt er doch mit seiner Arbeit das Zehnfache dieses meines Einkommens. Allein Sie müssen wissen, ich nehme auch von ihm nichts an, keinerlei Zuschuß, keine Geschenke: es soll nicht von mir heißen, ich hätte einst die Opfer für die Zukunft meines Sohnes nur gebracht, um sie später mit Zinsen von ihm zurückzufordern. Das ist mein Stolz; vielleicht ein kleinlicher Stolz —"

Auf einmal glaubte Wiegand ein ganz neues Licht in dem Wirrsal zu erblicken, und er rief gewaltsam einfallend: „Aber, liebe Frau, ich bitte Sie zum — um des Himmels willen: wir verstehen einander ganz und gar nicht. Ich merke, Sie sprechen von einem zweiten Sohne, der in St. Petersburg ansässig scheint, indessen ich — seltsamerweise war es gerade der Name der Stadt Petersburg, der mich narrte und mir die einfache Lösung des Rätsels so lange verbarg infolge eines eigentümlichen Zufallsspiels oder richtiger eines sehr erklärlichen Zusammenhanges der Ideengänge eines Unglücklichen mit einer real bestehenden Thatsache — unbegreiflich ist mir freilich immer noch, wie so wohlgestellte Angehörige diesen darben lassen konnten so bis zum Äußersten. — — Ich bin gezwungen, es jetzt schonungslos auszusprechen: Ihr Sohn — ich spreche von dem armen Zeichenlehrer in Stolpenburg und kann nicht glauben, daß Sie diesen etwa um eines glücklicheren willen verleugnen möchten — dieser Sohn ist infolge langdauernder Entbehrung, ja, anscheinend buchstäblichen Hungers — ich bitte sich auf eine sehr ernste Nachricht gefaßt zu halten, eine bittere Kunde für ein wirklich empfindendes Mutterherz — indessen zum Glück kein hoffnungsloses Unheil, o, nichts weniger als hoffnungslos — der Arzt gibt die tröstlichste Zusicherung — doch immerhin — Ihr Sohn ist —“

Er zauderte einen winzigen Augenblick; er hatte sehr laut, schnell und scharf gesprochen in dem sicheren Vorgefühl, daß er so bald nicht wieder zu Worte kommen würde, wenn er es sich einmal entreißen ließe: jetzt genügte der eine Augenblick, sein Vorgefühl zu rechtfertigen.

Die Frau hatte ihn unter seiner Rede mit starren, erstaunten und eigentümlich scheuen Blicken gemessen (in seine Sprechweise übertragen hießen sie ohne Zweifel: „Der Mensch ist nicht bei Troste“), jetzt aber erheiterte sich ihr Gesicht auf einmal, und sie rief, die Hände zusammenschlagend: „Ei du liebe Güte, hören Sie! Jetzt hören Sie aber auf, mein Herr! Da haben wir ja gar nichts anderes als eine offenbare Verwechselung zweier Personen von gleichem Namen! Ich habe nämlich nur einen Sohn, und der baut in St. Petersburg im Auftrage Seiner kaiserlichen Majestät die große neue Kathedrale — Sie müssen doch davon wissen, Sie sehen doch aus wie ein ganz gebildeter Mensch — und seinen Namen müssen Sie doch auch kennen: Arthur Spilling, bitte ich — Und Gott sei Dank, da Sie von einem ganz anderen Menschen Namens Spilling reden, der nichts als ein armer Zeichenlehrer ist — o lieber Herr, ich will ja gern für den Ärmsten etwas thun, wenn es ihm so schlecht geht; ich bin ja in den Verhältnissen. — Dann ist mein Sohn also gar nicht krank, und ich darf ihn demnach morgen erwarten! Aber natürlich, sonst wäre doch auch sein Brief nicht ausgeblieben! Und hören Sie, was ich noch sagen wollte —“

„Nun ist kein Zweifel mehr,“ dachte Wiegand verzagend, „die Frau ist doch wahnsinnig wie ihr Sohn — oder aber von einer Dummheit, die dem Schwachsinn gleichkommt; aber nein, das müßte sich im Gesichte ausprägen; ohne Zweifel liegt fixe Idee vor, Größenwahn, wie bei ihm, also vererbter Gehirnfehler! Da ist der Fall denn leider hoffnungslos. Die Ärmste! Rätselhaft ist nur, daß man hier am Ort durchaus nichts von dem Leiden der Frau zu ahnen scheint — doch hat nicht auch ihr Sohn uns alle jahrelang über seinen Zustand zu täuschen vermocht? Auch ist dergleichen gar nicht ohne Beispiel. Natürlich muß ich nun mit doppelter Vorsicht verfahren, zunächst geduldig zuhören, und dann vor allem mich mit der Gesellschafterin in Verbindung setzen, jenem reizenden Mädchen — — Aha!“

Er merkte, daß er anfing, eine leise Genugthuung über den Irrsinn der alten Frau zu empfinden. — Alle diese Gedanken schossen ihm wie hin und wider zuckende Blitze durch den Kopf, indessen er doch gezwungen blieb, mit halbem Ohr dem wirren Geschwätz der Armen zuzuhören.

„— Was ich noch sagen wollte,“ sprudelte sie weiter, „eben nicht von jenen Geldopfern wollte ich reden, die wir seiner Zukunft brachten, sondern davon, daß ich seine zagende Seele aufrichtete in den Stunden der Schwachheit: denn er war schwach aus edler Bescheidenheit, er hat erst spät gelernt, an seinen Stern zu glauben, an das heilige Geschenk, das ihm die Götter in die Wiege gelegt; vielleicht hätte er es nie gelernt, vielleicht das Ziel verfehlt ohne meinen unablässigen Zuspruch, meine nimmermüde Mahnung, an sich selbst zu glauben. Das ist mein

Stolz, daß ich diese Kraft besessen, daß ich es durchgerungen habe, ihn groß zu machen fast wider sich selbst und seinen schwankenden Kleinmut. Aber jetzt freilich, da das Ziel erreicht ist, da er geworden ist, was er werden mußte, jetzt ist er auch stärker geworden als ich, seine Seele ist über meine ermattende Kraft hinausgewachsen. Die schwächliche Sehnsucht ist es, die mich unter ihn herabdrückt, die Sehnsucht, helfend um ihn zu sein, für ihn zu sorgen, ihn zu trösten, zu ermutigen, zu pflegen wie einst. Das ist nun vorbei! — Sie begreifen noch nicht, warum es vorbei ist, mein Herr? Das ist so einfach: ich darf ihn doch nicht kompromittieren — compromettre, monsieur! Sehen Sie mich an, ich bin eine alte, einfältige, ungeschickte Person, habe wenig gelernt in meiner Jugend, am wenigsten aber mit großen Herrschaften umzugehen. O Gott, wissen Sie, wenn ich früher nur so unserm Herrn Geheimrat auf der Straße begegnete und er ganz herablassend grüßte, förmlich den Hut abnahm — wissen Sie, so ein bißchen über den Kopf in die Höhe — da zitterten mir schon immer ordentlich die Kniee. Ich habe auch einmal ein paar Gräfinnen, deux comtesses, ganz aus der Nähe gesehen, daß sie mich auch anguckten mit ihren Lorgnetten; und da konnte ich nachher die ganze Nacht kein Auge zuthun vor Aufregung, und mein Mann fragte drei- oder viermal: ‚Aber was hast du denn bloß, Luise?‘ Aber ich mochte es nicht sagen, denn ich schämte mich, weil es meine Schwäche war. Und nun sollte ich gar mit kaiserlichen Herrschaften umgehen! O du liebe Güte, ich würde Dummheiten über Dummheiten vor Allerhöchstihnen reden, und alle die hohen Herren vom Hofe würden spotten und lachen — über mich, o das thäte ja nichts, das wollte ich gern herunterschlucken: aber es würde zuletzt doch auf meinen Sohn zurückfallen! Nein, er soll ihnen nicht zum Gespötte werden, daß er eine so alte lächerliche Mutter hat. — Und er hat mir auch selbst immer dringend abgeredet: warum, das verschweigt er natürlich in seinem Zartsinn und spricht nur von der weiten Reise in meinem Alter und dem bösen Klima und solchen Dingen: doch ich verstehe schon, was er meint. Sie müssen aber beileibe nicht denken, daß er sich meiner schämen würde: o niemals, niemals! Nicht an sich denkt er, sondern an mich; wenn sie mich auslachten, das würde ihn rasend machen. Und das ist's noch, was ich am meisten fürchte; es könnte ein Unheil geben. — Manchmal habe ich es mir wohl in meiner Sehnsucht so ausgedacht: ich wollte ganz heimlich nach Petersburg reisen — ich bin ja in den Verhältnissen — und ihn gar nicht besuchen, sondern ihn nur vermummt und unerkannt von ferne betrachten, wie er dahinführe in seinem Schlitten mit seinem herrlichen Zobelpelz und alle hohen Geheimräte und Gräfinnen und Generale ihn freundschaftlich grüßten — nicht wahr, ich bin eine phantastische alte Person? Aber ich wurde nachher auch immer selbst wieder vernünftig und sah ein, daß es sich nicht ausführen ließ, erstens in dem wildfremden Lande allein zu reisen, und dann auch könnte sein Adlerblick mich doch erspähen, und dann würde er halten lassen und mich in meiner schäbigen Mummerei erst recht in seinen Schlitten nehmen und öffentlich herumfahren — und, o mein Gott, das gäbe ein Gelächter! — Und dann, es könnte doch auch sein, daß er sich in einem schwachen Augenblicke vielleicht doch ein wenig meiner schämte, ein ganz klein wenig nur und natürlich ohne sich das geringste merken zu lassen — es würde ja auch nicht geschehen, ich weiß es, aber es könnte doch möglich sein: und ich will ihn nicht einmal in Versuchung führen. Nein, man soll von mir nicht sagen, daß ich jemals eine Unterstützung von ihm empfangen hätte, und nicht, daß ich ihm jemals zur Last gewesen wäre! Das ist mein unerschütterlicher Grundsatz; und ich weiß, die Mutter der Gracchen würde ebenso gehandelt haben."

Der unglückliche Philologe schwankte ratlos zwischen peinvollem Mitgefühl, Verlegenheit und beginnender Verzweiflung. Eben machte er einen vorbereiteten Versuch, sich zu erheben und einen Rückzug zu gewinnen, als plötzlich der Thürvorhang ihm gegenüber von einer zierlichen Hand zurückgeschlagen wurde und in etwas stürmischer Bewegung das längst ersehnte junge Mädchen hereintrat mit dem fröhlichen Ausruf: „Frau Spilling, die Kränze sind alle fertig; sie können sich sehen lassen; es wird die reine Ehrenpforte!"

Ein einziger Blick genügte für Wiegands gesundes Auge, um festzustellen, daß dies Mädchen beinahe noch hübscher war, als seine erste Begeisterung es sich nach dem

vorigen unordentlichen Hinsehen vorgestellt hatte; demungeachtet durchfuhr ihn ein Schauer des Unheimlichen bei dem Gedanken: dies unselige Haus einer Wahnsinnigen mit Jubelkränzen geschmückt zum Empfange eines Wahnsinnigen!

Das Fräulein fuhr leicht erschreckend zurück, als sie den Fremden erblickte, und machte Miene, sich sogleich wieder zu entfernen.

„Bitte, Sie können bleiben, liebe Konstanze," sagte Frau Spilling mit dem einladenden Anstand einer Königin, „diesen Herrn hat ein Irrtum hierhergeführt, ein ganz sonderbarer Irrtum, wahrhaftig — Herr Gymnasiallehrer Wiegand aus — wie hieß doch der Ort?"

„Stolpenburg — in Hinterpommern."

„Was Sie sagen! Hinterpommern. Das ist aber traurig — Fräulein Konstanze Dreßler, meine treue Gesellschafterin —"

Wiegand ward sich der Notwendigkeit strenger bewußt, den Augenblick zu benutzen und sich auf dem Fleck mit dem Fräulein zu verständigen.

„Sie wenigstens ist nicht wahnsinnig," sagte er sich mit einer wahrhaft erhebenden Bestimmtheit: und es ist immer ein eigentümlich zusammenbindendes Gefühl, sich unter Verrückten mit einer vernünftigen Seele zu begegnen.

Er begann also den schwierigen Versuch, ihr durch leise Zeichen anzudeuten, daß er mit ihr noch etwas Besonderes zu verhandeln habe, da die alte Dame ja leider nicht völlig zurechnungsfähig sei (eine diskrete Fingerbewegung nach der Stirn besagte dies) und daß es gut sein werde, sich auch ihrerseits nichts merken zu lassen.

Diese Gebärdensprache mochte aber grade infolge der gebotenen Vorsicht und sonst ein wenig sonderbar und jedenfalls nicht ganz verständlich ausfallen: Fräulein Konstanze machte sehr erschrockene und allmählich etwas beleidigte Augen und bemühte sich in keiner Weise, ihm die Schwierigkeit seiner Aufgabe entgegenkommend zu erleichtern.

Eine Art Verzweiflung bemächtigte sich seiner: „Sie muß mich verstehen, zum Donn —" (er hütete sich wohl, das Wort bis zu seinem Ende zu denken). „Hier auf dem Platze, sonst kann ich Tage verschwenden, bis ich sie wieder stelle."

Und er winkte und blinzelte noch etwas kühner, machte auch eine unwillkürliche Bewegung, als ob er auf sie zueilen wollte; der beängstigte Eifer gab seinen Augen einen leidenschaftlich dringenden Ausdruck.

Der Erfolg war kein anderer, als daß sie höchst befremdet die Achseln zuckte und mit einer schroffen Wendung ihr Gesicht von ihm ab dem Fenster zukehrte.

So mußte er sein Spiel für jetzt verloren geben; der Gedanke fuhr ihm durch den Kopf, sich unten im Garten so lange verborgen aufzuhalten, bis Fräulein Konstanze käme und er sie zum Zuhören zwingen könnte — auf die Gefahr hin, auch den geduldigsten Eisenbahnzug zu versäumen.

Nun war aber inzwischen trotz aller Vorsicht auch Frau Spilling auf sein unruhiges Gebaren aufmerksam geworden und fing an, ihn mit etwas seitlichen Blicken zu mustern. Da ergriff ihn ein tiefes Unbehagen, und er verabschiedete sich in aller Eile mit einigen ziemlich verworrenen Redensarten.

Kaum hatte er nach dem schicklichen Austausch von Verbeugungen das Zimmer verlassen, die Thür in seiner Hast nicht fester schließend, sondern nur anlehnend, als er hinter sich die lauten Worte vernahm: „Hören Sie, Frau Spilling, mit dem Menschen ist es nicht recht richtig: haben Sie gesehen, was er für entsetzliche Grimassen schnitt?"

Ein leichter Aufschrei der alten Frau antwortete; dann ein kurzer, lebhafter, aber unverständlicher Austausch von Meinungen; und dann kamen die beiden Damen mit aufgeregten Mienen hinter ihm hergeeilt, um ihm zu seinen beiden Seiten schreitend ein strenges Geleit zu geben bis vor die Hausthür, durch den Garten, an das Gitterthor, auf die Straße. Mit Schrecken hörte und sah er zuletzt, daß hinter ihm ein schwerer Riegel vor die Pforte geworfen wurde.

Ihm war sehr eigen zu Mute bei dieser Beförderung. Und doch vermochte er den flüchtigen Gedanken, daß am Ende auch das junge Mädchen ein wenig gestörten Geistes sei, durchaus nicht in sich aufkommen zu lassen.

Er war nun aber erst völlig fest entschlossen, nicht vom Platze zu weichen, bis er das unternommene Liebeswerk reinlich zu Ende geführt habe; es war ihm jetzt eine

Sache seiner eignen Ehre geworden. Das Mädchen war übrigens wirklich reizend.

Zurück in den Garten, so oder so, auf gesetzlichem oder ungesetzlichem Wege! Das blieb der Gedanke, der ihn festhielt. Er umwandelte die Taxushecke; sie war zu hoch, um hinüberzuspringen, zu dicht, um hindurchzuschlüpfen. Endlich erreichte er den Teil des Gartens, der sich an die Stadtmauer lehnte; die war niedriger und in bröckeligem Zustande: da konnte etwas zu machen sein. Er fand eine Stelle, wo er durch eine Lücke des oberen Randes bequem hinüberschauen konnte: und siehe da, er glaubte in einiger Nähe das helle Sommerkleid des Fräuleins durch die Büsche schimmern zu sehen. Er wagte es, suchte einen Stützpunkt in dem morschen Gestein, kletterte auf und sprang hinüber.

Sobald er aber stand und umblickte, sah er das helle Kleid mit unheimlicher Geschwindigkeit dem Hause zugleiten und schnell darin verschwinden.

„Sollte sie mich schon bemerkt haben?" dachte er ärgerlich, „das wäre fatal. — Thut nichts; ich bleibe hier!"

Und er schritt auf die Stelle zu, wo er vom Fenster aus sie hatte sitzen sehen. Er fand eine Bank in schönem Schatten und ein aufgeschlagenes Buch darauf. Natürlich nahm er es und that einen Blick hinein. „Sage mir, was du liesest, und ich will dir sagen, wer du bist." Nach wenigen Zeilen hatte er sich zurechtgefunden: es war die ihm wohlbekannte Stelle in Heyses Novelle „Unheilbar," wo ein halb wahnsinniger Pole der erschrockenen Heldin, die ihn nicht kennt, die wütendsten Liebeserklärungen macht.

Er schlug sich mit der Hand vor die Stirne: „Donnerwetter," sagte er, „das hat sie soeben gelesen — und danach legt sie sich dein Benehmen aus!"

Er lachte laut auf; aber es war ein ziemlich ärgerliches Lachen.

Ehe er sich den Fall noch weiter überlegen konnte, vernahm er ein Geräusch vom Hause her und sah mit Staunen drei Gestalten daraus hervorschreiten, die Hausfrau, ihr Fräulein und ihre Magd, alle drei in einer sonderbaren Ausrüstung. Jede trug auf dem Haupte einen kleinen Wäschekorb nach Art eines Schutzhelmes, und in der Hand hielt die Frau eine mächtige Reiterpistole uraltertümlichen Aussehens, die Magd ein starkes Scheitholz und das Fräulein, beiden schön und kühn voranschreitend, den blanken Stahl eines kleinen Stockdegens. Diese reisige Schar kam in gerader Richtung auf den verworrenen Eindringling losgerückt.

Er beschloß den bedingungslosen Rückzug. Der Lächerlichkeit dieses Zusammenstoßes anheimzufallen, fand er den Mut nicht. Er gewann die Mauer und überstieg sie mit gesteigerter Behendigkeit.

„Gut," dachte er, als er draußen stand, die Zähne zusammenbeißend, „wollt ihr aus eurem eignen Trauerspiele eine Posse machen, ich kann's nicht hindern. Der Handstreich ist mißglückt; also regelrechte Belagerung! Ich bleibe hier über Nacht — wenn es sein muß, meine vier Ferienwochen hindurch. Warum muß es auch gerade das Berner Oberland sein? Der Wasgenwald thut's schließlich auch. Fatal, daß ich meine Reisetasche auf der Station zurückließ! Doch ich lasse sie vom Gasthause aus holen und bleibe hier. Die Ehre verlangt es."

Er schritt durch das Thor zurück in die Stadt hinein. Die Nachmittagshitze wurde quälend auf der sonnübergluhten Straße. Von dem Hofe eines schmucken Erkerhauses her klang ein anmutendes Plätschern; er trat durch die offene Thüre hinein und fand einen wundervoll gearbeiteten alten Sandsteinbrunnen, das klarste Bergwasser sprudelnd. Er wollte schöpfen, als er eine altertümliche Inschrift eingemeißelt entdeckte, die seinen philologischen Eifer wachrief. Er las:

> Trinkst du Wasser in dein'n Kragen
> Über Tisch, es kält't dein'n Magen.
> Trink' mäßig alten subtilen Wein,
> Rat ich, und laß mich Wasser sein.

„Das ist auch wahr," sagte er laut, ging auf die Straße zurück und spähte nach einem Gasthause. Da kam ihm erst noch ein anderer guter Einfall.

„Ich telegraphiere nach Stolpenburg an den Sanitätsrat, daß ich hier bleibe; vielleicht daß inzwischen die Krankheit eine neue Wendung genommen hat, die er mir mitteilen kann."

Nachdem er diesen Gedanken auf dem Postamte zur Ausführung gebracht, begab er sich in den Gasthof zur Krone, der unschwer zu finden war, ein kleines, säuberliches Haus.

Der Wirt empfing ihn mit einer mürrischen Zurückhaltung, welche, Patriotismus bedeutend, den Elsässern nicht ungewöhnlich ist und ihnen oft einen recht albernen Anstrich gibt; doch verweigerte er nicht, ihn in das Gastzimmer zu führen, das kühl und anheimelnd war.

Hier wartete seiner eine neue Überraschung. An der Wand hing eine jener großen Photographieen des unseligen Stolpenburger Zeichenlehrers mit Heldenmantel und Ordenssternen, das Bild mit frischem Lorbeer umkränzt.

Er überzeugte sich durch tastende Versuche von der festen Wirklichkeit dieses Gegenstandes, sowie seines eignen Kopfes, indessen der Wirt gegangen war, den Wein zu holen.

„Sagen Sie, Herr Wirt," fragte Wiegand, nachdem er einen tiefen Schluck von dem feurigen und feinen Riesling genommen, „wen stellt dies merkwürdige Bildnis dar?"

„Es ist der berühmte Baurat Spilling, der in St. Petersburg die große Kathedrale erbaut," entgegnete der Wirt gelassen und stolz. „Seine Mutter ist hier ortsansässig, und er besucht uns jährlich auf einige Wochen. Morgen erwarten wir ihn."

„Herr Gott im Himmel," fuhr es Wiegand durch den Kopf, „der Mensch ist auch verrückt! Das ist ja die reine Wahnsinnsepidemie! Psychische Infektion, wie bei den Tollheiten der mittelalterlichen Geißelbrüderschaften und ähnlicher Fanatiker! So ist denn offenbar dies stehengebliebene Stück Mittelalter hier für den ständigen Bewohner doch gefährlicher Dumpfheit voll — ja, oder sollte am Ende wirklich ich selber —?" Es war ein beinahe ernsthafter Schreck, der ihn für einen Augenblick durchzuckte. Doch nur für einen Augenblick, dann ward es wieder klar in ihm.

„Ganz einfach Dummköpfe sind die Leutchen," entschied er sich jetzt, „sie glauben jeden Aberwitz, den ihnen ein Tollkopf oder ein Schwindler aufbindet! — Aber Fräulein Konstanze?" — blitzte es plötzlich in ihm auf, und es überfiel ihn wie ein Kummer.

„Und Sie kennen wirklich diesen berühmten Mann persönlich?" fragte er laut mit etwas spöttischer Miene.

„Natürlich," versicherte der Wirt gleichmütig, „er läßt jedesmal bei mir etwas Tüchtiges draufgehen. Und lustige Abende gibt das, kann ich Ihnen sagen! Die halbe Stadt nimmt teil daran und immer auf seine Kosten. Wenn Sie bis morgen oder übermorgen hier bleiben, können Sie etwas erleben, mein Herr!"

Wiegand fühlte sich schmerzlich bewegt von dieser Neuigkeit. Also darum hungert der Armselige das Jahr hindurch, um hier ein paar Wochen lang den großen Herrn zu spielen!

Und in einem raschen Antrieb mitleidiger Entrüstung rief er aus: „Und man hat hier wirklich keine Ahnung, daß der arme Bursche an Wahnvorstellungen leidet? Daß diese ganze Größe und Berühmtheit schlechterdings nichts als die phantastische Ausgeburt eines schwerkranken Hirnes ist?"

Jetzt aber sah der Wirt den Fremdling mit so erstarrten und tiefdummen Augen an, daß ein Zweifel an seinen Geistesfähigkeiten in der That verzeihlich gewesen wäre.

Doch in diesem Augenblick trat hastig und aufgeregt eine Dienstmagd herein und sagte laut, den Gast mit ebenso neugierigen als ängstlichen Blicken musternd: „Es wünscht Sie jemand zu sprechen, Wirt, aber sehr dringend, es hat große Eile."

Der Wirt folgte ohne weiteres dem Rufe, und das Mädchen schlüpfte, sich sorgsam dicht an seiner Seite haltend, mit ihm zugleich hinaus. Wiegand blieb allein zurück, trank nachdenklich noch ein Glas, betrachtete noch einmal kopfschüttelnd das wunderliche Bild und warf dann einen gleichgültigen Blick zum Fenster hinaus auf die Straße. Da ersah er den Wirt in lebhaftem Gespräch mit einer Frauensperson, in der er alsbald die streitbare Magd der Frau Spilling erkannte.

„Ob das nicht etwas zu bedeuten hat?" dachte er mit einem leichten Erschrecken; „Man wird dir doch keine Ungelegenheiten machen wegen deines anscheinenden Einbruchs in den Garten? Das wäre eine nette Bescherung, wenn du dich um eines verrückten Zeichenlehrers willen hier in die Nesseln gesetzt hättest und vielleicht gar ernstlich mit der hohen Polizei zu thun bekämest!"

(Fortsetzung folgt.)



Der Tod der Verbannten. Szene aus einem sibirischen Gefä



ängnis für Staatsverbrecher. Nach dem Gemälde von J. Malczewsky.

Die Wisentjagd.

Ein Sang aus der Mark Brandenburg. Von Ernst von Wolzogen.

(Abdruck verboten.)

Die Nebel dampfen von der Au
Und weben im Morgenwinde,
Von allen Zweigen trieft der Tau
Und rieselt herab die Rinde.
Wo im Geäst und im Gesträuch
Herbstspinnenfäden hangen,
Da sieht man Netzwerk wunderreich
Voll Demanttropfen prangen.
Und wie das erste Frührot matt
Im Ost beginnt zu schimmern,
Sieht man auf jedem Halm und Blatt
Die Rosenperlen flimmern.

Die Sonne steigt. Und allgemach
Verwehn die Nebelwölkchen,
Und unter Markgraf Irons Dach
Regt sich das Spatzenvölkchen.
Das schlüpft aus warmem Nest heraus
Und kratzt sich hintern Ohren
Und plustert sich und reckt sich aus,
Verschlafen und verfroren.
Der Hofhahn steht auf einem Fuß
Und weckt im Stall die Rosse,
Die wiehern ihren Morgengruß
Dem ganzen Knechtestrosse.
Die edle Meute bellt im Chor
Und weitet sich die Lungen,
Es kriechen aus dem Stroh hervor
Habicht- und Hundejungen. —
Der graue Burgwart macht die Rund'
Und schmäht die faulen Knappen,
Die in der Kammer finstrem Grund
Nach ihren Kleidern tappen.
Am Brunnen knarrt der Hebebaum,
Die Wassereimer tauchen,
Man wäscht den kurzen Morgentraum
Sich hurtig aus den Augen. —
Die Schaffnerin, die dieser Frist
Sich gern ein wenig pflegte,
Heut auch beizeiten munter ist,
Zum Tort der drallen Mägde.
Die zotteln sauersüß herbei
Und kochen nach der Satzung
Ein wahres Faß voll Hirsebrei
Zur warmen Morgenatzung. —
Wie aus dem Schlot der erste Rauch
Zum Himmel auf sich kräuselt,
Und wie der würz'ge Küchenhauch
Mild in die Nasen säuselt,
Da regt sich erst die Morgenluft,
Dann rühren sich die Kräfte,
Und jeder macht sich froh bewußt
An sein gewohnt Geschäfte.
Der eine pfeift ein Schelmenlied
Und striegelt seine Mähre,
Der andre Wassereimer zieht,
Als ob es Spaß nur wäre.
Der schlachtet für den Tisch ein Lamm,
Der schleift die Speer' und Bolzen,
Der müht sich, einen Fichtenstamm
Der Köchin klein zu holzen. —
Doch niemand thut es heute gleich
Herrn Irons Weidgesellen:
Hei, welch ein Leben im Bereich
Von Roß- und Hundeställen!
Und Knapp' und Bube, jung und alt,
Heut zeigt sich keiner träge,
Selbst das Getier es merkt es bald:
Heut ist was Rechts im Wege.

Allein wie laut ertönen läßt
Ihr Jagdgebell die Meute,
Herr Iron schläft noch immer fest
An Frau Isoldens Seite.
Das kommt, weil er die halbe Nacht
Der morgendlichen Dinge
Mit wilderregtem Sinn gedacht:
Wie er den Wisent finge,
Was könnte und was sollt' geschehn,
Ersann er weidlusttrunken —
So ist er denn ums Morgenwehn
In Schlummer erst gesunken.
Und Frau Isolde? liebe Not!
Schloß nimmer ihre Lider,
Der schreckenvolle Traum umdroht
Sie wieder, immer wieder.
Sie lag die ganze Nacht beiseit
In heimlich tiefem Grauen
Und stritt mit ihrem Herzeleid,
Die lieblichste der Frauen.
Und wie vom matten Licht erhellt
Die Kemenate dämmert,
Und wie's im Hofe wiehert, bellt
Und raschelt, sägt und hämmert,
Da richtet sich Isolde auf
Am hohen Bettgelände,
Läßt ihren Zähren freien Lauf
Und ringt die weißen Hände.
Ihr kummervolles Auge hängt
An des Gebieters Zügen,

Und alles in ihr wogt und drängt,
Ihn liebend zu umschmiegen.
Ihr ist, als ob sie in der Welt
So nimmer an ihm hange —
Und eine heiße Thräne fällt
Auf seine braune Wange.
Und wie Herr Iron jäh sich regt,
Beugt sie zu ihm sich nieder,
Bis daß ihr Herz an seinem schlägt,
Küßt ihm die Augenlider
Und raunt mit süßem Singeklang,
Dieweil ihr fast das Herz zersprang,
Ins Ohr ihm sanft und leise
Dies Liedchen ohne Weise.

„Wach auf, wach auf! Tag ist es längst,
Viellieber Bärenhäuter.
Horch, horch! Es scharrt dein Schimmelhengst,
Es rüsten sich die Reiter.
Weil ich dich doch nicht halten kann,
So zieh nur hin, mein Jägersmann,
Und mag der Tag dir Ehren
Bescheren!"
„Ich bin ein thöricht liebend Weib,
Kann's nicht in mir verschließen:
Dein überkühner Zeitvertreib
Will mich fast sehr verdrießen.
Ach, wie ich dich auch schmählen möcht',
Du bist mir doch so grade recht —
Kehrst du mir nur mit Glücke
Zurücke."
„Steh auf und mache dich bereit,
Sonst schwindet dir der Morgen —
Ich habe ja so lange Zeit
Um dich mich krank zu sorgen.
Indes mein starker Herr und Held
Im Brislangwald den Wisent fällt,
Sitz ich daheim alleine
Und weine."

Herr Iron wie im Traume spricht:
„Welch Vöglein klagt so holde?
Bist du's, mein trauter, banger Wicht,
Vielteure Frau Isolde?
Hab Dank, du helles Morgenlicht,
Du süßer Mund voll Golde,
Und zürne gar zu böslich nicht
Mir argem Schnarcheholde!" —
Drauf sprang der Ritter lachend auf,
Riß sein Gewand vom Rocken,
Gab sich die kalte Wassertauf'
Und glättete die Locken.
Wie er gerüstet vor ihr stund,
Ein Leu mit brauner Mähne,
So kraftvoll-schön und kerngesund,
Floß neu Isoldens Thräne:
„Du großer Thor, du harter Kopf,
O bleib bei mir, sonst halt ich
An deinem braunen Ringelschopf
Zurücke mit Gewalt dich!"
Sie spricht's und wirft den weißen Arm
Herrn Iron um den Nacken,
Und ihre Finger sonder Harm
Ihn in die Haare packen.
Er wiegt an seiner breiten Brust
Sie lächelnd hin und wieder,
Sein Auge schaut in heller Lust
Die stolze Pracht der Glieder.
„Ei" — spricht er — „Fraue, so verzagt?"
Und faßt sie bei den Ohren
Und küßt sie auf den Mund und sagt:
„Freu dich des großen Thoren!
Auch, mein' ich, will dem Jägersmann
Ein harter Kopf gebühren —
Rennt heut der große Ochs' mich an,
Soll er den meinen spüren!
Ade, Frau Liebste, und bewahrt
In Treuen mir die Klause —
Die Hörner bring ich von der Fahrt,
So Gott will, mit nach Hause!"
Er macht sich los und drückt sie sacht
In ihre Kissen nieder,
Er eilt zur Thür, er nickt und lacht:
„Du hast mich balde wieder!"

Sein fester Tritt im Gang verklang..
Er kam zum Männersaale,
Da saß das Weidgesipp schon lang
Beim dampfenden Frühmahle.
Er beut den Mannen Weidmannsheil,
Genießt in Eile munter
Von Speis' und Trank sein gutes Teil,
Dann treibt er sie hinunter.
Die Rosse mutig-stolz schon längst
Schäumend die Stangen beißen,
Vor allen Irons Schimmelhengst,
Der war Siegstapf geheißen.
Und wie der Markgraf um sich schaut,
Begrüßt ihn seine Herde,
Die Bracken geben frohen Laut,
Es scharren alle Pferde,
Der Habicht flattert auf der Faust
Des jungen Falkonieren —
Es kennt ihn alles, was behaust
Ist in der Burg an Tieren.

Der Bracken aber waren acht,
Die ziemt sich's wohl zu kennen,

Denn jedes Weidmannsherze lacht,
Hört er die Namen nennen:
Wolfbizo war der Hunde Kron',
Bekannt im ganzen Lande,
Trapp, Porsi, Ruska und Baron,
Die machten ihm keine Schande;
Winthohe war ein Fräulein zart
Mit schlanken, flinken Füßen,
Bonigk von gar biderber Art,
Den mocht' kein' Müh' verdrießen;
Und Bracka endlich, schon betagt,
Doch annoch ohnegleichen,
Nie sah man Bracka je verzagt,
Nie sah man Bracka weichen!

Acht waren auch der Ritter wert,
Die kamen von allen Seiten,
Mit Iron auf des Wisent Fährt'
Zum Briselang zu reiten:
Herr Asprian von Havelberg,
Der kam mit sieben Knappen
Geritten zu dem kühnen Werk,
Auf einem mächt'gen Rappen.
Er trug dem Wilzenkönig Groll,
Der that ihn bitter kränken,
Das dacht' er nun mit Zins und Zoll
Ihm heute einzutränken.
Rudleib und Ermenrich von Üz
Sich auch hier sehen ließen,
Die spottweis' von der Wubelitz
Die Karpfenprinzen hießen.
Ein reisig Pfäfflein, Bonifaz,
Kam von Lehnin gezogen,
Das fand man auf der Bärenhatz
Mit Jagdspieß, Pfeil und Bogen
Weit öfter als im Kirchenstuhl
Mit seinem Meßbuch sitzen,
Auch mocht' er in der Klosterschul'
Nicht gerne Tinte schwitzen.
Von Schwielow kam Herr Ingram her
Mit Isung seinem Bruder,
Die führten auf der Pirsch den Speer
Wie auf dem See die Ruder.
Herr Hartnit der kam havelab
Mit seinem Sohn gefahren,
Der hieß Widolf, ein feiner Knab'
Von noch nicht achtzehn Jahren,
So frisch, so magdlich rot und weiß
Wie junge Apfelblüten,
Daß alle Mädchenherzen heiß
Für Junker Widolf glühten.
Sie waren arm und ohne Troß,
Die guten Jagdgesellen,
Vater und Sohn empfing ein Roß
Aus Markgraf Irons Ställen.

Der grüßt die Ritter ringsherum
Mit festen Händedrücken,
Dann schaut er sich im Kreise um
Und spricht mit lachenden Blicken:
„Hoho, mein neunter Ritter fehlt,
Ihr edlen Weidgenossen!
Der Ritter kühn und auserwählt,
Herr Wandilmar von Zossen."
Da ruft der junge Widolf laut:
„Ihr Herrn, was gilt die Wette?
Der hat ins Trinkhorn tief geschaut
Und liegt noch fest zu Bette."
Herr Hartnit schilt: „Mein junger Mann,
Dir will der Spott nicht frommen:
Wer einen Trunk vertragen kann,
Dem mag er gut bekommen!"
„Das ist ein frommer Spruch fürwahr!"
Ruft Bonifaz mit Lachen,
„Darob will ich Herrn Wandilmar
Die Hochzeitspredigt machen."
„Ei, Junker Widolf" — Ingram sprach —
„Ihr habt der Schätzchen neune:
Zu viele Lieb bringt Ungemach,
Gönnt Wandilmar doch eine!"
„Nun" — lacht jung Widolf — „Herr Ingram,
Gern teil ich meine Beute;
Doch solchem dicken Bräutigam
Gebühren wohl zwei Bräute!"

Herr Iron saß im Sattel schon
Und rief nun halb verdrossen,
Halb lächelnd aus mit starkem Ton:
„Genug, ihr Weidgenossen!
Gebietet euren Zungen Halt;
Laßt jenen selber sorgen:
Es ist gar weit zum Brislangwald
Und auch schon weit im Morgen.
Heut heißt es jeder guten Stund'
Ohn' Flausenwerk zu achten!" —
Jung Widolf schlug sich auf den Mund
Und alle Ritter lachten.

Ein jeder sich in Sattel schwang
Und ließ sein Rößlein traben,
Daß laut der Hufschlag widerklang
Vom Brücklein über den Graben.
Und als sie kamen ins freie Feld,
Wo alles taufrisch blinkte,
Da schrien sie hell, weil heut die Welt
Sie gar so herrlich dünkte.

Und auf dem Burgaltane stand
Die Markgräfin, die holde —
Und dreimal scholl es weit ins Land:
„Heil Iron und Isolde!"
Die Ritter grüßten mit der Hand,
Sie winkte mit dem Schleier,
Bis sich der Weg zur Seite wand:
Da schwiegen erst die Schreier.
Nur Junker Widolf drehte sich
Noch manches Mal zurücke
Nach dem Altan verstohlentlich,
Mit feucht verklärtem Blicke.

Die Ritter brauchten Gert' und Sporn
Und sprengten fort voll Feuer —
Indessen nahte sich von vorn
Ein seltsam Abenteuer:
Drei Klepper trabten auf der Straß'
Dem Weidgesipp entgegen,
Und auf dem dicksten Klepper saß
Der dickste aller Degen.
Der war wohl schier so lang als breit
Und weidlich kurz gespalten,
Es macht' ihm viel Beschwerlichkeit,
Sich hoch zu Roß zu halten.
Die Äuglein blinzten kaum hervor
Unter den dichten Büschen,
Es lag vom Näslein bis ans Ohr
Viel blühend Fett dazwischen.
Und statt des Helms trug er am Kopf
Ein närrisch Ding von Leder,
Das sah aus wie ein irdner Topf,
Mit einer Hahnenfeder.
Und hinterdrein da ritten zwei
Leibhaftige Gerippe.
Ei, die vergaßen, meiner Treu!
Wohl Stundenglas und Hippe?
Es klappern ihnen ja fürwahr
Die Knochen in den Kleidern;
Sie gleichen beide ganz und gar
Zwei ausgeblas'nen Schneidern!

Da schallet von der Ritterschar
Unendliches Gelächter:
„Gott grüß Euch, Bruder Wandilmar,
Ihr Morgenrotsverächter!
Seid Ihr es selbst? Man glaubt es kaum!
Wenn man's nicht vor sich hätte!
Sie huben mit dem Hebebaum
Euch wohl vom Lotterbette?"
So flog es hin und her im Kreis,
Gespötte mannigfaltig —
Der Ritter wischte sich den Schweiß
Und pustete gewaltig,

Und rief mit seinem weichen Baß,
So fett wie Maienbutter:
„Ihr Herrn, das Reiten ist kein Spaß
Mit solchem Unterfutter!
Zu große Eil' bringt kein Gewinn;
Was hilft die Überhatzung?
Der Spruch: Da komm' mer auch noch hin!
Ist meine Lebenssatzung.
Drum bitt ich, mäßigt euren Trab,
Laßt eure Rößlein rasten:
Das Traben bringt mich mehr herab
Als ein zweitägig Fasten."

Die Ritter machten groß Geschrei
Und fuhren in die Zügel.
Herr Iron aber lenkte bei
Und stellte sich in Bügel.
„Gesellen, hört!" — so rief er laut —
„Wen's treibt, ein Weib zu minnen,
Der mag sich heut noch eine Braut
Im Brislangwald gewinnen!"
Herr Asprian (als Ehemann
Schon außer allem Streite)
Ritt flugs zum Wandilmar heran
Und stieß ihn in die Seite:
„Bei allen Weibern Salomons,
Bei Eurer blanken Glatze!
Kumpan, ein lieblich Ehgespons
Das wär für Euch am Platze!"
„Da komm' mer auch noch hin!" — sprach der
Und spitzte seine Ohren,
Daß ihm von Irons froher Mär'
Kein Wörtlein ging verloren. —
„Wer heute mir den Wisent fällt,
Oder gar lebendig finge,
Oder mir ihn so zum Schusse stellt,
Daß ich zum Fall ihn bringe:
Der soll mein Graf und Schwäher sein —
Ich schwör's bei meiner Ehre!
Soll Odila die Schwester frein,
Wenn's der Geringste wäre!"

Die Ritter schweigen ringsumher
In schmunzelndem Erstaunen.
Bald aber regt sich der und der,
Dem Nachbar zuzuraunen:
„Potz Blitz, fein Graf, das wär' nicht schlecht!
Das könnte mir behagen!
Dazu die Maid — ahem! — schon recht —
Ich will nichts weiter sagen."
Herr Rudleib spricht zu Ermenrich,
Dem Bruder, etwas bänglich:

„Ein Graf? — Je nun, das lohnte sich!
Die Maid? — Das ist verfänglich!"
Und Hartnit sagt zu seinem Sohn:
„Gott segne deine Thaten!
Ein Weib und eine Grafenkron'! —
Mög es dir wohlgeraten!
Gelt, Kind, das ist ein Angebot?
Ihr paßt so gut in Jahren:
Sie wird dich vor der Minne Not
Recht mütterlich bewahren!"
Und Junker Widolf lacht sogleich:
„Bin unwert solcher Ehre.
Ich will Gott bitten, daß er Euch
So holden Lohn gewähre.
Ihr seid noch rüstig, lieber Herr,
Euch mag ein Weib wohl frommen:
Sie nimmt auch einen Witibber —
Kann sie ihn nur bekommen!" —
So scherzten all die andern auch.
Herr Wandilmar alleine,
Der seufzt und blickt auf seinen Bauch
Und auf die kurzen Beine
Und brummt mit sorgenvollem Sinn:
„Ob ich den Wisent fälle? —
O weh, da komm' mer nimmer hin!
Ich bleib ein Junggeselle."

Bald schwirrten Spott und muntrer Scherz
In lauterem Getreibe,
Herr Wandilmar war allerwärts
Der Weidgenossen Scheibe.
Allein, das kümmert ihn nicht sehr,
Er gönnt den Spaß den Schützen —
Blieb doch kein Pfeil im losen Schmer
Des Riesenleibes sitzen. —
So ließen sie in Fröhlichkeit
Die Rosse fürbaß traben,
Bis sie in heißer Mittagszeit
Sich kurzer Ruh ergaben.
Sie brieten rasch, was unterweil
Die guten Falken fingen,
Und was ein jeder für sein Teil
Thät mit von Hause bringen.
Herr Wandilmar der schluckt' und schlang
Für drei gesunde Männer —
Und nach dem Ritter schielte bang
Sein schwer besorgter Renner.
Der Markgraf aber trieb gar bald
Die Schmausenden zur Eile,
Die Weidlust packt' ihn mit Gewalt
Und ließ ihm keine Weile.
Er gönnte kaum den Rossen Rast,
Ihr rasches Mahl zu enden,
Des kühnen Herzens glühnde Hast
Die brannt' ihm in den Händen.
„Ihr Herren" — rief er — „unterbrecht
Für diesmal das Gelage,
Es ist genug geschmaust, gezecht,
Und kurz sind schon die Tage.
Ja, wenn der Wisent warten möcht',
Bis Wandilmar zu Rand ist,
Da kämen wir noch grade recht,
Wenn schon die Sonn' im Sand ist!"
Der Dicke macht ein groß Geschnauf
Und müht sich von der Erde,
Sie helfen ihm alle lachend auf
Und heben ihn zu Pferde.
Dann geht es sonder Aufenthalt
Durch Sand und grüne Weide,
Bis daß zuletzt der Brislangwald
Aufsteigt aus brauner Heide.

Da schweigt mit eins der laute Scherz
Ernst blicken all die Degen,
Und kühn und froh schlägt jedes Herz
Dem Manneswerk entgegen —
Herr Wandilmar alleine thut
Vom Rößlein seufzend gleiten,
Als hätt' er einen gewalt'gen Mut,
Gleich wieder heimzureiten.
Doch jetzo achtet niemand sein,
Selbst Widolfs Spott entrinnt er
Und bleibt mit seinem Schmerz allein
Als wie ein Storch im Winter.
Er lehnt an einem Eichenstamm
Und schaut voll Herzeleide
Hinauf, wo eine Lerche schwamm
Hoch oben über der Heide.
Er sieht den Schilf und Wasserlisch
Um Lachen und um Lanken,
Sieht Hagebutt und Elsgebüsch
Im Abendwinde schwanken.
Der weite Plan liegt stumm und tot,
Bedeckt mit dunklen Moosen,
Mit Ampfer und dem matten Rot
Der ersten Herbstzeitlosen.
Ein alter Rabe flattert rechts
Empor vom Waldessaume
Und läßt sich nieder mit Gekrächz
Auf einem Eibenbaume.
Dem dicken Ritter wird es schwül:
„O Rab', was soll das heißen?
Muß ich vor meiner Tage Ziel
Ins Heidekraut schon beißen?
Will's wirklich dich, du schwarzer Rab',
Nach meinem Leib gelüsten?
Soll sich mit meinem Riesengrab
Dies flache Land erbrüsten?

Soll mir im Arme wirklich nie
Ein zart Gemahl sich schmiegen,
Soll Wandilmar verscharrt allhie
Im gelben Sande liegen?" —

Die Abendluft weht kühl und feucht,
Es raschelt in den Bäumen,
Und eines Hähers Schreien scheucht
Den Ritter aus bösen Träumen.
Erschrocken blickt er ringsumher,
Zur Linken und zur Rechten,
Sieht keinen der Genossen mehr
Und keinen von den Knechten.
Sein Rößlein selbst erblickt er nicht —
So ist er ganz verlassen!
Es zuckt ihm seltsam im Gesicht;
Doch weiß er sich zu fassen.
Gen Himmel hebt er Aug' und Kinn
In mühevoller Bestrebung
Und seufzt: „Da komm' mer auch noch hin!"
In christlicher Ergebung.
Er wählt sich einen weichen Platz
Als sturmessichern Hafen,
Wo er die ganze Wisenthatz
In Frieden möcht' verschlafen:
„Ein heiler Leib, ein guter Schlaf
Und keinerlei Beschwerde,
Ist besser noch, als wenn ich Graf
Und Bräutigam gar werde."
Dann senkt auf dürren Nadeln er
Am Eibenbaum sich nieder,
Er streckt sich, gähnt und seufzet schwer
Und schließt die Augenlider.

Die Sonne sinkt, die Luft weht kalt,
Und in dem tiefen, düstern,
Jahrtausendalten Eichenwald
Beginnt ein schaurig Flüstern.
Ein Rauschen und ein Stöhnen bang
Wie wachsend Wettergrollen,
Ein hohl und dumpf Geraun erklang
Wie fernes Donnerrollen. —
Voll Angst gedacht' Herr Wandilmar,
Wie nach den Heidenmären
Gott Wodan mit der Asenschar
Hier pflegte einzukehren.
Obwohl er längst in Bann und Acht,
Hört' er die Mutter sagen,
Komm er in jeder neunten Nacht,
Den weißen Hirsch zu jagen. —
Der Ritter stopft die Ohren zu
Mit beiden Zeigefingern —
Und findet bald im Schlummer Ruh
Vor allen Spukedingern . . .

Es lag, bekannt seit alter Zeit,
Waldeinwärts eine Lichtung,
Darin stand ein Altar, geweiht
Zu blutiger Verrichtung.
Germanen ließen einst zum Thing
Das weite Viereck roden,
Und blut'ger Opfer viel empfing
Hier Zio, Donner, Woden.
Jetzt ward von Wilzen gleicherweis'
Hier Opferdienst verrichtet,
Und um den Stein im weiten Kreis
Ein Burgwall jüngst geschichtet.
Es hing von jedem Eichenast
Ein bleiches Tiergerippe —
So ehrten sie den Radegast,
Den fürnehmsten der Sippe.
Und dicht am Stein entsprang ein Quell,
Der lief im Walde weiter,
Gab gutes Wasser, kühl und hell,
Zum Trunk für Roß und Reiter.
Dorthin war mit dem ganzen Troß
Herr Iron gleich gezogen.
Entsattelt wurde jedes Roß
Und kurzer Rat gepflogen.
Der Markgraf machte selber dann
Die nötigsten Vermerke
Und wies umsichtig jedermann
Zu seinem Platz und Werke.
Viel trocken Laub ward beigebracht,
Zu Lagern hergerichtet,
Manch Holzstoß für die lange Nacht
Zum Brennen aufgeschichtet.
Der schnitzte Gabel schon und Spieß
Für den erhofften Braten,
Der schaffte das, der schaffte dies,
Vom Herren wohl beraten.

Die Ritter schlichen Paar um Paar
Schon auf der Birsch indessen
Und hatten wirklich ganz und gar
Herrn Wandilmar vergessen.
Ein Ritter und ein Knappe stund
So alle hundert Schritte,
Und jedes Paar führt' einen Hund
Am Leitseil in der Mitte.
Und jeder Hund zerrt seinen Mann
Rasch vorwärts an der Leine,
Und jeder springt, so flink er kann,
Im Waldesdämmerscheine.
Der Markgraf selber stets voran
Lustheiß wie glühnde Lohe,
Mit ihm sein Weidmann Nordian,
Wolfbizo und Winthohe.
Der Bonifaz, das Pfäfflein wert,

Der war der allerletzte,
Weil er ohn' Unterschied der Fährt'
Jedwedem Tier nachsetzte.
Die Jagdlust packt' ihn dergestalt,
Er kunnt sich nicht entbrechen,
Was von Getier er traf im Wald
Zu hetzen und zu stechen.
Doch gradaus stürmten durchs Revier
Die anderen sechs Hausen
Und ließen um den Wisentstier
Die Reh' und Hirsche laufen.

Allein es scheint, daß sie zur Zeit
Den nicht erschauen sollen:
Die Sonne schwand, und Dunkelheit
Umfängt die Unruhvollen.
Ganz ohne Mond- und Sternenschein
Die weit entfernten Paare
Im Briselang zur Nacht allein!
O, daß sie Gott bewahre!
Da sieh! — Durch schwarz Gewölke bricht
Am hohen Himmelsgipfel
Der Vollmond durch und gießt sein Licht
Auf die bewegten Wipfel.
Die lassen froh das Silbermeer
In alle Gründe dringen —
Da, horch! — Von allen Seiten her,
Was hörst du jetzt erklingen?
Ein Schnaufen und Schnoppern, ein knurrendes Drohn,
Sie wittern gewaltige Beute.
Die Knappen geschweigen im Flüsterton
Die fiebrig lechzende Meute.
Ein wütiges Reißen am haltenden Zaum,
Zornlustig und übermutig,
Ein Holpern und Stolpern von Baume zu Baum —
Sie stoßen die Köpfe sich blutig.
Sie stürzen und traben. — Welch närrische Birsch?
Was führen die Tollen im Schilde?
Das gilt nicht dem Eber, das gilt nicht dem Hirsch,
Das gilt weit größerem Wilde!

Da—horch! erdröhnt ein dumpf Gebrumm
Ganz nah — stellt, hält das Gehatze.
Die Ritter lauschen und winken stumm
Einander sich zum Platze.
Sie rücken vor im halben Kreis
In des Gebrumms Bereiche
Und brechen plötzlich aufs Geheiß
Des Jagdherrn durchs Gesträuche.

Wie nun, Herr Iron, kühner Held?
Das stillet den Weidmannsdurst dir!
Des Brislangwaldes König stellt
Zum Kampf sich, der riesige Urstier. —
Da steht der Unhold, stumm, allein,
Sein Auge glüht mordlüstern;
Sein Odem dampft im Mondenschein
Aus den blutroten Nüstern;
Er steht und schnauft und glotzt und trotzt,
Urkraft in jeder Sehne,
Und das gewaltige Haupt umstrotzt
Die lange, zottige Mähne.
Zwei Ellen lang ist sein Gehorn,
Stark, spitz und krumm gewunden,
Er beugt den Nacken tief nach vorn,
Riecht nach den zitternden Hunden
Und brüllt laut auf. — Ha! Da durchbebt
Den Kühnsten Todesschrecken,
Und jeder weicht zurück, bestrebt
Sich hinterm Baum zu decken.
Held Iron einzig wahrt die Ruh,
Wie nah der Stier auch drohe,
Die Hündin läßt er los im Nu
Und ruft: „Pack an, Winthohe!"
Gleichzeitig fast entraffte sich
Herr Isung dem Entsetzen,
Ließ Bracka los — und grimmiglich
Ansprungen die beiden Petzen.
Doch mit der Schnelle des Augenwinks
Hat sie der Stier empfangen
Und Bracka rechts, Winthohe links
Gespießt auf seine Stangen.
Ein Wehgeheul, ein Kampfgezuck,
Ein röchelndes Gekeuche! —
Er schleudert sie mit kurzem Ruck
Weit von sich ins Gesträuche.
Herr Asprian Porsi losbind't,
Und Ingram Trapp, den jungen,
Die gleicherzeit und blitzgeschwind
Den Wisent jetzt ansprungen.
Mit einem Riesensatz schwingt Trapp
Sich auf des Unholds Nacken...
Der wirft mit leichter Müh ihn ab,
Die krummen Hörner packen
Ihn rasch und schleudern ihn im Hui
Hoch ins Gezweig der Eichen —
Doch unterweilen beißt Porsi
Ihn wütig in die Weichen.
Da brüllt der Stier im wilden Schmerz,
Als würd' er abgestochen,
Stampft jählings zwei Schritt hinterwärts,
Zertritt dem Hunde die Knochen.
Jetzt rennt der Bonigk an von vorn,
Von Rudleib angehetzet,

Doch eh er springt, hat ihm das Horn
Auch schon den Leib zerfetzet.
Und Ruska packt das Tier am Schweif,
Von Ermenrich entsendet —
Doch Ruska fliegt im mächt'gen Reif
Weit fort — und ist verendet.....
Es brüllt der Stier, der Mond scheint hell,
Sechs edle Bracken fehlen —
Und alles das geschah so schnell,
Als man bis zwölf mag zählen.
Des Wisents Odem dampft wie Rauch,
Er blutet aus zwei Wunden,
Da springen aus dem nächsten Strauch
Die letzten von acht Hunden,
Und gleicherzeit trifft ihn ein Pfeil
Von Junker Widolfs Sehne,
Doch der verfängt sich, ihm zum Heil,
Unschädlich in der Mähne.
Herr Iron schleudert seinen Speer,
Der bleibt im Bug fast stecken;
Allein, das kümmert ihn nicht mehr,
Als thät eine Bremf' ihn necken.
Er jagt, Wolfbizo und Paron
Rundrasend zu erwischen;
Die aber sind gewitzigt schon
Und bergen sich in den Büschen.
Die rennt er blindlings wütend an
Und bricht durch das Gezweige,
Die beiden Rüden stets voran,
Es zeigt sich keiner feige.

Da rasseln und prasseln im Briselangwald
Busch, Heister und Telgen und Boden,
Da knickt es und knackt es und prallt es und knallt,
Als gält's eine Schneise zu roden.
Es rauscht in den Kronen, es raschelt im Laub,
Das der Wind von den Wipfeln streute,
Drein brauset Gebrüll und wütig Geschnaub
Und der Hunde helles Geläute. —
Fort stürmte der Stier und bog und brach
Sich den Weg vom Wald in die Heide,
Wild stoßend und stampfend den Rüden nach,
Im Rücken das jache Gejaide.
Hoiho! Hatzhatz! Zu des Briselang Saum!
Zornlustig und übermutig —
Sie folgen und stolpern von Baum zu Baum,
Sie stoßen die Köpfe sich blutig.
Sie stürzen und traben und schnaufen und schrein,
Es schwirren die Speere, die Pfeile —
Sie holen den rasenden Stier nicht ein,
Wie sehr sich jeglicher eile.....
Fern schwindet das Tosen — kaum tönt es noch leis,
Wie der Westwind spielt in den Blättern...
Da stehen die Ritter und trocknen den Schweiß
Von der Stirn und fluchen und wettern.

Herr Wandilmar lag unterweil
In friedevollen Träumen:
Beim Mahle saß er frisch und heil,
Sah Met im Trinkhorn schäumen,
Sah einen Braten auf dem Tisch,
Genug für zwanzig Esser,
Auch manchen Spree- und Havelfisch —
Und wetzte schon sein Messer.
Ihm wässerte der Mund, ihm schwoll
Sehnsüchtiglich der Magen....
Da schau! — er regt sich unruhvoll:
Was störet sein Behagen?
Er wälzt sich, reibt die Augen, stöhnt,
Erwacht und spitzt die Ohren,
Er lauscht, er bebt, — vom Walde tönt
Unheimliches Rumoren.
Er hört, wie's brummt und bellt und bricht,
Gespenstisches Getümmel;
Er sieht im hellen Mondenlicht —
„Erbarm dich mein, o Himmel!" —
Hoiho, wie kann der schwere Klotz
So hurtiglich aufspringen!
Hoiho, wie mag ihn auf den Plotz
Jung-Knabenmut durchdringen!?
Er klettert — nein, man glaubt' es kaum,
Wenn's nicht geschrieben stünde! —
Er klettert auf den Eibenbaum
Eichkätzchenhaft geschwinde.
Wolfbizo jagt und auch Paron
Vorbei in vollem Laufe —
Da naht des Ritters luft'gem Thron
Der Wisent mit Geschnaufe.
Er stutzt und starrt wie festgebannt,
Die Augen glühn wie Feuer —
Entgegen rennt er wutentbrannt
Dem neuen Abenteuer.
Sein linkes Horn traf um ein Haar
Den Ritter in die Waden —
Klimm höher, höher, Wandilmar,
Bewahre dich vor Schaden! —
Da bricht der Ast, ein Schrei durchgellt
Die Nacht, ein Krachen, Knacken,
Es stutzt der Stier, der Ritter fällt —

Ihm rittlings auf den Nacken.
In seiner Todesangst umstrickt
Er ihn mit Arm und Beine,
Und seine Last den Wisent drückt
Als wie zwei Mühlensteine.
Der brüllt und stößt vor Wut ein Loch
Tief in die Eibenrinde,
Doch fester und fester schnürt sein Joch
Um den Hals die lebendige Binde.
Wild stürmt er dahin und schüttelt das Haupt,
Er platscht durch Lachen und Lanken,
Schlägt hinten aus und tobt und schnaubt,
Peitscht mit dem Schweife die Flanken.
Es schneidet das Schilf, und Wasser und Schlamm
So Roß wie Reiter bespritzen;
Sie rennen mit Macht an manchen Stamm —
Herr Wandilmar bleibt sitzen.
Verzweiflung gibt ihm freisliche Kraft,
Er klammert sich fester und fester,
Er fühlt, wie der Unhold mählich erschlafft,
Und unbarmherziger preßt er.
Und während der Ritter den Stier zerritt,
Nicht müßig waren die Rüden,
Rundhetzend spielten sie übel mit
Dem wuterstickten Müden.

Da traten just zur rechten Zeit
Die Jäger hervor aus den Bäumen,
Sie öffneten Mund und Augen weit
Und glaubten schier zu träumen.
Kaum hat der Wisent die erblickt,
Anstürmt er, sie zu begrüßen
Mit trautem Hornstoß — strauchelt, knickt —
Fällt Iron grad zu Füßen.
Wild ruckt und zuckt das Riesentier —
Vergebliches Bemühen!
Ohnmächtig liegt der starke Stier
Auf beiden Vorderknieen.
Da reißt Herr Iron, kurz bedacht,
Sein Weidschwert aus der Scheide
Und stößt es bis ans Heft mit Macht
Dem Stier ins Eingeweide...
Es traf ins Herz. Heiß springt das Blut
Ihm aus der Todeswunde,
Und seine dunkle Purpurflut
Besprengt die heulenden Hunde.
Dumpf röchelt der Stier — und sieh! — Er rafft
Sich empor! — dann schleudert weit er
Vom Halse mit letzter gewaltiger Kraft
Den unheilvollen Reiter.
Und wie die Eiche dröhnend fällt,
Vom Sturmwind jäh zerbrochen
Den mächt'gen Stamm, vom Blitz zerschellt
Die tausendjährigen Knochen:
So fällt von einer Menschenhand
Heimtückischem Mordstreiche
Getroffen, hier am Waldesrand
Des Brislangkönigs Leiche.

Hei, wie's aus allen Kehlen schallt,
Wie leuchten alle Mienen,
Wie klingt's in die Heide, wie dringt's in den Wald:
„Heil Wandilmar dem Kühnen!" —
Der liegt ganz stumm und atmet kaum,
Mehr tot als wie lebendig,
Ihm ist noch immer wie im Traum,
Als ritt er noch beständig.
Sein Kleid ist arg beschmutzt, zerfetzt,
Sein Leib zerkratzt, zerschlagen,
Und wie der Stier ihn abgesetzt,
Gab's einen Stoß im Magen.
Man gießt ihm Wasser auf den Kopf,
Man reibt die fetten Glieder,
Und sieh! — der arme dicke Tropf
Erwacht zum Leben wieder.
Kaum weiß er noch, was ist, was war,
Und starrt umher voll Schrecken,
Als Iron ruft: „Graf Wandilmar,
So grüß ich den kühnsten Recken!
An meine Brust, du Schwager traut,
Gott stärke deine Jahre!
Und morgen tritt die holde Braut
Mit dir zum Traualtare."
Und lachend spricht Herr Asprian:
„Nun, bin ich nicht ein Seher?
Er war von je ein kecker Hahn,
Der tapfre Graf und Schwäher!"

Und Wandilmar sitzt in dem Kreis
Mit staunender Gebärde,
Ihm wird bald kalt, ihm wird bald heiß —
Da heben sie ihn von der Erde,
Sie schleppen ihn, sie lenken ihn
Nach jener Lagerstelle,
Sie waschen ihn, sie tränken ihn
Aus der kristallnen Quelle.
„Heil Iron, Heil Graf Wandilmar!"
So jubeln auch hier die Leute....
Da endlich wird's dem Ritter klar,
Was all das Schrein bedeute.
Zwar war ihm von dem bösen Sturz

Noch wunderlich beklommen,
Doch faßt er sich erstaunlich kurz,
Und ward also vernommen:
„Ihr habt, weil wohlbeleibt ich bin,
Euch oft an mir versündigt,
Allein — da komm mer auch noch hin!
Ich hab es gleich verkündigt" ....
Sie flochten ihm ums Haupt zum Spott
Aus Laubwerk eine Krone —
Und stolzer sitzt er als ein Gott
Auf seinem Baumstumpfthrone.

„La petite comtesse."

Indiskretionen aus der Geschichte eines Theaterstückes.

Von Otto Felsing.

(Abdruck verboten.)

Im Büreau des X-Theaters sitzt der Herr Direktor, ehedem selber ein großer „Mauernweiler" und donnernder Tragöde, und vor dem Tischchen, hinter dem er sich niedergelassen, steht in äußerst höflicher Haltung sein „Dramaturg." Sie „arbeiten" eben an dem neu erworbenen Stück „La petite comtesse." Nicht etwa, daß der Direktor und Dramaturg über die Einrichtung des Stückes sprechen, daß sie sich vornehmen, dem Autor hier und da das Aufsetzen von „Lichtern" zur größeren Effektentfaltung anzuempfehlen, oder daß sie ihm die Milderung einzelner Stellen, die sie für „kitzlig" halten, vorschlagen wollten — nein; die Arbeit der beiden bezieht sich, in diesem Augenblicke wenigstens, lediglich auf die Reklame, die für das Stück im voraus gemacht werden soll! — Mit etwas anderem nämlich als mit der Reklame hat der sogenannte Dramaturg (in bezug auf die dem Theater eingereichten Stücke) absolut nichts zu thun, trotz seines stolzen Titels. Er hat, entweder aus der ewig neu emporquellenden Fülle seiner eignen Ideen oder auf die Weisungen des Direktors hin, Reklamenotizen zu schreiben, zu hektographieren und den Zeitungen zuzustellen, Reklamenotizen, welche bei den Zeitungen den Namen „Waschzettel" führen. Unser Dramaturg am X-Theater ist in diesem Fache noch ein Neuling, führt aber eine schneidige Feder und ist deshalb vom Direktor engagiert worden. Es gilt nun, ihn in die Finessen seiner neuen Berufsthätigkeit einzuweihen. Der Direktor macht ihn zunächst darauf aufmerksam, daß die gesamte Reklame für das Stück eine organisch in sich zusammenhängende sein muß; daß es nicht genug sei, hier und da mal eine gut abgefaßte Notiz in die Zeitungen zu „lancieren," sondern daß System in der Sache sein müsse; denn „die Sache will's," citiert der Tragöde-Direktor Othellos Worte, wie er denn überhaupt nach alter Schauspielergewohnheit kaum einen Satz spricht, in dem nicht ein Citat aus irgend einer seiner Rollen zu Gehör kommt.

Der Herr Direktor hat heute seinen guten Tag; er ist leutselig gegen seine Untergebenen, wie nur irgend ein Großer der Erde leutselig zu einem aus dem Volke sein kann. Allerdings schließt diese theatralische Leutseligkeit ein gutes Stück Herablassung in sich und beweist somit, daß es dem Direktor an Selbstschätzung ganz gewiß nicht mangelt. Aber nicht nur, daß er von seiner Person eine große Meinung hat, er hat sie auch von seinem „Institute," wie er das Theater konsequent nennt, und er versucht es auf jede mögliche Weise, dieses „Institut" vor den Augen der Welt auf ein hohes Piedestal zu heben, selbst wenn es nur Leistungen geringwertiger Natur bieten sollte. Zu den kleinen und kleinsten Mittelchen, die er zur Erreichung seines Zieles anwendet, gehört: erstens, daß er sich einen „Dramaturgen" hält, wo doch ein leidlich gebildeter Buchhalter oder Schreiber genügen würde, und zweitens, daß er diesen Dramaturgen, wenigstens vor der Welt, niemals anders als „Herr Doktor" tituliert, mag nun der Hektographist des Theaters eine Universität auch nur von außen gesehen haben oder nicht! Der „Dramaturg" erhält hier, allerdings in anderer als der gewöhnlichen Bedeutung, den akademischen Grad honoris causa; denn es ist sozusagen eine Ehrung für das Theater und den Direktor, wenn dieser sich einen wenigstens anscheinend akademisch gebildeten Mann halten kann, es erhöht den Glanz

des „Instituts," einen „Doktor" im Engagement zu haben. So oft ihn aber auch der Direktor „Herr Doktor" betitelt, er hat von ihm eine unglaublich geringe Meinung. — Wir würden dies sehr gut erkennen, wenn wir eine Tarnkappe besäßen und einige Wochen, nachdem der „Dramaturg" durch den Direktor in sein neues Amt eingeführt worden ist, eine Szene mit anhören könnten, die sich wiederum im Theaterbüreau und gleichfalls zwischen dem Direktor und seinem „Herrn Doktor" abspielt. Wir würden da z. B. folgendes zu hören bekommen:

„Sie, Herr Doktor!" beginnt der „Chef." — Erschrocken fährt der Angeredete von seiner Arbeit auf, so daß die hektographische Tinte seiner Feder nie verlöschende Klexe auf das Pult spritzt. — Herr Doktor? Also steht ein Gewitter am Horizont!

„Haben Sie die Angriffe heute in der ‚F-Zeitung' gelesen?" (Die „Angriffe" bestanden in der Schlußbemerkung einer sonst geradezu lobtriefenden Rezension, welche nur ganz zuguterletzt die übermäßige Anwendung von „Beleuchtungseffekten" in ruhigen, völlig sachlichen Worten tadelte, dennoch aber, bei der ans Lächerliche grenzenden Empfindlichkeit aller Bühnenmitglieder für jeden Tadel, den Zorn des Künstlerdirektors hervorgerufen hatte.) — „Haben Sie diese unerhörten Angriffe gelesen?" — (Jede Silbe wird mit wuchtiger Betonung gesprochen.)

„Jawohl, Herr Direktor!"

Der Tragöde-Direktor zieht die olympischen Brauen zusammen, schüttelt die Zeus-von-Otricoli-Locken und ruft im Tone des höchsten Erstaunens: „Das haben Sie gelesen??! ... Und was haben Sie dagegen gemacht???!"

Verlegenes Achselzucken des Dramaturgen. „Was kann ich dagegen machen? . . . Es war doch schließlich eine so lobende Besprech—"

„Dagegen haben Sie nichts gemacht?!! Aber da hört doch verschiedenes auf!!! Und ‚lobend?' Sie wollen wohl sagen: ‚mäßig anerkennend!' . . . Hören Sie mal, mein Lieber," setzt der Direktor mit wahrhaft vernichtender Jovialität hinzu, „Sie scheinen wirklich noch gar nicht zu wissen, was ein Dramaturg in solchen Fällen zu thun hat! Sie mußten das verhindern! Angriffe gegen mein Institut dürfen nicht vorkommen, zum mindesten nicht zum zweiten Male! Da hat das Ihr Vorgänger denn doch besser verstanden; ein so großer Esel er auch sonst war, der Doktor Z., aber das verstand er! Da geht man hin in die Redaktion! Die Kerle kriegen ja ohnehin Freibillets, und nun wollen sie gar mein Theater schlecht machen! Mein Institut!?! Das darf nicht vorkommen, sage ich Ihnen!" (Mit steigendem Zorn:) „Und Sie haben noch nicht Ihren Hut in der Hand und gehen schleunigst in die Redaktion? Ja, was denken Sie sich denn eigentlich? Was glauben Sie denn, wozu ich Sie engagiert habe? Ich brauche einen Dramaturgen, der zum drittenmal hinten 'rein kommt in die Redaktion, wenn man ihn zweimal vorne 'rausgeworfen hat! Das ist ein Dramaturg! Sie sind kein Dramaturg!"

Und damit begibt sich Jupiter tonans auf die Bühne, fest entschlossen, diesem „unbrauchbaren" Dramaturgen zu kündigen.

Die Bezeichnung „unbrauchbar" war in diesem Falle eine ganz ungerechte; denn in Wahrheit hat der „Herr Doktor," Dramaturg vom X-Theater, seine Schuldigkeit in der Verbreitung von „Waschzetteln" über das neue Stück nicht nur in vollem Maße, sondern auch mit einem nicht zu leugnenden Geschick gethan. — Es ist keine Kleinigkeit für ihn, dem Institute durch solche Waschzettel auch wirklich zu dienen; denn diese Tag für Tag erscheinenden „redaktionellen Notizen" müssen so gefaßt sein, daß das darin enthaltene Lob, die Anpreisung des Bühnenwerkes wie der Bühne, sich nicht allzu aufdringlich bemerkbar macht; sie müssen vielmehr so aussehen, als solle dem Publikum lediglich eine kleine, dasselbe in der That interessierende Mitteilung in bezug auf das neue Stück oder einen der mitwirkenden Künstler ꝛc. gemacht werden. Sind sie in der That so gehalten, so nehmen die Zeitungen sie ganz gern und bringen sie auch, wie der Herr Direktor das wünscht, im Feuilleton unter, nicht in der sehr viel weniger hoch geschätzten Rubrik „Vergnügungschronik" oder wie sie sonst heißen mag. Der Vorgänger des jetzigen Dramaturgen hatte sich den nicht gerade ehrenvollen Beinamen „Doktor Z., der Esel" dadurch zugezogen, daß er der Geschicklichkeit ermangelte, seine Waschzettel für alle Teile befriedigend abzu-

fassen, d. h. die Reklame unauffällig, harmlos aussehend und darum doppelt wirksam zu betreiben. Bei seinen Notizen trat die Absicht, das X-Theater dem Leser ins Gedächtnis zu bringen oder ihn gar direkt aufzufordern, doch ja sobald wie möglich hineinzugehen, zu deutlich zu Tage, ja manchmal mit geradezu unverschämter Deutlichkeit. Er verließ sich eben zu stark auf die zwischen dem Theater und den Zeitungen bestehende „Geschäftsverbindung," d. h. auf die Thatsache, daß das Theater seine Inserate bezahlt (meistens mit einem sehr billigen Pauschquantum, pro Monat oft nicht mehr als 20 Mark). Er verließ sich ferner zu sehr darauf, daß das X-Theater — gleich allen anderen Bühnen — nicht nur zu den Premièren, sondern auch für jede Wiederholung eines Stückes auf Verlangen und gegen Bescheinigung der betreffenden Redaktion derselben gratis zwei Billets zu verabfolgen pflegt, und vergaß dabei die weitere Thatsache, daß die Redaktionen nicht so wie die Theaterdirektionen die Waschzettel gewissermaßen als integrierenden Bestandteil der Inserate ansehen, und daß sich demgemäß ein Zwiespalt der Meinungen zwischen Redaktion und Direktion herausstellen mußte, da die Direktion die womöglich wörtliche Wiedergabe der Waschzettel beanspruchte und die Redaktion sie höchstens in stark gekürzter Form zugestehen wollte. — Da versteht der so ungerechterweise „unbrauchbar" gescholtene neue „Doktor" die Sache sehr viel besser! Er trägt Tag für Tag dazu bei, die Zahl der von den verschiedenen Kunstinstituten herstammenden und in die Redaktionen z. B. der Berliner Zeitungen gesandten „Waschzettel" auf dreißig bis vierzig zu bringen; er schickt, wenigstens anfänglich, Tag für Tag seinen hektographisch vervielfältigten Lobeserguß an die Blätter und wird somit für diejenigen, welche zwischen den Zeilen zu lesen vermögen, zum Historiographen des neu erworbenen Stückes des X-Theaters. — Sehen wir uns einmal an, in welcher Form er die Geschichte des Stückes „La petite comtesse" in den öffentlichen Blättern der Residenz zu schreiben unternimmt!

Vor uns liegt ein ganzer Packen von Nummern derselben Zeitung. Wir schlagen die erste, zweite, dritte, sechste, zehnte Nummer auf: überall finden wir einen Waschzettel über die Vorzüglichkeit, die Pikanterie, die glänzende Ausstattung, den riesenhaften Erfolg des Stückes „Die kleine Komtesse." Und sie alle — es mögen ihrer wohl an die sechzig sein — stammen aus der Feder unsers „Dramaturgen." Freilich liegen sie gedruckt nicht ganz in der Fassung vor, wie sie hektographiert wurden, weil nämlich die Redaktionen wenigstens das gröbste Lob des Stückes, das am allerlautesten zum Himmel schreiende Selbstlob dieses „Instituts" kurzerhand herausgestrichen haben. Es bleibt immer noch eine solche Summe von enthusiastischem Lobe des Stückes, des Autors, der Schauspieler, der Ausstattung und last not least des Direktors übrig, wie sie wohl Schiller und Goethe zusammengenommen nicht auf ihr Haupt gehäuft sahen! — Nun also zu „Waschzettel 1."

„Der unablässig strebsame Direktor des rührigen X-Theaters hat sich gestern mit dem Blitzzuge nach Paris begeben, um das Repertoirestück des Odeontheaters: „La petite comtesse" kennen zu lernen, es zu erwerben und in der Pariser Ausstattung noch in dieser Saison dem hiesigen Publikum vorzuführen."

Waschzettel 2 lautet:

„Wir erhalten soeben aus Paris ein Telegramm mit der Meldung, daß Direktor Y vom X-Theater das in Paris allabendlich mit wahrhaft sensationellem Erfolge gegebene, zwerchfellerschütternd lustige Stück „La petite comtesse" für seine Bühne erworben hat, was freilich nur unter den allerschwersten, bis jetzt noch nicht dagewesenen Opfern möglich war, da es galt, zwei Konkurrenten aus dem Felde zu schlagen, welche bereit waren, das Stück für Deutschland ein für allemal für die enorme Summe von 400000 Franken zu erwerben. Der berühmte Autor gab indes dem persönlich bei ihm erschienenen Direktor Y den Vorzug, da er ... seine eignen Worte ... ‚von Fachleuten soviel Schmeichelhaftes über seine geniale Regieführung und das vorzügliche Ensemble der Bühne gehört, daß er es gern dem X-Theater anvertraue.' — Es mag hinzugefügt werden, daß der rührige Direktor auf seiner Reise zweimal in größter Lebensgefahr schwebte; einmal drohte bei der Hinreise nach Paris der Zug zu entgleisen, da ein Achsenbruch stattgefunden hatte; und das zweite Mal war es nur ein Wunder, daß Direktor Y dem sicheren Tode entging; das Zahnrad des Fahrstuhls seines Hotels brach, und der Fahrstuhl schoß sausend in die Tiefe. Eine Engländerin wurde buchstäblich zermalmt. Direktor Y kam wie durch ein Wunder mit heiler Haut davon."

Anmerkung einer verständigen Redaktion:

„Na, na! Der Dramaturg des X-Theaters sollte doch nicht gleich bei der Annahme eines Stückes mit Hochdruck ‚reklamieren!' Zu viel Reklame hat schon so manchem Stücke das Genick gebrochen, wenn auch der Direktor das seinige aus dem Fahrstuhlunglück unversehrt nach Hause

brachte! War er denn überhaupt drin, als das Zahnrad brach? Oder befand sich nur Old-England allein darin?"

Die „Waschzettel 3 bis 8" berichten nun von den Einstudierungen des Stückes, von den dazu nöthigen Neuengagements „erster Kräfte" zu „kolossalen Summen" ... eines der Hauptmittel der Theaterreklame ist ja die Bekanntmachung der wirklich gezahlten oder nur fingierten ungeheueren Gagen ... ferner von den „kolossalen Summen," welche die Ausstattung des Stückes erfordert 2c. 2c. — Dann folgen ein paar „Waschzettel," in denen angegeben wird: 1. daß das Stück wegen Erkrankung des Fräuleins Sounds verschoben werden müsse, und 2. daß es nun doch dann und dann gegeben werden würde, „da sich Fräulein Soundso überraschend schnell von der so gefahrdrohend gewesenen Krankheit wieder erholt habe." — Nach kurzer Pause, welche durch eine oder mehrere Notizen „über das bis zur Première der ‚Petite comtesse' laufende Stück" ausgefüllt wird, erscheint „Waschzettel 13" mit folgendem Wortlaut:

„Direktor Y ist heute inmitten der aufreibenden, jeden Abend nach Schluß des stets vor ausverkauftem Hause gegebenen Prachtschwankes: ‚Der Vielverlobte' anhebenden und bis zum Morgengrauen währenden Vorbereitungsarbeiten für das geniale französische Werk: ‚La petite comtesse,' das bekanntlich in diesen Tagen im X-Theater in Szene gehen sollte, von einer schicksalsschweren, fast niederschmetternden Nachricht ereilt worden: die Censur hat Schwierigkeiten gemacht, und es ist wohl leider keine Frage mehr, daß sie dieses überschäumend lustige, freilich ein wenig ‚starke' Stück ganz verbieten wird."

Das heißt aus dem Reklamejargon ins Deutsche übertragen: die Censur, der ja jedes Stück eingereicht werden muß, hat dem Direktor erklärt, diese und jene (allerdings unverschämt „starke!") Dialogwendung müsse gestrichen werden. Der Direktor ist aber keineswegs „niedergeschmettert;" denn er hat das vorausgesehen. In vielen Fällen hat er, der geschäftskundige Mann, der da weiß, daß die Ankündigung, das Stück sei sehr lasciv, die Anziehungskraft verstärkt, sogar dafür gesorgt, daß solche starken Dialogstellen erst durch die Übersetzung in das Stück hineinkamen! Das ermöglicht ihm dann, dreifach Reklame zu machen: 1. durch die Mitteilung, daß „La petite comtesse" noch schärfer „gewürzt" sei als der „Vielverlobte," 2. mit den „Schwierigkeiten," welche die Censur nun natürlich macht, und 3. durch einen neuen „Waschzettel," der da lautet:

„Der rührige Direktor Y hat es endlich nach langen Bemühungen durchgesetzt, das in Paris mit so anhaltendem, sensationellem Erfolge gegebene, nur mit so schweren Opfern von ihm erworbene Stück ‚La petite comtesse' nun doch von der Censur freizubekommen, nachdem er sich entschlossen, einige der beanstandeten ‚starken' Stellen zu streichen. — Daß dadurch das meisterhaft gebaute, von einer Fülle der komischsten Charaktere getragene Stück nichts von seiner überschäumenden Lustigkeit, nichts von seinem faszinierenden Witze, seinen geistsprühenden Dialogperlen verloren hat, dafür bürgt wohl der Name des Übersetzers Dr. Rasenstiel, der bekanntlich zu unsern feinsinnigsten und witzigsten Schriftstellern gehört! Das Stück wird also in wenigen Tagen in Szene gehen, sicher mit demselben sensationellen Erfolge wie in Paris. Daß sich für ‚La petite comtesse' jetzt schon das lebhafteste Interesse in den ersten Kreisen unsers Publikums zu erkennen gibt, beweisen die vielen, zum Teil durch Livreediener bewirkten Vorausbestellungen von Billets."

Natürlich ist noch kein einziges Billet vorausbestellt worden, natürlich hat sich noch kein Livreebedienter am Kassenschalter sehen lassen! Und was das „bekanntlich" bei der Erwähnung des „feinsinnigen" und „witzigen" Übersetzers anlangt, so haben die Dramaturgen dabei von den Zeitungen gelernt, die ja bekanntlich immer „bekanntlich" schreiben, wenn dem Publikum von der Sache nichts bekannt ist, es aber glauben soll, es müsse das eigentlich wissen!

Endlich geht nun das Stück in Szene, nachdem noch ein paar „Waschzettel" die Besetzung desselben bekanntgegeben haben.

Die Vorreklame hat ihre Dienste gethan; nun beginnt die Begleitreklame.

„Waschzettel" melden, daß das Haus stets ausverkauft ist; daß Tausende an der Kasse hätten umkehren müssen, ohne an das Ziel ihrer Sehnsucht zu gelangen; daß der Kassierer in der glücklichen Lage wäre, den Schalter schon lange vor Beginn des Stückes zu schließen und in der von allen seinen Kollegen der anderen Bühnen beneideten Situation sei, sich an jedem Abend von Anfang an das ganze Stück anzusehen.

„Geht" das Stück wirklich, so dauert das eine Weile an. Nach gewisser Zeit kommt aber eine Abwechselung in die Reklame. Die Zahlenangaben betreffs der Besucher erscheinen seltener; dafür wird aber an jedem Montage den Zeitungen ein „Waschzettel" zugestellt, der die „glänzenden, in dieser Höhe noch nie

dagewesenen" Kassenrapporte enthält und mit der vom Direktor der Bühne inspirierten Versicherung schließt:

„Dem rührigen Direktor sei zu diesem sensationellen Erfolge" (das Wort „sensationell" gehört zu den „Haushaltworten" der Theaterreklame) „von Herzen aufrichtig Glück zu wünschen."

Darauf kommen dann „redaktionelle Notizen" . . . natürlich aus dem Büreau des X-Theaters . . ., in denen mitgeteilt wird, daß neulich der Verein und gestern jener Verein zwei Drittel des X-Theaters bestellt habe,

„um seinen Mitgliedern gegen eine durch den Massenbezug gerechtfertigte Preisermäßigung Gelegenheit zu geben, das geradezu köstliche Zusammenspiel des ja durchweg vortrefflichen Personals, und die bekanntlich wundervolle Ausstattung des X-Theaters zu sehen. Gegeben wurde selbstverständlich das Zugstück der ausgezeichneten Bühne, die übertolle ‚Petite comtesse,' die wohl noch auf viele Monate hinaus ihr lustiges Zepter schwingen wird und den glücklichen Direktor vorläufig aller Repertoiresorgen überhebt."

Am anderen Tage sind es nicht „hiesige Vereine," sondern „Gäste von auswärts," zumeist freilich auch „ganze Vereine," die, wenn man dem Hektographisten glauben will, „einen Extrazug zu ermäßigten Preisen genommen haben, um den von überschwenglicher Lustigkeit erfüllten Kassenmagneten des X-Theaters zu sehen." — Nicht ungewöhnlich ist es, daß unser „Dramaturg" im Geschäftsinteresse seines Prinzipals den Pegasus reiten muß. Er fingiert dann . . . und das ist der phantasievollste Teil seiner poetischen Leistungen . . ., daß irgend einem Mitgliede von begeisterten Verehrern seiner Kunst ein Gedicht launigen Inhaltes übersandt worden sei, natürlich in Begleitung von Blumen (oder, wenn die Rolle dafür Anhaltspunkte gibt: eines Korbes Champagner, eines Köfferchens mit tausend Cigarren oder dergleichen). Auch das kommt oft vor, daß der Direktor seinen Mitgliedern ein Fest gibt, wenn das Stück seine 25., 50. oder 100. Aufführung erlebt hat, daß er sie dabei mit Busennadeln beschenkt, die nach dem zur Verbreitung dieser Thatsache angestifteten Hektographisten des Theaters einen „geradezu fabelhaften Wert" repräsentieren sollen. Hat das Stück unter Beihilfe der mit ihm gemachten Reklame wirklich eine solche Zugkraft bewiesen, daß es über die „Hundert" hinausgekommen ist, nun, dann arbeitet die Reklame mit verdoppelter Anstrengung: jetzt hat sie eine vortreffliche Handhabe, indem sie auf die ja nicht zu leugnende Thatsache so vieler Aufführungen hinweisen kann, und sie rasselt denn auch weidlich auf der Reklametrommel! Ist die Jubiläumsziffer von der Theaterreklame endlich bis aufs letzte ausgenutzt, so kommen andere Reklamemittel an die Reihe. Sehr beliebt ist dann die Waschzettelwendung:

„Gestern spielten die Mitglieder des X-Theaters zwar nicht vor dem bekannten ‚Parkett von Königen,' wohl aber vor einem kleinen Kongreß von Direktoren größerer und mittlerer auswärtiger Bühnen, die nicht nur das vielgerühmte Werk des genialen Auguste du Tout, sondern auch die unvergleichliche Inszenierung des X-Theaters sehen wollten, um hiernach das Stück auf ihren Bühnen zu inszenieren . . . selbstverständlich in einer den Verhältnissen entsprechenden, weniger glanzvollen Ausstattung, da jene des X-Theaters selbst von großen Provinzbühnen auch nicht annähernd kopiert zu werden vermag."

Dazwischendurch versendet der „Herr Doktor" des X-Theaters mancherlei Waschzettel von ganz harmlosem Aussehen (für den mit der Theaterwelt nicht näher Vertrauten!), Notizen, die sich, abgesehen von dem allzu lobpreisenden Stile und dem häufig recht anzweifelbaren Deutsch, auch ganz nett lesen, da sie eben aus der Feder dieses „gewiegten" Dramaturgen stammen; Schade nur, daß sie allesamt den einen Fehler haben, daß kein wahres Wort daran ist! Sie binden demjenigen, der ihre Sprache nicht kennt, mit der Miene völligster Unbefangenheit z. B. folgendes Geschichtchen auf:

„Bekanntlich kommt in dem allabendlich vor total ausverkauftem Hause im X-Theater in Szene gehenden lustigen Stücke . . . das, nebenbei gesagt, hier noch einen weit sensationelleren Erfolg hat als selbst in Paris, was die wahrhaft lächerlich hohen Kassenrapporte dem glückstrahlenden Direktor Y. Tag für Tag von neuem beweisen . . . eine Szene vor, in der die ‚petite comtesse' während eines furchtbaren Gewittersturms aus ihrem prachtvoll eingerichteten Saale über die Altane in den Park eilt, um das Duell ihres Geliebten mit seinem Nebenbuhler zu verhindern. Zu kopfschüttelndem Bewundern so mancher Dame thut sie dies bekanntlich in ihrem köstlichen Ballanzuge, einem wahren ‚Gedicht aus Seide und Spitzen.' Sie wirft nur in aller Eile einen Regenmantel darüber und nimmt einen Schirm zur Hand, den ihr aber der Sturm sofort beim Hinaustreten in den Park unter dem schallenden Gelächter des nach vielen Hunderten zählenden Publikums umkehrt und zerfetzt, so daß die ‚petite comtesse' total durchnäßt, triefend vor Regen und zähneklappernd vor Kälte, wieder zurückkehrt und sich nun unter dem erneuten Gelächter des

den Zuschauerraum bis unter die Dachsparren des X-Theaters füllenden distinguierten Publikums die von ihr niedertriefenden Wassermassen abschüttelt. — Dieser Szene wollte sich nun … es ist buchstäblich wahr! … die Reklame bemächtigen! — Ein findiger Gummiregenmantelfabrikant hat nämlich die gar nicht üble Idee gehabt, dem bekanntlich zwar sehr geschäftskundigen, aber für solche Propositionen total unzugänglichen Direktor Y. eine hohe Summe zu bieten … eine Summe mit drei Nullen, notabene! … wenn er diese Szene mit einer leichten Änderung so geben lassen wolle, daß die ‚petite comtesse‘ zwar total durchnäßt in den Saal zurückkommt, die ausgezeichnete Wirkung der Szene also nicht geschädigt wird, daß sie aber dann ärgerlich den Regenmantel abwirft und sich durch einen Diener einen anderen mit den Worten zureichen läßt: ‚So, dieser da wird bessere Dienste thun; er ist ja von Adolf L…. & Komp.!‘ Dann sollte sie sich von neuem in den sturmgepeitschten Park stürzen und staubtrocken wieder zurückkehren! … Trotzdem, wie gesagt, Direktor Y als vortrefflicher Geschäftsmann die Vorzüglichkeit dieser Idee des spekulativen Gummistoffjabrikanten natürlich voll und ganz einsah und es sehr wohl verstehen konnte, daß selbst eine so weltberühmte Firma sich Erfolge davon verspricht, wenn sie viele Monate hindurch allabendlich einem distinguierten, ungewöhnlich zahlreichen Publikum auf eine so wirksame Weise ins Gedächtnis gerufen wird, und obwohl der Vertreter der Firma sich bereit erklärte, eventuell auch das doppelte für diese vorzügliche Reklame zu zahlen, so blieb der vornehm denkende Direktor Y doch fest und wies den Bittsteller kategorisch ab! Er ist eben kein Reklamemacher! — Ob wohl viele Theaterdirektoren ebenso gehandelt haben würden?“

Von gleichem Kaliber ist natürlich auch der folgende Waschzettel:

„Die überaus reiche und geschmackvolle spanische Ausstattung der ‚Petite comtesse‘ hat dem bekanntlich zu den größten seines Faches gehörenden Dekorateur des X-Theaters von hoher … wir sollten eigentlich sagen: von sehr, sehr hoher … Seite den ungemein ehrenvollen Auftrag verschafft, den Salon eines dem Publikum zwar sehr bekannten, leider aber nur selten zugänglichen Fürstenschlosses in ganz gleichem Stile und in ganz gleicher Ausschmückung wie den Saal des Landschlosses der ‚Petite comtesse‘ einzurichten, welch letzterer bekanntlich jedesmal beim Aufgehen des Vorhanges von dem distinguierten Publikum unserer Residenz mit rauschendem Beifall als ein Meisterwerk der Bühnendekorationskunst unserer Tage anerkannt wird. Man gratuliert dem vortrefflichen Künstler bereits jetzt schon, wenn auch vorläufig noch scherzhafterweise, zu dem Orden, welchen ihm die zweifellos ebenso vorzüglich wie im X-Theater gelingende Ausstattung des Saales in jenem Prinzenschlosse einbringen wird! Der bescheidene Künstler lehnt solche Gratulationen halb ärgerlich, halb lachend ab. Wir sind aber überzeugt: die Ordensdekoration selber wird er, der ‚Mann der Dekorationen,‘ gern acceptieren, und auch die Gratulationen nicht mehr abweisen, wenn erst einmal nicht nur das tausendköpfige Publikum des X-Theaters, sondern auch der ‚Reichs-Anzeiger‘ seine unübertrefflichen Leistungen anerkannt haben wird.“

Mit fürstlicher Gunst operiert unser „Herr Doktor,“ wie überhaupt alle Theater-Dramaturgen, durchweg sehr stark. Er versendet vom Direktor unterzeichnete Einladungen an alle möglichen Fürstlichkeiten, und kommt dann der eine oder andere Fürst, so schickt unser Dramaturg den Redaktionen Waschzettel über Waschzettel ein, denen zufolge der „hohe Herr“ dem Stücke bis zum Ende (oder doch mindestens bis zum Schlusse des dritten Aktes) beigewohnt und sich entweder „augenscheinlich herrlich amüsiert“ oder gar dem „glückstrahlenden Direktor die seltene Ehre erwiesen habe, ihn zu sich in die Loge zu bescheiden, um ihm seinen ‚hohen,‘ ‚höchsten‘ oder gar ‚allerhöchsten‘ Dank für ‚die so überaus heiteren Stunden‘ abzustatten.“

So gestaltet sich die Geschichte des Stückes „La petite comtesse,“ wenn es in der That lustig genug ist, um es bis zur 100., vielleicht auch bis zur 150. Aufführung zu bringen!

Andere Stücke des X-Theaters sind freilich auf diese Höhe des Erfolges nicht gekommen, trotz aller Anstrengungen des Dramaturgen, trotz der Säulenplakate, auf denen die Photographieen der Mitglieder, wenn nicht gar in Farbendruck ganze Szenen des Stückes, weithin sichtbar prangen. Da gilt es für den federgewandten Dramaturgen, die Thatsache zu verhehlen, daß das Stück, trotz seiner vielleicht 25, 30 Aufführungen (bei der 25. erscheint eine riesige rote „25“ an den Anschlagsäulen, umgeben von einem kolossalen, grün gedruckten Lorbeerkranze) im Grunde doch nur ein „Durchfall“ war; denn im X-Theater beginnt ein wirklicher Erfolg erst so um die 80. Aufführung herum; 75 sind für den Direktor immer noch ein mittlerer Erfolg, was sich aus der Spezialisierung des Bühnengeschäftes in großen Städten erklärt. — Bis zur letzten Aufführung hin, der nur wenige zahlende Besucher und etwa hundert „Freiberger“ beiwohnten, hatte unser „Herr Doktor“ auf seinen hektographischen Zetteln dem Autor, dem Stücke, den Schauspielern und dem Direktor Wolken von Weihrauch gespendet; und nun erscheint vor dem schon lange darauf wartenden Dramaturgen der Direktor mit den gramumdüsterten Zügen

Hamlets. Heute ist er nicht sehr gnädiger Laune, und so fährt er denn seinen Dramaturgen an:

„Herr, ich begreife Sie nicht! Haben Sie denn keine Augen zu sehen und keine Ohren zu hören, daß Sie wie toll und verrückt mit Lobeshymnen über den ‚Roten Adolf‘ um sich werfen, und vorgestern — Herr des Himmels, vorgestern!!! — dem Stücke ‚eine langdauernde Herrschaft auf den Brettern des X-Theaters‘ prophezeien?!! — Jetzt sehn Sie zu, wie Sie sich 'rausziehen aus der Grube, die Sie sich selber gegraben haben! — Aber das sage ich Ihnen: merkt das Publikum was, oder machen die dummen Redaktionen ihre albernen Randglossen zu der Meldung von der Absetzung des Stückes, so wissen Sie ja, wo hier der Zimmermann das Loch gelassen hat, Herr Doktor!!“

Der Dramaturg zittert vor diesen Worten nicht; er hat während der Lebensdauer der „Petite comtesse“ sein Handwerk gründlich gelernt, er hat auch bei seiner eifrigen Lektüre der aus anderen Theaterbüreaus in die Zeitungen „lancierten“ sogenannten redaktionellen Notizen gesehen, wie man einen „Durchfall“ kaschiert und so setzt er sich denn in aller Gemütsruhe hin und beginnt zu schreiben. Und am nächsten Morgen erscheint in allen Blättern der Residenz die kurze, aber so vielsagende Notiz:

„Trotz der noch immer andauernden, ja in den letzten Tagen über alle Erwartungen gesteigerten Zugkraft des ‚Roten Adolf‘ sieht sich der Direktor Soundso vom X-Theater zu seinem Leidwesen genötigt, das Stück vom Repertoire abzusetzen, da ihn ältere kontraktliche Verpflichtungen zwingen, von morgen ab die espritvolle französische Posse: ‚Der große Unbekannte‘ zu geben. Auch dieses tolle Capriccio hat der unablässig strebsame Direktor auf seiner vor einiger Zeit gemeldeten Reise nach Paris an Ort und Stelle vom Autor erworben 2c. 2c. 2c.“ — (Siehe Waschzettel 1, 2 und folgende!)

Wir legen den vor uns aufgeschichteten Haufen von Zeitungsnummern beiseite: wir wissen nun, „wie's gemacht wird!“

Berlin und Kölln huldigen dem Markgrafen Friedrich II von Brandenburg.

Von Rudolf Stratz.

(Zu dem gegenüberstehenden Einschaltbilde.)

„Ich befind, daß meines Lebens nicht mehr sein will!“ sprach am 18. September 1440 Kurfürst Friedrich I von Brandenburg zu den vier, sein Krankenlager umstehenden Söhnen. Zwei Tage darauf endete der Tod das vielbewegte und an Erfolgen reiche Dasein des ersten Hohenzollernherrschers in der Mark, des ersten Begründers der brandenburgisch-preußischen und der neuen deutschen Größe. „Es ist aber,“ schreibt der Pfarrherr zu Straußberg in der Mittelmark, Andreas Engelius, in seinem rerum Marchiarum breviarium, „an des Churfürst Marggraffs Friderichs zu Brandenburg stadt Churfürst worden sein Sohn Friderich der eltere, denn man mit dem zunamen den Marggraffen mit den Eysern Zeenen genennet hat, darumb das er ein tapffer frewdiger Held gewesen.“

Friedrich II, der Eiserne oder mit den Eisenzähnen, wie seine Zeitgenossen ihn nannten, war der zweite Sohn des einstigen Nürnberger Burggrafen. Der älteste Bruder, Johannes, hatte freiwillig auf die Krone verzichtet. Er war, nach den Worten des Chronisten Reinerus Reineck von Steinheim, „ein gar sanfftmüthiger, eingezogener Herr, der sich gegen seynen Vater in aller Ehrerbietung und Gehorsam bezeiget. In maßen er auff dessselben Bedencken und wohl Meinung die Chur (die Kurfürstenwürde) seynem Bruder Friderichen übergeben.“

Er hatte wohl daran gethan. Für einen sanften, stillen Charakter war jene eiserne Zeit nicht geschaffen. Sie verlangte einen ganzen Mann von echtem Schrot und Korn, von klugem Rat und fester That, und ein solcher, ein wahrer Hohenzoller ist, gleich seinem Vater und dem ihm später in der Regierung gefolgten jüngeren Bruder Albrecht Achilles, auch Friedrich der Eiserne gewesen.

Wer in jener Zeit zur Regierung gelangte, vom Kaiser bis zu dem Grafen herab, der fand ringsum nichts als Hader und Verwirrung, Verwickelungen und Fehden aller Art. So auch in der Mark. Hier die Feind-



Die Städte Berlin und Cölln huldigen dem Markgrafen Frie
(Mit Genehmigung der Photo



rich II von Brandenburg. Nach dem Gemälde von Julius Schrader.
graphischen Gesellschaft in Berlin.)

schaft der Pommern, dort die Umtriebe Polens, hier der Papst mit seiner aufsässigen Geistlichkeit, dort der Kaiser in ohnmächtigen Versuchen, seine Oberhoheit fühlen zu lassen, da wieder die Herren des deutschen Ordens, von welchem Friedrich II — die größte That seines Lebens — die Neumark erwarb, und dort endlich, und nicht zum geringsten — die eignen Unterthanen.

Zwar der Teil des Volkes, auf welchen sich ein Fürst jener Zeit vorzugsweise stützte, der Adel, hatte sich in Brandenburg der Souveränität des Landesherrn gefügt. Jahrzehnte waren verstrichen, seit die märkischen Herren, mit den Pommern verbündet, zur Schlacht am Kremmerdamm wider den Nürnberger Burggrafen ausgeritten, seit vor den Schlössern des trotzigen Adels die „faule Grete" gebrummt und die starke Faust Friedrichs von Hohenzollern die 24 Quitzow-Burgen gebrochen. Grollend noch, aber der Gewalt der Umstände sich fügend, saßen die Rochow und die Putlitz, die Köckeritz und die Bredow auf ihren Schlössern. Die Fehden hatten aufgehört, die Straßen waren frei, nur selten noch lauerte hie und da im nächtigen Tannendunkel, die Gesichter sorgsam geschwärzt und die Eisenkappe tief in die Stirne gezogen, ein Trupp Reiter dem zur Messe ziehenden Krämer auf.

Der Handel blühte auf, die Städte entwickelten sich und allen voran Berlin und Kölln. „Die Stadt," schreibt ein Historiker, „glich einem vollblütigen Körper, der Ausdehnung sucht und Einschränkung nicht ertragen kann." Der Gewerbefleiß Berlins war für jene Zeit schon bedeutend genug: Flachs, Leinwand und Tücher, Eisen, Leder und Felle gingen von hier in das Reich, vorwiegend nach Sachsen, und selbst Honig und Wein werden in den 1433 zu Kadolzburg erlassenen Zollordnungen Friedrichs I als Ausfuhrwaren Berlins aufgezählt. Dazu besaß die Stadt zahlreiche Vorrechte, was den Holzschlag, die Jagd und Fischerei betraf, und andere Privilegien aller Art. In der Bürgerschaft selbst herrschte der strenge Zunftzwang des Mittelalters. Hier wie überall gab es die schroff gesonderten Gilden und Gewerke, hier wie überall die alten Patrizierfamilien, welche die Ratsstellen unter sich vererbten, so daß Namen wie von Buch, von Borch, von Blankenfelde, von Roten &c. sich häufig wiederholen.

Schon bei Lebzeiten des alten Kurfürsten scheint in der selbstbewußten und neuerungssüchtigen Bürgerschaft eine Gärung gegen die Obrigkeit bestanden zu haben, und unmittelbar nach dem Thronwechsel kam diese Stimmung offen zum Ausdruck. „Anno Christi 1440 (in welchem auch die edle Kunst der Buchdruckerey in Deutschland erfunden)," schildert Andreas Engelius lakonisch die folgenden Ereignisse, „hat sich die Bürgerschaft zum Berlin wider den Raht daselbst empöret/ und sind dadurch um jre freyheyt gekommen. Denn Marggraff Friedrich der Churfürste hat die Stadt eingenommen und ein Schloß darein gebawet."

Die hier nur kurz angedeuteten Verwickelungen begannen damit, daß der geängstigte Rat sein Amt niederlegte und sich an den Kurfürsten um Hilfe wandte, der seinerseits nur an der Spitze von 600 Reitern sich durch das Spandauer Thor den Eintritt in die rebellische Stadt erzwingen konnte. Der bisher vereinigte Magistrat von Kölln und Berlin wurde von ihm geteilt, was übrigens den Köllnern, die bisher mehr als ein Anhängsel der größeren Schwesterstadt betrachtet worden waren, recht wohl gefiel, und des Ferneren festgesetzt, daß jeder neu zu ernennende Bürgermeister der landesherrlichen Bestätigung bedürfe.

Den Berlinern, die noch immer nicht recht an den Ernst der Sache glauben wollten, war damit nicht gedient. Es entstanden neue Tumulte, die sich bis zu einem förmlichen Aufstande gesteigert zu haben scheinen und dem Kurfürsten Anlaß gaben, den Berlinern, wie die Chronik sich ausdrückt, „die rauhe Seite zu zeigen." Berlin verlor nunmehr sein Niederlagerecht und ebenso sein selbständiges Gerichtswesen, außerdem aber begann Friedrich II zu Kölln, in der Nähe des Predigerklosters, ein festes Schloß zu errichten. Um zu verstehen, daß diese Ansiedelung des Landesherrn in ihrer Mitte den Bürgern durchaus nicht willkommen war, muß man sich vergegenwärtigen, daß es damals zu den Gerechtsamen einer einigermaßen selbständigen Stadt gehörte, weder innerhalb ihrer Mauern noch auch in der unmittelbaren Umgebung derselben eine Burg zu dulden, ja selbst das Recht, ein einziges Thor einer Stadt besetzt zu halten, um so nach Belieben ein- und ausreiten zu können,

mußte, wie oben erwähnt, oftmals von dem Herrscher erzwungen werden.

Daher war der Schloßbau den Köllnern ein Dorn im Auge — „Arcem imposuit, frenum antiquae libertatis," schreibt in bitterem Zorne ein Chronist —, und als der Kurfürst gar, um Platz zu gewinnen, einen Teil der Stadtmauer niederreißen ließ, füllte die widerspenstige Bürgerschaft alsbald die entstandene Lücke mit einem Blockzaune wieder aus.

Friedrich II hatte seine Hauptstadt wieder verlassen, in welcher Jürgen von Wallenfels u. a. als Lehnsleute der neuen Burg zurückblieben, doch die Gärung dauerte fort. Allerdings gab es auch eine dem Landesherrn treu ergebene Partei in der Stadt, allein sie war zu schwach und ihr Haupt, Balzer Boytin, wurde alsbald von den Mißvergnügten aus Berlin verbannt. Die strengen Maßregeln des Hofrichters von Hacke blieben umsonst. Die Widerspenstigen setzten ihn gefangen und zogen, um ihren Groll auch anderweitig auszulassen, die kurfürstlichen Mühlenschleusen auf, wodurch die ganze Stadt unter Wasser geriet.

Solche Vorgänge mußten den Kurfürsten mit gerechtem Zorne erfüllen. Er forderte energisch die Freilassung von Hackes. „Würdet ihr dem also nicht thun," schrieb er im Frühjahre 1448, „so müssen wir ein solches mit anderen Freveln und Mutwillen, die ihr gegen uns fürnehmet, dulden, als lange bis wir es bessern mögen." Gleich darauf lud er den alten und den neuen Rat, die vier Hauptgewerke, die Innungsmeister und Zünfte, sowie 300 Bürger Berlins und Köllns auf den 26. März 1448 nach Spandau zur Verantwortung. Allein der gegebene Zeitraum verstrich, ohne daß ein einziger Vertreter der ungehorsamen Städte vor den Augen des Landesherrn erschienen wäre.

Tags darauf erklärte der geflüchtete Boytin auf eigne Faust, wenn auch wohl mit Wissen und Willen des Kurfürsten, „dem Rate und sämtlichen Bürgern zu Berlin und Kölln Fehde und offenbaren Krieg," doch scheint er nichts Bedeutendes gegen seine Mitbürger ausgerichtet zu haben, die ihrerseits in ihrem Widerstande verharrten. Namentlich hatten sie inzwischen die Magistrate wieder vereinigt, dem Markgrafen Johann, Bruder des Kurfürsten, den Aufenthalt in der Stadt verweigert und, der neuen Burg zum Trotz, ein Rathaus hart an der Spree zu bauen begonnen.

Jetzt war die Geduld Friedrichs II erschöpft und er zeigte, daß er den Namen des „Eisernen" nicht mit Unrecht trug. Ein großes Konzil vereinigte auf seinen Befehl den Fürsten von Anhalt, den Grafen von Lindow, den Erzbischof von Brandenburg, den Johannitermeister Nikolaus von Thierbach, die Bürgermeister und Ratsmannen der drei Städte Frankfurt a/O., Brandenburg und Prenzlau, sowie andere angesehene Unterthanen zu Spandau, und vor dieser Versammlung trug der Kurfürst seine Anklage wider die rebellischen Schwesterstädte vor. Am 24. Mai 1448 erfolgte der Urteilsspruch. Er lautete hart genug. Die Berliner sollten das Zoll- und Niederlagerecht sowie das eigne Gerichtswesen verlieren, das neue Rathaus nicht weiterbauen, den Blockzaun am kurfürstlichen Schlosse niederreißen, auf alle Dorflehnen, Fischereien und Holznutzungen verzichten. Alle Entschädigungsansprüche, welche die Bürger hatten „oder meynten zu haben, wie mann die nennen möchte, sollten gantz abe seyn und auch seyne Gnade (der Kurfürst) nyemandes darum antwort zu tun schuldig noch pflichtig seyn."

Am 18. Juni beabsichtigte der Kurfürst auf dem allgemeinen Landtage, diesen Urteilsschluß zur Sprache und zur Ausführung zu bringen, allein schon drei Tage vorher unterzeichneten die Berliner, deren Mut nun völlig gebrochen war, die Unterwerfungsdokumente. Eine Menge Ratsherren und Bürger erschienen vom September ab zu Spandau, thaten Buße und schwuren in feierlicher Versammlung dem Kurfürsten und seinem Hause aufs neue den Eid der Treue.

Mit ihnen war auch der bisherige Bürgermeister, Berend Ryke, gekommen, der alsbald seines Amtes entsetzt und aus den vier Hauptstädten der Altmark verbannt wurde. Er wandte sich nach Sachsen und fiel daselbst in der Nähe von Wittenberg durch die Hand eines Meuchelmörders. An seiner Stelle wurden der Hofrichter Peter von der Groeben und der Schuster Klaus Schulze Bürgermeister von Berlin und Kölln. Einige Jahre darauf erlangte selbst der einst verbannte Balzer Boytin diese Würde. An Geldbußen zahlte die Bürgerschaft im ganzen 373 000 Gulden, außerdem 400 Schock böhmische Groschen, eine für jene Zeit sehr beträchtliche Summe,

deren Verlust in der That den Wohlstand Berlins auf eine Reihe von Jahren hinaus erschütterte. Dafür erhielt die Stadt allerdings 1453 das Recht, „mit rotem Wachse zu siegeln." Diese Vergünstigung klingt heutzutage seltsam, damals aber wurde sie für so wichtig gehalten, daß die alten Chroniken das Ereignis durch gesperrten Druck hervorhoben.

Berlin und Kölln waren unterworfen; sie hatten den Arm des Hohenzollern kennen gelernt, und von da ab bis auf die Jetztzeit weist die Geschichte der Spreestädte ähnliche Ereignisse nicht mehr auf. Doch darf man über die Haltung der Bürgerschaft nicht vom Standpunkte heutiger Staatsanschauung urteilen. Das Mittelalter war überhaupt die Zeit des Individualismus, einer Sonderung in Klassen und Stände, denen ein Gefühl für das Gemeinwohl nahezu unverständlich sein mußte. Und selbst diese einzelnen Stände hielt eigentlich nur der Gedanke an den eignen Vorteil zusammen. So antwortete der Hoch- und Deutschmeister auf die Bitte Friedrichs, ihn mit seinem Orden in den inneren Wirren der Altmark zu unterstützen, in bezeichnender Weise: „Uns ist alles solches (die Berliner Ereignisse) gar getrewlich leid, und haben's auch, Gott weiß, nicht gern vernommen. Denn wenn solches jetzt dem Marggraffen geschiehet, so ist zu besorgen, daß das anderen Herren und Fürsten auch geschehen möge!"

Zudem aber hatten die Städte gerade in dieser Zeit des Mittelalters Veranlassung zu berechtigtem Stolze. Während die Mehrzahl der deutschen Fürsten in endlosen Fehden und Händeln das Wohl des Reiches wie das Heil ihrer Unterthanen vergaß, während der Adel seit Beendigung der Kreuzzüge immer mehr von seiner glänzenden Stellung herabsank und die Bauernschaft ein elendes, von niemand beachtetes Dasein führte, gingen Erzeugnisse deutschen Gewerbefleißes durch alle Länder der bekannten Welt und flatterten an allen Küsten die Wimpel der Hansa. War doch eine Stadt wie Nürnberg damals im stande, einen blutigen Krieg mit Friedrichs des Eisernen Bruder Albrecht, den man den deutschen Achilles nannte, einem der ersten Kriegshelden seiner Zeit, zu führen und der Macht des mit 17 Reichsfürsten verbündeten Markgrafen erfolgreich in neun Schlachten zu trotzen.

Muß man von diesem Gesichtspunkte das Benehmen Berlins beurteilen, so ist anderseits auch das anscheinend harte Verfahren des Kurfürsten aus der Zeitlage heraus zu verstehen. Wie sein Vater den Trotz des Adels, brach er den Widerstand der Städte, um seine eigne Stellung zu befestigen und als ein wirklicher Herrscher von Gottes Gnaden in seinen Landen zu walten. In diesem zielbewußten Streben, nicht, wie der Kaiser und die meisten Fürsten des Mittelalters, in äußerem Prunke der inneren Ohnmacht zu vergessen, sondern aus eigner Kraft ihren Herrscherberuf auszuüben, ist sich, zu ihrem Heile, die Hohenzollernmonarchie zu allen Zeiten gleich geblieben. — Nach der Bezwingung des Widerstandes im Innern hatte der Kurfürst die Hand zu auswärtigen Unternehmungen frei. Die Erwerbung der Neumark, der Landvogtei über die Lausitz, zahlreiche Erbverträge mit den anliegenden Staaten und ein Konkordat mit dem Papste sind sein Werk. 1470 legte nach dreißigjähriger Regierung Friedrich II, durch einen unglücklichen Krieg mit Pommern-Stettin erschöpft und von einem Kanonenschusse des Gehörs beraubt, seine Krone nieder und starb schon zu Beginn des folgenden Jahres. Die beiden Söhne, Johannes und Erasmus, die seiner Ehe mit Katharina, der Tochter Friedrichs des Streitbaren zu Sachsen, entsprossen, waren in früher Jugend gestorben. Sein Bruder Albrecht Achilles folgte ihm in der Regierung.

Aus der Burg aber, die der eiserne Kurfürst in Kölln an der Spree erbaut und 1451 vollendet, ist im Laufe der Zeiten das heutige Hohenzollernschloß zu Berlin entstanden, und das Banner des neuen Deutschen Reiches flattert von seinen Zinnen über die neue Weltstadt dahin.



Die Berliner Pferdebahn.

Von Hanns von Spielberg.

(Abdruck verboten.)

Sehr wohl erinnere ich mich noch des Eindruckes, den der erste an mir vorüberklingelnde Pferdebahnwagen auf mich machte. Es war im Hochsommer 1865, als ich — dank den Hundstagsferien soeben dem Livius entsprungen — an der Seite meines Vaters am Brandenburger Thor die glücklich-unglücklichen Besitzer zahlreicher Kremser, Thorwagen und Droschken hinter dem ersten, nach Charlottenburg abgondelnden Wagen des neuen Verkehrsmittels herlachen sah.

„Na, ick bin man bloß neugierig, wenn se ihre Rosinanten mit Billets zu füttern anfangen wer'n," meinte der eine. „Von die paar Iroschens, die die Schlorndorfer (Dialektausdruck für Charlottenburger) ihnen jönnen, wer'n sie keene Seide spinnen."

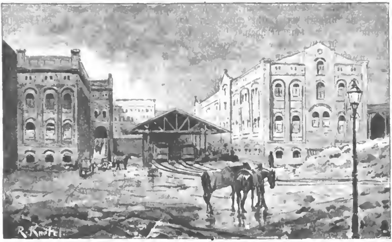
„Un' was n'en feiner Mann is, der wird sich ooch nich mit Krethi un Plethi wie auf n'en Omnibums zusammenquetschen lassen woll'n un sich lieber 'ne eigne Fuhre leisten!" ergänzte der zweite.

Die braven Leutchen, sie sollten es nur zu schnell am eignen Leibe erfahren, welche Zauberwirkung die verspottete Pferdebahn ausübte — wenige Jahre und die langen Reihen von Kremsern und Thorwagen, die ehedem an jedem schönen Sommertage in der Nähe des Brandenburger Thores hielten, waren verschwunden, sie hatten der Konkurrenz der Schiene weichen müssen.

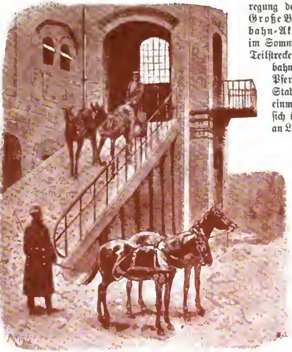
Zunächst schien es freilich, als ob die Spötter recht behielten. Damals hatte auch mein alter Vater, der doch sein Berlin wie nur irgend einer kannte, den grauen Kopf geschüttelt: „Wie kann der teure Betrieb sich erhalten, von den Zinsen des Anlagekapitals gar nicht zu sprechen? Die paar Berliner, die heute das Mausoleum im Charlottenburger Parke besuchen oder im Türkischen Zelt Kaffee trinken wollen, sind schon an Sommerwochentagen zu zählen, im Winter aber denkt kein Mensch daran, nach dem langweiligen Nachbarstädtchen zu fahren. Und Charlottenburg selbst ist ein armseliges Nest; wenn die Charlottenburger einmal nach Berlin müssen, gehen sie lieber per pedes apostolorum, als daß sie ihre teuer erworbenen Groschen der Pferdebahn zuwenden." In der That: die Aussichten lagen für das neue Unternehmen, das dem dänischen Ingenieur Möller seine Entstehung verdankte, nicht sonderlich günstig; die **Berliner Pferdebahngesellschaft**, Kommanditgesellschaft auf Aktien J. Lestmann & Ko., welche die erste Berliner Straßenbahn von dem ursprünglichen Besitzer erwarb, machte anfangs recht mäßige Geschäfte, der Verkehr war gering, die Kosten hoch; die Aktien fielen weit, weit unter Pari — wer damals den Mut hatte, ein kleines Vermögen in „Charlottenburgern" anzulegen, galt als wagehalsiger Spekulant, wurde aber bald ein schwer reicher Mann.

Das überaus schnelle Anwachsen Berlins auf der einen Seite, die eigenartige Fähigkeit jedes Bahnbetriebes, den Verkehr zu entwickeln, auf der anderen, gaben dem schon halb zu den Toten geworfenen Unternehmen einen ungeahnten Aufschwung. In der Geschichte jener Pferdebahn spiegelt sich wirklich ein Stück der Geschichte der preußischen Hauptstadt selbst wider: als jene gegründet wurde, spöttelte man noch von der Bühne herab: „Berlin wird Großstadt," und Charlottenburg war wenig mehr denn ein großes Dorf; zwischen der Hauptstadt und dem kleinen Nachbarort, der sich freilich schon damals gern als Nebenresidenz rühmen hörte, lag trennend der Tiergarten, welcher wenigstens in seiner größeren, westlichen Hälfte einen herzlich wüsten Charakter trug. Heute ist Charlottenburg eine mächtig emporblühende Stadt im besten Sinne des Wortes, der Tiergarten trennt nicht mehr, sondern er verbindet sie mit Berlin, das in mächtigen Straßenzügen, seinen schönsten Park mit zwei gewaltigen Flügelarmen umklammernd, südlich auf Wilmersdorfer Gelände, nördlich durch Moabit die Nebenresidenz längst erreicht hat. Wer zählt die Tausende, welche lediglich durch die billige und bequeme Verbindung vermittelst der Pferdebahn sich veranlaßt sehen, ihren Wohnsitz aus Berlin nach Charlottenburg zu verlegen? Charakteristisch genug ist es übrigens auch, wie in den Einnahmen der Bahn, die sich inzwischen ein zweites Geleise zugelegt hatte und einmal bis zum Kupfergraben, bis in die Mitte Berlins, anderseits bis nach der neu entstandenen Villenkolonie Westend auf dem Spandauer Berg fortgeführt worden war und sich schon vom Großen Stern über den Zoologischen Garten und vom Charlottenburger Hippodrom nach dem Berliner Lützowplatz verzweigte, ein Rückgang eintrat, sobald ihr in der Stadtbahn ein gefährlicher Konkurrent entstand. Heute ist derselbe freilich längst durch neue Verkehrszunahme wieder ausgeglichen, und die Gesellschaft plant bereits neue Linien, die, den Straßenlinien Berlins N. W. folgend, Moabit enger an Charlottenburg anschließen sollen.

Von der Eröffnung jener Berlin-Charlottenburger Pferdebahn im Sommer 1865 verging geraume Zeit, bis die innere Stadt Berlin die ersten Linien erhielt. Es war das merkwürdig genug: an Männern, welche ihre Schaffenskraft und ihr Kapital dem Bau eines Bahnnetzes widmen wollten, fehlte es zwar weniger, aber man zweifelte doch an der Ergiebigkeit und Gemeinnützlichkeit derartiger Unternehmungen, und die hohen Behörden hegten ernste Bedenken, ob die Pferdebahnen nicht am Ende die Sicherheit des Straßenverkehrs, der sich gerade damals



Im Bahnhof der Pferdeeisenbahn. (Bahnhof Kreuzberg.)



Aufgang zu den Ställen.

regung des Assessor Plewe, die Große Berliner Pferdeeisenbahn-Aktiengesellschaft, und im Sommer 1873 klingelten auf Teilstrecken der heutigen Ringbahn bereits die ersten Pferdebahnwagen durch die Stadt. Als aber das Eis einmal gebrochen war, schloß sich überraschend schnell Linie an Linie; von der Peripherie aus drangen die Strecken, den Hauptzügen des Verkehrs folgend, immer mehr in das Centrum ein, Ost und Westen, Süden und Norden knüpften sich hier unmittelbar, dort auf Umwegen aneinander an, und nur die feudale Straße Unter den Linden zu überschreiten, blieb dem eroberungssüchtigen neuen Verkehrsmittel bisher versagt. Außer den beiden bisher genannten Gesellschaften war es noch die Neue Berliner Pferdebahngesellschaft, welche an dem Ausbau des Gesamtnetzes einen wesentlichen Anteil hatte und seit 1877 besonders in dem Nordosten Berlins wichtige Linien zur Ausführung brachte, so daß sich der gesamte Betrieb heute auf drei große Gesellschaften verteilt. Das beste Zeichen für die rapide Entwickelung liefert die That-

mächtig steigerte, gefährden könnten. Als nachher just das Gegenteil eintrat, als die Bahnen die Straßen weit mehr entlasteten als belasteten, war man geradezu erstaunt, und wenn man anfangs die Sicherheit des Verkehrs durch allerlei Sonderbestimmungen wahren zu müssen glaubte — in Berlin mußten die Pferde z. B. in festen Deichseln gehen und die Vorderperrons auf beiden Seiten geschlossen sein — so konnte man bald an deren Aufhebung denken. — Die vielberufenen Gründerjahre, die neben den vielen, vielen Auswüchsen, welche sie zeitigten, doch auch die großstädtische Ausgestaltung Berlins wesentlich beschleunigten, brachten uns auch die ersten Linien in der Stadt selbst. Im November 1871 bildete sich, hauptsächlich auf An-

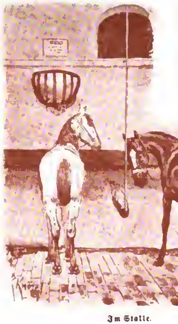


Auf der Weide.

sache, daß das ganze Straßenbahnnetz Berlins im Jahre 1865 nur 7800 m, am 1. Januar 1889 aber 286 857 m betrug und daß auf demselben, um nur das letzte Jahrzehnt zum Vergleich heranzuziehen, im Jahre 1878 32 Millionen, im Jahre 1888 aber 117 Millionen Personen befördert wurden, eine Zahl, die sich, nach den bisherigen Erfahrungen im laufenden Jahre, um mindestens 10 Millionen steigern wird. Mir erscheinen die an sich ja kolossalen Zahlen gar nicht einmal so hoch: daß im Durchschnitt jeder Berliner — die Fremden gar nicht mit eingerechnet — nur etwa jeden dritten Tag einmal der geliebten Pferdebahn seinen Obolus weihen sollte, will mir gar nicht in den Sinn.

Nur wer die pferdebahnlose, die schreckliche Zeit noch in Berlin miterlebt hat, kann sich einen richtigen Begriff von dem Umschwunge machen, den die Erleichterung und, nicht zu vergessen, die Verbilligung des Verkehres mit sich brachte. Unsere teure Hauptstadt konnte Anno Domini 1873 doch auch bereits mit recht angenehmen Entfernungen aufwarten; wenn es auch noch nicht wie heute eine kleine Tagereise vom äußersten NO. bis zu den neuen Prunkpalästen am Rande von Berlin W., um mit Meister Stephan zu reden, war, so erinnere ich mich doch noch recht wohl der schmerzenden Füße, die ich jedesmal davontrug, wenn ich damals von meinem Junggesellenheim gegenüber der Maikäferkaserne in der Chausseestraße bis zum Hause meiner Eltern fast am Fuße des Kreuzberges hin und zurück gepilgert war. Es konnte ja nicht jeder zu den oberen Zehntausend gehören, die Johann die Rappen anspannen ließen, und außer den obersten Hunderttausend, welche sich für einige „Böhm“ das zweifelhafte Vergnügen einer Droschke damals wahrhaft einziger „Jüte“ zu leisten vermochten, gab es doch auch einige Mitbürger, die ihre Groschen lieber sparten. Blieb ehedem der Omnibus: aber, Gott Merkur, der Beflügelte, mag wissen, wie es zuging, der gute, schwerfällige „Buß“ galt der Mittelklasse der Berliner Bevölkerung nie recht für voll. Eingekeilt in fürchterliche Enge, schaukelte man in den damaligen fast federlosen Ungeheuern unendlich langsam dahin und fühlte fast jeden einzelnen Stein des entsetzlichen Pflasters, dessen sich Berlin zu jener Zeit erfreute; die Gesellschaft war eine recht gemischte oder man empfand sie wenigstens als eine gemischtere denn in den heutigen Pferdebahnwagen.

So war es denn für einen ganzen Stadtteil jedesmal wie eine Befreiung, wenn eine neue Linie eröffnet wurde; es ist in der That einer Neuerung wohl selten eine so allgemeine Sympathie entgegengebracht worden wie der Pferdebahn. Von Anfang an benutzten sie alle Stände: der hochgestellte Ministerialbeamte fuhr mit ihr zu seinem Büreau, die Offiziere zu den Kasernen, die Damen zum Theater, die Kinder zur Schule — neben den schlichten Handwerker trat ohne Zögern der schmucke Gardeleutnant in Paradeuniform, neben dem Dienstmädchen mit dem Marktkorbe nahm die Gnädigste selbst Platz. Welche Erleichterung bot sich aber jetzt zumal dem Geschäftsmanne,



Im Stalle.



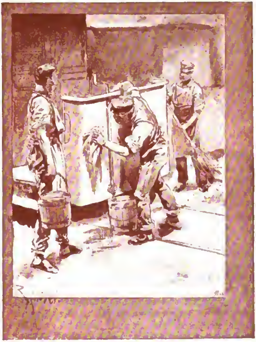
Beschlagschmiede.

dem Zeit Geld, Geld und zum dritten Male Geld ist: für den Kaufmann hat vielleicht nur noch die Eröffnung des Fernsprechverkehrs eine gleiche Bedeutung erlangt, wie der Ausbau eines allen Ansprüchen genügenden Pferdebahnnetzes. Damals, in der ersten Hälfte der siebziger Jahre, gab ein Bänkelsängerlied der allgemeinen Begeisterung für dies neue Verkehrsmittel den treffendsten Ausdruck, und ganz Berlin jubelte den herrlichen Vers nach: „Ja, man fährt gemütlich.... auf der Pferdebahn...!" Nur eine einzige Klasse der Bevölkerung blickte grollend jedem Pferdebahnwagen nach, die armen Droschkenkutscher nämlich; für sie war der Wettstreit ein äußerst schwerer, und die Lage der Hartgeprüften wurde noch schwieriger, als die Omnibusgesellschaft ihre Einrichtungen wesentlich verbesserte und gleichzeitig die Stadtbahn in Konkurrenz trat. Das Bessere ist nun einmal auf dieser Welt überall der Feind des Guten, wobei ich mich aber ausdrücklich dagegen verwahre, die Berliner Droschke etwa als etwas besonders Gutes bezeichnen zu wollen. Selbst diejenigen erster Güte könnten oft besser sein, als sie sind. Ich bitte feierlichst um Verzeihung, wenn ich mir bei dieser Gelegenheit eine Abschweifung von meinem Thema erlaube, aber der Berliner in mir revoltiert gegen den Schriftsteller! Trotz meiner obigen Behauptung möchte ich nämlich eine Lanze für unsere Droschke einlegen, oder eigentlich für unsern Droschkenkutscher vulgo Droschkenbesitzer, ich möchte konstatieren, daß er besser ist als sein Ruf. Aus langjähriger Erfahrung, auf Grund von Vergleichen mit den Lohnfuhrwerken so ziemlich aller europäischen Großstädte habe ich die Überzeugung gewonnen, daß der Berliner Droschkenkutscher in seiner Bescheidenheit und Zuverlässigkeit bewundernswert ist, daß man anderseits, etwa Petersburg ausgenommen, nirgends so billig fährt, als in Berlin. Auch die Pferde, mindestens der Droschken erster Klasse, mögen angehen — das **Grundübel**, an welchem unsere Droschken meiner Ansicht nach kranken, ist die unbehilfliche, schwerfällige **Wagenform**. Wenn man etwa von den offenen Halbchaisen der ersten Klasse absieht, so führt der Berliner Droschkenkutscher wahre Archen zum Halteplatze. Unbehilflich und schwerfällig wälzt sich solch antidiluvianisches Ungeheuer durch die verkehrsreichen Straßen, keuchend zieht der ermattete Gaul die tote Last nach sich, während die lebendige vergebens über die Langsamkeit der Fortbewegung hadert! Ich bin fest überzeugt, wenn sich heute Droschken-

besitzer und Polizei zusammenthäten, das Modell einer leichten und dabei doch gegen Witterungsunbill schützenden, zur Mitnahme von Gepäck geeigneten Droschke wäre im Handumdrehen gefunden. Man schreibe nur einmal einen angemessenen Preis für einen Wettstreit um solches Modell aus, kein Zweifel, daß Besitzer, Kutscher und — die Rößlein mit dem Erfolge der Konkurrenz zufrieden sein würden.

Wenn die Reichshauptstadt, wie sich das gehört, den übrigen deutschen Städten in dem Ausbau ihres Pferdebahnnetzes vorangeeilt war, so weckte ihr gutes Beispiel doch schnelle Nachfolge. Nach einer zuverlässigen Aufstellung, die wir dem Syndikus der Großen Berliner Pferdeeisenbahngesellschaft, Herrn Karl Hilse, verdanken, ist heute in 62 deutschen Orten ein Straßenbahnbetrieb eingerichtet, auf dessen rund 1217 km Geleislänge im Jahre 1888 über 285 Millionen Personen befördert wurden und der eine Einnahme von gegen 35 Millionen Mark erzielte — nickelweise, muß man bedenken! Eine Zusammenstellung der Entwickelung des Straßenbahnwesens gestattet recht interessante Einblicke in die Lebhaftigkeit des Verkehres innerhalb verschiedener Städte. So folgt Hamburg, welches nächst Berlin auch die erste Linie eröffnete, der Reichshauptstadt mit 153 km Geleislänge und rund 36 Millionen beförderter Personen, dann schließt sich München mit 60 km und 14 Millionen Passagieren an. Leipzig besitzt 31 km Bahnstrecken, die über 12 Millionen benutzten, während Breslau und Köln es trotz etwas größerer Ausdehnung des Netzes (34 und 45 km) nur auf je circa sieben Millionen Passagiere brachten. Hervorragend ist dagegen die Intensivität des Verkehres in den geschäftigen Städten Frankfurt a/M und Elberfeld: dort benutzen bei nur 16 km Geleislänge fast 8 Millionen, hier bei 19 km fast 5 Millionen die Straßenbahnen. Auch in Dresden, das ein Netz von fast 36 km besitzt, und in Hannover, welches 25 km Geleislänge zählt, hat sich der Verkehr stetig entwickelt: in beiden Städten verdoppelte er sich fast innerhalb der letzten sechs Jahre und erreichte 1888 hier eine Passagierziffer von 6, dort von beinahe 11 Millionen. Anderseits ist es nicht zu verkennen, daß man in einzelnen kleineren Orten vorzeitig zur Anlage von Straßenbahnen schritt, daß man das Bedürfnis wesentlich überschätzte. So kam es z. B. in Schwerin bereits zur völligen Einstellung des Betriebes, und in einigen anderen Städten fristen die Unternehmungen ein recht kümmerliches Dasein — zum Teil dank der unverhältnismäßig hohen Gründerspesen, welche sie belasten.

Deutschland steht innerhalb Europas in der Ausdehnung und Bedeutung seines Straßenbahnwesens fast obenan — es wird nur von dem verkehrsreichen England über-



Reinigen der Wagen.



Haltestelle.

troffen und zwar auch nur der Zahl der Betriebe, nicht aber der Geleislänge nach. Sehr ausgedehnt ist das belgische, niederländische und italienische Netz, auffallend wenig entwickelt dagegen dasselbe in Frankreich und Österreich. Unendlich weit aber hat uns die neue Welt überflügelt; in ganz Amerika zählt man den 284 europäischen Betrieben gegenüber 960 Orte mit Straßenbahnen, und die Ausdehnung derselben übertrifft mit 12000 km das Geleisnetz Europas um mehr als das Doppelte! Den Löwenanteil an diesem Riesenumfange beansprucht natürlich die nordamerikanische Union: der Yankee weiß eben besser als jeder andere die Wahrheit des alten Wortes, daß Zeit Geld ist, zu würdigen.

Wenn wir dem praktischen Dollarjäger gegenüber in dieser Beziehung — fast möchte ich doch sagen: Gott sei's gedankt! — noch Anfänger sind und auch der beschaulichen Muße ihr Recht lassen wollen, soweit es geht, so beweist doch ein Blick gerade auf den Berliner Pferdebahnverkehr, eine wie emsig fleißige Stadt unsere Kapitale ist. Wer mit offenen Augen eine Rundreise auf den Berliner Pferdebahnen — ein Glück, daß wir uns des leidigen Wortes Tramway erwehrt haben — macht, kann einen tieferen Einblick in die Verhältnisse der Großstadt gewinnen, als er sich aus dicken Büchern schöpfen läßt: er sieht thatsächlich ein gut Teil des täglichen Lebens der verschiedensten Bevölkerungsklassen vor sich abspielen. — Hoch oben im Norden, in der Müllerstraße, dort wo Berlin seine Straßenzüge längst in die einst so verrufenen Rehberge hinauszustrecken begonnen hat, liegt einer der achtzehn „Bahnhöfe“ der Großen Berliner Pferdeeisenbahngesellschaft, die sie mit einem Gesamtkostenaufwande von $8^1/_2$ Millionen Mark erbaute. Hier beginnen wir zweckmäßig unsere Rundreise durch die Reichshauptstadt. — Schon solch ein Bahnhof zeigt ein in seiner Art großstädtisches Getriebe. An die weit ausgedehnten Wagenschuppen — es kursieren heute über 800 Personenwagen auf den Linien der Gesellschaft, von den übrigen Vehikeln, als Schneefegemaschinen, Salzstreuwagen, Lowries ꝛc. ganz zu schweigen — schließen sich die zierlich sauberen Stallungen, die Futterräume, Beschlagschmieden, Dienstwohnungen, Schiebebühnen und Centesimalwagen; Gaskraftmaschinen sind für das Häckselschneiden und Maisquetschen eingestellt, große Werkstätten decken den starken Bedarf an Sattlerarbeiten, alle Wagenreparaturen werden in den umfangreichen eignen Etablissements ausgeführt, und vortrefflich eingerichtete Krankenställe nehmen die zeitlich dienstunbrauchbaren Pferde auf, insoweit diese nicht in den Sommermonaten nach außerhalb auf die Weide geschickt werden.

Es ist noch früh am Morgen. Fleißige Hände reinigen die Wagen von dem unvermeidlichen Staube der Großstadt, der Inspektor durchschreitet an der Seite eines Roßarztes die langen Ställe und mustert die für die ersten Touren einzustellenden Pferde prüfenden Blickes. Kurz nach 6 Uhr verläßt der erste Wagen endlich den Hof, um bald die ersten Passagiere aufzunehmen. Bescheidene Leute wohnen in der noch leidlich billigen Gegend und entsprechend ist das Publikum: einige Subalternbeamte mit hohen Vatermördern und ernsten Aktengesichtern, nicken sich einen steifen Gutenmorgen zu, die jungen Kaufleute im Jackett, das gewaltig nach der Goldenen 110 ausschaut, scherzen mit den kleinen Putzmacherinnen und Konfektioneusen, welche ihre etwas ärmlich-elegante Robe möglichst graziös zu drapieren suchen. Ein wenig Müdigkeit liegt auf allen Mienen, der eine oder der andere knappert an dem letzten Resl seiner Frühstückssemmel. Jetzt steigt behende ein ganzer Trupp Kinder ein, die zur Schule wollen; die kleinen Mäulerchen gehen wie die Windmühlen, nur der oder jener Quartaner überfliegt wohl noch in Eile seine lateinischen Vokabeln. An der nächsten Haltestelle gesellt sich ein Lehrer zu uns, unverkennbar an dem Stoß Hefte unter dem Arm. Es sind meist Abonnenten, die bisher mit uns fahren — der Schaffner kennt seine Leutchen schon. „Karte?" fragt er nur — „Karte!" heißt es allenthalben zurück. Allmählich füllt sich der Wagen mehr. Da springt der Handwerker, das sauber in ein Tuch eingeschlagene Werkzeug in der Hand, auf, der Kellner mit etwas verlebtem Gesicht, dem man die knapp bemessene Nachtruhe ansieht, der Schutzmann, der nach dem Molkenmarkt will. „Bitte zusammenzurücken, meine Herrschaften!" muß der Schaffner wiederholt mahnen. — Aber da sind wir ja bereits in der Karlsstraße. Ein Sprung und wir haben einen Wagen der Ringbahn gewonnen. Er ist fast leer — wir können die Zeit bis zum Potsdamerthor benutzen, mit dem Schaffner ein wenig zu plaudern.

Man sagt besonders den Berliner Droschkenkutschern erster Klasse nach, daß sich unter ihnen Leute aus allen möglichen Berufen finden, daß sie also, mit Verlaub zu vermelden, mit den Männern der Feder ein wenig wetteifern können. Ich glaube, auch bei den Pferdebahnschaffnern vulgo Kondukteuren und zumal den Kontrolleuren trifft das Gleiche zu. Ich kannte einen Herrn, der — ehedem Offizier — zuletzt im Lande der Kastanien unter Don Karlos mit Auszeichnung gefochten hatte, der sich dann in Berlin mit gewaltigen Plänen zur Schöpfung des mythischen, der Reichshauptstadt noch fehlenden Weltblattes trug und schließlich froh war, einen Unterschlupf auf einem Pferdebahnperron zu finden. Nun, ehrliche Arbeit schändet niemals, und an Thätigkeit fehlt es den Angestellten der Pferdebahnen nicht! Sie sieht so leicht und „gemütlich" aus, diese Thätig-



Fahrgäste.



Offener Sommerwagen der Münchener Pferdebahn.

keit, es ist ja scheinbar nur ein Herumstehen; was dies Herumstehen aber bedeutet, das weiß wohl nur derjenige recht zu würdigen, welcher selbst oft zehn Stunden hintereinander sich . . . . . nicht hinsetzen durfte. Da thut es wohl, wenn endlich auf der ersehnten Haltestelle Mütterchen mit dem Mittagskorb erscheint, und sind die Brühkartoffeln auch schon etwas erkaltet — sie schmecken dennoch! Aber das Herumstehen ist es nicht allein: die Verantwortlichkeit ist eine große! Ich habe zumal die Kutscher oft bewundert ob der erstaunlichen Ruhe, die sie im engsten Menschengewühl bewahren — solch einen Koloß von Wagen etwa um die Mittagsstunde über den Potsdamer Platz zu bringen, ist wahrlich keine Kleinigkeit. Und wie höflich und bescheiden sind alle Beamte — ein unmanierlicher Pferdebahnschaffner ist, glaube ich, mindestens in Berlin ein weißer Rabe. Das liebe Publikum kann noch so unbillig sein, ihn verläßt sein Gleichmut nicht; hundertmal hintereinander bittet er: „Auf dem Hinterperron dürfen nur fünf Personen stehen, wollen Sie sich nicht nach vorn bemühen!" — „Bitte, nur auf der Außenseite abspringen!" — „Hier ist noch ein Platz, bitte, rücken die Herrschaften doch etwas zusammen!" Unermüdlich streckt er die Rechte aus, um den Damen auf den Wagenperron zu helfen oder sie beim Absteigen zu unterstützen, unermüdlich ruft er die Stationen aus, arbeitet auf seinen Billetblocks, knippst mit der Zange auf den Fahrscheinen herum, wechselt aus seiner kleingeldreichen Tasche und faßt mit einer beinahe automatischen Dankesbewegung zur Mütze, wenn ein „Reingewinn" von fünf Reichspfennigen für ihn abfällt. Übrigens zeigt sich das Publikum, so herzlich unfolgsam es sich meist zu den Bitten und Forderungen des Schaffners stellt, in seiner Art doch wieder erkenntlich; gerade der Mittelstand, ja selbst die sogenannten kleinen Leute sind den Pferdebahnkondukteuren gegenüber

geradezu merkwürdig „spendabel“ mit ihren Nickelmünzen, und ich habe noch keinen Schaffner gefunden, der ein abgesagter Feind des Backfischs wäre. Alle Trinkgelder sind zwar an sich ein verdammenswerter Unfug, — eine Kultursünde nannte sie ja wohl ein großer Gelehrter — aber ich gönne sie jedem, der sie empfängt und brauchen kann!

Zu dem Schaffner und Kutscher gesellt sich als dritter im Bunde der Herr Kontrolleur. Er ist der Dandy des Trifoliums, läßt gleich dem jüngsten Leutnant gerne den schmalen Saum des schlohweißen Hemdkragens über den Rockkragen hervorstehen und kokettiert mit einer mehr oder minder echtgoldenen Uhrkette. Mit einer gewissen leichten Grazie, wie sie nur lange Übung zeitigen kann, schwingt er sich von Wagen zu Wagen, wirft einen schnellen Blick in den Fahrrapport und schiebt sich dann mit äußerster Artigkeit durch die Passagiere — um uns just gerade in dem Augenblick, wo wir den letzten Rest des Billets irgendwie „verkrümelten,“ mit der Bitte um den Fahrschein einen gelinden Schreckschuß einzujagen. Übrigens kann man nicht sagen, daß die Berliner Verwaltung die Passagiere durch überflüssige Kontrolle belästigt — hat die Große Pferdebahngesellschaft doch z. B. auf 1388



Schaffner.

Schaffner und Kutscher überhaupt nur 48 Kontrolleure im Dienst.

Wenn die Berliner Pferdebahn-Unternehmungen auf der einen Seite sorgsame Auswahl bei der Wahl ihrer Angestellten halten und diejenige Disziplin unter ihnen zu bewahren wissen, die im wohlerkannten Interesse des Publikums notwendig ist, so ist anderseits auch lobend anzuerkennen, daß sie für ihre Untergebenen sorgen; die Erörterungen, die der vielberufene Streik der Wiener Tramwaykutscher auch in Berlin zur Folge hatte, schlossen mit Klarlegungen, welche die Fürsorge der Gesellschaften in das beste Licht setzten. Bisher haben die nicht ausgebliebenen Versuche, unter den Angestellten der Bahnen Unzufriedenheit zu erregen, denn auch herzlich wenig Erfolg gehabt. Die Besoldungen sind durchaus angemessen, die unzweifelhaften Anstrengungen des Dienstes werden durch eine zweckmäßige Zeiteinteilung wesentlich erleichtert, und seit einigen Jahren ist gerade dem Fahrpersonal durch Zubilligung von Kilometergeldern eine recht bedeutende Zulage, die monatlich zwischen 10 und 15 Mark schwankt, gewährt worden. Alle im äußeren Dienst beschäftigten Angestellten erhalten freie Dienstkleidung, die Kutscher bei größerer Kälte auch Pelze.

Aber wir haben den Wagen schon wieder wechseln müssen und rollen jetzt durch



Kontrolleur.



Mittagspause.

die Potsdamerstraße, welche sich der Leipzigerstraße als eine Hauptader des Verkehrs heute fast zur Seite stellen läßt, Berlin W. zu. Die Wagen der Linien, die auf dieser Strecke kursieren, sind fast stets überfüllt — uns liegt es aber hauptsächlich an der **Rückfahrt** vom Lützowplatz aus. Ein ähnliches Bild, wie wir es vor etwa einer Stunde im Norden sahen, entwickelt sich hier vor unsern Augen, eine große Wallfahrt nach der inneren Stadt. Indessen ist die Gesellschaft, die wir treffen, eine ganz andere: hier begegnet uns der Ministerialbeamte, der zu seinem Büreau fährt, der Kaufherr mit der Morgenzeitung in der Hand, der Leutnant, der sich den Weg zur Kriegsakademie verkürzen will, die höheren Offiziere, welche im Kriegsministerium beschäftigt sind. Die Damen sind weniger zahlreich vertreten, sie schlafen in Berlin W. gern ein Stündchen länger oder brauchen längere Zeit zur Toilette. Nur einige niedliche Backfische schieben sich mehr oder minder schüchtern zwischen der Herrenwelt ein, die höhere Tochter in jeder Gestalt, mit und ohne Schulheft und Musikmappe. Auch der Ton im Wagen ist ein ganz anderer denn vor einer Stunde; man flüstert nur leise; man räumt bereitwilligst jedem weiblichen Wesen den Sitzplatz ein, man bittet höflich um Entschuldigung, daß man den knappen Raum durch seine Persönlichkeit noch mehr verenge.

Kurz nach zehn Uhr ebbt der Verkehr hier ein wenig, dafür erhebt er sich gleichzeitig in der inneren Stadt, in der Leipziger- und Friedrichsstraße, in Berlin C und auch im Osten zu einer wahren Hochflut und gewinnt jenen echt großstädtischen Charakter, bei dem die einzelnen Typen kaum noch sonderlich in die Erscheinung treten. Der Geschäftsmann dominiert zwar, aber schon mischt sich der bunte Strom der Fremden mit ihm; auch die Hausfrauen fahren jetzt nach den Markthallen, die Studenten zu den Vorlesungen, die Friseuse eilt zu ihren Kundinnen, die Künstler zu den Ateliers, zu den Theaterproben. Alles hastet aneinander vorüber, selbst die genaueren Bekannten nehmen sich kaum die Zeit zu einem flüchtigen Gruß. Besonders interessant sind um diese Zeit die Wagen, welche den Centren des Justizwesens zustreben: in ihnen sitzen die Parteien oft unmittelbar Arm an Arm und messen sich mit feindlichem Blick, dazwischen thront olympische Ruhe im Antlitz der Richter, auf dem Perron tauschen die Herren Rechts- und Linksanwälte — d. h. jede Kategorie in sich — ihre Ansichten aus, und die ewig geschäftigen Agenten, die in Berlin in Hypotheken und Grundstücken „machen“ und denen das Grundbuchamt zur zweiten Heimat geworden ist, besprechen sich in fliegender Eile über die Chancen eines neuen Unternehmens. Die Wagen folgen in schneller Reihenfolge

aufeinander, in einzelnen Straßen fast beängstigend schnell. Wehe, wenn jetzt irgend ein Unfall ihren Lauf aufhält, etwa ein vorwitziger Schlächterkutscher sich das Wagnis einer Karambolage leistet. Dann staut sich plötzlich der Verkehr, in wenigen Minuten halten acht, zehn — fünfzehn Wagen in langer Kolonne hintereinander, die Passagiere schimpfen und jammern, die Schaffner zucken die Achseln, ein halbes Dutzend Schutzleute suchen vergebens Ordnung in den Wirrwar zu bringen, der sich im Nu durch die nie fehlenden Gaffer zu einem kleinen Auflauf steigert. Und diese „Zusammenstöße“ sind gar nicht so selten, der letzte Bericht der Großen Pferdeeisenbahngesellschaft zählt ihrer nicht weniger denn 1231 in dem einen Jahre 1888 auf, nicht ohne dabei mit berechtigtem Stolz zu bemerken, daß ein Strafverfahren gegen ihre Bediensteten aus Anlaß eines Zusammenstoßes noch niemals eingetreten ist. Demselben Bericht kann man übrigens die tröstliche Versicherung entnehmen, daß man etwa 19 Millionen Male auf der Pferdebahn fahren kann, ehe man Gefahr läuft, sich durch einen Unfall eine tödliche Verletzung zuzuziehen. — Zwischen elf und zwölf Uhr gewinnt die Gesellschaft einen etwas anderen Anstrich. Die große Zahl der Glücklich-Unglücklichen, welche nichts zu thun haben, erscheint auf der Bildfläche: der Stutzer mit dem steilen Cylinder und dem zierlichen Spazierstöckchen, der behäbige Rentier, welcher sich zu seinem täglichen Frühschoppen bei Clausing oder Siechen begibt, daneben die elegantere Damenwelt, für welche die Bedeutung der goldwerten Morgenstunde nicht vorhanden war. Jetzt ist die Zeit, wo man im Pferdebahnwagen, besonders wieder auf den Strecken der Potsdamer- und Leipzigerstraße, die geschmackvollsten Damentoiletten bewundern kann; die Gnädigste will einen kleinen Einkauf bei Heese oder Gerson erledigen, sie will bei Hillbrich oder Schauß ein paar Pastetchen, eine Tasse Schokolade nehmen — was gibt es Bequemeres, als für die Hinfahrt die liebe Pferdebahn zu benutzen, um



Vorderperron eines Wagens.

nachher langsam heimwärts schlendern zu können.

Eine Stunde später beginnt der Mittagsverkehr. Die Geschäfte, die Büreaus fangen an sich zu entleeren, der Beamte, die Kommis eilen nach Hause, um in knapp bemessener Zeit ihr Diner einzunehmen. Man sieht ihnen die Eile — und den Appetit ordentlich auf den Gesichtern an. Bei dem äußerst verschiedenen Schluß der Berliner Kontors und den sehr verschiedenen Büreaustunden verteilt sich die eigentliche Mittagszeit auf eine ganze Reihe von Stunden, man speist in Berlin ja von zwölf Uhr mittags bis gegen Abend, wie denn auch die meisten Restaurants auf ihrer Karte den Vermerk tragen: Diners von 1—6 Uhr. Gegen vier Uhr macht sich indessen doch ein besonderer Abschnitt bemerkbar, die Herren von der



In der Leipzigerstraße.

Börse kehren, nicht aus dem gelobten Lande, aber aus ihrem gelobten Schlosse in der Burgstraße heim und auf einigen Linien schwirrt und surrt es in den Wagen von Lombarden und Dortmundern, von Italienern und Serben, von Gruson und Laurahütte durcheinander, als ob die Börsensitzung durchaus noch eine kleine Fortsetzung erforderlich machte.

Mit dem Glockenschlage sechs ändert sich das Bild wiederum völlig, das Herannahen der Theaterstunde macht sich geltend. Eine kleine Völkerwanderung aus den theaterarmen Vorstädten nach der Gegend der Berliner Schaubühnen — eine Völkerwanderung per Pferdebahn — bricht allabendlich herein. Der Zudrang ist gewaltig, an den Haltestellen schart sich oft eine dichtgedrängte Menge, und selbst die um diese Stunde regelmäßig eingeschobenen Extrawagen reichen selten aus. Es ist eigentlich eine der interessantesten Stunden im Pferdebahnwagen. Die ganzen Passagiere, Männlein und Fräulein, sind in Erwartung der kommenden Dinge angeregt, die Augen glänzen, die Zungen sind gelöst. „Tritt die Petri heute auf?" „Haben Sie Teresina Geßner oder Fräulein Ortwin als Gretchen gesehen?" „Hoffentlich singt Niemann?" „Markowsky als Karl Moor — ich sage Ihnen, einfach großartig!" so schwirrt es durcheinander. Die jungen Damen durchfliegen schnell noch einmal die Theaterzettel und das Textbuch beim matten Schein der Laterne oder naschen vorzeitig von ihren Pralinés, hier und dort putzt ein älterer Herr bedächtig sein Riesenteleskop von Opernglas — er wallfahrtet wahrscheinlich zu Stanley in Afrika und will wenigstens eine klare Freude an den reizvollen Balletts haben. Auch der Herr Rezensent fehlt selten — man erkennt ihn am sichersten daran, daß er niemals vom Theater, sondern stets nur „von der Komödie" spricht. — Drei Stunden später kehrt das Theatervölkchen heimwärts, und wieder summt es in den Pferdebahnwagen von Kritik, von Äußerungen naiver Freude und blasierter Ablehnung. Stand eine Premiere auf der Tagesordnung, trat irgend ein berühmter Virtuose auf, dann ist oft an ein Mitkommen kaum zu denken; wenn aber gar während der Vorstellung ein tüchtiger Regenguß oder ein unartiger Schneesturm ausbrach, so ist der Ansturm auf die Wagen derart, daß die Kondukteure ihre Mühe haben, die Harrenden abzuwehren, die Ungeduldigen zu beruhigen. Der böse Schnee, er ist überhaupt ein Erzfeind der Pferdebahnen; sie wissen davon zu erzählen, welche Unkosten und Mißhelligkeiten ihnen aus den starken Schneefällen der letzten Jahre erwachsen sind, und, so willkommen der schützende



Allerhand Passagiere.

Pferdebahnwagen dem Publikum im Schneetreiben sein mag, „gemütlich“ fährt es sich nicht in ihm, wenn jeder Passagier sich erst die nassen Flocken abschüttelt, ehe er Platz nimmt, wenn der Fußboden durchnäßt ist und ein feuchter Dunst im Innern des Wagens das Atmen erschwert.

Die Rückkehr der Theatergäste verteilt sich auf mehrere Stunden, sucht eine große Zahl derselben doch nach Schluß der Vorstellung ein Bräu oder die Weinstube auf, um nach dem geistigen Genuß auch dem Leibe sein Recht zukommen zu lassen. Noch später aber füllen sich die eigentlichen „Nachtwagen,“ die um ein Uhr noch die Straßen durcheilen — die „Lumpensammler“ nennt der Berliner Spottvogel sie wohl auch: in ihnen ist neben einzelnen, recht animierten Gesellschaften, die oft geschlossen aus irgend einem Salon auf die Pferdebahn wandern, auch der Bonvivant, der Großstadtbummler, dessen Leichtsinn — oder Börse an eine Nachtdroschke nicht mehr heranreichen, vertreten. Häufig genug treibt Morpheus sein boshaftes Spiel mit den späten Passagieren, eine leichte Schlaftrunkenheit lagert sich über den ganzen Wagen, die müden Häupter sinken auf die Brust, die Augen fallen zu, und der Traumgott flüstert: „Ja, man fährt gemütlich … auf der Pferdebahn! Ja … man fährt gemütl …“

„Schöneberg — alles aussteigen!“

Der Herr in der Ecke fährt erschrocken aus seinen Träumen empor und blickt verschlafen um sich.

„Aber, Kondukteur, ich wollte doch an der Potsdamerbrücke aussteigen!“

„Davon haben Sie mir nichts gesagt, verehrter Herr. Und Sie haben ja auch das Fahrgeld bis hierher bezahlt!“

„Gott bewahre, Mann. Das Mehr sollte ja ein Trinkgeld für Sie sein! Na, dann hilft's nichts — wann geht denn der nächste Wagen zurück!“

„Morgen oder vielmehr heute früh um 6 Uhr — das wird dem Herrn doch wohl zu lange dauern. Wir fahren hier ins Depot. Gute Nacht, mein Herr, und glückliche Reise!“

Die alte Geschichte: wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen.

Das sind so kleine Skizzen aus dem Leben der Großstadt — auf der Pferdebahn! Wie unendlich viele Einzeltypen könnte der aufmerksame Beobachter aber bei jeder Fahrt



Entgleist.

sammeln. Da sind die Provinzialen, die vielleicht zum ersten Male auf einer Pferdebahn fahren, die den Kondukteur an jeder Straßenecke fragen, ob es denn „noch nicht so weit sei," die eine halbe Stunde lang nach ihrem Nickel im Portemonnaie suchen und dann den Fahrschein ängstlich wie eine Urkunde umklammern. Da sind weiter die Routinierten, die sich im Herauf- und Herabspringen wahre Kunststücke der Gymnastik leisten, die Ungeschickten, welche mit Vorliebe das Straßenpflaster küssen, die Schweigsamen, welche, mit einem gewissen Trotz neben dem Kutscher stehend, die Pflastersteine zu zählen scheinen, die Plaudertaschen, die mit allen Umsitzenden sofort ein Gespräch anfangen; da sind die Höflichen, welche sich zuvorkommend vor jeder Dame erheben, und die, nun gelinde gesagt: die Unhöflichen, die es nicht der Mühe für wert halten, dem schwächeren Geschlechte durch eine einfache



Verkehrsstörung durch Sperrung des Geleises.

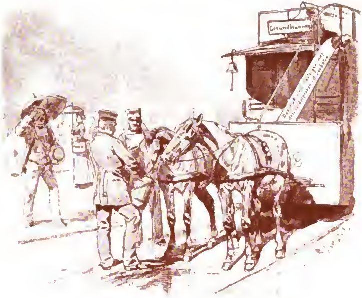
Handlung natürlichen Taktes ihre Achtung zu erweisen. Eine, irre ich nicht, nur Berlin eigentümliche Erscheinung sind auch die lieben Kleinen, die an den Haltestellen um die Fahrscheine betteln. Ob sie in ihrer Art Statistik treiben, ob sie sich in Ermangelung von Postwertzeichen eine Pferdebahnbilletsammlung anlegen, habe ich noch niemals ergründen können. Daß die Pferdebahn endlich auch ihre Romantik hat, habe ich an einem guten Freunde erlebt, der auf der Linie Kreuzberg-Behrenstraße alle Morgen in die blauen Augen einer gewissen jungen Mitpassagierin blickte — so lange und so tief, bis aus Männlein und Fräulein Mann und Frau wurden.

Begeben wir uns aber aus dem Gebiete der Romantik wieder auf den festen Boden der nüchternen Thatsachen zurück — die Pferdebahn bietet hier noch so manche interessante Gesichtspunkte, die merkwürdig wenig erörtert werden.

So ist es z. B. eigentlich eine recht auffallende Erscheinung, daß mit verschwindenden Ausnahmen alle deutschen Straßenbahnen nicht von städtischen Behörden erbaut sind, nicht in städtischer Regie betrieben werden — in ganz Deutschland wurden nur die kleinen Bahnen in Köpenick, Mariendorf, Rixdorf und Wiesloch aus Gemeindemitteln hergestellt und zur Zeit wird nur in einem Orte auch der Betrieb auf Gemeinderechnung geführt. Das letztere wird sich voraussichtlich später allerdings ändern, da bei vielen Konzessionen die Bedingung des dereinstigen Rückfalls der Anlagen an die Städteverwaltungen aufgestellt worden ist. Indessen leisten die Pferdebahnen meist schon heute einen recht erklecklichen Zuschuß in die städtischen Säckel. Berlin verdankt seinen Strecken zunächst einmal ein gut Teil seines heute wirklich vortrefflichen Pflasters, hat die Große Berliner Pferdebahngesellschaft in den sechzehn Jahren ihres Bestehens doch allein über 12 Millionen Mark für die Regulierung der Verkehrswege verausgabt. Außer der sogenannten Pflasterrente muß dieselbe an die Gemeindeverwaltung aber auch eine prozentuale Abgabe von ihren Bruttoeinnahmen zahlen, und es ist bezeichnend, daß die Gesamtabgaben dieses einen Unternehmens an die Stadt von 400000 Mark im Jahre 1880 auf über 1 Million Mark im Jahre 1888 gestiegen sind. Nach den Geschäftsberichten beziffert sich die Summe aller Leistungen, welche für das Gemeindeinteresse seit dem Bestehen der Gesellschaft aufgebracht wurden, auf den gewaltigen Betrag von $21^1/_2$ Millionen Mark.



Vorspannpferde bei Schneewetter.



Im Sommer.

Auch die übrigen deutschen Städte haben sich teils in ähnlicher Weise, teils unmittelbar einen Teil des Reingewinnes gesichert, oder, wie z. B. Dresden, von jedem Kilometer Geleislänge eine bestimmte Abgabe von 500 Mark, oder endlich, wie Hamburg, einen Pfennig für jeden Beförderten ausbedungen. Übrigens fühlen einige Orte bereits recht schmerzlich, daß sie den eignen Ausbau des Netzes seiner Zeit versäumten: Halle führt jetzt schon eine Erweiterung der Straßenbahnanlagen auf eigne Rechnung aus, und in Frankfurt a/M. plant man nicht allein das Gleiche, sondern trägt sich auch mit dem Gedanken der Übernahme des Betriebes in städtische Verwaltung. Sogar die Verstaatlichung der gesamten Pferdebahnen hat ihre Vertreter in der Litteratur gefunden — bei der Vielzahl der zum Teil recht kleinen Betriebe erscheint diese Idee aber wohl als ganz undurchführbar.

Eine vielerörterte und vielumstrittene Frage ist ferner die der Zugkraft. Die Fortschritte der Technik weisen mehr und mehr darauf hin, die Straßenbahnen ihres Charakters als Pferdebahnen zu entkleiden, die tierische Kraft durch die Maschine zu ersetzen. Eine ganze Reihe von Betrieben ist denn auch bereits teils zur Verwendung von Dampfkraft oder von Elektrizität übergegangen: in Straßburg, in Hamburg, in Dortmund, München, Mühlhausen rollt der Dampfwagen auf einzelnen Linien, zwischen Offenbach und Sachsenhausen, in Lichterfelde herrscht der elektrische Motor. Weit umfangreicher hat sich der maschinelle Betrieb in Amerika entwickelt; auf nicht weniger als 114 Strecken wird der Dampfwagen oder die Elektrizität teils allein, teils in Verbindung mit tierischer Zugkraft angewendet, auf einzelnen, besonders auf stark geneigten Linien ist auch der Betrieb mittels des endlosen Drahtseils mit Vorteil zur Benutzung gelangt. Trotz alledem ist die Verwendung des Pferdes (in Amerika vielfach auch des Maulesels) heute noch bei der weit überwiegenden Mehrzahl aller Betriebe die Regel — nicht viel mehr als der zehnte Teil derselben ist in der alten und der neuen Welt zur Wahl einer mechanischen Triebkraft übergegangen, und im ganzen kann man annehmen, daß zur Zeit auf der ganzen Welt

noch mindestens 170000 Pferde ihre Haferration vor dem Pferdebahnwagen verdienen. Es erscheint auf den ersten Blick wunderbar, daß die maschinelle Triebkraft sich nicht bereits in umfangreicherer Weise eingebürgert hat, indessen haben die eingehendsten Versuche mindestens für deutsche Verhältnisse bisher doch fast überall den Pferdebetrieb als den sichereren und billigeren erkennen lassen. Erst die weiteren Vervollkommnungen, denen wir auf dem Gebiete der Ausnutzung der elektrischen Kraft allem Anscheine nach entgegengehen, werden hier einen Umschwung hervorrufen: der Elektrizität, der geräuschlosen, gehorsamen, pünktlichen Dienerin des Menschengeistes, gehört auch hier zweifellos die Zukunft.

Bei der bedeutendsten der Berliner Unternehmungen stellt sich der Einführung einer neuen Betriebskraft aber noch ein anderes Hindernis in den Weg: vertragsmäßig fallen die gesamten Geleisanlagen der Gesellschaft schon im Jahre 1911 ohne Entschädigung der Stadt zu, und es ist nur zu erklärlich, daß jene für die verhältnismäßig kurze Zeit ihrer eignen Verwaltung eine so totale Umgestaltung des ganzen Betriebes, wie sie etwa durch die Einführung der elektrischen Triebkraft notwendig werden würde, scheut. Daß wir indessen unter dieser — sagen wir, dieser Verzögerung nicht gerade leiden, geht aus der Thatsache hervor, daß keine andere Großstadt der Welt gleich billige Pferdebahntarife kennt als Berlin: für 10 Pfennig



Beim Kutscher.



Wenn man graziös abspringen will.

fährt man durchschnittlich eine Strecke von 2250 m.

Für den rossekundigen Leser werden übrigens gewiß einige kurze Angaben über den Pferdebestand der Großen Berliner Gesellschaft von Interesse sein. Dieselbe verfügt über rund 4400 Zugpferde, die zum größeren Teil dänischer Zucht sind; von den gesamten, seit der Eröffnung des Betriebes im Jahre 1873 gekauften Tieren waren nämlich 4699 dänischer, 2450 ost-, bezüglich westpreußischer, 1273 normannischer oder belgischer, 309 ungarischer und 122 russischer Abstammung. Der mittlere Anschaffungspreis berechnet sich auf etwa 800 Mark, die Pferde bleiben über drei Jahre dienstfähig und ergeben bei dem Verkauf noch einen durchschnittlichen Erlös von 244 Mark. Die Unterhaltungskosten jedes Pferdes stellten sich im Jahresmittel auf 1,42 Mark täglich, die durchschnittliche Futterration ist mit 4,95 kg Hafer, 2,95 kg Mais, 3,75 kg Heu, 0,07 kg Kleie und 0,35 kg Erbsen angesetzt. Das Pferd muß im Durchschnitt 26 km Wegstrecke leisten.

Wenn wir im Innern unserer Großstädte und zumal Berlins vorläufig also noch auf maschinellen Betrieb verzichten müssen, so findet derselbe doch heute schon ausgedehnte Verwendung auf jenen überaus wichtigen Straßenbahnen, welche sich die Verbindung der nächsten Umgebung der Centren mit diesen selbst zur Aufgabe gemacht haben. Ich zähle in der That gerade diese Straßenbahnen zu den wichtigsten Errungenschaften der letzten Jahrzehnte, denn nur durch sie werden die überfüllten Städte entlastet, wird auch weiteren Schichtungen der großstädtischen Bevölkerung die Möglichkeit verhältnismäßig billigen und vor allem gesunden Wohnens geschaffen. Irre ich nicht, so eilte Kopenhagen mit seiner Dampfspurbahn nach dem reizenden Klampenborg unsern deutschen Städten weit voran, dann folgte Hamburg mit der Trambahn nach dem Nachbarorte Wandsbeck, Karlsruhe schuf sich eine Verbindung mit Durlach, Kassel mit Wilhelmshöhe, München mit Nymphenburg. In Berlin hat man leider nur zu langsam dem guten Beispiel nachgeeifert. Zwar bestand, dank der Initiative der Pferdebahngesellschaften, bereits seit längerer Zeit ein Anschluß an Charlottenburg, Weißensee, Rixdorf, Tegel und Tempelhof, aber diese Verbindungen genügten dem stetig wachsenden

Bedürfnis doch nicht, und es ist wohl mit allgemeiner Freude begrüßt worden, als der Westen der Reichshauptstadt vor drei Jahren seine erste Dampfstraßenbahn erhielt. Am Weichbilde beginnend, erschloß diese Linie den ozonbedürftigen Berlinern eigentlich erst den schönen Grunewald, während inzwischen weitere Strecken nach den Nachbarorten Wilmersdorf, Steglitz und Teltow ausgebaut wurden.

Mit der Erwähnung dieser Dampfstraßenbahnen habe ich indessen bereits ein Gebiet gestreift, das fast außerhalb des Rahmens dieser Skizze liegt — ich sollte und wollte ja nur über die Pferdebahn plaudern. Die Grenzen zwischen hüben und drüben lassen sich indessen nicht so scharf ziehen, denn nicht die Triebkraft allein ist es, welche die charakteristischen Eigenschaften unserer modernen Verkehrsmittel ausmacht, sondern in weit höherem Grade die Eisenschiene. Die Triebkraft kann die Schnelligkeit des Transports steigern, seine Regelmäßigkeit — seine Billigkeit vor allem verdanken wir der Schienenbahn.



Der letzte Wagen.

Die Lebenserinnerungen des Herzogs Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha.

Von Gottlob Egelhaaf.

Vor zwei Jahren erschien unter dem Titel: „Aus meinem Leben und aus meiner Zeit, von Ernst II, Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha“ ein stattlicher Band von 616 Seiten, welcher alsbald großes Aufsehen hervorrief. Ist es doch überaus selten in Deutschland, daß gekrönte Häupter sich unter die historisch-politischen Schriftsteller begeben, und noch seltener, daß sie dies bei ihren Lebzeiten, während sie noch die Zügel der Regierung führen, und mit voller Nennung ihres Namens thun. In diesem besonderen Falle kam noch hinzu, daß der fürstliche Verfasser eine unter seinen Standesgenossen besonders markierte Persönlichkeit und der öffentlichen Meinung Deutschlands seit lange als Anhänger und Vertreter einer nationalen und liberalen Gestaltung und Entwickelung unserer staatlichen Verhältnisse bekannt war.



Ernst II, Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha.

Herzog Ernst beherrscht freilich nur ein kleines Land von zusammen 36 Quadratmeilen und 200000 Einwohnern; aber er hat doch einen größeren Anteil an der Entwickelung unserer Geschichte genommen, als man danach wohl vermuten möchte, und mit Stolz kann er erzählen, daß Kaiser Wilhelm I bei der Krönungsfeier in Versailles am 18. Januar 1871 ihm sagte, seinen Bestrebungen verdanke man mit das, was jetzt erreicht worden sei. Der Herzog hat den sehr natürlichen Wunsch, daß dieser sein Anteil an der Geschichte nicht verdunkelt werden möchte. Diesem Bestreben verdanken wir seine Denkwürdigkeiten, von welchen seit Jahresfrist auch der zweite Band vorliegt. Ohne Frage war Herzog Ernst bei seiner Stellung als regierender Fürst und als Mitglied eines uralten und weitverzweigten Herrschergeschlechts in hervorragender Weise in der Lage, gute Berichte zu erhalten, und daß er diese Gelegenheit zu benutzen verstanden hat, davon liefern die Denkwürdigkeiten den vollen Beweis; die Erzählung ist durchsetzt mit interessanten Aktenstücken aller Art, Briefen von Fürsten, wie Darlegungen von Staatsmännern. — Die Erzählung beginnt mit den Jugendjahren des Herzogs, welcher als Sohn des Herzogs Ernst I und dessen Gemahlin, der Prinzessin Luise von Sachsen-Gotha-Altenburg, am 21. Juni 1818 geboren ward. Vierzehn Monate später kam sein Bruder zur Welt, Prinz Albert, am 26. August 1819. Der Herzog und die Herzogin lebten anfänglich in glücklichster Ehe; aber später trat ein Mißverstehen der beiden Gatten ein, welches zur Trennung führte. Von da ab nahm der Herzog „den stetigsten und unmittelbarsten Anteil an allem und jedem, was sich auf unsere Erziehung, selbst auf unsern Unterricht bezog;“ „auf seinen Einfluß muß ich das allergrößte Gewicht legen.“ „Das, was ihm alle Herzen gewann, war die ernste Milde, mit der er an alles herantrat, die Feinheit der Empfindung und die

absichtslose Wahrung der Form nach allen Richtungen hin. Ich habe nie aus seinem Munde ein hartes, unschönes Wort gehört, nie bei ihm eine Handlung bemerkt, welche nicht den strengsten Begriffen des Wohlgeziemenden entsprochen hätte; wir Kinder sahen in ihm — und mit Recht — das Ideal der Vorzüglichkeit, und obgleich er uns nie ein strenges Wort gesagt, so trugen wir ihm doch, bei aller Liebe und Anhänglichkeit, eine an Furcht grenzende Hochachtung entgegen. Er belehrte nie, er tadelte selten, lobte ungern, und dennoch war die Einwirkung seiner Person so mächtig, daß wir uns mehr zusammennahmen, als wenn wir getadelt oder gelobt worden wären. Auf das geschickteste wußte er Ehrgeiz und Selbstachtung bei uns zu wecken. Seine größte Freude bestand darin, uns überall und soviel als möglich um sich zu haben." Die Erziehung, welche Ernst I seinen Söhnen geben ließ, wich auch darin von der sonstigen Übung fürstlicher Häuser ab, daß sie „sozusagen einsprachig" aufwuchsen. „Das Deutsche war wahrhaft unsere Muttersprache und beherrschte ausschließlich die kindlichen Vorstellungen, ein Umstand, der bei keinem Menschen ohne Einfluß auf die spätere Entwickelung und Denkungsart bleibt."



Albert, Prinzgemahl der Königin Viktoria von England.

Über den Charakter des Prinzen Albert enthalten die Denkwürdigkeiten interessante Mitteilungen (so I 20—21): „Wir waren des Lateinischen auch für den mündlichen Gebrauch so mächtig, daß ich auf der Universität in lateinischer Sprache zu disputieren vermochte und hierin manchen von dem Gymnasium gekommenen Universitätsgenossen übertraf. Von meinem Bruder insbesondere darf man sagen, daß ihm schon frühzeitig eine recht eigentlich doktrinäre Art und Weise alle Dinge zu behandeln eigen war. Er besaß eine große Gewandtheit, die schwierigsten Themata in der Diskussion logisch zu ordnen und seine Ansichten, wenn sie auch gar nicht immer die richtigsten waren, mittelst einer scharfen Dialektik zur Geltung zu bringen. Es war jene geistige Anlage und Übung, die ihm später oft eine große Überlegenheit über andere gaben, und wovon charakteristisch der Kaiser Napoleon mir einmal sagte: ‚Il a l'esprit si juste qu'on a toujours peur d'entrer en discussion avec lui; il a toujours raison.' Herzog Ernst nimmt auch einmal (I 119 ff.) Gelegenheit, die landläufigen Vorstellungen von seinem Bruder zu berichtigen. Mit einigem Staunen hört man, daß der freisinnige Prinz, als Herzog Ernst II 1844 an die Regierung gekommen war, ihm von einer Trennung der Staats- und Hausangelegenheiten abriet (welche Ernst II als unabwendbar erkannte), und daß er in dem Gedanken befangen war, die patriarchalischen Zustände, welche in den deutschen Staaten ihren schärfsten Ausdruck noch immer in der vermögensrechtlichen Frage der Domänen fanden, vermöchten fortzubestehen. Im Zusammenhang damit lesen wir die Versicherung, daß man den Prinzen Albert nicht nach den Darstellungen beurteilen dürfe, welche heute noch als die maßgebenden gelten. „Wunderbare Gegensätze schlummerten in seinem Charakter, große Widersprüche kämpften in seinem ehrlichen

Gemüte. Seine milde Liebenswürdigkeit paarte sich in Wirklichkeit mit einer kritischen Strenge, die wie ein psychologisches Rätsel erschien. Die größte Wärme und opferfähigste Neigung vermochten sich zuweilen in schmerzliche Kälte zu verwandeln, und oftmals sah man ihn an jener Grenze, die für Mächtige und Hochgestellte so verführerisch sein mag, in Urteilen und Anschauungen sich gefallen, die einem gewissen Hange zur Menschenverachtung entspringen. Und dennoch war mir in meinem Leben niemand vorgekommen, der für die Menschheit im Abstrakten reiner empfand. Was jemals unter dem Worte einer philanthropisch gestimmten Seele Schönes und Edles verstanden worden, war in ihm lebendig vorhanden. Es war eine ewige Gedankengärung in ihm, darauf gerichtet, die Menschen zu beglücken, und er konnte gegen den Menschen so hart wie möglich sich zeigen. Dann kam sein ganzer scharfer, logischer Verstand in Thätigkeit; mit unbarmherziger Dialektik zerpflückte er die Meinungen und Handlungen der anderen. Es war, wie wenn das reiche Register seiner Herzenstöne, wie an der Orgel, mit einem Griff verschlossen würde. Aber wenn er eine rücksichtslose Kritik wie in politischen, so auch in künstlerischen und wissenschaftlichen Dingen zu üben pflegte, so konnte der Freund, der ihn näher kannte, doch niemals die guten Wurzeln verkennen, die nur durch zu scharfe Reflexion eine andere Richtung genommen hatten. Er war seiner Natur nach ein Feind alles Halbwahren, ein Verächter der Lüge, ein Verfolger der Phrase. Indem er die Schwächen der Menschen und ihrer Werke in dieser Richtung rascher kannte und stärker empfand als viele andere, hat ihn der Kampf des Lebens auch rauher und rechthaberischer in seinem Urteil gemacht. Indem er in seine Doktrin sich tiefer und tiefer verwickelte, brachte er sich selbst oft nur zu sehr um den angeborenen Frohsinn und die Freude an seinen eignen Schöpfungen. Ich bin weit entfernt zu behaupten, daß durch das englische Leben und Wesen der herrlich angelegte Charakter meines Bruders so von des Gedankens Blässe angekränkelt wurde, aber eine Stelle in einem Briefe des Königs Leopold, in einem ganz anderen Sinne und Zusammenhange und ganz im allgemeinen einmal gesagt, fällt mir hierbei ein: Die Engländer wissen gar nicht, was das Wort ‚froh sein' bedeutet: wenn sie lachen, ist es über das Zerfleischen eines Mitbürgers; geht ein Fest, das immer als Arbeit betrachtet wird, leidlich vorüber, so heißt es: it went very well off, wie von einer überstandenen Arbeit. In Amerika soll es noch ärger sein und jemand wirklich Froher eine Seltenheit. Was dabei bedenklich macht, ist, daß doch immer ein klein wenig der Zweck des Lebens bleibt, nicht unnötig unangenehm dieses Geschenk des Himmels zu verbrauchen." Herzog Ernst ist aber überzeugt, daß die schwere Lebensstimmung seines Bruders noch durch einen anderen Einfluß hervorgerufen ward als durch die harte englische Umgebung. Er zielt auf niemand anders als auf den Vertrauten seines Bruders selbst, den deutschen Arzt Stockmar. Dessen bedeutsame Persönlichkeit und Wirksamkeit „ist von den berufensten Federn geschildert und historisch festgestellt worden;" aber Herzog Ernst findet auch hier, daß der wahre Sachverhalt nicht genügend bekannt ist. „Die Hand Stockmars schien oft viel mehr zu geben, als sie thatsächlich darbot. Ich weiß nicht, ob jemand einmal über den politischen Dilettantismus von medizinischen Gelehrten in der Geschichte geschrieben hat. Sicher hat es aber in alter und neuer Zeit sehr viele Ärzte gegeben, welche von ihrer Praxis bei Fürstlichkeiten und Staatsmännern mehr oder weniger eingreifende Ausflüge in die Gebiete der Staatskunst gemacht haben. Auch Stockmar gehört in die Reihe dieser fast durchweg merkwürdigen und geschichtlich höchst interessanten Personen und Charakterköpfe. Er war kein gewöhnlicher Mensch. Er war scharfsichtig und kenntnisreich und mit einem gewissen politischen Ahnungsvermögen begabt. Aber seine Stärke war die Beobachtung, und seine Orientierung über die Geschäfte und Ereignisse des Staatswesens war einem kleinen Kreise von zwar feinen, tiefgebildeten und aufgeklärten, aber durchaus nicht immer in der Welt entscheidenden Personen entlehnt. Wie ein Konsilium der Ärzte mit Geringschätzung auf den Laien hohen und niederen Standes hinblickt und höchstens lächelnd duldet, daß auch jemand außerhalb des erwähnten Kreises etwas wissen zu können meint, so behandelte Stockmar in politischen Dingen die Geschäfte und beurteilte so die Menschen. Diese Denkungsweise kam der



Leopold I, König der Belgier.
Nach dem Leben gezeichnet von Professor Krüger, lithographiert von Hübner.

doktrinären Ader, die mein Bruder schon in unsern Studienjahren in hohem Grade besaß, recht zu Hilfe. Man steigerte sich in abfälliger Beurteilung der vornehmen, sowie der niederen politischen Halbwelt, welche sich vermaß zu praktizieren und in das Leben einzugreifen. Wie sich in solchen Berufsständen, in denen sich der Wissende vom Laien leicht unterscheiden läßt, ein gewisser Hochmut des Gedankens gern entwickelt, so war auch in dem Kreise Stockmars eine Art von Kastengeist vorhanden, der beinahe auf Unfehlbarkeit Anspruch zu machen pflegte. Stockmars eigentümliche Stellung in unserm Hause gestattete ihm stets, als Ratgeber aufzutreten; aber niemals brauchte er für Handlungen aufzukommen. Er war ein treuer Begleiter, wie der Chor in der griechischen Tragödie; aber nie hätte er ein verantwortlicher Diener zu sein vermocht, der für die Thaten seines Herrn einzutreten oder für seine eignen Ideen den offenen Kampf zu führen vermocht hätte."

Wir haben dieses Urteil über einen der interessantesten, begabtesten und ehrenhaftesten Berater, welche jemals Fürsten gehabt haben, absichtlich herausgehoben, weil es von der scharfen Beobachtungsgabe des Herzogs und von dem Freimut Zeugnis ablegt, mit welchem er seine Ansichten in diesen Denkwürdigkeiten vorträgt. Es besteht kein Zweifel, daß dieses Urteil nicht das Ziel verfolgt, die Dankbarkeit irgendwie abzuschwächen, welche das königliche Haus von England in

allen seinen Gliedern dem Freiherrn Christian Friedrich von Stockmar stets beweisen zu sollen geglaubt hat. Er war dieser Dankbarkeit auch in hohem Grade wert und er hing an seinem alten Herrn, König Leopold I von Belgien, welcher ihn 1837 seiner Nichte Viktoria als Ratgeber überlassen hatte, wie an der Königin von England und dem Prinzgemahl mit unerschütterlicher Treue. Als die Königin ihn 1862, nicht lange nachdem sie den unsäglich geliebten Gatten verloren hatte, in Coburg besuchte, wohin er sich im Frühling 1857 Alters wegen zurückgezogen hatte, da brach er während eines Gesprächs, welches dem edlen Toten geweiht war, plötzlich in die Worte aus: „Ach, mein lieber, guter Prinz! Wie werde ich glücklich sein, ihn wiederzusehen! Es wird nicht mehr lange währen!“



Königin Viktoria im Jahre 1837, bei ihrer Thronbesteigung.
Nach einem gleichzeitigen Gemälde.

Stockmar war auch eine tiefe Natur, welche unerschütterlich an die moralische Würde des Menschen und seine ewige Bestimmung glaubte; das Wort des Apostels: „In Gott leben, weben und sind wir,“ war sein Lieblingsspruch, und aus ihm hatte er eine Art von Liturgie gemacht, welche am Totenbett seiner Tochter, der Frau Hermann Hettners, gesungen werden mußte. Herzog Ernst bezeichnet ihn, welcher „der doktrinären Ader des Prinzgemahls zu Hilfe kam,“ selbst als einen Doktrinär; wir dürfen aber nicht verschweigen, daß gerade diese Auffassung des Mannes schon vor elf Jahren von dem französischen Historiker Saint-René Taillandier aufs entschiedenste zurückgewiesen worden ist. „Bei oberflächlicher Betrachtung, so äußert sich dieser Beurteiler etwa, könnte man Stockmar für einen Doktrinär halten; aber dabei würde man sich gänzlich in ihm täuschen. Die Doktrinäre haben eine gewisse Anzahl von Sätzen, welche sie auf die Thatsachen anwenden, ob es paßt oder nicht. Stockmars Methode ist die schnurstracks entgegengesetzte. Er hat keine vorgefaßten Ideen, außer denen des gesunden Menschenverstandes. Im Lichte dieses Menschenverstandes betrachtet er die politischen Vorgänge; die Erfahrung geht ihm über alle Theorieen. Er gewöhnt sich an den Gedanken, daß die Politik das Gegenstück der Algebra ist, und daß, wenn die Philosophen sagen: „Es gibt keine Wissenschaft des Vergänglichen,“ die Politik gerade im Gegenteil die Wissenschaft eben von dem ist, was vergeht, was sich ändert, was sich beständig modifiziert, die Wissenschaft von den zeitgemäßen Dingen. Er ist weder Whig noch Tory im alten Sinne dieser Worte, er ist einfach konstitutionell, ein



Friedrich Wilhelm IV gegen Ende seines Lebens.
Gemalt von J. S. Otto im Jahre 1884.

Bewunderer der lebendigen Gesetzgebung, die nicht aus dem Hirn eines Menschen, sondern aus der Erfahrung vieler Geschlechter hervorgegangen ist und ein wahres Kapital von Gedanken und Grundsätzen darstellt, welches durch hundertjährige Arbeit angehäuft worden ist."

Wie von seinem Bruder, so entwirft Herzog Ernst auch von seiner Schwägerin, der Königin Viktoria, eine überaus interessante und geistvolle Schilderung (I 78): „Die Königin Viktoria pflegt nicht selten den Geschichtschreibern als die Königin Elisabeth des XIX. Jahrhunderts zu erscheinen. Sie teilt mit der großen und bewunderten Monarchin des XVI. eine Reihe von persönlichen und einige politische Charaktereigenschaften. Sie ist mit der gesamten europäischen Bildung vermöge ihrer ausgedehnten Sprachkenntnisse auf demselben



Der Kampf bei Eckernförde am 5. April 1849: In den Sandbatterieen.

vertrauten Fuße, wie es die Freundin und Gönnerin des Protestantismus mit der gesamten Kultur der damaligen Welt gewesen ist. Voll Interesse und Aufmerksamkeit für die Thätigkeit und das Wohl des Volkes, ergriff sie wie Elisabeth die Regierung mit einem stark persönlichen Zuge, welcher sie, gleich ihrer großen Vorfahrin, dem alten regierenden Adel zu entfremden schien. Hätten nicht alle derartigen Parallelen etwas Schulmäßiges, so ließe sich die Vergleichung der beiden Königinnen noch weiter verfolgen; aber dem persönlichen Eindruck gegenüber, den nahestehende Personen machen, erscheinen derartige Versuche nicht nur unzulänglich, sondern fast kindisch. Wie aber Viktoria mit Virtuosität die Feder führt, wie sie die kalte Reflexion des Mannes mit dem frauenhaften Tagebuchbedürfnis einer liebenden Seele verbindet, wie sie in hohem Maße die Eigenschaft großer Monarchen, ein treues Gedächtnis für alte Freunde und Diener, für wertvolle Beziehungen und Menschen besitzt und wie sie endlich ihre schwere Lebenspflicht mit hohem, königlichem Sinn erfaßt hat, in allen diesen Richtungen darf der gewagte Vergleich wohl einigen Anspruch auf Berechtigung erheben. Nur von Seite des Gemütes betrachtet, zeigt sich ein Unterschied zwischen den beiden Königinnen von England, welcher der letzteren zum schönsten Vorzug gereicht. Denn das außerordentliche Familiengefühl, das in der Königin Viktoria lebt, die volle freie Hingabe an den Kreis ihrer Verwandten, Kinder und Enkel und der, man möchte fast sagen, mit den Jahren immer zunehmende Wunsch, für diese Familie bis in das kleinste zu denken und zu sorgen: das ist es, worin unsere Königin von der einsamen Tochter Heinrichs VIII am weitesten entfernt erscheint. Dieses hervorragende Familiengefühl war jedoch nicht so sehr das Erbteil ihrer Vorfahren als das Resultat eines glücklichen Lebens, eben die Folge der Heirat mit meinem Bruder. Das warme Herz für ein Glück, wie sie es nachher fand, besaß sie als ein herrliches Geschenk der Natur; aber vor fünfzig Jahren war der Sinn für solche Beziehungen natürlich noch nicht entwickelt und aufgekeimt. Viktoria stand in ihrer Jugend allein, vereinsamt, ohne rechte Führung. Meine Tante, die Herzogin von Kent, war eine Frau von sehr vortrefflichen Eigenschaften, hatte aber keinen bedeutenden Einfluß auf ihre Tochter. So konnte es bei der Lebhaftigkeit und den Anlagen der



Christian VIII. Gefion.

Ubergabe des Christian VIII und der Gefion bei Eckernförde.

rasch entwickelten und frühreifen Erbin der Krone Englands nicht fehlen, daß sich an der siebzehnjährigen Herrscherin ein auffallend ungebrochener Wille zeigte."

Wir müssen übergehen, was der Herzog weiter von den eigentümlichen Schwierigkeiten berichtet, welche dem Prinzen Albert durch die Frage, welche Stellung er sozial in England einnehmen sollte, und durch sein unbefriedigendes Verhältnis zur hohen Aristokratie Englands bereitet wurden; nur das sei erwähnt, daß nach des Herzogs Meinung die Aufgabe, sich in England einzuleben, dem Prinzregenten durch sein ganzes Wesen sehr erschwert ward, welchem viele englische Eigentümlichkeiten, so die Vorliebe des Adels für jede Art von Sport, von Hause aus unsympathisch waren.

Wir wenden uns nunmehr zu dem Herzog selbst und betrachten einige Hauptmomente seines Lebens im Lichte der Denkwürdigkeiten.

Gleich als er am 29. Januar 1844 in einem Alter von noch nicht 26 Jahren den Thron bestieg, gab er in einem Briefe an seinen Oheim, König Leopold I von Belgien, seiner Auffassung von seiner Pflicht einen denkwürdigen und scharfen Ausdruck. „Wir haben es dahin gebracht, daß wir uns nie mehr als deutsche Bundesfürsten aus einem der ältesten deutschen Häuser, sondern meist nur als Anverwandte der hohen westlichen Monarchen gerierten, daß Coburg als der Sitz aller undeutschen, dem Bunde entgegenwirkenden Intriguen, als der Sitz des im Westen verbreiteten Ultraliberalismus angesehen und als ein verrufener Ort verschrieen wird. W i r m ü s s e n w i e d e r e h r l i c h d e u t s c h w e r d e n."

Man darf es sagen, diesen Grundsatz hat der Herzog sein Leben hindurch sich zur Richtschnur genommen. Er war stets ehrlich deutsch und er begriff, daß die deutsche Nation ein heiliges Recht hatte, einig und frei zu sein. So nahm er seine Stellung frühzeitig da, wohin alle Sterne Deutschlands wiesen, und deshalb wohnt jenen Worten Kaiser Wilhelms, deren wir am Anfang gedachten, volle Wahrheit inne.

Daß er ein deutscher Fürst war, bewies Herzog Ernst vor allem im Jahre 1848. Er gehörte zu denen, welche im Interesse einer glücklichen Lösung der deutschen Frage sofort bereit waren, Opfer an ihren souveränen Rechten zu bringen und sich der Führung Preußens unterzuordnen, und er beklagte das Scheitern dieser Pläne aufrichtig, um so mehr, als am Ende Rußland, dieser Hort aller absolutistischen Bestrebungen, eine maßgebende Rolle bei diesem traurigen Ausgange spielte und „die Verhandlungen in Olmütz, wo Preußen so tief gedemütigt ward, unter dem Dazwischentreten des Zaren Nikolaus geführt wurden." Die Schuld an diesem Endergebnis der nationalen Reformbestrebungen mißt der Herzog zum guten Teil dem König F r i e d r i c h W i l h e l m IV bei, von welchem, nachdem die Rede vorher schon oft auf ihn gekommen ist, auf S. 611 bis 614 des ersten Bandes eine eingehende und hochinteressante Schilderung entworfen wird. Die Lichtseiten im Charakter des Königs werden nicht verschwiegen: die Raschheit in der Auffassung einer Lage, ein außerordentliches Wissen, ein selten fehlendes Gedächtnis, seiner Geschmack für die Kunst, weit mehr militärischer Scharfblick, als man ihm gewöhnlich zuschreibt: „seine Kritiken nach den großen Manövern waren in hohem Maße zutreffend und belehrend für die Führer;" aber scharf tritt auch hervor die „Zweiseelennatur" des merkwürdigen Mannes, bei dem zwischen der Welt der Ideen und der Thaten die größten Gegensätze klafften; bei welchem Befehl und Gegenbefehl häufig wechselten; der sich dieses Mangels an Bestimmtheit und Festigkeit zu seiner eignen Qual nur zu sehr bewußt war und dann durch Fiktionen sich über diesen Mangel wegtäuschen wollte; dessen Unbegreiflichkeiten aber großenteils aus seiner physischen Beschaffenheit sich erklärten. „Seine Stimme war hochklingend, sein Leib gedunsen, seine Bewegung hastig und unsicher. Er litt unter den heftigsten Aufregungen, vermochte den Zorn nicht zu beherrschen. In den besseren Jahren seines Lebens vermochte er seinen Unmut jedesmal durch beißende und sarkastische Bemerkungen gleichsam hinwegzuscherzen. Später trat bei jedem Sturm eine rasche Reaktion von Schwäche und Apathie ein. Dann fiel er körperlich in sich zusammen, fuhr mit der Hand über die schweißbedeckte Stirn und sein Antlitz nahm den Ausdruck tiefen Verfalles an. Man dürfte indessen wahrlich nicht denken, daß die Erkenntnis der für den Regenten und Politiker ungünstigeren Eigenschaften des



Ein junger Ritter. Gemalt von W. Schütze.

Königs meine persönliche Anteilnahme und Ergebenheit für ihn jemals unterdrücken konnten. Indem ich ihm für vieles dankbar sein mußte, vermochte ich die Bande stets aufrecht zu erhalten, die mich persönlich und politisch an ihn knüpften, und ich darf vielleicht erwähnen, daß mir die Königin, nachdem der beklagenswerte Mann von seiner Lebensqual befreit war, in einem Augenblick ungeheuchelter Empfindung die mich tief rührenden und erfreuenden Worte sagte: ‚Sie, mein bester Herzog, waren eine von jenen Personen, die er wahrhaft schätzte und liebte.' — Herzog Ernst persönlich hat Grund, auf die Ereignisse von 1848 und 1849 mit Genugthuung zurückzublicken; denn ihm war vergönnt, an einem der ehrenreichsten Tage jener Zeit einen hervorragenden Anteil zu nehmen. Er sprach der provisorischen Reichsgewalt wiederholt den Wunsch aus, daß man ihm eine militärische Verwendung in dem Kriege gegen die Dänen geben möge, und erhielt Ende März 1849 den Oberbefehl über eine aus Nassauern, Thüringern, Württembergern und Badenern bestehende Reservebrigade, welcher dann die Aufgabe zufiel, den Angriff der Dänen bei Eckernförde am 5. April abzuwehren. Sobald das Herannahen von neuen dänischen Kriegsschiffen gemeldet war, traf der Herzog seine Anordnungen, um die deutschen Stellungen aufs äußerste zu verteidigen. Er setzte dabei voraus, daß die Dänen nicht bloß ein Scheingefecht liefern wollten, sondern wirklich die Absicht hatten, zu landen und unter Mitwirkung der 156 Kanonen, welche der „König



Nikolaus I. Kaiser von Rußland.
Gemalt von Fr. Krüger, lithographiert von Fr. Jentzen.

Christian VIII," die „Gefion," „Geiser" und „Hekla" an Bord hatten, die deutschen Batterieen zu zerstören. Diese Absicht wurde aber durch die Tapferkeit unserer Truppen, unter welchen sich nach des Herzogs Darstellung neben dem Hauptmann Jungmann und dem Unteroffizier Preußer namentlich auch der mit seiner Nassauer Batterie im Schnellmarker Holz aufgestellte Hauptmann Müller auszeichneten, gänzlich vereitelt; der „König Christian" flog in die Luft und die „Gefion" mußte die Flagge streichen. Gerade Hauptmann Müller war es, welcher durch seine wohlgezielten Kartätschenschüsse das Deck und die Masten des „König Christian VIII" räumte, so daß das Schiff nicht mehr vom Ufer wegzukommen vermochte und dem Feuer aller drei Batterieen rettungslos ausgesetzt war. Die politische Wirkung des Eckernförder Sieges war eine außerordentliche; die Verhöhnung der in Holstein und Schleswig fechtenden Truppen als der „Strandläufer" — nebenbei bemerkt, ein Zeichen von dem erschreckenden Mangel an Nationalgefühl bei so vielen Deutschen jener Zeit — hörte auf; der Krieg gegen die Dänen ward populär und „die seemännischen Phantasieen der Deutschen wurden entfesselt," was bis in die Gegenwart nachgewirkt hat. Herzog Ernst gesteht indessen zu, daß zur Erreichung eines solchen Erfolges außerordentliche Glücksfälle erforderlich waren, und er führt eine in dieser Hinsicht bezeichnende Stelle aus einem Briefe seines Bruders Albert an: „Du bist ein Glückskind und kommst mir vor wie ein Jäger, der

auf den Schnepfenstrich geht und dem ein Hirsch von vierzehn Enden in den Weg läuft."

Trotz Eckernförde fielen die Herzogtümer an Dänemark zurück, und die deutsche Bewegung — damit beginnt der zweite Band der Denkwürdigkeiten — lief auf ein vollständiges Scheitern aller nationalen Hoffnungen aus. Die zu Anfang 1851 abgehaltenen Dresdener Konferenzen, welche bestimmt gewesen waren, doch irgend einen, wenn auch noch so bescheidenen Fortschritt in der Einheit Deutschlands zustandezubringen, führten nur zur Herstellung des alten Bundestages. Der Standpunkt, welchen Herzog Ernst dabei einnahm, verdient volle Billigung. Seltsamerweise trug man sich in Sachsen mit dem Gedanken, daß das Königreich aus den Wirren dieser Zeiten einen besonderen Gewinn ziehen könne: ein Krieg mit Frankreich, wo damals Louis Napoleon seine Macht gründete, galt in Dresden für unvermeidlich, und da man auch an einen glücklichen Ausgang des Krieges glaubte, so hatte man seinen Plan fertig: Preußen sollte von Lothringen ein Viertel erhalten und dafür den 1815 von ihm erlangten Teil Sachsens wieder herausgeben. Es ist bezeichnend für die damals in Dresden herrschende mittelstaatliche Überhebung, daß man erstens — obwohl doch Preußen in dem als bevorstehend angenommenen französischen Kriege weitaus das meiste hätte thun und opfern müssen — doch drei Viertel von Lothringen ihm vorenthalten und an Bayern übergeben wollte, und daß man zweitens davon träumte, aus Sachsen einen mitteldeutschen Centralstaat bilden zu können, welchem dann die kleineren Staaten in irgend einer Form sich hätten angliedern müssen; ebenso sprachen die Bayern offen davon, es müsse das Bestreben Österreichs und der Großmächte (!) sein, aus ihnen einen Preußen gewachsenen Staat zu schaffen, und begünstigten deswegen insgeheim den Gedanken der Mediatisierung der kleineren süddeutschen Staaten und der deutschen Trias. Wo so jeder an sich und seine Vergrößerung dachte, konnte ein den Gesamtinteressen dienendes Werk unmöglich zustandegebracht werden. Herzog Ernst aber hatte recht, wenn er des Willens war, einem deutschen Nationalstaat alle notwendigen Opfer freudig darzubringen, einem „mitteldeutschen Centralstaat" aber schlechterdings keine.

Das Scheitern der deutschen Reformbewegung hatte noch ein peinliches und betrübendes Nachspiel: den Verkauf der deutschen Flotte durch den oldenburgischen Staatsrat Hannibal Fischer. Herzog Ernst entwirft von diesem Manne (II 43 ff.) eine sehr ungünstige Schilderung, welche aber doch einigermaßen von einer — freilich sehr erklärlichen — Abneigung gegen Fischer beeinflußt scheint, mit dem Herzog Ernst politisch sonst zusammengestoßen ist. Der Sohn Fischers, welcher in Straßburg lebt, hat denn auch in einer kleinen Flugschrift den Charakter seines Vaters, dessen reaktionären Standpunkt er übrigens nicht bemänteln will, gegen die Darstellung des Herzogs nachdrücklich in Schutz genommen.

Im Vordergrunde der europäischen Politik stand in den fünfziger Jahren einmal der Aufschwung, welchen die staatliche Energie Österreichs nach seinem Siege über die Revolution nahm, andererseits aber das zweite Kaisertum in Frankreich, und endlich die gewaltige Machtstellung, welche Zar Nikolaus durch sein Auftreten gegen die ungarische Revolution dem russischen Reiche verschafft hatte: „sein Einfluß war überall und nirgends, wie der ewige Jude, der fortwährend die Welt durchwandert; von allen Seiten wurde direkt und indirekt nach Petersburg gehorcht und auch bei den unbedeutendsten Aktionen dachte man nur daran, was der Zar dazu sagen werde." Die europäische Geschichte zwischen 1851—1859 ist wesentlich eine Auseinandersetzung der drei durch die Revolution, bezw. ihre Bekämpfung aufs neue emporgebrachten Mächte. Zuerst erfolgte der Zusammenstoß zwischen Frankreich und Rußland. Derselbe erweckte bei allen Freunden des konstitutionellen Prinzips die Hoffnung, daß es gelingen könnte, dem Hort des Absolutismus einen entscheidenden Schlag zu versetzen und so dem Verfassungsleben wieder freie Bahn zu brechen. Herzog Ernst gehörte zu denen, welche so dachten, und aus diesen Erwägungen heraus geschah es, daß er im März 1854 als der erste regierende Fürst Europas in Paris erschien und den Bann brach, welcher bisher auf Napoleon III gelastet hatte. Die formelle Möglichkeit dazu bot der Umstand, daß kurz vorher der Prinz Napoleon in Brüssel bei König Leopold I erschienen war und es nun galt, seitens des Hauses Coburg diesen Besuch zu



Napoleon III, Kaiser der Franzosen.
Gezeichnet und lithographiert von Metzmacher 1863.

erwidern. Dadurch wurde auch dem Geschrei der englischen Radikalen und Russenfeinde entgegengearbeitet, welche den Prinzen Albert und das ganze Haus Coburg beschuldigten, daß sie England und Belgien in das Fahrwasser des reaktionären Rußland und der „heiligen Allianz“ drängen wollten. Der Empfang, welchen Herzog Ernst in Paris fand, war natürlich glänzend; ein Extrazug stand für ihn in Valenciennes bereit, der Marschall Vaillant empfing ihn in Paris im Namen des Kaisers; ein Bataillon Fußvolk erwies ihm die üblichen Ehren und eine Schwadron Chasseurs geleitete ihn nach den Tuilerien. Der Kaiser machte ihm den Eindruck eines ganz ungewöhnlichen Menschen, welcher in jeder Beziehung von seiner Umgebung und von allem abstach, was man spezifisch französisch nennen könnte. „Wenn er in gewissen gemütlichen Plauderstündchen in seinem Fauteuil saß, eine Cigarette nach der anderen rauchte, fast träumerisch konversierte, so glaubte man mehr das Bild eines deutschen Stubengelehrten als eines Beherrschers von Frankreich vor sich zu haben. Bei solchen Gelegenheiten wußte er ganze Gedichte von Schiller zu rezitieren und gefiel sich, aus der französischen heraus, plötzlich in

die deutsche Konversation überzuspringen." — Rußland erlag dem Zusammenwirken der beiden Westmächte, und Herzog Ernst ist überzeugt, daß, wenn er durch seinen Besuch in Paris einen bescheidenen Anteil an diesem Ereignis genommen hat, er sich heute noch darüber keine Vorwürfe zu machen braucht; „bei der Fortdauer des russischen Übergewichtes in Europa wäre es ganz unmöglich gewesen, Deutschland auf seine jetzige Höhe zu bringen." Hierin liegt auch der Punkt, wo die Bestrebungen des Herzogs sich mit denjenigen des Schicksalsmannes unserer Nation berühren, mit welchem er damals im entschiedenen Gegensatze sich befand, dem er aber doch es selbst in jenen Zeiten anfühlte, daß „sein tapferes Herz bei allen konservativen Anschauungen doch jede Bürgschaft bot, daß die Zeit vorbei sei, wo Preußen im Bundestage lediglich klein beizugeben hätte." Wenn im Hause Coburg ein „etwas unduldsames Urteil" über Herrn von Bismarck gefällt wurde, so war es Prinz Albert, von dem dasselbe ausging, nicht Herzog Ernst, den schon sein Gesandter in Frankfurt, von Fritsch, vor einer Unterschätzung des preußischen Staatsmannes bewahrte.

Nach Rußland kam die Reihe an Österreich; es erlag ebenso wie sein östlicher Nachbar den Waffen Frankreichs. Es war zu einer Zeit, da sich in Preußen bereits der Übergang der Regierung von Friedrich Wilhelm IV an Wilhelm I vollzogen hatte; die Schlachten von Magenta und Solferino und die neue Ära in Preußen setzten der Herrschaft der Reaktion gegen das konstitutionelle und nationale Prinzip endgültig ein Ziel. Herzog Ernst war im Januar 1858, als er zur Hochzeit seiner Nichte Viktoria mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm nach London reiste, nochmals in Paris und wäre beinahe ein Opfer des Orsinischen Attentates gegen Napoleon geworden. Die Schilderung der sich dabei abspielenden Hergänge ist eine der Glanzstellen des Buches, und bedeutsam der Hinweis, daß das Attentat nicht sowohl von den Italianissimi ausging, womit man amtlich den grausigen Vorfall zu beschönigen suchte, als von den französischen Radikalen, welche nach der Ermordung des Kaisers die Republik aufrichten wollten. Die Verbindung des einstigen preußischen Thronfolgers mit einer englischen Prinzessin wurde in Deutschland von der überwiegenden Mehrheit auch als ein frohes Anzeichen dafür begrüßt, daß in Preußen ein neuer Geist zur Herrschaft gelangt sei, und der andere, vorher schon geschlossene Ehebund zwischen dem frei und deutsch gesinnten Großherzog von Baden wurde mit Grund in demselben Sinne gedeutet, während doch auch niemand darüber im Zweifel sein konnte, daß der Mann, welcher jetzt Preußens Geschicke in Händen hielt, die Sache der wahren, echten Religiosität und des Königtums von Gottes Gnaden mit unerschütterlicher Festigkeit führen werde. So vollzog sich eine Annäherung der Geister, welche bessere Tage erhoffen ließ. Ein Anzeichen davon war auch das letzte wichtige Ereignis, dessen der zweite Band der Lebenserinnerungen gedenkt und an welchem Herzog Ernst lebhaften Anteil nahm: die Gründung des Deutschen Nationalvereins, welche am 16. September 1859 in Frankfurt erfolgte; als dem Vereine hier die behördliche Genehmigung versagt ward, verlegte er seinen Sitz nach Coburg. Gewiß hat dieser Verein viel dazu beigetragen, die Geister auf die Lösung vorzubereiten, welche sieben Jahre später auf den böhmischen Schlachtfeldern erstritten worden ist; und wenn der Prinzregent von Preußen dem Vereine wegen verschiedener demokratisch gesinnter Mitglieder mißtraute, so sollten die Tage noch kommen, wo seine eigne Persönlichkeit und seine eignen Thaten die Kluft, die hier sich aufthat, siegreich überbrückten.

Quellwasser.

An felsig-steiler Wegesstelle,
Von wilden Ranken überdacht,
Perlt meine holde Labequelle
Eiskalt und klar aus tiefstem Schacht.

Oft bin ich dort aufs Knie gesunken
Und hab' mir — müde zum Verwehn —
Noch einmal frische Kraft getrunken
Zum schattenlosen Weitergehn.

O, wie dann meine Wünsche riefen:
Tränk' doch, an meines Leibes Statt,
An einem Quell aus solchen Tiefen
Sich einmal meine Seele satt!

Frida Schanz.

Hertha.

Von Ernst Eckstein.

(Schluß.)

Der Geistliche, ein siebenundzwanzigjähriger Mann, erst seit Ostern verheiratet, hielt eine kurze, aber dem Herzen entquellende Grabrede. Er sprach von dem unerforschlichen Ratschluß des Ewigen, der da den kernigen Stamm mit dem Blitz versehre, und die blühende Knospe jählings vom Stengel breche, während das kranke, verkümmerte Kraut weiterlebe, sich selber zur Last und andern zur Kümmernis. Kein Fragen fromme, kein Aufbäumen gegen die göttliche Weisheit: nur stumme Ergebung, und gläubig-stilles Vertrauen zur Wahrheit jenes köstlichen Wortes, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum besten dienen. Auch hier sei durch ein furchtbares Mißgeschick eine Gemeinschaft zerstört worden, die Alle, zu denen das Paar in Beziehung gestanden, mit heiliger Freude erfüllt, die da aufs neue bewiesen habe, daß eine christliche Ehe das Höchste und Herrlichste sei, was uns Menschenkindern während unsrer irdischen Pilgerschaft beschert werden könne.

„Ein Herz und eine Seele — das war die Flagge, unter welcher das Lebensschiff dieser Glückbegnadeten fröhlich einherfuhr ... Und nun erhebt sich der Sturm, Donnergewölk ballt sich am Firmament, und die blumengeschmückte Barke wird auf den Strand geschleudert. Der tapfre Kriegsheld, der die begeisterte Brust so manches Mal den Geschossen des Erbfeinds darbot, und heil aus dem Kugelregen der Schlachten zurückkehrte, — er mußte dem elenden Schrot erliegen, das ein ruhmloser Zufall durch sein lorbeergekröntes Haupt schleuderte. An seinem Grabe trauert sein liebendes Weib, sein armes, verwaistes Kind, das so frühe schon lernen muß, was es heißt: ohne Vater zu leben. Der Schmerz, der uns Andern hier so heiß an die Seele greift, — ach, was ist er doch im Vergleich mit dem Weh dieser jungen Frau, die alles, alles verloren hat, was eine zärtliche, treue, bewundernde Gattin mit dem Heimgang des Lebensgefährten verlieren kann? Allbarmherziger Gott, der du ein rechter Vater der Witwen und Waisen bist, tröste sie in ihrem unermeßlichen Gram! Du allein vermagst ihre Wunden zu heilen! Lehre sie, in Ergebung zu tragen, was du verhängt hast! Den Verblichenen aber, der mitten im Glücke von uns geschieden ist, führe du gnädig ein zu deiner ewigen Herrlichkeit! Amen!"

Die Schulkinder sangen nun einen Choral, die Grenadiere vom ehemaligen Regiment des Verstorbenen, die auf allerhöchsten Befehl zur Beerdigung kommandiert waren, schossen über das Grab, der Geistliche, fast zu Thränen gerührt, sprach noch ein Vaterunser — dann war die erschütternde Ceremonie zu Ende.

Hertha saß unterdes, ihr Kind umklammernd, regungslos in der Fensternische. Als die Leidtragenden zurückkehrten, brach sie in herzzerreißendes Klagen aus. Jetzt erst schien ihr das Fürchterliche ganz zur Wahrheit geworden: die Erde hatte sich über dem Toten geschlossen!

Und nun kam ihr plötzlich der Peingedanke, ob sie's ertragen würde, ferne von diesem teueren Grab in der Hauptstadt zu leben, wo sie doch leben mußte, wo sie ihr Heim besaß und ihre letzten Verwandten.

Gräfin Marie beruhigte sie.

„Du weißt, Herz," sagte sie freundlich und strich ihr das Haar aus dem verweinten Gesicht, „unser Besitztum hier in Göllrode steht dir jederzeit offen. Während des Sommers kannst du, so lange du willst, bei uns Quartier nehmen."

Hertha küßte die Gräfin voll dankbarer Zärtlichkeit auf den Mund und sagte bewegt:

„O, du liebe, liebe, teure Marie! Möge der Himmel dir's lohnen und dich glücklich lassen dein Leben lang!"

23. Kapitel.

Hertha von Anzendorff nahm die Gastfreundschaft des gräflichen Ehepaares noch bis Ende September in Anspruch. Die herbstklare Luft, die schweigsame Hoheit der Fichtenwälder, der stille Blumenflor ihres Balkons, auf dem sie die Vormittage im Sessel verbrachte, — dies alles wirkte beruhigend auf ihr Gemüt und ihr erschüttertes Nervensystem.

Die Gaßlers überboten sich gegenseitig in zartfühlender Aufmerksamkeit. — Mit dem bunten, bewegten Festgetriebe von ehedem war es natürlich vorbei: aber die leichtlebige Marie schien gar kein Opfer zu bringen, wenn sie den geräuschvollen Diners, den Massenausritten durch Feld und Holz, den Parkbällen und Feuerwerksnächten entsagte. Das war sie „ihrer lieben, einzigen Hertha“ schuldig, und in Fragen des Taktes kannte die Gräfin durchaus keine Halbheiten.

Während der ersten acht Tage war Frau von Anzendorff vollständig haltlos.

Die Kondolenzbriefe Doktor Steinmanns und Juliens übten bei aller Herzlichkeit nur die betrübsame Wirkung aus, ihr das Wehgefühl der Vereinsamung zu verdoppeln.

Noch niemals hatte sie mit so packender Deutlichkeit wahrgenommen, daß diese zwei Menschen ein Ganzes bildeten, eine organisch verknüpfte Gemeinschaft, die sich feindselig gegen jedes Dritte verhielt, das da möglicherweise sich hätte eindrängen können.

Es war dies nicht näher zu definieren: aber es lag ein Hauch über Juliens schwesterlich-frommer Teilnahme, der da besagte: „Du thust mir unendlich leid; ich will dir mit Rat und That getreulich zur Seite stehen; nur wirst du doch hoffentlich nicht den Anspruch erheben, daß ich um deinetwillen den Hans vernachlässige, der so viel Hosen braucht, und den Fritz, dem ich eigenhändig in seinem Arbeitszimmer den Staub wische, damit ja nichts in Unordnung kommt, und jedes Zettelchen da wieder hingelegt wird, wo es lag.“

Hertha von Anzendorff las dies mit der Scharfsichtigkeit einer verwundeten Seele zwischen den Zeilen heraus. Hätte sie wirklich die Absicht gehabt, unmittelbar nach dem Begräbnis ihres Gemahls in die Hauptstadt zurückzukehren: dieser Brief würde alsbald eine Änderung ihres Entschlusses herbeigeführt haben. Vielleicht kam auch der seltsame Druck hinzu, den ein zerrissenes Herz beim Anblick fremder Kampflosigkeit und Ruhe empfindet. Um so lieber gab Frau von Anzendorff der Bitte Mariens nach, während der ersten Wochen auf Schloß Göllrode zu bleiben, wo sie vollständig den Bedürfnissen ihres Gemüts leben konnte.

Wladimir Orlowsky, eingedenk seines Versprechens, hatte sich der Gemahlin seines verstorbenen Freundes, ohne viel Worte zu machen, thatsächlich zur Verfügung gestellt. Er übernahm die Ordnung all jener peinlichen Formalitäten, die sich in so traurigen Tagen mit herzloser Schroffheit an die Hinterbliebnen herandrängen; seine Fürsorge erstreckte sich auf das Kleinste wie auf das Größte; er bestellte den Sarg und den ganzen schaurigen Apparat der Bestattung; er sprach mit dem Geistlichen, der ihn um Anhaltspunkte für seine Predigt bat; er beschaffte den Totenschein und machte die nötigen Meldungen bei den Behörden — — alles dies ruhig, geschäftsmäßig und mit scheinbarem Gleichmut, obschon ihm das Herz manchmal bis an die Kehle schwoll.

Als Ausländer konnte Orlowsky nicht zum Vormund ernannt werden; sonst hätte wohl Frau von Anzendorff, deren Vertrauen zu dem opferwilligen Manne jetzt keine Grenzen mehr kannte, ausdrücklich den Wunsch geäußert. Das zuständige Amtsgericht wählte den Grafen Gaßler für dieses Ehrenamt.

Es war eine ergreifende Szene, als Graf Eberhard in Gegenwart seiner Gemahlin, seiner Schwester Claudine und des wackern Orlowsky der jungen Witwe feierlich in die Hand gelobte, alles zu thun, was irgend in seiner Macht stehe, um das Wohl ihres Kindes fördern und sichern zu helfen. Frau von Anzendorff kam sich, trotz der Freundschaft, die ihr von allen Seiten mit so rührender Herzlichkeit entgegengebracht wurde, in diesem Augenblick fast noch trostloser und vereinsamter vor als in den ersten Tagen nach Ottos Heimgang.

Allmählich jedoch erwachte sie — eben im Hinblick auf ihren Knaben — zu dem Bewußtsein, daß die Zukunft für sie noch Pflichten und somit einen lebendigen Zweck berge.

So ward sie ruhiger.

Viel zur Abklärung ihres Gemüts trug Fräulein Susette von Halffterke bei.

Die alte Dame war durch die Schreckenskunde von dem gewaltsamen Tode Anzendorffs so furchtbar erschüttert worden, daß sie acht Tage lang das Bett hüten mußte. Dreimal bekam sie Weinkrämpfe; der dritte Anfall war so entsetzlich, daß sie beinah' erstickt wäre. Im Gedanken an das berauschende Glück, das der Oberst genoß, hatte auch sie noch ein spätes Genügen, eine selbstlos-heitere Befriedigung kennen gelernt, die sie seit vielen Jahren nicht mehr gehofft hatte. Nun lag

alles wieder in Trümmern! Er tot, — und ihr süßer Liebling mit zweiundzwanzig Jahren schon Witwe! Das Schicksal gönnte ihr nichts, nichts! Es verfolgte sie sogar in dieser unschuldsvollen, reizenden Frau, auf die sie alle Zärtlichkeit, deren sie fähig war, alle hingebungsvolle Kraft der Liebe rückhaltlos ausgegossen!

Tante Susette war eine fromme, gläubige Christin. Schon nach kurzem schämte sie sich dieses Aufbäumens gegen die Ratschlüsse dessen, der da Herr ist über Leben und Tod. In heißem Gebet fand sie das Gleichgewicht und die seelische Ruhe wieder.

Nachdem sie sich nun auch leiblich erholt und gekräftigt fühlte, machte sie der jungen Frau einen Beileidsbesuch, der auf Hertha von ganz überraschendem Einfluß war.

Tante Susette nämlich, ohne sich ihres Verhaltens bewußt zu sein, gab sich doch halbwegs als eine Schicksalsgenossin Herthas. Auch sie, Fräulein von Halffkerke, hatte ja mit dem Oberst von Anzendorff den Traum ihrer Jugend begraben. Sie weinte — nicht nur um Herthas willen, sondern auch im Erinnern an die eigne, längst entschwundne Vergangenheit. Ja, sie schien ein schmerzlich-süßes Behagen, ein wonniges Weh dabei zu empfinden, endlich, endlich einmal frei und frank und in Gegenwart einer mitfühlenden Seele über den Mann weinen zu dürfen, den sie ihr ganzes verödetes Leben hindurch heimlich betrauert hatte.

Je mehr aber Tante Susette so ihrem lange verhaltenen Gram ungehinderten Lauf ließ, um so stiller ward Hertha. Sie durchschaute das alte Fräulein; ihre Anhänglichkeit an den Toten rührte sie tief; gleichwohl tauchte ein Gefühl in ihr auf, das noch keine deutlich bewußte Erwägung, kein logisch gegliederter Schluß war, aber doch ganz ähnlich auf ihre Stimmung wirkte, zumal die Besuche und die wehmutsvollen Rückblicke Fräulein von Halffkerkes sich wiederholten.

Es berührte die junge Frau ganz eigentümlich, daß sie hier in Gemeinschaft mit einer fünfundsechzigjährigen Greisin — unausgesprochen, aber doch thatsächlich — ein- und derselben Liebe nachweinte.

Der Verstorbene alterte ihr so gleichsam in der Erinnerung. Mehr und mehr brach die Überzeugung sich Bahn, der Schicksalsschlag, der sie getroffen hatte, sei ja doch nur eine Frage der nächsten Zeit gewesen.

Hiermit aber war ein bedeutsamer Schritt zur Genesung geleistet. Das Notwendige trägt der Mensch leichter als das Vermeidbare. — An die Stelle der früheren Trostlosigkeit trat eine stille Resignation. — Schließlich glaubte sie fast, die furchtbare Katastrophe sei aus gewissen Gesichtspunkten eine Gnade und Gunst für den Heimgegangenen. In der Vollkraft seiner Gesundheit war er geschieden; von den Gebrechen, die der Natur der Sache zufolge ihm doch hart vor der Schwelle lagen, hatte er Gott sei Dank nicht das Geringste gespürt; er war glücklich gewesen bis zum letzten Moment. Welche Beschwerden hätte die Zukunft ihm bringen können; welche Last, welche Leiden! Und gerade er, dem das Greisentum so entsetzlich dünkte! Von Anbeginn war dies unscheuchbare Greisentum ja der Alp gewesen, der ihn damals sogar beinah' gehindert hätte, seiner Neigung zu folgen und sie, die er doch liebte, zur Frau zu nehmen. Nun hatte ihm Gott diese unerträgliche Wandlung erspart. Friedlich und frei von aller irdischen Pein schlief er drüben unter dem Kirchhofshügel den ewigen Schlaf. Es war sündhaft, aus verblendeter Selbstsucht fürder um den zu klagen, der von dem Schicksal, trotz aller scheinbaren Schrecknis, vielleicht bevorzugt war . . .

Gefaßter, als sie dies selbst für möglich gehalten, traf Hertha von Anzendorff am ersten Oktober — drei Tage noch vor den Gaßlers — in der Residenz ein.

Julie, die ihr nach jenem seltsamen Kondolenzbrief nur noch einmal geschrieben hatte, empfing sie am Bahnhofe. Die Begrüßung der beiden Frauen war ein schwesterlich-innige. — Julie weinte sogar; der Trauerfall trat für sie eigentlich jetzt erst in das Stadium der Wirklichkeit.

Der Anzendorffsche Landauer — guter Gott, welche Erinnerungen! — war draußen zur Stelle, — und mit ihm Orlowsky. Er bot den Damen die Hand, fragte, ob Frau von Anzendorff etwas befehle, und nahm, da sie dankend verneinte, mit großer Eilfertigkeit Abschied. Er wollte nicht aufdringlich scheinen.

Julie erzählte unter dem Fahren von ihrem Sohn Hans, der zu Ostern nach Sexta komme und wirklich das Muster eines gutgearteten, fleißigen Knaben sei. Dabei steckte sie ihrem Neffen, der an der Seite des Kammermädchens ihr gegenüber saß, Pra-

lines und Bonbons zu, sagte von Zeit zu Zeit: „Ja, ja, Marchen ...“ und naschte vergnügt mit.

„Eh' ich's vergesse,“ — rief sie nach der sechsten gefüllten Bohne — „die eingelaufnen Adressen habe ich rechts auf den Arbeitstisch deines seligen Mannes, unter den marmornen Briefbeschwerer gelegt. Es sind einige vierzig.“

Der Wagen hielt in der Einfahrt.

„Wenn du's erlaubst,“ sagte Julie, „so komm' ich für einen Augenblick mit hinauf.“

„Ich bitte darum.“

Noch einmal bekam nun Frau von Anzendorff ein Gefühl der Verödung zu kosten, das kaum überwindbar schien. Diese Räume, wo sie voreinst an der Seite des teuren Toten so glücklich gewesen — nur das Glück war ihr jetzt gegenwärtig; ihre Trübsal, ihre verzweifelten Kämpfe schienen wie ausgelöscht — diese erstarrten Gemächer dünkten ihr weit grabesdumpfer und kirchhofähnlicher als der friedliche Hügel auf dem Göllroder Gottesacker. Es schwamm ihr bleifarbig vor den Augen. Ein Glück, daß Julie da war! So mußte sie sich beherrschen. Gerade vor ihr!

Die Anwandlung ging vorüber. Man gewöhnt sich an alles. Das Kammermädchen servierte den Kaffee. „Recht stark!“ hatte Frau Doktor Steinmann befohlen. „Das restauriert.“

Und nun saßen die beiden Schwestern und tranken Kaffee. Juliens Antlitz ward mit jeder Sekunde rosiger. Sie nahm Herthas schlanke, auffällig kühle Hand mütterlich in die ihren und wärmte sie und sprach ihr zu, ein Stück von dem Pflaumenkuchen zu nehmen, der ausgezeichnet und sehr bekömmlich sei; der Mensch müsse sich bei Gemütsbewegungen etwas anbieten. Dabei langte sie selber mit verdoppeltem Eifer zu, sprach die Behauptung aus, für Obstkuchen jeder Art sei doch Fährmann noch immer die erste Firma, und meinte schließlich, es sei nicht übel, so bei der letzten Tasse die Anfragen und Offerten bezüglich des neulichen Inserats zu durchmustern.

„Es wird das beste sein,“ gab ihr Hertha zurück.

Frau Doktor Steinmann holte die Briefschaften also herüber, öffnete sie mit Hilfe eines Dessertmessers und hub mit eintöniger, aber vernehmlicher Stimme zu lesen an. Es handelte sich um das Engagement einer älteren Gesellschaftsdame, die späterhin dann auch den ersten Unterricht bei Max übernehmen würde.

Nach Verlauf einer Stunde war man so ziemlich im reinen. Dreißig von den vierundvierzig Offerten waren gleich bei der ersten Durchsicht, weitere zwölf bei der zweiten Prüfung beseitigt worden. Ernstlich noch in Betracht kam nur die Offerte einer Amerikanerin, Miß Wood, und die einer Dame aus Braunschweig, Fräulein Helene Stadler. Beide besaßen Empfehlungen ersten Ranges; beide waren, dem Brief, wie der Photographie nach, distinguierte und angenehme Persönlichkeiten. An beide also wollte Frau von Anzendorff schreiben, ihren Besuch erbitten, und sich nachher auf Grund des persönlichen Eindrucks schlüssig machen.

Gegen halb fünf nahm Julie von ihrer Schwester Abschied. Sie hatte noch drei oder vier Besorgungen in der Bankstraße: ein neues Lesebuch für das beginnende Winterhalbjahr, eine Kamelhaardecke, Briefpapier, und, wenn sich noch Zeit fand, einige Delikatessen bei Salvazzini, dem Italiener. Das alles war ja dicht bei einander ...

Sobald sich Hertha allein sah, überkam sie ein Nachklang jener Trostlosigkeit, die ihr beim Eintritt in die verödete Wohnung das Herz zusammengeschnürt hatte. Das Kind, von der Reise ermüdet, war eingeschlafen. Der Duft des übriggebliebenen Kuchens, mit dem Patschuli- und Moschusgeruch, der einigen der geöffneten Briefe entströmte, zu unglaublicher Fadheit gemischt, legte sich drückend auf alle Nerven ...

Draußen schien die Oktobersonne. Während des Tages war sie hinter den weißgrauen Wolken versteckt geblieben. Jetzt, kurz vor dem Scheiden, brach sie hindurch und goß ihre phantastische Rotglut über die Dächer, Türme und Kuppeln.

Hertha erhob sich. Man erstickte ja hier! Sie mußte ins Freie, in die erquickliche Herbstluft.

Gedankenlos, nur aus alter Gewohnheit, nahm sie den Weg nach der Annenstraße.

Der erste Mensch, der grüßend an ihr vorüberkam, war Roland Kessinger.

24. Kapitel.

Roland, so wenig er zweifelte, daß er kraft eines unabänderlichen Naturgesetzes die Liebe Herthas wirklich erobert hatte, war

doch Menschenkenner genug, um sich damals bei der plötzlichen Übersiedelung der Anzendorffs nach Göllrode zu sagen, seine Leidenschaft sei in jeder Beziehung hoffnungslos.

Hertha von Anzendorff, — das hatte er bald durchschaut — gehörte nicht zu den Frauen, die sich im Punkte des Ehrgefühls auch nur das leiseste Zugeständnis abringen. Übrigens war auch ihm nur im allerersten Moment der banale Gedanke durchs Hirn gezuckt, sich mit Halbheiten zu begnügen, wie sie das Ziel einer verödeten Frivolität sind. Gleich darnach wuchs ihm die Liebe schon über dem Kopf. Er wollte dies anbetungswürdige Weib ganz besitzen, für sich allein — oder gar nicht. Der bloße Gedanke, ihrem Gemahl irgend ein Anrecht zu lassen, trieb ihm das Blut ins Gehirn. Sie ihm zu rauben, mit Aufbietung aller, auch der schroffsten Gewaltmittel, — ja, das hätte sein rasender Egoismus reuelos fertiggebracht. mit ihm zu teilen, wie ein gefühlsroher Stutzer — niemals!

Die einfache, ungekünstelte Hoheit, mit der ihn Hertha, ohne viele Worte zu machen, zur Selbstüberwindung zwang, steigerte nur die Glut seiner Leidenschaft.

So wild und stürmisch, so tief und so sinnbethörend war die leicht erregte Natur des Künstlers noch nicht gepackt worden.

Er schwärmte für Hertha wie ein träumender Schulknabe, — „lyrisch-platonisch", wie Leutnant von Höffert in solchen Fällen sich ausdrückte; gleichzeitig aber begehrte er sie mit der elementaren Gewalt jenes Griechen, der sich allnächtlich in das Gebrande der Wogen stürzte, um eine selige Stunde am Herzen seiner vergötterten Hero zu leben.

Hätte sich zwischen Roland und Hertha nichts aufgetürmt, als die Meerflut! Mit allem übrigen wäre er fertig geworden: nur dies Eine, dies unzertrennliche Bündnis, die Pflicht — das lähmte ihm jede Thatkraft. Er hatte gesucht und geprüft; er hatte Pläne geschmiedet und ganze Romane ersonnen, um alles wieder als haltlos in Trümmer zu schlagen. Sein fieberndes Trachten gipfelte in dem einen Gedanken: Wie erwerbe ich sie? Wie sprenge ich ihre verhaßten Fesseln?

Ja, das Wie!

Hundertmal schon hatte er sich im Geiste erblickt, wie er durch eine meisterhaft ausgeklügelte Kombination den Oberst zu einer Beleidigung drängte; wie es dann schließlich auf unverdächtige Weise zum Zweikampf und zur Tötung des Gegners kam . . . Gewissensbisse, — o, das kannte er nicht in seinem tosenden Liebeswahnsinn! Daran wäre die Ausführung nicht gescheitert! Aber Hertha! Am Schluß der fürchterlichen Komödie gab sie jedesmal die schroffe Erklärung ab, daß sie dem Mörder ihres Gemahls niemals die Hand reichen werde.

Eben so oft hatte er sich's in mannigfaltigster Variation ausgemalt, wie er offen und ehrlich vor Anzendorff hintreten wollte, und zu ihm sprechen: „Hertha liebt mich! Nur das Pflichtgefühl hindert sie, ihrer Liebe zu folgen. Gib sie frei, — und wir wollen zeitlebens dir auf den Knieen danken, daß du uns glücklich gemacht!" — O, er würde ihm schon auseinandersetzen, daß die Grausamkeit dieser Enthüllung nur scheinbar, daß sie in Wirklichkeit eine Wohlthat sei. Was konnte dem Oberst ein Weib noch wert sein, das ihm nur durch den Zwang des Gesetzes und ihrer Tugend gehörte? Mußte nicht jeder Händedruck ihn mit Ekel erfüllen, wenn diese Gunstbezeigung nicht dem Herzen entquoll?

Aber auch dieser Weg führte ins Nichts. Entweder war es der Oberst, der mit haßerfüllter, unbeugsamer Weigerung die Rechnung durchkreuzte, oder die junge Frau ließ nicht ab von dem Irrwahn, es sei ein Verbrechen, ihr neues Dasein auf dem zertrümmerten Glück ihres Mannes emporzubauen.

Kurz, wohin er sich wandte, sah Roland Kessinger nur trostlose Ödigkeit. — Der Oberst in seiner eisernen Kraft konnte noch manches Jahrzehnt überdauern: selbst die Hoffnung also auf den natürlichen Tod des Rivalen fand hier nur eine unzureichende Nahrung.

Diese Ödigkeit aber konnte ein Mann von dem Temperamente Kessingers nicht auf die Dauer ertragen. Das mußte verwunden, ausgerottet, vertilgt werden, sollte sein Geist nicht erlahmen, seine Lebenslust nicht erlöschen, wie ein Docht ohne Öl.

Gleich nachdem sich die Anzendorffs nach Göllrode begeben, hatte auch Kessinger die Hauptstadt verlassen. Während des Sommers war er in allen erdenklichen Modebädern planlos umhergeschweift. Er hatte sich redlich bemüht, den Frauen deutscher, englischer und französischer Abstammung unterschiedslos den Hof zu machen, wenn sie nur hübsch waren. Er war groß gewesen

im Reiten, im Rudern, im Spielen. Er hatte sogar eine Zeitlang ernste naturwissenschaftliche Studien betrieben, um seiner Leidenschaft Herr zu werden. — Alles umsonst. — Es schien, als sei diese schlanke, poesie-umduftete Frau mit den großen träumerischen Pupillen in der That seine erste wirkliche Liebe. Er konnte und konnte sie nicht vergessen!

War es vielleicht der Gedanke, daß ihr Besitz ihm versagt sei, was ihn so hartnäckig machte? Bis zur Stunde nämlich hatte das Schicksal ihn über die Maßen verwöhnt. Die Schönen aus allen Gesellschaftskreisen vergötterten ihn. Seine „Triumphe" zählten nach Dutzenden; öfter noch hatte er allzu wohlfeile Siege verschmäht, und glänzende Heiraten, die man ihm fast auf dem Präsentierteller antrug, lächelnd mißachtet. Jetzt zum ersten Male in seinem Leben stieß er auf unüberwindliche Hindernisse. Das mußte die Glut seiner Leidenschaft naturgemäß anfachen, wie niemals zuvor.

Da traf ihn, als er, verstimmt und ersättigt, just an die Heimkehr dachte und die Frage erwog, ob er denn wirklich seinem Entschluß treu bleiben und eine Wiederbegegnung mit Hertha vermeiden solle, die Nachricht von dem plötzlichen Tode ihres Gemahls.

Der Eindruck dieser unerwarteten Kunde auf Roland war psychologisch merkwürdig.

Zuerst stellte sich ein überquellender Jubel ein, dessen alles betäubende Wildheit durch keine Erwägung zu hemmen war. Wohl sprach er sich vor, es sei brutal und aller Menschlichkeit schnöde zuwiderlaufend, so an der kaum erst erkalteten Leiche des Gegners emporzujauchzen. Aber das half nichts. Er hätte buchstäblich aufschreien mögen vor tobendem Glücksgefühl. „Und" — meinte er — „soll ich etwa empfindsamer sein als die Natur selbst? Überall keimt die lebendige Gegenwart aus der Gruft der Vergangenheit; überall nährt sich das Glück des einen vom Verderben des andern!"

Bald jedoch machte er eine sonderbare Beobachtung. Er glaubte zu merken, daß sich die Sehnsucht, die er kaum noch zu bändigen wußte, so lange ihr Ziel unerreichbar schien, milder und milder gestalte ... Hertha, die er bis jetzt wie eine himmelhoch thronende Göttin geliebt hatte, stieg allmählich in den Dunstkreis der Erde herab; sie war denkbar, wirklich, wahrscheinlich geworden; und so sehr er sich mühte, es abzuleugnen: bei dieser Wandlung verlor sie etwas von dem Glorienschein, mit dem seine brennende Einbildungskraft sie umkleidet hatte.

Es gab jetzt Augenblicke, in denen er sich die Frage vorlegte: Bin ich denn wirklich der Liebe, wie ich sie jüngst noch geträumt habe, unfähig? Blendet mich nur der Glanz des Unmöglichen? Kenn' ich nur zweierlei: das leichte Getändel und die Romantik des Schmerzes?

Das waren ja allerdings nur die Höhepunkte seiner befremdlichen Stimmung. In bessren Momenten suchte er sich zu beweisen, daß ein gewisser Umschwung in dieser Beziehung vollkommen begreiflich sei. Gerade *weil* ihm der Pfad nun geebnet war, mußte die keuchende Anstrengung von bisher einer ruhigeren Gangart Platz machen. Gerade *weil* er nicht zweifelte, daß die Geliebte nun für immer sein eigen sein würde, konnte er nicht mehr jenes vergötternde Weh empfinden.

Auch das letzte Bedenken über die Liebefähigkeit seines Herzens schwand, als er Hertha nach monatelanger Trennung wieder erblickte. So schön, so hold, so wonnig dünkte ihm die schlanke Gestalt in dem schlichten Trauergewand!

Ihr leises Erglühen, das ihr wie die Morgenröte eines demnächstigen Glückes schämig über die Wangen flog, da er sie grüßte, raffte ihn vollends dahin.

Er war außer sich. Er begriff nicht, daß er jemals an der Vollkraft seiner Liebe gezweifelt hatte.

„Sie oder keine!" schwur er sich voll ekstatischen Feuers, als er nach langem ziel- und planlosen Schweifen in seine Wohnung zurückkehrte.

Auch Hertha liebte ihn noch! Das hatte er klar aus ihrem Antlitz gelesen. Die Trauer um den Geschiedenen mochte wohl aufrichtig sein: aber es war nicht jene unermeßliche Witwentrauer, die ihre Schatten über ein ganzes zukünftiges Leben wirft.

Von dieser Begegnung an war das Schicksal Rolands und Herthas besiegelt. Er hatte sich nicht getäuscht, wenn er aus ihrem flüchtigen Blick, so bescheiden und ernst sie die Wimpern senkte, den Fortbestand ihrer Neigung schloß. Mitten im Schmerz um den Toten hatte der Lebende plötzlich wieder vom besten Teil ihrer Gedanken Besitz ergriffen.

Und auch jetzt hatte sie das Gefühl, das ihr schon vor dem Heimgang ihres Gemahls oft genug aufgetaucht war und sie damals mit bänglichem Staunen erfüllt hatte: als sei das Eine sehr wohl möglich neben dem Andern: die warmherzige Gesinnung gegen Otto von Anzendorff und die leidenschaftliche Liebe für Roland. Damals, in jenen Sommertagen auf Gruthenau, als der Oberst um ihre Hand warb, ahnte sie ja noch nicht, daß etwas wie ihre Liebe zu Kessinger in der Welt existiere. Diese unsägliche Glut, dieses stürmische Sich-Versenken ins fremde Ich hatte sie mit dem Jawort nicht weggegeben. Jetzt aber...! Und nun war es ja keine Sünde mehr, sondern reine, himmlische Seligkeit!

Während der ersten Monate ihrer Trauerzeit sah sie den Mann, dem ihr Herz so stürmisch entgegenpochte, nur selten. Roland Kessinger schien wie verwandelt. Er mied alle Vergnügungen, ja fast alle Geselligkeit. Mit eisernem Fleiß schaffte er an dem neuen Gemälde, das er seit Mitte Oktober in Arbeit hatte. Man konnte glauben, auch er sei in Trauer, auch er habe vor der Welt eine Rücksicht der Pietät zu üben.

Der Januar kam heran, und noch hatte Roland die Heißgeliebte höchstens drei- oder viermal im engsten Familienkreis — bei den Gaßlers oder den Steinmanns — getroffen. Gräfin Marie wußte um sein Geheimnis; sie durchschaute auch Hertha. Da Roland ihr äußerst sympathisch war, so fing sie jetzt an, das Verhältnis zu unterstützen und häufigere Begegnungen zu ermöglichen. Sie wollte die liebe, reizende Hertha um jeden Preis wieder glücklich sehn, und sie fühlte, daß die Verbindung mit Roland der einzig mögliche Weg war.

Zu Anfang Mai hielt Kessinger den Augenblick für gekommen, um das entscheidende Wort zu sprechen.

Im Grunde bedurfte es dessen kaum.

Ohne Feierlichkeit, schlicht und ruhig sagte er ihr, als Gräfin Marie die beiden zufällig oder mit Absicht allein ließ, was die Geliebte schon wußte, und Hertha gab ihm ebenso ruhig die Antwort. Nur die Tieftönigkeit ihrer Stimme verriet, daß hier kein Alltagsgespräch in Szene ging.

Nachdem sie Ja gesagt, hielt er wortlos ihre Hand in der seinigen, schaute ihr strahlend ins Angesicht, und gab ihr einen einzigen langen Kuß.

„Ja, ich habe dich lieb," wiederholte sie wonnebebend.

Nun sprachen sie über die Zukunft, — alles ruhig und gemessen, als dürften sie ihr unendliches Glück noch nicht laut werden lassen. Und dieses Glück zitterte doch in jeder Silbe, die man sich zuraunte, in jedem Leuchten, das von Auge zu Auge glomm.

„Eins noch!" sagte Hertha nach einer Pause. „Ich schäme mich, daß dieses Eine so spät kommt; aber die Liebe ist leider so selbstsüchtig! Wirst du auch meinem Kinde ein guter Vater sein? Versprich mir das, Roland!"

„Hertha, mein Lieb, kannst du zweifeln? Du vergötterst den Knaben: das ist Bürgschaft genug!"

Er zog sie an seine Brust.

In diesem Augenblick trat die Gräfin Gaßler wieder ins Zimmer. Sie lächelte. Roland und Hertha fuhren, ein wenig erschreckt, auseinander. Die Gräfin aber sagte mit weicher Stimme:

„Gott sei Dank! Endlich nach so langer Trübsal die Sonne! Komm, Hertha, laß dich beglückwünschen!"

Hertha umschlang den Hals ihrer Freundin mit beiden Armen und küßte sie leidenschaftlich. Sie weinte lange.

Für die Welt blieb das Herzensbündnis Rolands mit Hertha bis auf weitres Geheimnis. Nur Graf Gaßler, die Steinmanns und Wladimir Orlowsky wurden alsbald ins Vertrauen gezogen.

Orlowsky schien auf unerklärliche Weise ergriffen.

„Der Himmel segne Sie!" rief er mit zuckender Lippe, während sein Auge wie geistesabwesend auf dem Antlitz der jungen Frau ruhte. „Wenn der Wunsch eines ehrlichen Freundes Macht über das Schicksal hat, so wird Ihre Zukunft wider jegliches Unheil gefeit sein!"

Hiernach wandte er sich mit einer Väterlichkeit, die seinem Alter noch wenig entsprach, zu Roland und sagte bedeutsam:

„Es ist eine Perle, die Gott Ihnen anvertraut. Machen Sie das liebe Geschöpf glücklich!"

Und er schüttelte ihm die Hand, als wolle er ihm eine eidliche Zusage abringen.

Drei Tage lang blieb Orlowsky, der das alles doch ebenso gut wie die Gräfin vorausgesehn hatte, in einem Zustand fiebernder Aufregung. Er stürmte aus einem Zimmer ins andre, warf sich bald auf das Sofa, bald in den Sessel, bald sogar auf das Bett, bis sich Frau Schmidt, seine alte Haushälterin, zu der Versicherung aufschwang, sie werde den Arzt holen, da der Herr Orlowsky den Typhus oder den Veitstanz habe.

„Unsinn!“ rief er empört. „Ich bin kerngesund, bis auf die Nerven. Aber die schütteln mich jetzt, daß es nicht länger so fortgehn kann. Wissen Sie was, Frau Schmidt? Holen Sie mir zwei Flaschen Bordeaux — Chateau Laffitte! Ja? Und dann lesen Sie mir was vor, eine Räubergeschichte oder die Zeitung, gleichviel was, damit ich endlich auf andre Gedanken komme. Ich denke nämlich fortwährend an allerlei dummes Zeug, fortwährend, hören Sie, beste Frau Schmidt? Und ich will's nicht! Um keinen Preis! Sonst lauf' ich noch schließlich an den Wänden hinauf!“

Als Frau Schmidt kopfschüttelnd das Zimmer verlassen hatte, stöhnte er laut auf.

„Es ist zum Verrücktwerden! Schlägt die Geschichte zum Guten aus — nun, dann hab' ich ja weiter nicht dreinzureden. Aber gerät's ihr zum Unheil, und alles ist nun umsonst gewesen, — die Qualen, die er geduldet, der fürchterliche Entschluß, die blutige That . . . Ich glaube, es bringt mich ins Irrenhaus!“

Er drückte die Faust wider die Stirne.

„Und ich traue ihm nicht,“ knirschte er durch die Zähne. „Keinem Künstler trau' ich — am wenigsten diesem Kessinger . . .! Damals soll er doch auch wie toll sich gebärdet haben: nur daß die Wolfshagen ein erbärmlich schwaches Geschöpf war; keine Spur von Charakter! Wie er sie glücklich herum hatte, war's auch vorbei, — und sie mochte nun zusehn, wie sie die Suppe ausaß. Hm! Vielleicht ist Hertha das Weib darnach, ihm die Zügel zu straffen! Vielleicht!“

Orlowsky trank nun in großer Hast seinen Chateau Laffitte, ließ sich einen Artikel aus dem Konversationslexikon vorlesen und kam dabei zur Erkenntnis, daß man geschehene Dinge nicht ändern kann.

Mit diesem Trost schlief er ein, um sich von jetzt ab wieder völlig in der Gewalt zu haben.

25. Kapitel.

Den Sommer hindurch blieb Hertha, trotz der freundlichen Aufforderung Mariens, die sie gerne für ein paar Wochen in Göllrode gehabt hätte, ruhig in der Hauptstadt; selbst am Todestag ihres Gemahls — denn Roland hatte es so gewollt. Er schien die Nähe des Toten aus irgend einem Gesichtspunkte für gefährlich zu halten. Wozu diese Auferweckung einer Vergangenheit, die, wie Hertha nun einmal geartet war, sie schmerzlich erschüttern und so den Schimmer der Gegenwart trüben mußte? Gräfin Marie sorgte ja hinlänglich für den üblichen frommen Schmuck der Grabstätte. Am vierten September hatte sie eigenhändig zwei große Lorbeerkränze hinausgetragen. Ihr Brief, der diese Thatsache meldete, gab ferner Bericht über das gute Gedeihen der Trauerweide, die man vor einem Jahre gepflanzt hatte, und über die rührende Gutherzigkeit der Tante Susette. Obschon die Witterung ziemlich trübe und regnerisch war, hatte Fräulein von Halffkerke den Weg nach Göllrode nicht gescheut, vielmehr ganz in der Frühe schon ein kunstvolles Kreuz aus Spätrosen, Epheu und Immergrün auf den Grabstein gelegt und hiernach dem Geistlichen hundert Mark für die Göllroder Armenkasse behändigt. Sie war doch wirklich eine treue, nette Person, die Tante, trotz ihrer mannigfaltigen Schrullen!

Mitte November feierten Hertha und Roland in aller Stille ihre Vermählung. Nur die Steinmanns, die Gaßlers und Wladimir Orlowsky waren zugegen.

Die Gesellschafterin, Fräulein Stadler, die nun seit mehr als dreizehn Monaten bei Hertha schaltete, nahm das Kind während der Abwesenheit des jungen Paares in ihre Obhut. Sie sollte auch ferner in ihrer Stellung verbleiben. Roland selber hatte dies ausdrücklich gewünscht.

Nach vierzehntägigem Aufenthalte in Südtirol kehrten die Neuvermählten strahlend von Glück und Lebenslust nach der Hauptstadt zurück, wo Roland sich unweit des gräflich Gaßlerschen Prunkhauses ein verführerisches, mit allen Reizen der Kunst und des Luxus ausgestattetes Heim gegründet.

Die Villa des Obersts war im Einverständnis mit Hertha und dem Vormund des Kindes verkauft worden. Roland hatte erklärt, es widerstrebe ihm absolut, nach Art

gewisser Geschäftsleute in das Vorhandne gleichsam hineinzuheiraten, — und auch Hertha mußte sich sagen, daß ein junges und neues Glück um so verheißender blühe, je weniger es mit dem alten zusammengeknüpft sei.

Und in der That, es war ein junges und neues Glück, das hier aufsproßte, neu in der Art seiner begeisternden und berückenden Wirkung, neu für ein Zeitalter, dem die glühende, echte, alles verzehrende Liebe beinah abhanden gekommen!

Alles, was Wonne heißt, von der duftigen Schwärmerei bis zu den Ausbrüchen einer vulkanischen Leidenschaft, von dem süßen Getändel mit Kleinigkeiten bis zu den Stadien einer transszendenten Verzückung, mischte sich in diesen köstlichen Rausch. — Man lebte „nur noch im Du“, in jener seligen Selbstvernichtung, die keine Schranke des Ich mehr gelten läßt. Die Welt schien endlich, endlich eingetaucht in die rosige Flut jener Romantik, die Hertha vorausgeahnt, wenn sie als Sechzehnjährige von dem Glück ihrer Zukunft geträumt hatte.

Ein Monat verstrich, und noch war Roland nicht zur Arbeit zurückgekehrt. Er malte wohl, — aber nur wie im Spiele, nur weil der Mensch doch nicht den ganzen Tag über küssen und kosen kann.

Ihre zierliche Staffelei stand neben der seinigen.

Wirklich handhabte man so zehn oder fünfzehn Minuten lang eifrig den Pinsel.

Dann aber hatte sie irgend etwas verfahren. Er mußte heran, den Mißgriff gut zu machen, die verzeichnete Linie zu bessern, die falsche Nüance zu korrigieren . . .

Mit einem Male, ehe die beiden nur wußten, wer angefangen, lagen die Pinsel und die Paletten ordnungsgemäß auf dem Holzstuhle; die Malstöcke flogen nach rechts und links in die Ecken, und Hertha hing dem Geliebten am Halse. Durch das Atelier aber ging der Odem einer Verliebtheit, wie er nur der Seele eines gottbegnadeten Künstlers und dem Herzen eines noch mädchenhaft empfindenden Weibes entströmt.

Ach, dieses reizende Haar! Wie er es pries und bejubelte! Wie er es küßte, küßte und küßte! Die schöne Linie am Hinterhaupt, wo die Hälfte der aufwärts gedrängten Fülle sich so reich über die andere schob, fand er immer und immer wieder entzückend, — himmlisch über jede Beschreibung! Sie mußte sich vorbeugen; sein liebeglühender Mund wühlte sich unersättlich in die schimmernde Pracht ihres Nackens, gerade da, wo die duftigen, kleinen Härchen begannen, die sich nicht mehr heraufkämmen ließen.

Und sie lachte dann! So voll und so hell —! Es klang beinahe wie das Gelächter des kleinen Max!

Hertha machte selbst einmal diese Beobachtung.

Nun fiel ihr ein, daß der Knabe früher stets die Morgenstunden im Atelier verbracht.

Ja, freilich . . .! Jetzt bei diesen ausgelassenen Tollheiten konnte man den Jungen nicht brauchen. Er blieb drunten bei Fräulein Stadler, die ja so gut für ihn sorgte und ihn so lieb hatte.

Aber bei Tisch, wo sich die Eltern etwas zusammennahmen, da kam er zum Wort, und es war reizend zu sehen, wie eifrig Roland im Überschwang seiner köstlichen Laune auf die Interessen des Kindes einging. Herthas Blicke hingen dann selig bald an dem heißgeliebten Manne, bald an dem Knaben, der sich so rasch mit dem neuen Papa vertraut gemacht hatte.

Bei den nachmittäglichen Ausfahrten und Spaziergängen durfte der Kleine wieder nicht mit. Das war doch natürlich. Man hatte sich noch so tausenderlei zu sagen, was man bei Tisch nicht erörtern konnte.

Wie schwelgte Roland auf diesen Wanderungen durch den Stadtpark oder die einsamen Straßen der Villenviertel in Reminiszenzen! Das Thema war unerschöpflich: die erste Begegnung, die Kämpfe, die Zweifel, die Sehnsucht, die das pochende Herz fast zu Grunde gerichtet!

Hertha selbst war in dieser Beziehung scheuer und wortkarger; sie hatte das dunkle Gefühl, als breche sie ihrem verstorbnen Gemahl die Treue, wenn sie jetzt nachträglich einräumte, daß sie schon damals, zu seinen Lebzeiten, von der Liebe zu Kessinger übermannt worden sei. Insgeheim aber schöpfte auch sie aus dem Rückblick auf jene Zeit der Entsagung immer erneute Nahrung für ihr quellendes Wonnegefühl.

Ganz besonders beredt zeigte sich Roland Kessinger in der Ausmalung seiner entsetzlichen Eifersucht. Nicht nur ihrem Gemahl hatte er sie mißgönnt: nein, auf alles und jedes, was sie vor ihm gekannt hatte, war er neidisch und

groll-erfüllt. Es wurmte ihn, daß ihre Kindheit und ihre Mädchenjahre verflossen waren, ohne daß er um sie gewußt hatte, während so viele Geschöpfe, die doch gar nicht begriffen, welch eine Wonne das war, täglich mit ihr verkehren durften!

Gräfin Gaßler zum Beispiel, ihre Pensionsgenossin!

Wenn ihm Hertha von den Erlebnissen hinter den Mauern des Margaretenstiftes erzählte, da schien er in den fünfzehnjährigen Backfisch, der mit Marie von Gruthenau dort gehaust hatte, fast noch wilder verliebt als in die dreiundzwanzigjährige Frau.

„Ich hätte dich kennen müssen!“ rief er einmal und ballte die Faust. „So wahr ich lebe, aus eurem Klostergarten hätte ich dich nächtens geraubt, um keine Sekunde dieses Glücks zu verlieren, das mir jetzt leider so spät erst und fast nur halb noch zu teil wird!“

„Nur halb?“ fragte sie staunend.

Er schwieg. Unter dem Bann ihrer entzückenden Gegenwart schien er vergessen zu haben, was ihm eigentlich durch den Sinn gezuckt: daß er sie nämlich aus zweiter Hand erst bekommen, daß die Blume, mit der er sein Heim geziert, für einen andern bereits geblüht und geduftet hatte . . .

Vom höchsten Reize der Poesie umhaucht waren vollends die Dämmerstunden, die sich für Hertha und Roland bis in die Dunkelheit ausdehnten.

Er lag dann im Herrenzimmer auf seiner persischen Ottomane. Hertha saß neben ihm auf dem Sessel und hielt seine Hand umklammert.

Man träumte fast mehr, als man sprach; aber man träumte gemeinschaftlich. Die Gedanken, hier und da durch ein Wort ausgestaltet, nahmen die gleiche Richtung nach dem Bewußtsein des unbestrittnen Sich-Angehörens, der Ruhe, des Friedens, der über den beiden Herzen wie über dem lauschigen Raume lag.

In seligem Schweigen verfolgte man das Verglimmen der letzten Lichtspur auf den Bronce-Rahmen der Bilder, auf den vergoldeten Büchertiteln und den Bauchungen der japanischen Vasen, die, tagtäglich mit frischen Blumen gefüllt, von ihren kunstvollen Postamenten auf den Schreibtisch herabsahen. Ein mildes Rotgrau, das sich allmählich zum Schwarz vertiefte, quoll aus allen Winkeln des Zimmers auf und füllte die Luft mit rätselhaften Gestalten und Linien. Der gelbe Laternenschimmer von draußen fiel nur in flimmernden Punkten durch die niedergelassenen Jalousieen; vom Lärm der Großstadt hörte man kaum einen unterscheidbaren Laut — nur ein fernes, fast melodisches Rauschen, leise wie das abendliche Geplätscher der Meereswellen.

Wenn so der Tag nun völlig erstorben war, dann erhob sich Hertha, kniete am Sofa nieder, umfaßte das Haupt des Geliebten und preßte ihr Antlitz weich und wohlig wider das seine.

Und sie verharrten, ohne die Zeit zu fühlen, — lautlos — in süßer Versunkenheit.

26. Kapitel.

So kam die erste Woche des neuen Jahres heran.

Roland hatte noch immer nichts Nennenswertes geschaffen; das Getändel im Atelier konnte nicht so genannt werden. Sein Hauptstudium war bis jetzt die Persönlichkeit Herthas gewesen und alles, was von früh auf mit ihr zusammenhing.

Für jede Kleinigkeit interessierte er sich, wie ein leidenschaftlicher Antiquitätensammler. Sie hatte ihm ihre Schulhefte vorlegen müssen, die deutschen, englischen und französischen Aufsätze, die Censuren, sogar die Stundenpläne. Ernsthaft, als durchforsche er ein historisches Dokument, hatte er Zeile für Zeile gelesen. Ein Ferienaufsatz: „Über den Wert der Freundschaft“ begeisterte ihn zu stürmischem Jubel; eine harmlose Skizze: „La vie de campagne“ schien ihm der Feder Madame de Staëls oder George Sands würdig.

Die Poesiebücher Herthas, in die sie bunt durcheinander alles das eingetragen, was ihr seit ihrem vierzehnten Jahre an kürzeren Dichtungen deutscher und fremder Poeten sympathisch gewesen war; ihre Lieblingsautoren mit den bleistiftgekritzelten Anstreichungen; ihr prächtiges, plüschgebundenes Pensionsalbum, in welchem sich dreimal der „Geduldsengel“ und fünfmal „The rainy day“ vorfand —: alles dies hatte er mit brennendem Eifer durchmustert, als fürchte er, irgend ein Zug ihrer Entwickelungsgeschichte, irgend ein Punkt im Gesamtbilde ihres Wesens möchte ihm dennoch entgangen sein.

Jetzt plötzlich — er konnte den Tag, ja beinahe die Stunde bezeichnen — trat eine

Ermüdung und Überreiztheit ein, ähnlich dem Zustand, wie er den Kartenspieler befällt, wenn er eine gewisse Zeit lang mit gespannter Aufmerksamkeit den Wechselfällen des Spiels gefolgt ist. Er kann nun mit einem Mal „keine Karte mehr sehn", — und wenn er sich dieser Mahnung der Nerven entzieht, so verwandelt sich seine Abspannung in ein heimliches Grausen.

In der That, genau so stand es am fünften Januar, nachmittags, wie es zu dämmern begann, mit Roland Kessinger. Der holde Müßiggang, die romantisch-glühende Schwärmerei, das unablässige Sich-Versenken in das Leben und Sein der Geliebten rief bei dem arbeitsgewohnten Künstler jählings eine Art Heißhunger nach der kraftvollen, rückhaltlosen Ausübung seines Berufs hervor, — und schon am folgenden Morgen, sobald das Licht es gestattete, fing er an, sich mit Ungestüm in das Schaffen zu stürzen.

Dieser Rückschlag war das natürlichste Ding von der Welt. Gleichwohl wirkte er, als nun der Maler nach vierstündiger Thätigkeit zur Besinnung kam, etwas verstimmend.

Roland gedachte jener seltsamen Regung, die ihn beschlichen hatte, als er sich bei der Nachricht von dem Tode des Obersts von Anzendorff sagen durfte, es stehe nun zwischen Hertha und ihm fürder kein Hindernis.

Er stützte den Kopf in die Hand.

Sollte jenes befremdliche Vorgefühl recht behalten? Sollte der Dichter wahr sprechen, wenn er behauptete: „Und hast du erst dein Glück erreicht, so hört es auf dein Glück zu sein . . ."?

Auch Hertha war ein wenig verblüfft, als Roland mit einem Male so ganz bei der Sache war und sie dringend ersuchte, ihm heute, da er so außergewöhnliche Schwierigkeiten der Komposition zu bewältigen habe, ja nicht mit Fragen oder mit Bitten um Korrekturen zu kommen; er müsse nun endlich den lange vernachlässigten Entwurf da „rund kriegen"!

Von diesem Moment an war bei Roland der Egoismus des Schaffens erwacht, und dieser göttlich-teuflische Moloch verschlang für die nächsten acht Tage alles übrige vollständig.

Nicht daß Roland unfreundlich gegen Hertha gewesen wäre oder nur gleichgültig: er empfand noch mit stillem Behagen das Glück ihrer Gegenwart; aber sie mußte sich doch recht unvermittelt in eine Veränderung fügen, die für jedes zärtliche Frauenherz etwas Beklemmendes hat: in den Zurücktritt nämlich hinter die anspruchsvolle Tyrannin Muse. Roland hatte die junge Frau zu maßlos verwöhnt, sie zu voll und verschwenderisch mit Sonnenschein übergossen, als daß nicht bei diesem plötzlichen Umschwung ein leichtes Frösteln sie überkommen hätte.

Es war eine schwierige, alle Kraft in Anspruch nehmende Leistung, die Roland sich vorgesetzt. Die lange Entbehrung hatte ihn gierig gemacht; dem schöpfungsfähigen Künstler ist das Gestalten so sehr zur zweiten Natur geworden, daß eine längere Unterbrechung, wenn sie nicht ganz notwendig ist, eine Herabminderung seines Selbstgefühls, eine ernste Verstimmung erzeugt. Jetzt wollte er mit Gewalt das Versäumte nachholen und überschritt so nach der entgegengesetzten Richtung das vernünftige Maß.

Die rastlose Anstrengung und der gewaltige Kampf mit den Schwierigkeiten seines Entwurfs machte ihn täglich nervöser. Er tauchte in seiner Arbeit vollständig unter; die Außenwelt schien für seine Ekstase wie fortgelöscht. Ganze Stunden verstrichen, ohne daß er auch nur ein Wort mit Hertha gewechselt hätte, die, kaum zwei Schritte von ihm entfernt, ihre Betrübnis durch eifrige Selbstthätigkeit zu betäuben suchte, oder, ein Buch in der Hand, über die Blätter hinweg ins Leere starrte und zügellos träumte.

Es waren recht trostlose Phantastereien, denen sie nachhing. Schließlich aber sagte ihr der Verstand, sie fürchte unmögliches. Nein, so konnte nicht welken, was noch eben erst so berauschend geblüht hatte! Sie mußte den Verhältnissen Rechnung tragen; sie mußte begreifen, daß, wie es im „Rainy day" hieß, jedes, auch das beglückteste Leben seine Regenzeit hat. Roland würde schon wieder zu ihr zurückkehren.

Nach einigen Wochen trat denn auch wirklich eine bemerkbare Wendung zum Besseren ein. Die Probleme der Komposition waren gelöst; es handelte sich jetzt nur um die Ausführung. Die Seele des Künstlers regte sich freier, und mit dieser Freiheit kehrte ihm die Empfänglichkeit wieder für das maienduftige Glück, das er genossen hatte. — Gleichwohl überließ er sich diesem Zauber nicht mehr so voll und bedingungslos. — Die Kunst hatte den ihr gebührenden Teil seines Denkens

und Fühlens zurückerobert, und hielt ihre Beute, wie es ja ganz in der Ordnung war, ein für allemal fest.

Bei der Ausführung seines Gemäldes — er behandelte diesmal eine ergreifende Szene aus dem Vorstadtleben — zeigte der Künstler allerdings nicht jene fast erschreckende Unzugänglichkeit, die ihn während der Rohgestaltung beherrscht hatte; vielmehr schaffte er freudig und frisch und mit jugendsprühendem Enthusiasmus; aber noch immer nahm ihn die Arbeit so stark in Anspruch, daß er kaum noch bemerkte, wie Hertha ihren Aufenthalt im Atelier mehr und mehr abkürzte.

Hertha widmete sich jetzt eifriger als zuvor ihrem Kinde — nicht nur aus innerem Bedürfnis, sondern wohl ebenso sehr aus Gründen der Klugheit. Das Zusammenleben mit Roland während des ganzen Tages, wie sie's zu Anfang betrieben hatte, war — das erkannte sie jetzt — für ihn sowohl wie für den Knaben von Nachteil gewesen. Sie hatte ihren Gemahl übersättigt, ihn gleichsam vollgepfropft mit den Süßigkeiten der Liebe, die bei dem Manne doch niemals die kräftige, blutschaffende Hausmannskost des Berufes verdrängen dürfen. Andrerseits aber war sie dem kleinen Max hierdurch fremder geworden. Fräulein Stadler, die in den Jungen sterblich vernarrt war, hatte die Zeit benutzt, um sich so tief als möglich in das liebebedürftige Kindergemüt einzuleben. Hertha war geradezu eifersüchtig, wenn sie bemerkte, daß es Momente gab, in denen der Knabe mehr zu der freundlichen alten Dame als zu ihr selbst hielt.

Noch ein weitres Moment kam hinzu, um Hertha und das reizende Kind wieder enger zusammenzuketten.

So lange ihr Gemahl nämlich mit der Kunst nur getändelt hatte, war er gegen den Jungen stets von entzückender Laune gewesen.

Jetzt aber machte ihn das Geplauder des Kleinen, das in der That oft störend in das Gespinst seiner Gedanken griff, ungeduldig, ja geradezu ungerecht.

Er ließ sich zu Ausdrücken hinreißen, die für das Herz der Mutter doppelt empfindlich waren, weil ja das Kind nicht sein eignes war.

„Wird das Geklöhne nun endlich aufhören?" hieß es beim süßesten Plappern des kleinen Mundes. „Kann der abscheuliche Bube nicht stillsitzen? Was? Himmel und Hölle, ich fahre rein aus der Haut!"

Roland erhob bei solchen Zankreden stark und immer stärker die Stimme, zog die Brauen zusammen, oder wandte sich mit einem Blicke des Vorwurfs an Hertha, als wollte er sagen: „Diese reizenden Episoden verdank' ich doch eigentlich dir! Warum erziehst du den Burschen nicht besser? Weshalb hast du ihn überhaupt . . .?"

Einmal, da Max bei Tische seelenvergnügt mit der Gabel auf seinen Teller trommelte, sprang Roland wütend empor, packte ihn unsanft beim Kragen und steckte den kleinen Übelthäter mit einem donnernden Fluch in das Nebenzimmer.

„Unerhört!" zischte er durch die Zähne, als Fräulein Stadler dem Kinde nachgeeilt war, um es zu trösten und ihm begreiflich zu machen, daß man den Vater bei Tisch nicht erzürnen dürfe. „Ein herrliches Los, auf Ehre, sich um den Sohn des Herrn Otto von Anzendorff so die Schwindsucht an die Gurgel zu ärgern!"

Hertha erbleichte, aber sie sagte nichts.

Nachdem sich solche Verdrießlichkeiten oft wiederholt hatten, war der einst so fröhliche Knabe vollständig eingeschüchtert. Sein Lachen verstummte, sobald nur Roland das Zimmer betrat. Mit Vorliebe verkroch er sich dann hinter die Lehnsessel oder sonstige Möbelstücke, die ihn verdecken konnten. Bei Tische blickte er scheu wie ein Hündchen, das seinen Knochen benagt, unter den Wimpern zu dem Gestrengen empor, und gab keinen Laut von sich, so daß Hertha manchmal ihn fragte: „Maxchen, fehlt dir etwas?"

Eines Abends, als die Mutter an seinem Bettchen saß, um ihn beten zu lassen, klagte er unter verhaltnem Schluchzen, daß sein Papa ihn gar nicht mehr lieb habe.

„Auch den Waldmann hat er nicht lieb. Ja, Mama, ich weiß es bestimmt. Er hat ihm heute nach Tisch einen furchtbaren Tritt gegeben und ‚Bestie' gesagt. Ich will nur den lieben Gott bitten, daß er den Papa wieder gut macht. Nicht wahr, Mutter, der liebe Gott kann das?"

Zum erstenmal seit ihrer Verheiratung mit Roland fühlte Hertha einen verzweifelten Schmerz. Sie war kaum noch im stande, sich zu beherrschen. Dann versuchte sie dem trauernden Kind auszureden, was sie doch selber als wahr empfand. Sie sagte ihm,





Der Don Juan des Hofes. Gemalt von F. Kraus.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

der Papa habe so viel zu denken, und so große Bilder zu malen, und das mache ihn müde und dann habe er Kopfweh, so daß er den Lärm und das viele Geplauder nicht gut vertragen könne.

Aber der Kleine beruhigte sich nicht. Er seufzte aus tiefster Brust.

„Herzensmama," hub er nach einer Pause des Nachdenkens wiederum an, „früher hatten wir doch einen andern Papa . . ."

„Wie kommst du darauf?"

„Weil neulich der Onkel aus Rußland von ihm gesprochen hat."

Mit dem Onkel aus Rußland war Orlowsky gemeint.

„So?" flüsterte Hertha bewegt. „Was hat er dir denn erzählt?"

„Mit mir hat er gar nicht gesprochen, sondern mit Fräulein Stadler. Und da hat er gesagt, mein erster Papa sei so gut und so freundlich gewesen, fast so wie du, Mama. Warum ist er denn fortgegangen, wenn er uns beide so lieb hatte? Und wo wohnt er denn jetzt?"

„Dein erster Papa ist droben im Himmel beim lieben Gott."

„Und kommt er nicht wieder?"

„Nein, liebes Kind."

„Mama, ich wollte, ich wär' bei ihm! Du aber mit, und Fräulein Stadler und Waldmann auch . . ."

Hertha küßte ihr Kind auf das lockige Haar und weinte bitterlich.

27. Kapitel.

Der Januar ging zu Ende.

Nun erwachte in Roland, der seine Arbeit — das figurenreichste Gemälde, das er bis dahin geschaffen, — machtvoll gefördert hatte, ebenso ungestüm das lange zurückgedrängte Bedürfnis nach Menschen, wie vordem das Verlangen nach Thätigkeit.

„Die Gesellschaft," sagte er eines Tages zu Hertha, „ist das eigentliche Element für den Künstler. Die Natur erlöst und erquickt mich: Anregung aber, Fülle der schöpferischen Gesichte gibt mir nur der Verkehr mit den tausend und aber tausend Gestalten, die man die große Welt nennt."

Hertha, obschon sie persönlich nach dem Getreibe der hauptstädtischen Saison keinerlei Sehnsucht hatte, pflichtete ihrem Gatten mit äußerster Lebhaftigkeit bei. Ja, sie machte sich Vorwürfe, daß sie nicht früher bereits, da Roland augenscheinlich des Guten zu viel that und sich stark überanstrengte, auf den Gedanken gekommen war, ihn zur Rückkehr in den altgewohnten Kreis dieser Zerstreuungen zu bewegen.

Sie versprach sich von den bunten Eindrücken der Geselligkeit nicht nur eine günstige Wirkung auf Rolands erregte Nerven, sondern mehr noch eine Umgestaltung zu gunsten ihres häuslichen Glückes. Wenn er sich am Getümmel so vieler gleichgültiger Personen ersättigt hatte, so würde sein trautes Heim und die zärtliche Liebe, die er dort fand, ihm doppelt reizvoll erscheinen; er würde einsehn, daß weder die Kunst, noch die Welt im stande war, die himmlischen Träume von einst zu ersetzen. Ach, und dann kehrten wohl auch jene wonnigen Dämmerstunden zurück, deren Erinnerung sie noch jetzt mit glückseligen Schauern erfüllte, — und die Vormittage im Atelier, da der schaffende Genius noch nicht so stürmisch den Alleinbesitz ihres Abgotts angetreten, da Roland noch Augen hatte für ihre unvollkommnen Versuche, Ohren für ihr Geplauder und Lippen, Lippen für ihren verschmachtenden Mund!

Die nächsten Wochen teilten sich also zwischen Zerstreuung und Arbeit.

Leider jedoch entsprach der Erfolg den Erwartungen Herthas nur unvollständig.

Zu einer ruhigen Sammlung fand Roland nun erst recht keine Zeit.

Es schien, als habe der freiheitsgewohnte Vogel zu lange im Käfig gesessen: mit breit entfalteten Fittichen schwang er sich über Berg und Thal, wiegte sich im lockenden Sonnenlicht und spottete aller Versuche, ihn einzufangen.

Die großstädtische Gesellschaft verwöhnte den Künstler bis zur Lächerlichkeit. Jedermann huldigte ihm; jedermann schätzte sich glücklich, ein Wort, einen Gruß, einen Blick von ihm zu erhaschen; vor allem die Frauenwelt.

Und es gab schöne, reizende Frauen in diesen prunkerfüllten Salons, lebensvoll, sprühend und jugendfrisch, die ihn mit einer wahren Lichtwolke heimlicher Anbetung zu umgeben suchten.

Je stiller Hertha bei der Beobachtung dieser ihr ungehörig scheinenden Schwärmerei wurde, je ernster sie bei der Heimkehr oder am folgenden Tag dreinschaute, um so tiefer empfand Roland einen gewissen Kontrast

zwischen ihrer schweigsamen Blässe und dem funkelnden Glanz jener Weltdamen, die er ja nur im Zauber ihrer entzückendsten Stimmungen, ihrer prächtigsten Toiletten, unter dem alles verklärenden Strahle der Kerzen und Kronleuchter erblickte...

„Was hast du nur?" fragte er manchmal kopfschüttelnd. „Was machst du für ein kurioses Gesicht? Ich finde, du wirst etwas mager und hohläugig. Du solltest mehr frische Milch trinken und vor allem mehr Fleisch essen... Was nimmst du da wieder für eine lächerliche Portion? Dabei kann ja der Mensch nicht gedeihen! Du bist doch wahrhaftig noch nicht in dem Alter, um schon die Flügel zu hängen! Sieh mal Komteß Claudine! Die blüht wie die reizendste Junirose und wird im Herbste schon sechsundzwanzig!"

„Ja, Claudine...!"

Hertha meinte damit: diese Claudine hat auch keinerlei Sorgen, keinen verhohlenen Gram; ich aber muß geduldig mit ansehn, wie der Mann, den ich so abgöttisch liebe, den ganzen Abend hindurch nur für die Andern, die Glücklichen, lebt und sich so gut wie gar nicht um mich bekümmert...

Roland hatte von jetzt ab, wie er in aller Naivetät sich ausdrückte, „Flammen", das heißt weibliche Augenblicksideale, von denen er seiner Frau ungeniert vorschwärmte, bis der Zauber zerrann und ein anderes, meist kontrastierendes Bild die bisherige Königin um den Thron brachte.

Zuerst war es Komteß Claudine, für deren „herrliches Inkarnat" er sich stürmisch begeisterte. Früher hatte er das gar nicht so wahrgenommen. Jetzt geriet er bei ihrem Anblick in einen Zustand des Leuchtens und Strahlens, wie ein glücklicher Bräutigam, wenn ihm die Braut naht.

Claudine von Gaßler fühlte sich anfangs durch seine Aufmerksamkeiten, die sie ganz harmlos nahm, lebhaft geschmeichelt, ließ ihn jedoch, als er nun gar zu ungestüm wurde, und das Publikum sich in Randglossen erging, die ihr zu Ohren kamen, höflich, aber mit unverkennbarer Deutlichkeit merken, daß ihr die Fortsetzung dieses Kultus unangenehm sei.

Nun kam eine achtzehnjährige Schwedin, Gerda Hiddeberg, an die Reihe.

Das junge Mädchen, hingerissen von dem Zauber seiner Persönlichkeit, war geradezu närrisch vor Wonne, bis sie — merkwürdigerweise erst bei der vierten Begegnung — erfuhr, Roland Kessinger sei verheiratet, und die hübsche, bleiche Dame dort an der Säule, die mit den dunklen Rosen im Haar, seine Frau.

„O, er ist schändlich!" sagte sie unter Thränen zu ihrer Tante, die sich leider zu wenig um sie gekümmert hatte. „Ich dachte, er wollte sich eben mit mir verloben! Wie gut, daß ich ihm nur einmal ein ganz klein bißchen den Arm gedrückt habe, — weißt du, während wir nach dem Cotillon durch den Saal gingen!"

Die dritte „Flamme" war eine ganz allerliebste Cousine Hans Kuniberts, der völlige Gegensatz zu dem albino-artigen Stamm der Laßbergs, dunkel, pikant, zierlich. Der Enthusiasmus Rolands für diese „Perle" währte acht Tage: eine vollgewachsene Hannoveranerin mit wallendem Goldhaar trat ihre Erbschaft an, die schöne „Germania," wie die Begeistrung der Herren, die „Göttin der Überfracht," wie eine neidische junge Frau sie getauft hatte.

Bis dahin war alles noch innerhalb einer gewissen Grenze verblieben. Man war diese außergewöhnliche Art ja bei Roland gewöhnt und hielt sie dem schönheits-empfänglichen Künstler und der phantastischen Ungebundenheit seiner Lebensanschauung zu gute.

Auch Hertha fand sich wohl oder übel mit der Sache zurecht.

Roland, das glaubte sie einzusehn, obgleich ihr dieses Bekenntnis außerordentlich schwer fiel, durfte nicht nach dem Maßstabe eines gewöhnlichen Menschen beurteilt werden.

Sein rasch verarbeitender und assimilierender Geist verbrauchte ein größeres Material an Eindrücken, Anregungen und Stimmungen als die meisten der Mitlebenden. Er mußte die Schönheit, die weibliche Anmut, die unerschöpfliche Fülle der Individualitäten doch kennen lernen, falls er sie darstellen wollte.

Und wenn auch dieses Moment außer Betracht blieb, so bedurfte er doch unzweifelhaft einer Befreiung von den großen Problemen, Entwürfen und Stoffen, die er fortwährend mit sich herumtrug.

Fand er diese Befreiung am leichtesten und bequemsten im Verkehre mit hübschen, lebenslustigen Frauen; war es das übermütige, flotte Salongetändel, was ihn er-

quickte, wahrlich dann kam es ihr, der Gefährtin seines arbeits- und erfolgreichen Lebens, nicht zu, ihm diese Freude, diese Erholung aus kleinlichen Gründen der Eigenliebe feig zu mißgönnen. Sie mußte ihr pochendes Herz zur Ruhe zwingen und ruhig warten, bis er im Vollgefühl, dies alles sei ja doch nur ein Scheingetreibe, gerade gut genug für seine seelische Ausspannung, wieder zu ihr zurückkehrte, zu ihr, der Einzigen, die ihn völlig verstand und ihn liebte um seiner selbst willen, nicht im Hinblick auf die gleißende Aureole des Künstlerruhms.

Nun aber trat ein Ereignis ein, das ihr die Eigenart ihres Gemahls in wesentlich verändertem Lichte zeigte.

Roland lernte bei Gruthenaus, die seit Gustavs Verheiratung gemeinschaftlich mit dem jungen Paare ein Haus in der Parkstraße bewohnten, Iduna Ehlers, die Gemahlin des Ästhetikers kennen.

Sie sehen, und von dem exotischen Zauber ihrer wundervollen Erscheinung hingerissen werden, wie Paris von dem Anblick der Helena, war bei Roland Kessinger eins.

Hertha gewahrte sofort mit dem Scharfblick eines geängstigten Herzens, das um sein Liebstes bangt, wie ganz anders die Art Rolands dieser Frau gegenüber war, als im Verkehr mit Claudine, mit der unvorsichtigen Schwedin und der kleinen pikanten Base Hans Kuniberts.

Jenen „Flammen" hatte er weidlich den Hof gemacht; er war ihr bevorzugter Tänzer, ihr ausgesprochener Kavalier gewesen. Aber dann gab es doch wieder Stunden, wo er sich ganz mit dem nämlichen Eifer zu einer zweiten und dritten gesellte, und häufig wiederkehrende Augenblicke, die ihn mit Herren, besonders mit wirklichen oder vermeintlichen Kunstkennern zusammenführte; zum Beispiel mit Herrn von Tylling, dem Ministerialrat, der ein warmer Verehrer des gefeierten Meisters war, aber jüngst eine flüchtige Skizze Herthas für eine Schöpfung ihres Gemahls gehalten und dem zufolge enthusiastisch belobt hatte.

Jetzt war das alles vorüber.

Seit er Iduna gesehn, schien Roland nur noch Augen für sie zu haben. Was da in seinen Blicken sprühte, wenn er mit ihr durch den Saal schritt, das gemahnte nicht mehr an die liebenswürdige Flottheit, die Fräulein Hiddeberg für den Vorläufer eines Heiratsantrags gehalten, auch nicht an die leidenschaftliche Sympathie für das Goldhaar der schönen Germania, sondern an jenen unvergeßlichen Blick, den er am ersten Abend, auf dem Kostümfest der Gaßlers, auf Hertha selber gerichtet. Nur wilder bedünkte er ihr, nur rücksichtsloser, dämonischer.

„Ein göttliches Weib, diese Iduna!" klang es unhörbar und doch für Hertha so klar und vernehmlich aus Rolands Glutaugen. „Das ist noch Feuer, Lebenskraft, Temperament! Und dieser Tölpel von einem Ehemann! Der gibt eine Folie ab für die Schönheit seiner wonnigen Aphrodite! Es ist, als zöge sie im Gefolge eines abscheulichen Fauns einher, eines Anbeters, den sie im Übermute verwandelt habe, wie Kirke die Gefährten des Dulders Odysseus!"

In der That, Frau Iduna schien immer schöner zu werden. Sie war jetzt siebenundzwanzig Jahre alt, sah aber aus wie achtzehn. Die vollendete Sorglosigkeit ihres Wesens, die ruhige Heiterkeit, mit der sie der Welt und den Dingen ins Antlitz sah, prägten ihr etwas von jener Klarheit auf, die Althellas seinen Olympiern nachsagte.

Und doch war sie in jedem Zoll verhaltene Leidenschaft. Dies durstige Herz hatte nie am Becher des Glücks getrunken. So verging es denn fast vor unendlicher Sehnsucht nach Liebe.

Wenn der Anschein nicht trog, war der Moment jetzt gekommen, der sie aus ihrem Dornröschenschlummer erwecken sollte...

Was den betäubenden Rausch des Künstlers noch steigerte, war eine unbewußte Regung der Eitelkeit. Die sonst so mitleidslose Gesellschaft wußte dieser exzentrischen Frau, trotz der manchmal erschreckenden Ungebundenheit ihres Wesens, nichts nachzusagen. Keiner der zahlreichen Kavaliere, die sie umschwärmten, wußte sich einer wirklichen Gunst zu rühmen. Einige waren so ehrlich, diese Thatsache, gewissen Anspielungen der älteren Damenwelt gegenüber, in Kurs zu setzen, so daß sich allmählich das Dogma von der Unnahbarkeit Idunas auch bei dem übelwollendsten Teil der Gesellschaft festsetzte.

„Ein Vulkan also, der seine Lava unter der Asche verbirgt," sagte sich Roland. „Und mir nur zeigt sie sofort, wie es da hinter den Schlacken brodelt und glüht? Sie, die Schönste unter den Schönen? Beim Abgrund der Hölle, es ist zum Tollwerden!"

Noch niemals hatte der Künstler so vollständig alle Rücksicht beiseite gesetzt, wie an dem Abend dieser verhängnisvollen Begegnung.

Daß Professor Ehlers eine Null für ihn war, mochte noch hingehn. Der Mann verdiente nichts Besseres.

Aber Hertha und die Gesellschaft!

Bis zum letzten Moment wich er der wunderbaren Sirene, die auch ihrerseits alles rings zu vergessen schien, nicht von der Seite. Manchmal faßte er im Gespräch ihre Hand, und sie ließ sie ihm lächelnd, unbekümmert um die Bemerkung der Frau von Wolfshagen, die etwas wie „shocking!" murmelte. Und sie plauderten Schulter an Schulter, und sahen sich so tief in die Augen, daß manchmal die Unterhaltung ins Stocken geriet, weil man nicht denken kann, wenn das Gehirn vor Entzücken taumelt und schwankt, wie eine schäumende Woge.

Als Roland und Hertha gegen halb zwei ihre Wohnung betraten, waren die beiden in einer sehr kontrastierenden Stimmung.

Roland schwärmte von dem nachtschwarzen Haar Idunas, wie ein Primaner, erging sich in superlativischen Ausdrücken aller Art, und beteuerte, noch niemals habe er sich so wundervoll amüsiert, wie diesmal.

Hertha kämpfte mit sich, ob sie reden sollte. Endlich sagte sie, mühsam lächelnd:

„Weißt du, Roland, mit euch Künstlern ist man doch eigentlich übel dran ..."

„Wieso?" fragte er lustig.

„Nun, ihr bedürft so unausgesetzt der Zerstreuung, der Anregung, des Verkehrs, daß eure eignen Frauen wirklich ein bißchen sehr in den Hintergrund treten. Heute zum Beispiel ..."

„Ach, Unsinn! Verdirb mir nicht nachträglich den entzückenden Abend! Komm! So! Nun sei wieder gut!"

Er küßte sie. Hertha barg ihren Kopf an seiner Brust und weinte.

„Hertha, süßes Kind! Was hast du denn nur? So sei doch vernünftig! Du weißt ja doch, ich habe dich lieb ..."

„Wirklich?" fragte sie bang, und hob ihr bethräntes Antlitz.

Sie sah in ihrer Trostlosigkeit hold und schön aus wie je. Es war keine Komödie, daß er sie jetzt mit jählings entfachter Glut an sich riß und seine Lippen tief in ihr lang hinwallendes Haar grub. Die Erinnerung an die ersten Monate seines Glücks war wieder lebendig geworden und übermannte ihn mit Reue und Sehnsucht.

Hertha vergab ihm schweigend. Ja, er liebte sie noch! Und vor allem: sie liebte ihn, — rasend, über jede Beschreibung! Diese Liebe, die da nicht endet, die alles duldet und alles trägt, ist das mächtigste Argument wider die Anklage, die der Verstand des Weibes, ihre berechtigte Eifersucht, ihr Stolz wider den sündigen Mann erhebt. So lang diese Liebe im Tribunal sitzt, hält es sogar dem unbarmherzigsten aller Richter, der gekränkten Eitelkeit nämlich, schwer, eine Verurteilung zu bewirken.

28. Kapitel.

Der Zufall wollte, daß Iduna und Roland sich einstweilen nicht wiedersahen. Ein Bruder der jungen Frau, der auf einer süddeutschen Hochschule Rechtswissenschaft studierte, war in einem Säbelduell gefährlich verwundet worden. Iduna eilte bei dieser Nachricht sofort an das Schmerzenslager des jungen Menschen; alles andere mußte vor der Besorgnis zurücktreten, ihren Liebling, ihren lustigen, tollen Feodor zu verlieren, der im Vorjahre bereits drei- oder viermal „im Korb" gelegen, und jetzt von dem berühmtesten Schläger der Saxo-Rhenania um einer blatternarbigen Kellnerin willen beinah zerstückt worden war. Neun volle Wochen verbrachte sie am Bett des unglücklichen Paukanten; ihrer aufopfernden Pflege war es zu danken, wenn er auch diesmal mit dem Leben davonkam.

Unterdes kam die zweite Hälfte des Monats Mai heran. Roland, verstimmt über das unverhoffte Entschwinden des eben erst aufgetauchten Gestirns, hatte sich mit verdoppeltem Eifer in die Geselligkeit, und später, als die Saison ebbte, in seine Arbeit gestürzt. Noch war das Gemälde nicht ganz vollendet, als Doktor Steinmann erklärte, wenn sein berühmter Herr Schwager so fortfahre, dürfe er sich einer dauernden Neurasthenie gewärtigen.

Roland verspürte selbst schon die Folgen der Überanstrengung. Acht Tage noch widmete er dem Anlegen der letzten Hand. Hiernach packte er seine Koffer.

Am zwanzigsten Mai langten die Kessingers — Roland, Hertha, der kleine Max,

Fräulein Stadler und Herthas Kammermädchen — in Gersau am Vierwaldstädter See an.

Fünf Wochen hindurch lebte man hier vergleichsweise ruhig. Der Künstler enthielt sich jeder Arbeit, machte mit Hertha allmorgendlich seine Spaziergänge, rastete stundenlang auf den Bänken vorn im Hotelgarten, wo man unter den Schutzdächern flachgeschnittener Platanen über die grünschimmernde Flut blickte, und hielt sich von der übrigen Gasthausgesellschaft fern ... Es lohnte auch nicht ... Außer einigen jungen Engländerinnen, deren Reizlosigkeit in schroffem Kontrast zu der herrlichen Szenerie stand, gab es hier nur noch Damen im Alter von sechzig bis achtzig Jahren; die Herren sahen so langweilig und banal aus, daß Roland ihnen geflissentlich aus dem Weg ging und froh war, wenn der alte Kommerzienrat aus Düsseldorf nicht auf den Einfall geriet, ihn über die mutmaßliche Witterung der nächsten Tage zu interpellieren.

Hertha stand im Begriff, sich mit dem, was sie jüngsthin erlebt, auszusöhnen. Roland war wieder ganz so wie früher. Nein, nicht ganz so; denn zu jener Verzückung der ersten Monate schwang er sich leider nicht mehr empor. Aber das lag wohl so in der Natur der Verhältnisse. Es konnte nicht ewig Lenz bleiben. Hertha war eine phantastische Thörin, wenn sie den Rausch der Flitterwochen bis ins Unendliche fortsetzen wollte ... So viel war zweifellos: das Dichten und Trachten Rolands kehrte zu ihr zurück. Gemeinsam freuten sie sich der göttlichen Schönheit, die hier bald lieblich, bald großartig aus Berg und Matte, aus Fels und Flut zu ihnen emporblühte; inniger und vertrauter sprachen sie von dem Einst, das vor jener unerquicklichen Spannung lag; und da Hertha jetzt wieder frischer und voller ward, und ihre ehemalige Lebenskraft und Elastizität wieder erlangte, so besann sich auch Roland auf jene Eindrücke, die ihn so machtvoll dahingerissen, und zärtlich, wie einst, küßte er das lichtbraune Haar seiner Märchenprinzessin.

Leider währte diese erbauliche Rückkehr nur kurze Zeit. Ende Juli verließ man Gersau, um sich nach Norderney zu begeben. Doktor Steinmann hatte dem Künstler Seebäder verordnet; überdies war ja Roland ein begeisterter Freund des Meeres nnd des vornehmen, farbenprächtigen Treibens am Strande. In jener Epoche, da er so trostlos an der Möglichkeit, Hertha je zu erringen, gezweifelt hatte, waren es die Nordseebäder mit ihrem kaleidoskopischen Menschengetümmel, die ihm halbwegs über sein Elend hinaushalfen. Jetzt sollte ihm Norderney eine Entschädigung bieten für die eintönige Zurückgezogenheit der schweizerischen Pension; denn mit Beginn schon der fünften Woche wuchs ihm, wie er in seiner drastischen Art sich ausdrückte, ganz Gersau mitsamt dem Düsseldorfer Kommerzienrat zum Halse heraus ...

In Norderney war Roland Kessinger schon nach wenigen Tagen der gefeierte Mittelpunkt einer Corona von jungen Damen. Unter diesen that sich besonders eine zwanzigjährige Ostpreußin hervor, die sein Interesse lebhaft zu fesseln schien.

Hertha, im Anfang schmerzlich betroffen, fügte sich bald in ihr Schicksal. Diese Bevorzugungen währten ja — sie wußte das nun aus Erfahrung — niemals länger als nötig war, um die eitle, unvorsichtige Thörin, die sich so an den „göttlichen Meister" herandrängte, ins Gerede zu bringen. Sie selber, die Frau des Umschwärmten, wurde bei diesen physiognomischen Studien freilich vernachlässigt: aber das lag nun, so schien es, ein für allemal in dem Charakter dieses ungewöhnlichen Mannes, der sich alles und jedes erlauben durfte, den man doch immer und immer wieder bezaubernd fand, der seine größten Unarten gutmachte durch ein einziges, liebenswürdiges Lächeln ...

Sie seufzte also, — und ließ ihn gewähren.

Eins nur erfüllte sie mit wirklichem Schmerz: daß nämlich Roland sich gegen den Knaben immer „nervöser" zeigte; daß es ihn mehr und mehr langweilte, selbst nur minutenlang den Vater zu spielen; ja, daß er einmal in offner Mißstimmung äußerte, der kleine Störenfried hätte mit Fräulein Stadler wohl auch daheim bleiben können ...

Was hatte er nur gegen das arme, schuldlose Kind? Sie kannte ja Rolands krankhafte Eifersucht, die früher sich in den seltsamsten Ausbrüchen Luft geschafft; wie denn bekanntlich gerade die Männer, die ihrerseits jede Rücksicht mißachten, am geneigtesten sind, den Othello herauszukehren. Sie entsann sich, wie oft er ihr vorgeworfen, daß sie auf

ihn nicht gewartet, daß sie schon einem Andern gehört habe, daß er nm die leuchtendste Poesie seines Glückes betrogen sei. Und dieser Max lief da nun ewig herum als Mahnung an die Vergangenheit, als ein lebendiger Spott auf den „zweiten Papa", der sich nicht scheute, aus einem Glase zu trinken, das ein Herr Vorgänger an die Lippen geführt ... Zehnmal hatte er dies Thema ärgerlich variiert. Aber das war viel früher gewesen ... Seitdem schien er das Thörichte dieser Klage begriffen zu haben ... Oder war sein Schweigen nur das Symptom größerer Gleichgültigkeit ...? Jedenfalls wären ihr laute Vorwürfe noch so unfaßlicher Art lieber gewesen, als jene unerklärte Gereiztheit. Vielleicht brauchte Roland auch nur einen Gegenstand, um seine Bitternis zu entladen. Denn daß eine wachsende Bitternis ihn beherrschte, das war nicht zu verkennen. Er fühlte sich unbefriedigt, zerklüftet; ihm fehlte die Arbeit, — und mehr vielleicht noch ein Etwas, auf das er nur dunkel sich noch besinnen konnte ...

Einmal — es war ein herrlicher Juliabend — saßen die drei — Roland, Hertha und Max — an einer abseits gelegenen Strandstelle, — friedsam, idyllisch, wie im Anklang an jene wolkenlos-glückseligen Tage des Spätherbstes, da sie gemeinschaftlich in dem trauten, poesie-umwobenen Atelier geweilt. Roland, der nicht länger mehr fasten konnte, war seit fünfzehn Minuten damit beschäftigt, einige überraschende Farbeneffekte des Meeres und des glutüberströmten Himmels mit breitem Pinsel auf die Leinwand zu bannen. Seine Laune schien ausgezeichnet; die Skizze gelang ihm über alle Erwartung — und sie eignete sich brillant für den Hintergrund einer neuen großartigen Komposition, die er, allen Vorsätzen der Diätetik zuwider, seit Anfang des Monats in Gedanken mit sich herumtrug.

Da stieß der Knabe, der vergnüglich im Sand spielte, unversehens gegen die Staffelei. Das nicht sehr widerstandsfähige Holzgerüst fiel klappernd über den Haufen. Als Roland, bleich vor Zorn, die fast schon vollendete Skizze vom Boden hob, war sie total verdorben.

„Infame Canaille!" rief er mit Donnerstimme.

Er packte das Kind beim Schopf, wie man einen widerspenstigen Köter oben beim Fell packt, schüttelte es ein paarmal, als wollte er ihm das Genick ausrenken, und schlug ihm dann mit der Faust ins Gesicht, daß augenblicklich das helle Blut floß.

„Roland, Roland, was hast du gethan!" stammelte Hertha. Sie war fahl geworden wie eine Leiche. Hastig nahm sie das wimmernde Kind an sich, suchte das Blut zu stillen, das in jähem Strom aus der Nase quoll, und sagte dann zitternd:

„Sei ruhig, Max! Papa ist so aufgeregt. Du mußt dich auch hübsch in acht nehmen. Weine nicht, liebes Kind! Es wird schon gleich wieder gut sein! Komm! Sei mein artiger Junge!"

Dann plötzlich brach sie in Thränen aus.

„Wenn Er das gesehn hätte!" fuhr es ihr durch den Sinn. „Sein süßes Kind, sein Liebling, den er vor jedem rauhen Luftzug behütete ... O, es ist schrecklich!"

Und das milde Gesicht ihres verstorbnen Gemahls tauchte vor ihrer Seele empor; sie sah ihn, wie er das Kind auf den Arm nahm, es küßte, und ihr dann einen vorwurfsvollen Blick zuwarf: Hertha, Hertha, wie kannst du so was geschehen lassen?

„Das kommt davon," sagte Roland, seine Beschämung durch erneute Schroffheit maskierend, „wenn man den Jungen überall mit herumschleppt. Wozu ist Fräulein Stadler denn hier? Nur um Romane zu lesen?"

Hertha war außer sich. Sprachlos starrte sie auf das blutende Kind, dessen Mund jetzt zu schwellen begann, so daß sie die lieblichen Züge des Knaben kaum noch wiedererkannte.

„Er liebt mich nicht!" tobte es heimlich in ihrer Brust. „Das alles ist nur ein Wahn gewesen!"

„Ich bitte dich, Hertha, gib dir jetzt nicht so nach!" brummte Roland. „Der Junge war flegelhaft; er hat seine Strafe verdient. Daß ich ihn gerade so hart getroffen, ist Zufall. Wasch' ihn mit Seewasser, — und dann laß uns nach Hause gehen ... Mir ist der Ärger so in die Glieder gefahren — ich muß vor Tisch noch eine Stunde mich ausruhn."

„Papa," schluchzte das Kind, „ich will artig sein, ich ... ich hab's nicht mit Absicht gethan ..."

„Schon gut! Aber merk' dir's für alle Zukunft: sobald ich arbeite, rührst du dich nicht! Verstanden?"

„Ja, Papa!"

Erst am folgenden Morgen ward Hertha ruhiger. Sie sagte sich, wie schon so oft, ein Künstler dürfe nicht mit dem Maßstab der übrigen Menschen gemessen werden. Seine Reizbarkeit, sein Enthusiasmus gerade bei dem Hinwerfen dieser köstlichen Farbenskizze entschuldigte seine Heftigkeit, — und gewiß hatte er das Kind ja nicht so über alle Gebühr mißhandeln wollen. Das war, wie er ja selber betont hatte, ein Zufall, ein Mißgeschick . . .

Sie nahm sich vor, mit verdreifachtem Eifer sein Behagen zu überwachen, alles Störende ihm aus dem Wege zu räumen, und ihm den Knaben nur dann zuzuführen, wenn er es selber verlangen sollte.

Roland aber verlangte es nicht. Entweder sah er hinaus in die wechselnden Farbenspiele des Meeres, oder er folgte dem eben so bunten Strandgetriebe, hier wie dort skizzierend, bewundernd, beobachtend. Vor allem jedoch fand er mit jedem Tage ein größres Vergnügen daran, seinen „Flammen" zu huldigen. Denn er hatte jetzt wieder „Flammen" . . .

„Wie kommt es nur," fragte sich Hertha von Zeit zu Zeit, „daß er für mich kaum noch ein Auge hat? Die blonde Rheinländerin, die so den Kopf nach der Seite legt, ist doch wahrhaftig nicht hübscher als ich. Freilich, sie hat eine Art zu ihm aufzuschauen . . . Und dann: sie ist ihm so neu! Er hat an ihr zu studieren und zu enträtseln! Bei mir hat er ausstudiert. Ich habe ihm leider aus all meinem Denken, Fühlen und Leben so gar kein Geheimnis gemacht! . . .

„Und die kleine kokette Ostpreußin, die das R so schnarrt, beinahe wie der gute Orlowsky, und so viel Bildung besitzt, und alles hundertmal besser weiß, als die übrigen Sterblichen —: ist sie denn wirklich ein so leuchtendes Ideal, daß Roland von ihr berauscht sein müßte?

„Es scheint so; denn stundenlang kann er ihr zuhören, stundenlang ihren schwalbenbemalten Fächer zwischen den Fingern drehn, stundenlang ihr die süßesten Dinge sagen . . .

„Nun, der Mensch muß halt verzehrt werden, wie er ist," seufzte Hertha, eine Lieblingsphrase ihrer Freundin Marie nachsprechend.

Roland war von jeher ein ungeduldiger Geist. Es litt ihn nicht lange an ein- und demselben Fleck. Mitte August ließ er Norderney mitsamt der Ostpreußin und der Rheinländerin im Stich, und ging nach dem dänischen Seebad Marienlyst, um Anfang September von dort nach Saßnitz auf der Insel Rügen sich einzuschiffen. Das sollte die letzte Station sein vor der Rückkehr in die längst schon ersehnte Hauptstadt.

In Saßnitz traf man Bekannte: Gustav von Gruthenau mit seinem lieblichen Frauchen, und — was für Roland entscheidend war — den Professor Leopold Ehlers nebst der verführerischen Iduna.

Roland Keßinger war sich jetzt klar darüber, was ihm all die Monate her gefehlt hatte. Keine unter den zahlreichen Mädchen- und Frauenblüten, die ihn vorübergehend entzückt hatten, reichte auch nur von ferne an diese Göttin heran. Sofort stand sein begehrliches Herz in dämonischer Lohe . . . Noch wilder entbrannte er, noch fanatischer als zuvor. Die lange Trennung hatte ihr Werk gethan.

Hertha verkehrte mit dem Ehepaar Ehlers nur ungern. Aber wie sich die Dinge nun einmal gestaltet hatten, blieb ihr nichts übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen.

Iduna und Roland waren jetzt ungleich vorsichtiger, als damals bei ihrer ersten Begegnung: denn beiden war es jetzt unwiderruflicher Ernst.

Hertha fühlte das, aber es fehlten ihr die Beweise, — und sie scheute sich ängstlich vor jedem Eklat.

O, wie litt sie in ihrem pochenden Herzen, das den Treulosen ja immer noch über alles liebte, wenn er so morgens an der Seite der schönen Sirene durch die Waldhallen schritt, während sie selbst mit dem abgeschmackten Ästhetiker in großer Entfernung folgte! Er ging so langsam, dieser Professor Ehlers, gerade als ob er es selbst darauf ablegte, den beiden die Sache recht leicht zu machen. Er war eben von der unverbrüchlichen Treue seiner Iduna felsenfest überzeugt, und der Gedanke, daß schon die Lebhaftigkeit gewisser Huldigungen genügt, einen Ehemann zu blamieren, fand nicht Raum in seiner großen, schönheitsumduselten Seele.

Iduna schien seltsam verwandelt.

Früher hatte sie, trotz des Berufs ihres

Lebensgefährten, sich um die bildenden Künste nur sehr wenig bekümmert.

Jetzt mit einem Mal strömte ihr blühender Mund von enthusiastischen Phrasen über. Die Namen Gussow, Lenbach, Camphausen, Gabriel Max flogen wie Leuchtkugeln durch das Feuerwerk ihrer blitzenden Konversation. Sie sprach von Perugino und Raffael, von Rubens und Gerhard Dowe; sie kannte die neusten Errungenschaften des Großen Museums und fand die Makartsche Richtung „entschieden krankhaft — krankhaft bis an die Grenze der physischen Fäulnis“ . . .

Was eine nahezu sechsjährige Ehe mit Leopold nicht zustandegebracht, das hatten die wenigen Plauderstunden bewirkt, die sie im vorigen Winter mit Roland verlebt hatte: ihre Einführung in die farbenschimmernde Welt der Maler. Und ihr Interesse war durchaus kein erheucheltes!

Roland jubelte ob der verräterischen Beflissenheit seiner lodernden Partnerin. Er wußte, sie war nun sein! Er brauchte nur die Hand auszustrecken, um diese Blume zu pflücken, die duftumwogteste, üppigste, die jemals auf dem Pfade seines bewegten Lebens geblüht und gefunkelt hatte.

Das bleiche Angesicht Herthas, der stille Gram, der so rührend aus ihren herrlichen Augen sprach, störte ihn nicht. Vielleicht sah er das nicht einmal. So völlig war er befangen in der alles mißachtenden Selbstsucht seiner despotischen Leidenschaft.

29. Kapitel.

Das Zusammensein mit dem Ehepaar Ehlers auf Saßnitz dauerte nur wenige Tage. Der Professor mußte zu einer wissenschaftlichen Jahresversammlung. Ohne einen förmlichen Skandal zu erregen, konnte Iduna unmöglich zurückbleiben. Sie und Roland hatten sich ja in stillschweigender Übereinkunft vorgenommen, nicht allzu rücksichtslos zu verfahren, um das Gewebe, das sich hier angespann, vor Beeinträchtigung und Zerfaserung zu schützen.

Nach der Abreise der Professorin kam Roland sich vor, wie ein Heiligtum ohne Götterbild. Keine der hübschen blonden und braunen Seenixen konnte die wundervolle Sirene mit den nachtschwarzen Augen ersetzen. Das Meer hatte seinen bestrickenden Glanz, die Buchenhaine ihr ambrosisches Grün verloren; Saßnitz war langweilig, öde, zur bestaubten Ruine geworden . . .

Eine Woche lang hielt es Roland noch aus. Dann meinte er selbst dem Argusauge der Fräulein Stadler gegenüber den Schein vollkommen gewahrt zu haben . . . Auf also nach der Hauptstadt! . . . Iduna Ehlers mußte seit vorgestern schon wieder daheim sein! . . .

Am fünfzehnten, abends, trafen die Kessingers ein. Am sechzehnten, vormittags, da man sich eben vom Frühstück erhoben, sagte Roland zu Hertha:

„Was hältst du eigentlich von den Ehlers? Sympathische Charaktere, nicht wahr? Er ein Gelehrter von überraschender Eigenart; sie eine frische, liebenswürdige Frau. Wie wäre es, wenn wir den Leuten unsern Besuch machten?“

Hertha ward brennend rot. Es schwebte ihr ein erbittertes Wort auf den Lippen, das sie jedoch mit der Selbstbeherrschung, die sie sich nachgerade erworben hatte, alsbald unterdrückte. Sie wußte es: gegen den Willen dieses unbegreiflichen Menschen war ja nicht aufzukommen.

Sie beschränkte sich also auf die skeptisch gehaltene Frage:

„Denkst du . . . ?“

„Ich wäre nicht abgeneigt,“ erwiderte Roland, „zumal der Professor mir die Sache außerordentlich nahe gelegt hat. Ehrlich gesagt, ist Frau Iduna mir noch angenehmer, als ihr Gemahl. Sie besitzt ein geradezu wunderbares Talent, stets guter Laune zu sein und einen vielbeschäftigten Geist wie mich nachhaltig aufzuheitern. Übrigens muß ich schon aus Gründen der Zweckmäßigkeit den Professor in Rechnung ziehen. Der Einfluß, den er als Kunstkritiker und Mitarbeiter verschiedener Zeitungen ausübt, darf nicht unterschätzt werden.“

„Wie meinst du das?“ lächelte Hertha.

„Nun, die ‚Vorstadt-Szene‘, die ich jetzt ausgestellt habe, ist in mehr als einer Beziehung so kühn, daß es ihr an gehässigen, wie an ehrlichen Feinden nicht fehlen wird. Wenn ich nun auch nicht gerade behaupten will, die gesamte Kritik stehe lediglich unter dem Bann des Persönlichen, so spielt doch dieses Moment immerhin eine bedeutsame Rolle. Die Ästhetiker und Feuilletonschreiber sind eben sterbliche Menschen. Du, mein Kind, hast es ganz und gar in der Hand,

den Professor durch einige Artigkeiten günstig zu stimmen. Ich weiß, er verehrt dich. Ein freundlicher Blick von dir, — und Leopold Ehlers geht für die ‚Vorstadt-Szene‘ durchs Feuer."

Hertha durchschaute ihn bis auf den Grund. Er hatte bis jetzt niemals nach den Stimmen der Tageskritik gefragt. Professor Ehlers zählte ja überdies zu seinen begeisterten Anhängern!

Sie erwog einen Augenblick.

„Vielleicht," sagte sie sich, „ist die ganze Geschichte trotz alledem nur eine Laune. Sträube ich mich, so schöpft diese Laune aus meinem Widerstand Kraft; bin ich gefügig, so verläuft sie im Sand, wie die Schwärmerei für die Ostpreußin und die Rheinländerin, für Gerda Hiddeberg und die schöne Germania ... Und endlich, endlich wird er das fade Getreibe doch müde werden."

„Gut denn," versetzte sie gleichgültig.

Nun schloß er sie in die Arme, nannte sie seine kluge, verständige Hertha, küßte sie auf die Wange, und gipfelte in der ganz wie beiläufig hingeschleuderten Phrase:

„Glückliche Vorsätze soll man nicht aufschieben! Wenn es dir paßt, so gehen wir heute noch!"

Ja, es paßte ihr. Sie war auf dem Standpunkt angelangt, daß alles ihr paßte. Diese Unruhe, dieses Jagen von Eindruck nach Eindruck, dieses ewige Sich-Begeistern-Müssen gehörte vielleicht eben so unablösbar zu der Persönlichkeit Rolands, wie der Klang seiner Stimme.

Während sie jetzt Toilette machte, spann sie diesen Gedanken noch weiter aus.

Im Drange jener unendlichen Demut, die edle Frauen befällt, wenn sie sich unglücklich fühlen, suchte sie Anhaltspunkte, aus denen auch ihr eine gewisse Schuld an den gegenwärtigen Mißklängen hätte zur Last gelegt werden können. Sie war zu verschwenderisch gewesen im Geben, zu maßlos im Nehmen; sie hatte während der ersten Monate einen Vorrat an Poesie und zärtlicher Schwärmerei aufgebraucht, der, klüger verwaltet, für Jahre hin ausgereicht hätte. Das arme Geschöpf! Als wenn Berechnung und kalte Vernünftelei vereinbar wäre mit der hingebenden Glut eines liebenden Frauenherzens! — Dann machte sie sich den Vorwurf, Unmögliches erwartet und die Zukunft in der Beleuchtung eines Märchens geträumt zu haben. Und ferner: es war undenkbar, daß sie einem Genius wie Roland auf die Dauer genügen sollte . . . Durfte sie nicht trotz allem sich selig preisen vor allen Frauen der Erde? Eine kurze Spanne hindurch hatte sie sein Herz doch besessen, — völlig und ungeteilt; sie hatte den Schmetterling eingefangen, den Zugvogel so gezähmt, daß er, die Welt vergessend, zu ihren Füßen Rast hielt ... Wenn jetzt die lang zurückgedämmte Natur wieder zum Durchbruch kam, so geschah nur das Unabweisliche.— Bestimmt: in seiner Art liebte er sie viel tiefer als alle die andern. Es gab immer noch ab und zu Momente, in denen sie dies zu fühlen glaubte, Momente, die freilich von Woche zu Woche seltner wurden, wie beim Nahen des Winters die spärlichen Sonnenblicke. — Aber dem Winter folgte der Frühling — und so konnte ja auch für sie eine Zeit kommen, wo das Licht wieder zunahm. Sie mußte nur ausharren, in ihrer Geduld und Liebe nicht nachlassen, seine Launen und Einfälle nicht durchkreuzen . . .

So quälte sie sich in widerspruchsvollen Empfindungen, — ungewiß, ob sie durch ihr Verhalten das Unheil fördere oder das Heil.

Wenn Hertha zu Anfang besorgt hatte, durch den Besuch bei dem Ehepaar Ehlers einen besonders lebhaften Verkehr zu entfesseln, so erwies sich diese Vermutung als Irrtum. Das lag auch keineswegs in den Absichten Rolands. Er wollte nur die Beziehungen, die zwischen ihm und Iduna sich zu entwickeln versprachen, vor der Welt sanktionieren. Es wäre zu unwahrscheinlich gewesen, wenn ein so „rein ideales" Interesse, wie er es an der „geistreichen Frau" und wie sie es an dem „gottbegnadeten Künstler" nahm, gar keine gesellschaftliche Annäherung der beiden Familien bewirkt hätte.

Trotzdem bereute es Hertha schon nach wenigen Wochen, so willenlos dem Ansinnen ihres Gemahls sich gefügt und so die „Freundschaft" Rolands mit Frau Iduna gleichsam legitimiert zu haben.

Das erste größere Fest, auf welchem der Maler und die schöne Verführerin sich begegneten, wurde für Hertha zur Quelle einer unsäglichen Aufregung.

Es war am zwölften Oktober, dem Geburtstage des berühmten Historienmalers Gaedke, der gerade ein halbes Jahrhundert seines erfolgreichen Lebens vollendete.

Der Künstlerverein gab aus Anlaß dieses Geburtstages einen glänzenden Ball.

Hertha war in verhältnismäßig glücklicher Stimmung von Hause abgefahren: bald aber verwandelte sich ihr guter Humor in bedrückende Pein.

Iduna und Roland gebärdeten sich wie ein Brautpaar. Das übertraf noch bei weitem den Abend bei Gruthenans, wo er sie kennen gelernt. — Beide mußten ihren ursprünglichen Vorsatz völlig vergessen haben. Heißblütige Menschen von stark entwickeltem Egoismus sind allerdings kaum dazu angethan, dem Grundsatz kluger Zurückhaltung lange getreu zu bleiben.

Die älteren Damen, die ja selbst bei den unschuldigsten Veranlassungen ihre sarkastischen Glossen machen, steckten die Köpfe zusammen. Inhaltsschwere, vernichtende Worte gingen von Mund zu Mund . . .

„Ihm . . . nun ja . . . ihm läßt sich die Sache verzeihen," sagte die fünfzigjährige Kommissionsrätin Hollberge, die für genial galt. „Er ist ein Künstler . . ."

„Und er hat sie gewiß nur zum Narren!" ergänzte die kleine Baronin Prugisch, die offiziell noch „einige dreißig" war und wehmutsvoll auf eine sporendurchklirrte Ballvergangenheit sah.

„Aber diese Person . . .!" meinte die Hollberge. „Sehen Sie nur, liebste Baronin! Sie tanzt unausgesetzt mit ihrem verteufelten Anbeter, während zum Beispiel die Töchter unsres gefeierten Bildhauers — drüben die beiden Hartmännchen — jetzt schon zum drittenmal schimmeln! Freilich, sie sind nicht ganz so berauschend wie seine Psyche!

„Es ist ein Skandal!" seufzte die Frau Baronin. „In diesem Alter . . .!"

„Wie alt wird sie sein?"

„Hm, doch mindestens hoch in den Zwanzigen."

„So? Nun dafür sieht sie noch lockend genug aus."

„Schminke, Frau Kommissionsrat, nichts als Schminke!"

„Ja, das kann ich bestätigen," sagte die Mutter der beiden Hartmännchen. „Überhaupt eine unangenehme Person."

„Ah, Sie hier, Frau Professor?" stammelte die genialische Kommissionsrätin. — „Ob sie wohl die Bemerkung über das Schimmeln und die Unähnlichkeit mit der Psyche gehört hat?" dachte sie mit einem prüfenden Blick in das etwas plebejische Antlitz Frau Hartmanns.

„Ich komme soeben, um ein paar Augenblicke mit Ihnen zu plaudern. Sie erlauben doch, meine Damen? Ja, diese Frau Ehlers! Bis jetzt hat sie sich noch leidlich geführt; aber nun geht es zu Ende... Mein Tinchen hat deutlich gehört, daß die beiden sich ‚Du' nennen!"

„Nicht möglich!"

„Ganz klar und vernehmlich: Du!"

„Da hört denn doch alles auf!" stöhnte Eulalie Baronin Prugisch. „So leid es mir thut: ich werde mir künftig die Frage vorlegen, ob ich den Einladungen des Künstlervereins noch Folge geben kann, oder nicht."

„Lassen Sie uns nicht entgelten," sagte Frau Hartmann schmeichlerisch, „was eine takt- und pflichtvergessne Person frevelt. Übrigens begreif' ich den Mann, den Ehlers, nicht."

„Ach, die Männer...!" sagte die Prugisch geringschätzig. „Die sehn den Wald nicht vor Bäumen."

„Mir thut nur die Frau leid, die arme, niedliche Kessinger! Wie traurig sie dasitzt! Es ist eine Schande! Sehn Sie, nun setzt sich die Gräfin Gaßler zu ihr und tröstet sie. Das gefällt mir von der Frau Gräfin. Sie ist sonst ja auch nicht eben mein Ideal..."

In der That hatte sich Gräfin Gaßler neben Hertha auf einen Stuhl gesetzt. Sie ergriff ihre Hand, lächelte unbefangen, und flüsterte ihr dann hastig ins Ohr:

„Dein Mann ist abscheulich! Du kennst meine Ansichten. Jede Kopfhängerei, selbst in der Ehe, ist langweilig. Aber alles hat seine Grenzen! Willst du das schweigend mit ansehn?"

„Was kann ich thun?" murmelte Hertha.

„Stell' ihn zur Rede! Sag' ihm: Entweder — oder!"

„Wie meinst du das...?"

„Nun, erkläre ihm, daß du es müde bist, dich so hanebüchen kompromittieren zu lassen! Ein bißchen Courmacherei lass' ich gelten — aber das ist zu toll! Ich kenne diese Iduna Ehlers nicht wieder! Sie war doch sonst eine ordentliche Person, trotz ihrer Narrenspossen! Heute aber scheint sie aus Rand und Band. Du darfst dir das nicht gefallen lassen!"

„Sie provoziert ihn..." stammelte Hertha.

„Einerlei! Wer eine so reizende junge Frau hat, wie mein goldiges Herthchen, der darf sich nicht provozieren lassen. Roland verdient einfach Ohrfeigen."

„Oh ..."

„Ich meine moralische. Und die mußt du ihm geben — sonst rennst du noch sehenden Auges in dein Verderben. Mach' ihm den Standpunkt klar, daß es nur so eine Art hat. Sag' ihm: wenn du die Sache nicht aufsteckst, lauf' ich dir aus dem Haus! Oder noch besser: ich revanchiere mich! Ja, das wirkt noch sicherer! Sag' ihm: Ich laß mir die Cour machen auf Mord, ich kopiere dich Linie für Linie, wenn du nicht aufhörst...!"

Hertha schüttelte ihr blumengeschmücktes Köpfchen.

„Das würde er doch nicht glauben!" sagte sie langsam.

„So thu', was du willst, — aber stell' ihn zur Rede. Die Sache kann doch unmöglich so fortgehn!"

Hertha fühlte sich tief beschämt. Ja, die Gräfin hatte vollständig recht. Die Sache konnte unmöglich so fortgehn!

„Ich danke dir, liebste Marie! Ich will's versuchen, ihm diese Rücksichtslosigkeit abzugewöhnen. Geh' jetzt und tanze! Es fällt sonst auf, und ich möchte um keinen Preis ..."

Hertha erwog nun, was hier das Beste sei. Schließlich kam sie zur Überzeugung, ein offenes, ehrliches Wort, das unmittelbar den Kern der Sache berühre, und vor allem ihn fühlen lasse, wie todunglücklich er sie mache, biete noch die größte Wahrscheinlichkeit des Erfolgs. — Sie nahm sich vor, alle Herbheit, alle Eifersucht, die ihr das Herz doch bis an den Rand füllte, niederzukämpfen, ehe sie sprechen würde. Ganz milde, ganz freundlich, wie eine unbeteiligte Schwester wollte sie zu ihm reden, aber deutlich und ohne Umschweife.

Während der Heimfahrt ließ Hertha sich nicht das geringste merken. Sie plauderte unbefangen. Sie fragte sogar, ob er sich gut amüsiert habe, worauf er im Brustton der Überzeugung versetzte: „Brillant!" Auch später, zu Hause im Schlafzimmer, suchte sie jede Anspielung zu vermeiden. Er war jetzt zu überreizt oder zu abgespannt, um die Bitte, die sie ihm vortragen wollte, recht zu begreifen. Schal und schnöde wie eine Gardinenpredigt hätte geklungen, was ihn doch tief und nachhaltig rühren sollte ...

Roland erhob sich am folgenden Tage sehr spät. Hertha hatte schon längst mit dem Kleinen gefrühstückt, als ihr Gemahl frisch und in glücklichster Laune das Zimmer betrat.

Sie flog ihm entgegen, umarmte und küßte ihn. Dann drückte sie auf die Klingel, bestellte den Thee, und sorgte für ihn mit einer Zartheit und Innigkeit, als wäre das heute der erste Tag einer glückverheißenden Ehe.

Roland verzehrte das kalte Huhn und das Hamburger Rauchfleisch mit vortrefflichem Appetit. Seine Laune war außergewöhnlich rosig. Er hielt sogar den Knaben zurück, der beim Eintreten seines Papas die Stube verlassen wollte, scherzte mit ihm und gab ihm ein drolliges Rätsel auf.

Das Kind benutzte gleichwohl den nächsten unbewachten Moment, um hinaus zu Fräulein Stadler zu eilen. Es war, als ob der verschüchterte Junge dem Frieden nicht traute: so neu und so fremd war ihm die Liebenswürdigkeit seines Stiefvaters. Auch Fräulein Stadler war überrascht, als das Kind ihm erzählte, was der Papa gesagt und gethan hatte. Sie dachte im stillen: dem muß ja etwas ganz Besondres passiert sein.

Wie Roland mit seinem Frühstück zu Ende war, reichte ihm Hertha eine Cigarre und fragte dann mit der harmlosesten Miene, die sie bei ihrer großen Gemütsbewegung aufsetzen konnte, ob er ihr einen Augenblick Gehör schenken wolle.

„Gern, mein Engel!" sagte er freundlich. „Aber beeile dich! Donnerwetter, schon halb zwölf! Da hab ich ja keine Sekunde Zeit!"

„Wo willst du hin?"

„Eine Verabredung ... Also rasch, Kind! Was willst du?"

Hertha zögerte. — Sie hatte ja nur wenig zu sagen; aber sie zweifelte, ob dies der rechte Moment sei.

„Na, sprich!" wiederholte er. „Auf zehn Minuten kömmt mir's nicht an. Ich nehme dann eine Droschke. Was hast du?"

„Ich wollte dich bitten," sprach Hertha mit bebender Stimme, „mir einen recht, recht großen Gefallen zu thun. Willst du das?"

„Wenn ich kann — warum nicht?"

„Sieh mal, du weißt, ich gönne dir jedes Vergnügen; auch gebe ich zu, daß ein bedeutender Mensch, ein Künstler, gewisse Vorrechte hat ..."

„Nun?"

„Aber ein bißchen Rücksicht könntest du doch auf mich, deine Frau, nehmen! Du glaubst nicht, Roland, welche bejammernswerte Rolle man spielt, wenn man so stumm und machtlos mit ansehn muß, wie der Mann, den man so über alles liebt, scheinbar — ich sage nur: scheinbar — sein ganzes Interesse einer andern zuwendet! Frau Ehlers ..."

„Da also läuft's hinaus!" unterbrach er sie lachend. „Bist du am Ende gar eifersüchtig?"

„Das nicht, Roland! Aber ich finde, selbst ein Künstler wie du darf nicht vollständig außer acht lassen ..."

„Liebes Kind, ich verstehe dich nicht! Willst du mir's etwa verwehren, auf einem Balle, wo ich mich doch, so Gott will, zerstreuen soll, just mit derjenigen Dame zu tanzen, die mir am meisten sympathisch ist? Oder verlangst du gar, daß ich vorwiegend mit **dir** walze? — Ich dächte, das läge außerhalb des Programms. Mir zum wenigsten macht es von jeher einen mitleiderregenden Eindruck, wenn ich ein Ehepaar so im Joch der Quadrillen erblicke. Das sieht doch ganz darnach aus, als sei der Gemahl zu dieser Dienstleistung kommandiert worden, weil sich kein andrer bereit fand."

„Ich verlange das gar nicht," sagte die junge Frau. „Tanze, mit wem du willst! Unterhalte dich, wo und wie es dir gut dünkt! Nur kapriziere dich nicht so ausschließlich auf Eine! Ich kann dich versichern: die Sache hat, ganz gelinde gesagt, Aufsehen erregt. Bemerkungen sind mir zu Ohren gedrungen, daß ich vor Scham hätte versinken mögen ... Also bitte, bitte, wenn du mich noch ein klein bißchen lieb hast ..."

„So gib den Verkehr mit der Professorin auf! Nicht wahr, das wolltest du sagen? Oh, ich bin's ja gewohnt, daß du mir jede Freude vergällst und jeden harmlosen Scherz zum Verbrechen stempelst!"

„Roland!"

„Ja, so ist es! Und da wir denn doch einmal auf dies Kapitel zu sprechen kommen, so will ich dir ein für allemal hier erklären, daß ich mich nicht bevormunden lasse! Du hast mich bevormundet, wenn auch nur selten mit Worten, so doch beständig mit Blicken und heimlichen Seufzern. Wenn du so enge Begriffe von dem hast, was einem Künstler geziemt, so hättest du einen Philister heiraten sollen, wie deine Schwester, aber nicht einen Mann der gestaltenden Phantasie! Unter der Glasglocke einer beklemmenden Häuslichkeit ist noch niemals ein schöpfungsgewaltiges Werk entstanden. Das begreifst du nicht — das wirst du auch nie im Leben erfassen, denn das Wesen der Kunst und ihrer göttlichen Quellen ist dir ein Buch mit hundert Siegeln."

„Ehedem sprachst du anders," stammelte Hertha.

„Machst du mir's noch etwa zum Vorwurf, wenn ich in meiner ersten Verliebtheit deinen breitspurigen Dilettantismus für echtes Talent hielt? Daß ich von Anbeginn mehr das Herz, als die Vernunft zum Wort kommen ließ?"

Hertha atmete schwer.

„Es war also unvernünftig," sagte sie tonlos, „mich zum Weibe zu nehmen?"

„Unvernünftig — vom Standpunkte eines schaffenden Künstlers — ja! Dein stummes Genörgel, das mich seit Monaten unablässig verfolgt, zwingt mich zu diesem Bekenntnis! Übrigens trifft es durchaus nicht deine Person. Ein Künstler soll überhaupt nicht heiraten. Die Fülle seiner innern Gesichte ist zu erdrückend! Man kann nicht eine daseinsbegierige Welt in der Seele tragen, — und gleichzeitig den prosaischen Anforderungen des Alltagslebens entsprechen, wie sie im Ehestand überwuchern. Schon der bloße Gedanke: du wirst kontrolliert, wenn jetzt dein schönheitstrunkenes Auge umherschweift und dort einen wohlgeformten, blendenden Arm, da ein entzückendes Auge, hier ein flutendes Haar bewundert, — schon dieser Gedanke wirkt wie ein Bleigewicht auf den Flügel des Adlers!"

Die junge Frau hatte bis jetzt mit ihren Thränen gekämpft. Jetzt aber war das vorüber. Hochaufgerichtet stand sie nun vor ihm. Sie schaute ihm voll ins Gesicht.

„Und das alles erwägst du erst jetzt?" rief sie mit zuckender Lippe.

„Konnte ich's früher?"

Sie drückte die Hände auf ihre brennenden Augen.

„Und deshalb litt ich so über jede Beschreibung, — um dieses Mannes willen ...! Deshalb verriet ich im Geiste den Einen, den Einzigen, der mich wirklich geliebt hat!"

„Zartfühlende Seele!" sagte er spöttisch. „Ja, er paßte zu dir! Ich weiß jetzt klarer, als je: auch du hast niemals Liebe für mich empfunden. Nein, niemals."

„Roland!" schrie sie und stürzte voll Leidenschaft auf ihn zu; „höre nicht, was so der Groll aus mir redet! Ich liebe dich mehr als alles auf dieser Welt. Roland, Roland! Ich weiß, diese Iduna ist bis zur Tollheit in dich vernarrt. Wenn du ihr nicht entschlossen den Rücken kehrst, so geschieht ein Unglück, ein gräßliches Unglück! Erbarmen, Roland! Du siehst nach der Uhr! Du willst fort! Zu ihr! Ja, ich weiß es, zu ihr! Aber ich halte dich fest, Roland, ich halte dich fest!"

In ihrer Verzweiflung hatte sie seinen Arm leidenschaftlich umklammert.

„Du bist von Sinnen!" fuhr er sie an. „Laß los!"

„Nein! Du bleibst! Ich habe ein Recht an dich. Du bist mein, Roland! Sie soll mir nicht stehlen, was vor Gott und der Welt mir gehört!"

„Ich frage dich nun zum letzten Male, ob du mich loslassen willst?"

„Roland, du mußt doch begreifen..."

Mit einem wütenden Ruck schleuderte er die Frau, die er einst sein Alles genannt, zwei Schritte weit von sich. Hertha sank in die Kniee. Halb irrsinnig starrte sie dem Enteilenden nach. Dann warf sie sich langwegs über den Teppich...

30. Kapitel.

Das unerlaubte Verhälinis Rolands zu der schönen Iduna war stadtkundig.

Selbst die Skeptiker von Beruf, die sonst wohl die These vertraten, man dürfe nicht nach dem Schein urteilen, hegten über die Art dieser Beziehungen keinen Zweifel mehr. Es stand fest: die Frau mit den dunkeln Sirenenaugen, die bis jetzt in gewissen Kreisen den Beinamen „coeur de marbre" geführt hatte, war zum ersten Male in ihrem Leben vom Dämon einer wirklichen Leidenschaft überwältigt worden. Roland Kessinger, der allbewunderte Meister, jugendstrahlend und doch männlich gereift, Engel und Teufel in einer Person, hatte dem jammervollen Professor endlich den Streich gespielt, den er seit Jahren verdiente. So wenigstens äußerte sich der alternde Freiherr von Gruthenau, der selbstlos genug war, die eignen Fehlschläge zu vergessen, — „aus rein idealer Freude an der Vollstreckung des Strafgerichts."

Diese Auffassung blieb vereinzelt. Im übrigen wurde Iduna mit unbarmherziger Schroffheit verdammt.

Merkwürdig mild jedoch beurteilte man den treulosen Künstler. Ihm war alles erlaubt, sogar die Mißachtung des Publikums. Liebschaften — so stand es ja schwarz auf weiß in den Lebensbeschreibungen großer Poeten, Maler und Musiker — waren das tägliche Brot des Genies. Also! — Das heimliche Wehgefühl der betrogenen Frau, die doch vielleicht mehr von ihrem Mißgeschick ahnte, als gut war, sah man ja nicht! Pah, und wenn selbst . . . ! Wer einen Künstler heiratete — und noch dazu einen Roland Kessinger — der durfte sich gleich von Anfang an über die Thatsache klar sein, daß er ein höchst gefährliches Spiel wagte. Hippogryphe spannt man nicht in den Pflug; Königsadler sind keine Papageien. Das Weib eines so extravaganten Mannes, bei dem das Talent und die Leidenschaft eins waren, schien verpflichtet, jene spartanische Mutter zum Vorbild zu nehmen, die bei der Meldung, ihr Sohn sei im Kampfe gefallen, die Worte sprach: Ich wußte ja, daß er sterblich zur Welt gekommen. — Auch die Treue eines so rastlos webenden Genius wie Roland war naturgemäß sterblich . . . .

Auf diese Art fand sich die sonst so strengrichtende Welt mit Kessinger und seinem Getreibe zurecht. Es gibt eben Leute, die man grundsätzlich über Wasser hält, erzverwöhnte Kinder des Schicksals. Man zankt sie ein wenig, wie eine schwache Mama, und lächelt dabei, während man hundert andre im gleichen Falle mit Ruten peitscht.

Völlig im Dunkeln tappte nur noch Professor Ehlers.

Heißer als je schwärmte er für den „Gottbegnadeten", dessen Werke ihn erst kürzlich zu einer umfassenden Studie: „Die sittliche Weltordnung in den Schöpfungen Roland Kessingers" angeregt hatten.

In dieser blühend geschriebenen Arbeit wies der Professor nach, daß nur der ethisch geläuterte Mensch, der sich aus dem Strudel innerer Konflikte zur lichten Höhe der Wunschlosigkeit emporgerungen, im stande sei, Kompositionen zu schaffen, wie beispielsweise die jüngst vollendete „Vorstadt-Szene", eines

der großartigsten Gemälde aller Zeiten und Völker.

„Der Künstler" — so hieß es auf Pagina VI der Einleitung — „ist von dem Menschen ebensowenig zu trennen, wie der Stamm von der Wurzel. Durchgemacht haben muß der gestaltende Geist all die Konflikte, die er uns schildert: hoch aber und herrlich muß er darüber stehn, wie ein Sieger, an dessen Wappenschild kein ernstlicher Makel haftet. So ist die ‚Vorstadt-Szene' gleichsam ein Hymnus der Sittlichkeit, ein Lobgesang auf die eheliche Treue, wie ihn der nur zustandebringt, der den gewaltigen Ernst dieser Forderung innerlich anerkennt."

Das Publikum lachte oder warf die Broschüre ärgerlich auf die Seite.

Vorlaute Spottvögel, wie der Leutnant von Höffert, neckten den blondbärtigen Jammermann und erlaubten sich die ungemütlichsten Anspielungen.

Der Professor aber ließ sich nicht irre machen.

Er trug sich sogar mit dem Plane einer umfassenden Biographie Keßingers und forschte mit gebührender Diskretion in den Liebesannalen des Künstlers, da seiner Meinung zufolge in den (selbstverständlich rein idealen) Beziehungen eines schöpferischen Talentes zum schönen Geschlecht ein Hauptschlüssel gegeben sei für das Verständnis seiner nachmaligen Werke.

Soweit es die Normen ritterlicher Verschwiegenheit zuließen, gab ihm Roland auch bereitwillig Auskunft.

Die sizilianische Wirtstochter fand in den wissenschaftlichen Darlegungen des Kunstkritikers ebenso ihre Stelle, wie das römische Edelfräulein und die sächsische Kleinbürgerin.

Ja, es gelang dem Professor, indem er den Spuren eines halbverschollnen Gerüchtes nachging, eine höchst romantische Aventiure zu konstruieren, die sich vor Jahren zwischen Roland und einer Schülerin des unsterblichen Meisters abgespielt hatte. . .

Roland selbst war gerade in diesem Punkte etwas verschlossen: aber es gab doch einige unter den älteren Ballmüttern, die sich gern mit dem Professor über die mythenumsponnene Angelegenheit unterhielten.

Herr Ehlers gelangte so zu dem wertvollen Resultat, jene Schülerin sei Fräulein Aurelie von Wolfshagen gewesen; sie habe auf die künstlerische Entwickelung Rolands den überraschendsten Einfluß geübt, und schließlich eine leidenschaftliche Liebe zu ihm gefaßt, wie dies nach Maßgabe der gesamten Verhältnisse wohl zu erwarten stand.

Plötzlich war dann Fräulein Aurelie für etwa ein halbes Jahr von dem Schauplatze dieser künstlerischen Wirkung und Gegenwirkung verschwunden.

Herr Ehlers begriff sofort, daß sie geistig gestört gewesen. Die Abneigung Rolands gegen die Ehe hatte ihr Nervensystem von Grund aus erschüttert. Die Thörin! Vorauszusetzen, daß ein Künstler schon mit einigen zwanzig Jahren sich verheiraten werde! Professor Ehlers dachte hier an das Schicksal der armen Friederike von Sesenheim, die doch gleichfalls hatte entsagen müssen, und faßte den schönen Entschluß, der unglücklichen Aurelie in dem großen biographischen Werk, das er plante, einen duftigen Kranz zu winden, — selbstverständlich ohne Nennung des Namens, auch mit liebevoller Umgehung allzu deutlicher Hinweise.

Während der hagere Kunstgelehrte sich so in das vertiefte, was er die Aufgabe seines Lebens nannte — es hätte nur noch gefehlt, daß er auf seiner Visitenkarte den Vermerk hätte anbringen lassen: „Biograph Roland Keßingers". — pflegte der Künstler mit der tollverliebten Iduna einen Verkehr, dessen Ungezwungenheit schließlich in Dreistigkeit ausartete.

Da schon der Anfang des Monats Dezember eine prächtige Schneebahn gebracht hatte, und der Frost seitdem fortwährte, holte er die Professorin täglich zur Schlittenfahrt ab. Er selber kutschierte. Stundenlang glitten sie, fest aneinander geschmiegt, über die leuchtenden Felder, durch das Gehölz, über Berg und Thal, hielten bald dort, bald hier in den vereinsamten Dörfern und Wirtshäusern Rast, und kehrten oft erst lange nach Dunkelheit wieder nach Hause.

Des Abends begleitete Roland die schönheitstrahlende Frau ins Theater — meist ohne den Herrn Professor, der ja die Vorstudien zu der bewußten Biographie machte.

Ja, es war konstatiert worden, daß sie nach dem Theater mehrmals in einem der vornehmen Restaurants an der Wielandstraße soupiert hatten . . .

Hertha, die seit den letzten Wochen dem herzlosen Gebaren ihres Gemahls nur noch

den Widerstand der Passivität entgegensetzte und nirgends mehr hinging, nicht einmal zu den Gaßlers, hatte von diesen Vorgängen keine Kenntnis. Niemand wagte es, ihr die Augen zu öffnen; Julie nicht, weil sie aus Grundsatz niemals in fremde Angelegenheiten hineinsprach; Gräfin Gaßler nicht, weil sie sich überzeugt hielt, daß nach dem, was sie der Freundin neulich gesagt hatte, alle weiteren Vorstellungen vergeblich seien.

Hertha fühlte sich in der That erschöpft. Übrigens glaubte sie immer noch nicht das Äußerste. Roland war leichtsinnig, aber nicht schlecht ... Er würde von dem Getümmel da draußen doch zuletzt übersättigt werden ..., übersättigt auch von der Schwärmerei für diese aufdringliche Iduna. Was konnte er für eine so unweibliche Person empfinden? Er mochte im schlimmsten Falle verliebt sein: aber Verliebtheit war keine Liebe. Ach, vielleicht besaß die vereinsamte Gattin doch im Grund seines Herzens noch eine Stelle, wo ein asche-verdeckter Funke wirklicher Neigung glomm. Der Funke würde allgemach wieder aufleben, wenn nur die Zeit dieser Thorheiten glücklich vorüber war.

Ja, in der That, sie trug sich neuerdings wieder öfters mit dieser zagenden Hoffnung ... Sie hatte jetzt zweimal hintereinander so eigentümlich geträumt, — und erregte Gemüter sind abergläubisch. Ihr verstorbner Gemahl war ihr erschienen — im Park zu Göllrode — und hatte ihr zugeraunt: „Weine nicht, Hertha!“ Und wie sie aufsah, da nickte er freundlich und schloß die Augen, und sprach mit seiner gütigen, milden Stimme: „Sei getrost, Liebling! Ich denke an dich! Deine Seele soll Frieden haben!“

31. Kapitel.

Es war am vierzehnten Januar. Trotz des rauhen Nordostwinds hatte Roland unmittelbar nach Tisch — man speiste jetzt schon um zwei — anspannen lassen. Es galt eine Schlittenfahrt nach dem Glaubachhofe, mitten im südvorstädtischen Forst. Leopold Ehlers war diesmal ausnahmsweise mit von der Partie. Er schwärmte nicht sehr für den Wintersport: aber der Glaubachhof war eine kunsthistorische Merkwürdigkeit; ein berühmter Landschaftsmaler hatte dort mehrere Wochen sein Zelt aufgeschlagen und Skizzen gesammelt, Skizzen, — besonders Schnee- und Fichtenmotive — ein wahres Schatzkästlein für den Kenner ...! In Wirklichkeit hatte Kessinger ihm dies eingeredet, weil er es nachgerade für zweckmäßig hielt, den guten Professor nicht gar zu schroff zu vernachlässigen. Der schlummernde Löwe, der sich vielleicht inkognito hinter dem friedlichen Schafspelz versteckt hielt, konnte sonst möglicherweise doch noch erwachen; — und wenn dieser Löwe auch zahm war: immerhin besser, man ließ ihn schnarchen ...

Während so Roland mit seiner Geliebten und dem kläglichen Jammergesellen von Ehemann in der kunstgeschichtlich berühmten Eckstube des Glaubachhofes den Kaffee nahm, saß Hertha, zu Tode betrübt, in der Einsamkeit ihres Boudoirs.

Mit kühler Förmlichkeit hatte sich Roland von ihr verabschiedet. Er wußte ja, daß sie grundsätzlich die Beteiligung an der Ausfahrt ablehnte; genau so wie sie wußte, daß er sie stets nur der Form halber aufgefordert, und heimlich gebangt hatte, sie würde annehmen. Neuerdings schenkte er sich die Komödie.

Hertha lehnte im Sessel. Der Diener hatte die Hängelampe entzündet; das hübsche, behagliche Zimmer mit seinen schwellenden Polstern, seinen Smyrnateppichen, seinen wallenden Draperieen schien ihre trostlose Stimmung recht zu verhöhnen ...

Sie war elend über die Maßen.

Den Kopf in die Hand gestützt, sann sie, halb wie im Traume, über ihr Schicksal.

Sehnsuchtsvoller als je schweiften ihre Gedanken zurück nach jener ersten Vergangenheit, da sie freilich die sinnbethörende Glut ihrer späteren Tage noch nicht gekannt hatte, aber dafür das milde Licht einer beglückenden Neigung, das Gefühl des Geborgenseins an der Brust eines Mannes, der da mit Freuden für sie und ihr Glück sein Herzblut geopfert hätte.

Sie rang die Hände.

Jener Moment fiel ihr ein, da sie in ihrer verzweifelten Leidenschaft für den Andern, der ihr sonst ewig versagt schien, die Frage gedacht hatte: „Wenn er jetzt stürbe?“

Ebenso brünstig, aber verstört durch das grausenhafte Gefühl der Unmöglichkeit, dachte sie jetzt: „Wenn er noch lebte?“

Ach, und wär' es auch nur als ihr väterlich-treuer Freund!

Sie würde dann zu ihm eilen, sich weinend an seine Brust werfen, sich bei ihm

Rats erholen in dieser unbeschreiblichen Finsternis, — und Ruhe finden, Ruhe vor den Gespenstern, die jetzt von allen Seiten grinsend auf sie hereindrangen.

Mehr und mehr vertiefte sie sich in das Geheimnis ihres furchtbaren Schicksals.

O, sie empfand diese Leiden jetzt wie eine strenge, aber gerechte Strafe. Sie war treulos gewesen gegen den Mann, dem sie vor Gott gelobt hatte, ihr Herz solle ihm angehören bis in den Tod... Nein, es gab keine Entschuldigung. Sie war ein schlechtes, verworfnes Geschöpf, von dem die Engel das Antlitz hinwegkehrten, eine Sünderin, kaum viel besser, als die schändliche, pflicht- und ehrvergessne Iduna! Weshalb hatte sie nicht vom ersten Moment ab mutiger widerstrebt? Weshalb hatte sie ihre ungefügen Gedanken nicht mit aller Gewalt niedergeworfen, und das verlockende Bild des Andern aus ihrem Herzen herausgerissen, wie einen vergifteten Pfeil? Ja, sie duldete nach Verdienst. Ach, und sie duldete doppelt!

„Gott der Gnade, vergib mir!" stöhnte das arme Weib im Überschwang ihrer Selbstanklage.

Plötzlich fuhr sie empor.

Was war das? Sprach da nicht jemand unmittelbar hinter ihr? Ganz deutlich hatte sie ihren Namen gehört. Es war die Stimme Ottos gewesen, ihres verstorbnen Gemahls...

„Ich bin schrecklich erregt," hauchte sie angstbebend.

Sie griff nach dem silbernen Glöckchen, schellte, und ließ sich das Kind bringen.

Der Knabe war ja jetzt ihr Ein und Alles, nachdem Roland ihr auch die Freude an ihrer Kunst vergällt hatte. Daß sie kein großes Talent war, wußte sie längst: „lachhafter Dilettantismus" blieb deshalb immer ein liebloser Ausdruck, der sie gerade aus seinem Munde so tief schmerzte und sie völlig entmutigte. Ach, wie anders hatte sich Otto ihrer kleinen Erfolge gefreut! Und selbst Roland — während der ersten glücklichen Wochen! Lag es denn in der Natur der Verliebtheit, daß sie in Haß umschlug, wenn sie erkaltete?...

Alles hatte Roland ihr in den Staub getreten: ihr häusliches Glück war dahin; ihre Kunst nannte er Stümperei; den Knaben, der jetzt anfing, mehr und mehr seinem Vater zu gleichen, mochte er kaum noch sehen — ein befremdlicher Widerspruch: denn wie konnte ihn diese Ähnlichkeit stören, wenn ihm die Mutter des Kindes gleichgültig oder gar lästig geworden war? Den Hund sogar hatte sie abschaffen müssen, weil das Tier mit seinem „ekelhaften Gekläffe" den Meister bei seiner Arbeit störte...

Und sie liebte ihn noch!

„Weshalb weinst du, Mama?" fragte das Kind.

Hertha schloß den Knaben wild in die Arme und küßte ihn. Dann machte sie fiebernde Anstrengungen, sich zu beherrschen. Nach einiger Zeit ward sie äußerlich ruhiger. Das frohe Geplauder des Kindes klang ihren Ohren wie eine ferne, süße, einschläfernde Musik...

So verrann Stunde um Stunde. Es schlug sieben, halb acht, acht. Roland kehrte noch immer nicht heim, obwohl er dem Diener gesagt hatte, man solle in seinem Studiergemach heizen.

Hertha brachte den Knaben zu Bett.

Von Roland noch keine Spur! Aber er mußte ja jeden Augenblick kommen...

Hertha begab sich in Rolands Stube, um selbst nach dem Feuer zu sehn. Sie sorgte noch immer für ihn — aus alter Gewohnheit, obgleich er ihr diese Güte schon längst nicht mehr dankte.

Da klingelte draußen der Schlitten vor. Roland sprang eilig heraus, übergab ihn dem Kutscher, der seit nun anderthalb Stunden bereitstand, und ließ bestellen, er speise auswärts. Dann schritt er quer über die Straße und warf sich in eine Droschke.

Die junge Frau hörte die Meldung gleichgültig an. Sie war ja an solche Vorkommnisse gewöhnt.

Eine Zeitlang blickte sie von dem Sessel aus starr in das Feuer, das durch die halbgeöffnete Thür des Ofens blinkte.

Dann erhob sie sich und schritt, wie eine Nachtwandlerin, durch das Zimmer. Sie machte Halt vor den Bücherregalen und vertiefte sich in die Goldbuchstaben der Titel. Sie trat zu dem Rauchtisch, spielte an dem Cigarrenabschneider, und rückte die blumenbemalte Kerze zurecht. Sie strich mit der Hand über den Globus, drehte ihn, und schob ihn genau in die Mitte der eichengeschnitzten Säule.

Endlich setzte sie sich vor den Schreibtisch.

Als sei ihr das alles fremd, betrachtete sie die Federn und Stifte, die Mappen und



Schafherde. Gemalt von Karl Malchin.

Briefbeschwerer, die zahlreichen unnennbaren Gegenstände, die sich in scheinbarer Unordnung durcheinanderdrängten.

Da stand auch in geschmackvollem Rahmen eine Photographie von ihr, ein Bild aus den glücklichen Tagen des Margaretenstifts.

Unsäglicher Jammer schnürte ihr Brust und Kehle zusammen.

Wie hatte sich das frische, frohe, übermütige Mädchen von damals verwandelt!

Unwillkürlich nahm sie das Bild vom Gestell... Was hatte das hier zu suchen...? Auf diesem Schreibtisch? Nein! Der Ungetreue soll es nicht täglich vor Augen haben... Es könnte aussehn, als mache das Bild ihm Vorwürfe, als sei es von Hertha beauftragt, ihm zuzurufen: „Sieh her, was du aus mir gemacht hast! So war ich — — und wie sehe ich jetzt aus...!"

Mechanisch zog sie die nächste Schublade auf. Sie legte die Photographie und dann auch den Ständer hinein, — ganz weit nach hinten... Er würde es kaum bemerken... Er hatte ja bessere Dinge im Kopf, als dieses arme, unbedeutende Bildchen, das nur den Stolz besaß, sich ihm nicht aufdrängen zu wollen.

Hertha stand bereits im Begriff, die Schublade wieder zu schließen, als ihr ein Brief mit der Anrede „Mein Abgott!" ins Auge fiel. Er hatte unter dem grauen Papierstoß gelegen, den sie zur Seite schob, als sie nach einem Platz für das Bild suchte.

Hertha wußte sofort, was der Brief zu bedeuten hatte. Sie nahm ihn langsam heraus. Niemals im Leben hatte sie eine Indiskretion begangen: hier glaubte sie sich im Recht. Sie hatte Anspruch darauf, klar zu sehn, klarer noch als bisher; die ganze Tiefe des Abgrunds wollte sie kennen lernen, in welchem ihr Glück für immer versunken war.

Der Brief, den Roland hier aus Versehen mit allerlei unverfänglichen Schriftstücken zusammengepackt und augenscheinlich vergessen hatte, rührte, wie Hertha richtig vermutete, von der Frau des Professors her, und hatte folgenden Wortlaut:

„Mein Abgott!

„Da wir uns heute leider, leider nicht sehen werden, so muß ich noch einmal brieflich auf Deine Bedenken von gestern zurückkommen. Heißgeliebter, sei doch ganz ohne Sorge! Ich gehöre nur Dir: kein Andrer hat teil an mir! Soll ich Dir's hundertmal wiederholen? Diese Strohpuppe ist nie mein Gatte gewesen, verstehst Du, nie!

Auch das andre ist Thorheit! Wenn das Geheimnis nun wirklich entdeckt wird? Glaubst Du, ich fürchte mich? Etwa vor Leopold? Gibt er mich frei, so verliere ich ebensowenig an ihm, wie Du an Deiner sogenannten Gemahlin. Das Urteil der Welt ist mir gleichgültig.

Ferner: sorge doch nicht, daß ich jemals auf die verrückte Idee kommen würde, Dich heiraten zu wollen. Der Gedanke widert mich an. Leute wie Du müssen nicht heiraten! Ich käme mir niedrig und schal vor, wie die erbärmlichste Alltagsperson, wenn ich an das Gesetz appellierte, um so gleichsam von Staatswegen mir die Fortdauer einer Glückseligkeit garantieren zu lassen, die das freie Geschenk Deines flammenlodernden Herzens ist. Wenn meine glühenden Küsse, meine Umarmungen aufgehört haben, Dein volles Entzücken zu sein, dann will ich, weiß Gott, keinen besoldeten Büttel, der uns zusammenpeitscht. Hast Du nicht gestern erst über die Kette gejammert, die Du nachschleppst, wie ein Galeerensträfling? Deine Iduna ist keine Hertha! So lang Du mich liebst, bin ich Dein, — Dein, der ganzen Menschheit zum Trotz; erlischt Deine Liebe, so wandle ruhig den Pfad eines besseren Glückes! Ich werde dann elend sein, aber ich halte Dich nicht! Keine Sekunde lang möcht' ich mit Dir zusammen sein, wenn ich mir sagen müßte: ich habe Dein Herz verloren. Es dauert, so lange es dauert, — und ich glaube, es dauert doch länger, als wenn wir gebunden wären!

Ich küsse Dich hunderttausendmal, Du mein Licht, meine Seele, mein Himmelreich! Voll unaussprechlicher Sehnsucht juble ich der Stunde entgegen, da Du wieder in meine Arme eilst, in die zärtlichen Arme Deiner Dich über jede Beschreibung vergötternden, liebestollen Iduna."

Fast eine Stunde verstrich, — und immer noch saß Hertha blutlosen Angesichts vor dem Schreibtisch. Sie regte sich nicht. Ihre wachsbleichen Finger hielten das furchtbare Blatt umspannt, das ihr bei all ihrem Elend noch den Vorwurf der Unwürdigkeit, der Feigheit machte...

Endlich erhob sie sich, legte den unglückseligen Brief zusammen und steckte ihn zu sich.

„Ja, sie hat recht!" murmelte sie mit zuckender Lippe. „Der besoldete Büttel...

Die Kette ... Es wäre längst an der Zeit gewesen ... Ich ginge noch heute ... aber mir ist so müde, so weh, — so weh... Morgen ...! Ich schwöre es dir, allmächtiger Gott über den Wolken! Morgen will ich die Schwäche von mir schleudern, wie eine giftige Natter ...!"

Scheinbar gefaßt verließ sie das Zimmer und suchte ihr Lager auf.

32. Kapitel.

Als Roland kurz vor Mitternacht heimkehrte, stellte Hertha sich schlafend. Der Gedanke, mit ihm, der sie so ruchlos verraten und preisgegeben, auch nur ein Wort noch zu wechseln, war ihr zu unerträglich. Auch lag es auf ihrer Seele wie blutlose Mattigkeit. Ein geistiger Starrkrampf hatte sie übermannt: nur ein kleiner Teil ihres Bewußtseins blieb noch frei und beweglich, und zerquälte sich unablässig mit Bildern und Vorstellungen, die sie nicht abweisen konnte. Bald war es das hohnerfüllte Antlitz Idunas, das in Gestalt einer fürchterlichen Harpyie sich über ihr Lager beugte und gierig an ihr zu saugen begann — links in der Gegend der Herzgrube, so daß sie einen bohrenden Schmerz verspürte; bald umschwebte sie ein gestaltloser Hauch —: das Mitleid ihres toten Gemahls, seine Stimme, er selbst, — und heiß, wie dampfendes Wasser quoll es ihr vom Rücken her aufwärts nach dem schmerzenden Hinterkopf. Ein Schwirren und Sausen raunte ihr immer und immer wieder ins Ohr: „Fort! Fort!" — und zwanzigmal hatte sie das Gefühl, als müsse sie aufspringen und wie sie da war hinausstürmen ins Dunkel der Nacht, unbekümmert um Schnee und Sturm, nur immer weiter, weiter, bis an das Kirchhofsthor von Göllrode ...

Gegen fünf schlief sie ein. Dumpfige Träume ängstigten die Erschöpfte; aber das war doch Erholung im Vergleich mit jenen Visionen des Halbschlafs. Wie sie die schmerzenden Lider öffnete, war es schon Tag. Die gelbrote Januarsonne malte durch die Lücken der Jalousieen flimmernde Querlinien auf die Falten der Vorhänge. Die Uhr zeigte ein Viertel vor zehn. — Roland war bereits aufgestanden. — Er hatte um elf Komiteesitzung, — wegen der Centennar-Feier, die für die zweite Woche des Mai geplant war. Hertha entsann sich, daß sie die Einladungskarte gestern auf seinem Schreibtisch gesehen ...

Desto besser. In spätestens einer Stunde würde er also das Haus verlassen, und so bald nicht zurückkehren.

Hertha schien vergleichsweise ruhig. Sie ließ sich eine Tasse Kakao ans Bett bringen, schlürfte sie langsam aus und erhob sich dann. — Einmal noch hielt sie in diesem Raume, den jetzt ein flutendes Licht erfüllte, schwermütig Umschau. Dann trat sie durch die Tapetenthür in ihr Ankleidezimmer.

Roland hatte soeben das Haus verlassen. Stieren Blickes schaute sie dem Enteilenden nach. Er schritt nach jenseits über den Straßendamm, — so frisch, so elastisch, als wäre noch alles wie einst! Freilich, was wird er an ihr auch verlieren ...? Die schöne Iduna hat es ja ausgesprochen: genau so wenig, wie sie an ihrem erlauchten Herrn Ehlers!

Hertha klingelte.

„Packen Sie meine Koffer!" sagte sie zu dem verwunderten Kammermädchen. „Für mich und den Kleinen. Wir verreisen auf einige Zeit ..."

„Ach ...?"

„Die unverhoffte Erkrankung einer Cousine zwingt mich dazu. Bitte, beeilen Sie sich! Der Zug, mit welchem wir fahren, geht um halb eins."

„Soll ich der gnädigen Frau die hellrote Atlasrobe mit einpacken — und die blau-mit-reseda ...?"

„Nein. Über die Einzelheiten fragen Sie Fräulein Stadler. Ich bedarf nur das Allernotwendigste. Gehen Sie!"

Rasch und ohne jegliche Beihilfe zog sie sich an. Sie wählte ein schwarzes Gewand aus der Zeit ihrer Trauer; — dazu eine blaßgelbe Schleife. Sie dachte hierbei an ihr Kind. Sie wollte nicht allzu düster erscheinen, trotz der Lichtlosigkeit ihres Herzens.

Nun begab sie sich in das Studiergemach Rolands und setzte sich vor den Schreibtisch, — an die nämliche Stelle, wo das Schicksal ihr gestern so grausam die Augen geöffnet. Mit zitternder Hand warf sie einige Zeilen auf das erste Papierstück, dessen sie habhaft wurde. Dann legte sie das Blatt mitsamt dem Briefe Idunas in ein Couvert, verschloß es und schrieb die Adresse darauf ...

„Herrn Roland Kessinger ...“ murmelte sie mit einem verstörten Lächeln ... „Ich habe nie mit ihm korrespondiert ... Das erste Mal ist auch das letzte Mal ...“

Da sie eben geendet hatte, pochte es an die Thüre.

„Verzeihung, gnädige Frau!“ sprach der Bediente; „Herr Orlowsky ist im Salon ...“

„Orlowsky? Sagen Sie ihm, ich sei ausgegangen ...“

„Er hat schon die Koffer gesehn. Er weiß, daß die gnädige Frau mit dem Südbahnschnellzug verreisen wollen.“

„Gut denn, ich komme.“

Sie bot ihre ganze Willenskraft auf, sich zu sammeln. Orlowsky war ein so redlicher, selbstloser Mensch! Sie hätte sich später vielleicht einen Vorwurf daraus gemacht, diese Abschiedsbegegnung versäumt zu haben. Ja, es regte sich ihr das unbestimmte Gefühl, als hinge das Lebensglück ihres Kindes von den wenigen Worten ab, die sie noch an den Freund ihres verewigten Mannes zu richten gedachte. Wenn sie nun stürbe — und lange konnte sie ja mit diesem trostlosen Weh im Herzen nicht weiterleben — dann mußte Orlowsky begreifen, daß sie mit ihrem letzten Blick den verwaisten Knaben ihm anvertraut hatte, daß jede Silbe, von was sie auch sonst gehandelt, die unausgesprochene Bitte enthielt: „Schütze und schirme ihn!“ Orlowsky würde aus Liebe und Treue thun, was Graf Gaßler, der Vormund, nur in Erfüllung seiner gesetzlichen Pflicht that ...

Je mehr sie sich dem Empfangszimmer näherte, um so schneller entschwand ihre Selbstbeherrschung. Vor der Thüre machte sie Halt. Am liebsten wäre sie wieder umgekehrt. Dann plötzlich drückte sie auf die Klinke — mit der verzweifelten Raschheit des Selbstmörders, der endlich nach langem, qualvollem Zögern den Finger am Hahn des Revolvers krümmt.

Wladimir Orlowsky stand mitten unter dem Kronleuchter. Er hielt ein prächtiges Rosenbukett, das hier und da noch ein Flöckchen Watte auf den tiefdunkeln Kelchen zeigte; denn es war bitter kalt draußen, und nur in dichter Umhüllung hatte der Strauß den Transport überdauern können.

„Triglav-Rosen!“ dachte Hertha bei diesem Anblick. Sie entsann sich der dunkeln Blumen, die man ihr damals auf Schloß Gruthenau in das Zimmer gestellt, ihrer wehmütigen Betrachtung und der grausenhaften Erlebnisse, die jenem flüchtigen Einfall beinahe den Charakter einer Vorahnung ausprägten.

„Gnädige Frau ...“ sagte der Russe mit einer Verbeugung, deren Tiefe und Förmlichkeit nur die Freude des Wiedersehens verbergen sollte. Er war drei Monate lang in St. Petersburg und Moskau, und später in Kiew gewesen, und heute früh um halb drei mit dem Blitzzug angekommen. Sein erster Besuch galt nun den Kessingers, oder besser gesagt: — ihr; denn Roland war ihm stark antipathisch, und nur um Herthas willen suchte er diese heftige Abneigung zu bewältigen.

Er überreichte ihr das Bukett.

„Ich wollte mir nicht versagen —, gleich zum Debut ... Aber um Gottes willen, Hertha, was haben Sie ...? Ihr Gesicht wird fahl ... Sie taumeln ...“

Er fing sie gerade noch rechtzeitig auf. Die Triglav-Rosen streiften ihr kühl die Wange. Er führte sie nach dem Sofa links vom Kamin ...

Hier brannte ein mattes Feuer.

„Orlowsky,“ stammelte Hertha, „geben Sie eine der Blumen her ... Eine ...! Die schönste ...! So ... Ich will nun versuchen, ob sich das Schicksal versöhnen läßt!“

Sie warf die Rose auf die spärlich flackernden Scheiter, wo ihre Blätter sich krümmten, verkohlten und endlich verbrannten.

Wladimir Orlowsky sah ihr mit bangem Erstaunen zu.

„Ach, Thorheit!“ sagte sie plötzlich, und fuhr sich mit ihren tastenden Fingerspitzen über die Stirne. „Mir war, als träumte ich! Achten Sie nicht auf meine kindischen Reden ...!“

„Sie wollen verreisen?“ frug Orlowsky nach einer Pause.

„Ja.“

„Darf ich fragen, wohin?“

„Das weiß ich selbst nicht.“

„Wie verstehe ich das?“

„Wie Sie wollen ... Ich verlasse dies Haus ... Ich muß ...“

Orlowsky erblaßte.

„Reden Sie! Mir, dem ergebensten Freund, der da lebt, dürfen Sie alles, alles vertrauen ...! Gott, Sie sehen ja aus zum Erbarmen ...!“

Laut aufweinend sank Hertha zurück.

„Roland betrügt mich! Roland mißachtet, beschimpft, entehrt mich ...!"

„Also doch!"

„Was wissen Sie von der Sache?"

„Nichts, nichts, — aber mir ahnte nichts Gutes! Gleich von Anbeginn! Und Sie glauben ... Sie halten eine Versöhnung für ausgeschlossen?"

„Für ewig undenkbar!"

Sie erzählte nun, bald überhastet, bald zagend und stockend, die Leidensgeschichte der letzten Wochen, die unablässige Herzensfolter, die langsam ersterbende Hoffnung — und die fürchterliche Entdeckung ...

Orlowsky bebte am ganzen Leibe. Die Augen quollen ihm vor, als sähe er ein Gespenst.

„Ich hab's ihm vorausgesagt," raunte er geistesabwesend. „Die schrecklichen Kämpfe, die starre Verzweiflung, das blutige Opfer — alles, umsonst!"

Hertha fuhr auf. Eine gräßliche Ahnung zuckte ihr wie ein grell-erleuchtender Blitz durch die Seele.

„Was? Was reden Sie da?" raunte sie tonlos, und packte mit Ungestüm seine Hand, als fürchte sie sein Entweichen.

Das blutige Ende ihres Gemahls hatte ihr während der letzten Zeit beinahe unausgesetzt vorgeschwebt, und sie mit seltsamen Fragen bestürmt. Er, dessen ruhige Besonnenheit ihr von je so außergewöhnlich erschien, war dort in der Einsamkeit des Gehölzes umgekommen, wie ein thörichter Heißsporn, dem jede Erfahrung fehlt. Das paßte so gar nicht zu seinem Wesen! Auch hatte sie mehrfach an die Berichte Fräulein von Halffkerkes über die exaltierte Gemütsstimmung Anzendorffs nach dem Tod seiner Braut gedacht, — an jenen fürchterlichen Versuch, den nur das Flehen einer angebeteten Mutter vereitelte ... Wenn er nun doch gemerkt hatte, daß sie, im Geiste wenigstens, von dem Pfade, den Gott und das Schicksal ihr vorgezeichnet, schmachvoll abgewichen, daß sie den Andern geliebt hatte, allen Vorsätzen ihrer geängstigten Seele zum Trotz ...?

Und nun der phantastische Wehruf Orlowskys!

Sie mußte klar sehen, um jeden Preis.

Zu spät fühlte Orlowsky, daß er im unglückseligsten Moment, den er sich hätte wählen können, die Herrschaft über sich selbst verloren. Seine Verwirrung, seine steigende Angst, die unlöslichen Widersprüche, in die er sich schon nach zwei Minuten verwickelt hatte, raubten ihm vollends die Fassung.

Der jungen Frau war zu Mute, als ob ihr Inneres plötzlich versteinte. Ihr Verdacht, der anfangs nur eine dämmernde Augenblicksahnung gewesen, schien jetzt Gewißheit.

„Sie antworten nicht?" sprach sie mit unheilverkündender Ruhe. „So will ich Ihnen sagen, wie alles zusammenhängt. Strafen Sie mich dann Lügen, — wenn Sie den Mut dazu haben! Otto von Anzendorff hat sich selber getötet — in heller Verzweiflung, weil er sich für entehrt hielt."

„Sie täuschen sich!" rief Orlowsky, die Hände ringend. „Niemals, das schwöre ich Ihnen, hat er an Ihrer Tugend gezweifelt!"

„Aber er wußte doch, daß ich den Andern liebte? Ja oder nein?"

„Vielleicht ..."

Sie fuhr empor wie von Sinnen ...

„Bei Gott dem Allmächtigen," sagte Orlowsky, „es war nicht Eifersucht, nicht Erbitterung, was ihn bewog ..."

„Also räumen Sie ein, daß es mit Absicht geschah? Und Sie, Sie waren der Mitwisser!"

Orlowsky vermochte das rollende Rad nicht mehr aufzuhalten.

„Ich — der Mitwisser!" stöhnte er außer sich. „Ja, ich wußte wohl — aber mit aller Kraft der Beredsamkeit hab ich dawider gekämpft, und ihm dargethan ... Wenn es mit Absicht geschah, was ja, dem Himmel sei Dank, noch nicht ausgemacht ist ..."

„Sparen Sie doch die Mühe!" fiel Hertha ihm in die Rede. „Sie haben zum Schauspieler kein Talent. Ihre Haltlosigkeit verrät, wie vollkommen Sie überzeugt sind ... Bitte, sprechen Sie jetzt ganz ohne Umschweif! Ich muß alles wissen. O, meine Seele ist stark! Ich ertrage das Schlimmste! Sehen Sie doch, wie gelassen, wie kalt ich bin! Also er starb ... weil er mit einem Weibe nicht leben mochte, das ihn betrog ...? Seien Sie offen, wie ich es bin! Gleich von vornherein hab ich Ihnen bekannt, daß ich ihm treulos war im Gemüt; aber — das füg' ich nun mit dem nämlichen Anspruch auf Ihren Glauben hinzu: ich habe mir nie was vergeben; ich war ihm treu vor dem

Gesetz — treu bis zum letzten Moment. Reden Sie — und der Wahrheit gemäß!"

Ihre Wimpern zitterten unaufhörlich. Sonst schien alles an ihr, wie Bronce, — starr, leblos.

Orlowsky war in dem schweren Irrtum befangen, es werde erlösend auf ihre Verzweiflung wirken, wenn er so recht betone, wie Otto von Anzendorff in der unendlichsten Liebe zu ihr aufgegangen; wie er in übermenschlicher Selbstlosigkeit nur an sie und das Heil ihrer Zukunft gedacht, wie er auch nach der Entdeckung ihrer dämonischen Leidenschaft sie weder gehaßt noch mißachtet habe.

Er setzte dies breit auseinander. Dann schloß er wörtlich:

„Wenn es denn wahr sein sollte — was wir ja alle nicht wissen können — daß er den Plan von damals .... daß er mit Absicht... o, so dürfen Sie heilig davon durchdrungen sein: nicht im Groll, nicht aus Furcht vor Entehrung ist er dahingegangen, sondern weil er Sie liebte, weil er dem Glück Ihrer Zukunft nicht länger im Weg stehen wollte..."

Hertha neigte das Haupt.

„Dem Glück meiner Zukunft," hauchte sie fast unhörbar. Sie hatte die Hände im Schoß gefaltet. Ihr Blick sah starr und glanzlos auf die Blumen des Teppichs.

Mit einem Male ging ein schüttelnder Schauer durch ihre schlanke Gestalt. Sie stieß einen gräßlichen Schrei aus.

„Halten Sie mich!" gellte es grausenerregend aus dem verzerrten Munde. „Halten Sie mich! Dort steht es, dort, dieses entsetzliche Glück! Wie es mich angrinst, hohläugig, kein Fleisch auf den Backenknochen, in der Faust eine Sense...!"

„Gnädige Frau!... Hertha!..."

„Fort, fort! Es will mich in Stücke mähen! Da, nun packt es mein Kind! Max! Gott der Barmherzigkeit! Das Glück zersticht ihm das Köpfchen, — ach, das süße, himmlische Köpfchen, das ich so oft geküßt habe, wenn ich allein war! — Er konnte ja nichts dafür, er mußte ja zu Iduna! Nein, schlagt ihn nicht an das Kreuz! Ich verzeihe ihm! Einmal doch hat er mich lieb gehabt, — droben im Atelier, als ich noch malen konnte...! Wo begrabt ihr denn mein geliebtes Kind? Ach, ich bitte recht schön, — dort — in Göllrode — neben dem Vater, neben dem guten, herrlichen Vater, der nun bald wiederkommt... Otto, verlaß deine arme, unselige Hertha nicht! O, ich bin schlecht gewesen, so schlecht, — aber nun ist ja alles wieder gut, und ich freue mich, daß du mich wieder lieb hast! Komm! Aber so faß mich doch an... Ich sinke ja... sinke... Ach, wie süß, Otto! Otto, wie süß...!"

Langsam glitt sie zu Boden. Orlowsky fing sie mit beiden Armen auf. Der Diener wurde zum Arzt geschickt; Fräulein Stadler fuhr in die „Stadt Triest," wo die Komiteesitzung tagte...

Als Roland, bleich, wie der Tod, in das Zimmer trat, war Doktor Steinmann bereits zur Stelle. Sein Antlitz verriet eine mühsam niedergehaltne Bewegung. Er zuckte die Achseln, sprach aber keine Silbe, sondern setzte sich an den zierlichen Ebenholztisch, um seine Verordnungen aufzuschreiben.

Roland warf sich am Fuße des Sofas nieder, ergriff in bebender Hast die schmale, wachsbleiche Hand der Wahnsinnigen, und raunte verzweiflungsvoll:

„Hertha! Süße, geliebte Hertha! Sieh mich doch an! Kennst du nicht deinen Roland?"

Sie erhob sich ein wenig und starrte weitgeöffneten Auges ins Leere.

„Bist du endlich gekommen, Otto? Ja, ich wußte es! Bleib nun hier! Immer hier! Laß mir doch deine Hand! Unser Kind liegt ja nun auch schon im Grabe! O, es ruht sich da himmlisch . . . Ach, wie süß! Otto, Otto, wie süß!"

Ein irres Lächeln flog über die fahlen, entstellten Züge.

Sie schloß die Augen.

Von Zeit zu Zeit wiederholte sie seufzend: „Ach, wie süß...! Otto, Otto, wie süß!"

Das unermeßliche Weh ihres Herzens war nun getilgt in der barmherzigen Finsternis einer ewigen Geistesnacht.

Primadonnen der Gegenwart.

Von Ferdinand Pfohl-Leipzig.

Wer das Musikleben der Gegenwart mit aufmerksamem Auge verfolgt, der wird unschwer erkennen, daß die menschliche Stimme in ihrer reinsten Eigenart und höchsten Steigerung, als Kunstgesang, zu immer unbedingterer und siegreicherer Geltendmachung dem instrumentalen Virtuosentume gegenüber gelangt. Und so ist es recht. Der Gesang ist die ursprünglichste Form jeder Kunstübung: er ist dem Menschengeschlechte von seiner geschichtlichen Kindheit an treu geblieben. Jahrhunderte hindurch war der Begriff Musik mit dem Begriffe Gesang gleichbedeutend, und gerade die menschliche Stimme war der Träger der gesamten Musikübung des Mittelalters bis weit in das XVII. Jahrhundert hinein. Dem großartigen Aufschwunge, den die Instrumentalmusik in der Neuzeit genommen, die mit dem Wagnerschen Gesamtkunstwerk als dem einen Pole einer in historischen Bahnen folgerichtig fortschreitenden Entwickelung vorläufig Halt machte, folgte das Virtuosentum auf dem Fuße nach. Unsere Zeit ist die der angewandten, der auswendig gelernten Musik, das Zeitalter der Virtuosen im eigentlichen Sinne des Wortes. Und es sind wenige Künstler unter diesen Virtuosen, die heute die Konzertsäle überschwemmen. Fast jeder neue Tag bringt einen neuen Geiger, einen Cellisten und zehn Pianisten! Das Publikum ist des Treibens müde. In erster Reihe sind es die Pianisten, gegen welche sich der allgemeine Unwille richtet. Das Klavier ist ein totes Instrument; es hat einen kalten, asthmatischen, leblosen Ton, der zwar den verwegensten Launen des Spielers gehorcht, aber einen ganzen Künstler verlangt, um eine Seele zu empfangen. Aber die meisten unserer Pianisten sind Pygmalions: sie stellen leblose, marmorkalte Gebilde hin und warten vergeblich auf den Gott, der ihren Steinen den warmen Lebensodem einhauche. Und so bleibt es beim bloßen Staunen: man staunt über diese rasselnde, funkelnde, blendende und blühende Virtuosität, diesen höchsten Drill der Finger, über dieses kunstvolle Automatentum, aber man wird nicht gerührt, noch weniger erschüttert (trotz des äußeren Lärmens), und schließlich ist man von einem gewissen ehrlichen Haß gegen das unschuldige Instrument erfüllt, spricht von Klavierseuche und ändert seine Wohnung. Der natürliche Rivale des Klaviers ist die menschliche Stimme. Wie ganz anders wirkt die gesungene Melodie! Wie ein feuriger Strom ergießt sie sich in unsere Adern und entzündet in der Seele eine schwelgerische Empfindung, die die ganze Skala von sanfter Freude und heimlicher Seligkeit angesangen bis zu den wilden Ausbrüchen eines leidenschaftlichen Enthusiasmus durchläuft. In der oftbespotteten Thatsache, daß gewisse heißblütige Nationen, wie der Italiener, der Spanier und andere, den von ihnen gefeierten Sängerinnen die Wagenpferde ausspannten — eine Erscheinung, welche selbst die rasende Hast und die erfindende Prosa der jüngsten Vergangenheit nicht aufzuhalten vermochte — beweist in drastischer Weise die elementare Kraft der gesungenen Melodie. Die auf einem Instrumente gespielte Melodie und die gesungene Melodie, welch ein himmelweiter Unterschied in ihrer Wirkung auf das Gemüt! Das ist zugleich das Geheimnis der noch heute die Massen entflammenden älteren Opern, und darin liegt auch die Begründung dafür, warum der „Don Juan," diese Welt der Harmonie und Melodie, niemals seine erwärmende Sonnenkraft verlieren wird! Darum dürfen auch hervorragende Sängerinnen die außerordentlichsten Honorarforderungen stellen, darum — und das ist der schönste Beweis für die beglückende Gewalt der gesungenen Melodie — darum öffnet sich auch das deutsche Haus wieder dem einfachen Liede, das so lange als Aschenbrödel behandelt wurde, als das leidige Klavierspiel die Modethorheit aller Musikfreudigen war. Unsere Konzertsäle sind der Schauplatz des Kampfes zwischen der gesungenen und der gespielten Melodie; was sich dort den Augen des kritischen Forschers sichtbar und unter lebhafter Beteiligung vieler Individuen vollzieht — dieser Makrokosmos hat sein mikrokosmisches Gegenstück in der Geschichte einer Künstlerin, deren innerste Seele im Streite zwischen der gesungenen und der gespielten Melodie berührt wurde, um schließlich in einem gewaltigen Halleluja die Hegemonie des Gesanges über das



Marcella Sembrich.
Nach einer Photographie von J. C. Schaarwächter, kgl. Hofphotograph in Berlin.

Instrument zu feiern. Diese Künstlerin, in der sich dieser Kunststreit unserer Zeit verkörpert, ist Marcella Sembrich.

Marcella Sembrich ist am 15. Februar 1858 zu Wisnewczyk in Galizien geboren; ihr Vater hieß Rockhanski und war von Nation ein Pole, während ihre Mutter aus einer deutschen Familie Sembrich stammte. Die kleine Marcella wuchs unter erbärmlichen, elenden Verhältnissen auf; der Vater war seinem Beruf nach Musiker, er spielte Violine und zwar nicht eben meisterhaft; die Familie lebte ein wahrhaftes Zigeunerleben; von Ort zu Ort, von Haus zu Haus erstreckten sich die Kunstreisen, auf denen Marcella bereits im vierten Lebensjahre den Vater unterstützen konnte. Sie fiedelte ganz brav mit und brachte es in kurzer Zeit zu einer ganz erstaunlichen Fertigkeit. Mit sechs Jahren begann für sie der Klavierunterricht; das Instrument, auf dem der alte Rockhanski seinem hoffnungsvollen Töchterlein die ersten Griffe zeigte, war von ganz besonderer Art; es stammte von einer gewissen Firma Rockhanski, deren Inhaber zugleich Vater der kleinen Marcella war. Ob dieses Instrument — die Firma zimmerte nur dieses eine aus alten Kisten und Kasten zusammen — einem Blüthner oder Steinway im Tone und der Spielart gleichkam, mag mit Recht bezweifelt werden; jedenfalls war Marcella nicht verwöhnt und übte sehr fleißig. Oft in der Nacht weckte sie ihr Vater aus dem besten Schlafe auf, und dann mußte sie dem Musikenthusiasten, der, so naturalistisch seine eigne Kunstübung auch sein mochte, doch den me-



Elisabeth Leisinger.
Nach einer Photographie von J. C. Schaarwächter, kgl. Hofphotograph in Berlin.

lodischen Feuergeist seiner musikalisch so hochbegabten Nation in sich lodern fühlte, allerhand vorspielen: bald auf der Geige, bald auf dem Klavier. Und so wurde im Familienrate bestimmt: Marcella sollte Klaviervirtuosin werden. Dieser Plan, der bei den traurigen Geldverhältnissen, an denen die Familie leider öfter als angenehm war krankte, einen stark utopistischen Anstrich hatte und ein schönes Luftschloß war, begann zur Wirklichkeit sich zu verdichten und greifbare Formen anzunehmen, als ein musikalisch lebhaft empfindender Pole, Badwan von Jwanowiez, der durch seine Fähigkeit, nationale Tänze zu improvisieren, in hohem Ansehen bei seiner Umgebung stand, das außerordentliche Talent des Kindes erkannte und von seiner kargen Beamtenbesoldung die künstlerische Ausbildung seines Schützlings zu fördern beschloß, so gut er nur konnte. Marcella wurde seine Schülerin, und nachdem sie alles gelernt hatte, was von Jwanowiez zu lernen war, begleitete sie ihr Mäcen nach Lemberg, wo sie dem Direktor des Konservatoriums mit zwar un-



Josephine von Artner.
Nach einer Photographie von Müller & Pilgram in Leipzig.

reifem Vortrage, aber jenem lebhaft pulsierenden Gefühl, das der Prüfstein des echten Talentes ist, mehrere Stücke vorspielte. Sie wurde daraufhin Schülerin des Lemberger Konservatoriums; vier Jahre studierte sie mit unermüdlichem Fleiße: Bach, Beethoven, Schubert, Mozart, Chopin und andere Meister, lernte sie unter der Anleitung ihres Lehrers, des Pianisten W. Stengel, kennen und lieben, und als die vier Jahre eifrigen Studiums verstrichen waren, da gab ihr Stengel, der dort, wo sein Wissen und Können nicht mehr ausreichend war, die künstlerische Entwickelung Marcellas fortzuführen, das Interesse an der Kunst über seine persönliche Vorliebe zu der jungen Pianistin stellte, den Rat, nach Wien zu reisen, um unter der Leitung eines erfahrenen Meisters die letzten Stufen pianistischer Kunst zu ersteigen. Marcella folgte dem aufrichtigen Rate ihres Lehrers und genoß in Wien den Unterricht des ausgezeichneten Lehrers Prof. Epstein, welcher auch der erste war, der das wunderbare Gesangstalent seiner Schülerin erkannte. Und nun war der Augenblick gekommen, wo Marcella sich vor die Wahl gestellt sah, den

Kampf, das heiße Ringen ihres bisherigen Lebens, als fruchtlos aufzugeben und der siegreichen gesungenen Melodie ihr Talent dienstbar zu machen, oder dem einmal ergriffenen Berufe treu zu bleiben und die Schar der Pianisten und Pianistinnen um ein neues Mitglied zu vermehren, das vor vielen anderen nichts voraus habe. Dort die Mühen und die Dornen eines völlig neuen Studiums, hier der Nutzen einer langen künstlerischen Erziehung, den als hinfällig wegzuwerfen und gegen eine keineswegs gesicherte Zukunft einzutauschen, wahrlich kein leichter Entschluß sein mochte. Aber der kräftige Instinkt eines gesunden, vielleicht unbewußten natürlichen Vermögens siegte. Marcella wurde Sängerin. Sie genoß den Unterricht des berühmten Gesangmeisters Lamperti in Mailand, bei dem sie bis zum Jahre 1877 mit eisernem Fleiße und seltenster Ausdauer alle Geheimnisse des bel canto in sich aufnahm. So erwarb sie sich jene vollendete Gesangskunst, die sie als ebenbürtige Genossin der Patti zur Seite stellte. Ihre Triller, ihre staccati, die wie ein Funkenregen blitzen, ihre Passagen, die blendende Kehlfertigkeit auf der einen Seite, auf der anderen die edle Schlichtheit, der von reinster Empfindung gesättigte Vortrag, die Frische und Silberhelle ihres herrlichen Organs: in der Vereinigung aller dieser Eigenschaften, die zu zweien oder dreien zu besitzen die Mehrzahl unserer Sängerinnen glücklich wäre, steht Marcella Sembrich unübertroffen da. Sie ist eine der glänzendsten Bühnen- und Konzertsängerinnen der Gegenwart geworden: ihre Leistungen als Rosine in Rossinis „Barbier von Sevilla,“ als Dinorah in Meyerbeers gleichnamiger Oper sind nach gesanglicher wie schauspielerischer Seite hin gleich vollendet. Daß Frau Sembrich — sie vermählte sich unterdessen mit ihrem ersten Lehrer Prof. Stengel — die ihrer künstlerischen Eigenart am meisten zusagenden Opern des italienischen Gesangsstiles singt, wird niemand als tadelnswerte Kunstübung bezeichnen, der einmal eine oder die andere Partie von der Künstlerin dargestellt sah. Sie weiß selbst dem Unbedeutenden einen Glanz, eine Vornehmheit der Haltung zu geben, die ganz erstaunlich ist. Geradezu elektrisierend wirkt ihre sprühende Laune, ihr lebhaftes Temperament.

Nach ihrer ersten, von glänzendem Erfolge gekrönten Bühnenthätigkeit an der italienischen Oper in Athen ging Frau Sembrich nach Wien zurück, wo sie ernstliche Vorbereitungen zur Laufbahn einer deutschsingenden Opernsängerin traf. 1879 wurde sie an das Hofoperntheater nach Dresden verpflichtet, ohne indessen hier jenes Verständnis für sich erschließen zu können, das die Voraussetzung einer befriedigenden Wirksamkeit hätte sein müssen. Kurz, Frau Sembrich verließ Dresden und besuchte Mailand, wo sie unbeschreiblichen Jubel erregte. 1880 gab sie Gastrollen in London an der italienischen Oper, dann finden wir die Diva in Petersburg, Moskau, in zahllosen Städten Deutschlands, überall mit großartigem Beifall ausgezeichnet und mit Gold überschüttet. Von besonderem Interesse war das Konzert, das Frau Sembrich veranstaltete, als sie Dresden verließ: sie sang, spielte Klavier und geigte, daß die Zuhörer nicht wußten, in welcher Kunst Frau Sembrich mehr Künstlerin und Virtuosin sei. Wir hörten die Sängerin vor drei Jahren in Leipzig als Rosine im „Barbier von Sevilla.“ In der Probe machte Frau Sembrich den mitwirkenden Künstlern das Vergnügen, sie als feinfühlige und brillante Pianistin kennen zu lernen. In einem der letzten Gewandhauskonzerte dieses Jahres jubelte ihr das sonst so spröde und kühle Publikum enthusiastisch zu. Und der Erfolg blieb ihr treu, wo immer sie ihre leuchtende Kunst entfaltete, und er wird ihr treu bleiben, solange die Menschen von der warmen, in die Herzen dringenden Menschenstimme sich begeistern lassen. Marcella Sembrich besitzt nicht nur eine schöne Stimme und eine schöne Kunst, sie besitzt auch ein schönes Herz; zu wiederholten Malen stellte sie ihre Kunst in den Dienst der Menschenfreundlichkeit. Und das sind die edelsten Künstler, die die Gnade des Tones und Milde des Herzens vereinen. Es gibt nicht viele solcher doppelten Wohlthäter. Auch Franz Liszt war ein solcher Wohlthäter. Der Dank, der aus den Hütten der Armen still emporsteigt, er berauscht viel mehr, als die tosenden Bravorufe des flimmernden Konzertsaales es vermögen.

Ein feines, anmutiges, echt deutsches Talent tritt uns in Elisabeth Leisinger entgegen. In Stuttgart am 17. Mai 1864 als die Tochter des Oberstabsarztes Dr. Leisinger geboren, empfing Elisabeth ihre erste musikalische Ausbildung auf dem dortigen



Clementine Schuch-Proska.
Nach einer Photographie von Teich-Hanfstaengl in Dresden.

Konservatorium. Der eigenartige Reiz einer nomadisierenden Kunst, wie sie die ersten Lebensjahre der Sembrich mit einem romantischen Schimmer umspinnt, fehlt den Lehrjahren unserer Künstlerin; sie erfreute sich der Wohlthat einer harmonischen Ausbildung, die, mit gleichmäßiger Stetigkeit fortschreitend, zu einem ebenso erquicklichen, reinen und harmonischen Endergebnis führte. Nicht ohne Einfluß auf die künstlerische Ausbildung des jungen Talentes mag die reiche Erfahrung der Mutter gewesen sein, welche selbst Sängerin war und der Stuttgarter Hofbühne als vortreffliches Mitglied angehört hatte. Die Absicht Elisabeths, Bühnensängerin zu werden, konnte sich, da ihr das väterliche Machtwort verneinend entgegenstand, erst nach dem Tode des Vaters verwirklichen. Noch aber galt es, der Stimme den höchsten Schliff, dem Können die feinste Politur zu geben. Elisabeth wandte sich nach Paris, wo die berühmte Gesangsmeisterin Madame Viardot-Garcia, der die hervorragendsten Künstlerinnen Glanz und Ruhm verdankten, auch ihre Lehrerin wurde. Schon nach einem Jahre wurde die Sängerin, die unterdessen zu einer anmutigen Jungfrau erblüht war, als reif und fertig, die schwierigsten Auf-

gaben der Kunst zu lösen, in die Heimat entlassen. In Stuttgart war es, wo Elisabeth Leisinger durch die Lieblichkeit und die Holdseligkeit ihres Gesanges die ersten Lorbeeren sich pflückte. Die zwei von ihr gegebenen Konzerte hatten aber noch eine ganz andere Wirkung als die, den braven Stuttgartern eine Stunde ihres Lebens verschönt zu haben: Elisabeth erhielt einen Antrag des damaligen Intendanten der Berliner Hofoper, des vielgenannten Herrn von Hülsen, auf der Königlichen Hofoper in einem Gastspiel sich zu versuchen. Fräulein Leisinger willigte mit Freuden ein, kam nach Berlin, sang und siegte. Ihre „Mignon" und ihre „Rosine" fanden den größten Beifall; man beeilte sich, dieses hervorragende Talent der Königlichen Hofoper zu gewinnen, und ein dreijähriger Kontrakt, im Jahre 1884 geschlossen, schien das erste Wahrzeichen für eine lange, segenspendende Wirksamkeit unserer Künstlerin auf dem Kunstboden der Reichshauptstadt. Im Sommer 1886 ging Fräulein Leisinger abermals nach Paris, um ihrem rastlosen Streben, zu immer reineren Höhen der Künstlerschaft sich emporzuschwingen, Genüge zu thun. Wieder studierte sie unter den Augen ihrer verehrten Meisterin. Von der Direktion der Großen Oper aufgefordert, Probe zu singen, glaubte Fräulein Leisinger um so weniger dieser für eine Ausländerin doppelt schmeichelhaften Auszeichnung ausweichen zu dürfen, als der Nimbus, der das nationale Institut der Franzosen umgibt, auch den hier beschäftigten Künstlern einen Heiligenschein von Gloire um das Haupt webt. Kurz, Fräulein Leisinger sang Probe, erregte außerordentliches Gefallen und wurde unter glänzenden Bedingungen, die das bescheidene Gemüt der so bescheidenen Künstlerin verwirrten und überraschten, gedrängt von den Freunden, die in dem Engagement an der Großen Oper ein Glück sahen, das von der Hand zu weisen als ein Frevel am Schicksal angesehen werden müsse, dem national-französischen Kunstinstitute verpflichtet. Fräulein Leisinger kehrte darauf zu ihren Verpflichtungen nach Berlin zurück; und als ob ihr das Fortgehen recht schwer gemacht werden solle, erwarb sie sich in stets steigendem Maße die Gunst des Publikums, die Sympathie der Kritik und das Wohlwollen des Kaisers. Dazu kam der Umstand, daß Fräulein Leisinger aus dem engbegrenzten Koloraturfach heraustrat und in lyrisch-dramatischen Partieen Erfolg um Erfolg errang. Die Künstlerin fühlte sich in Berlin zu Hause, sie wußte sich geschätzt und geehrt; es ergriff sie eine Abneigung vor Paris, die sich bis zum heftigen Widerwillen steigerte; der Versuch, den Pariser Kontrakt zu lösen, scheiterte; es blieb ihr nichts anderes übrig, als das an die Große Oper verpfändete Wort einzulösen. Schweren Herzens ging sie zum dritten Male in die französische Hauptstadt. Sie trat in der Großen Oper auf und erlebte einen vollständigen Mißerfolg; die Kritik fiel über die arme Künstlerin her, und jedes Boulevardblättchen glaubte eine Heldenthat zu verrichten, wenn es sich anstrengte, zu beweisen, daß Mademoiselle Leisinger keine Stimme habe, nicht spielen und nicht singen könne. Und die guten Leutchen hatten von ihrem Standpunkt aus recht. Fräulein Leisinger kann nicht spielen und nicht singen im Sinne der Franzosen, im Stile der Académie nationale. Man glaube nicht, daß der Spott einer deutschen Künstlerin galt, daß Fräulein Leisinger, ein deutsches Mädchen, dem Hasse der Chauvinisten zum Opfer gefallen sei. Vielleicht wird sich auch dieses Moment geregt haben, als die französische Hauptstadt das Todesurteil der Sängerin ausfertigte; in erster Linie aber ist es das gänzlich veränderte dramatische Bild gewesen, welches den Unwillen der Pariser erregte. Die Franzosen verlangen von ihren Darstellern Verve und Elan; Kontraste, möglichst unvermittelt auseinanderplatzend, fortwährende Superlative der Empfindung, Paroxismen der Leidenschaft, zuckende Nervosität muß sie in Spannung halten; der Spielplan der Großen Oper umfaßt nur wenige Opern, welche schon seit Jahrzehnten dem Publikum geboten werden. Kein Volk haßt die Langeweile mehr als die Franzosen; wie sollte man sich ohne die Verve und den Elan der Darsteller im Theater unterhalten können? Und nun kommt Fräulein Leisinger mit ihrer einfachen, schlichten, natürlichen, echt deutschen Art; überall nach Ideal und Wahrheit strebend, überschreitet sie nirgends die Schönheitslinie; sie wendet sich an das Gemüt, nicht an den Kopf. Sie donnert und poltert nicht, sondern edel, gemessen quillt ihr Gesang aus der Brust. Keine Grimassen, keine exzentrischen Posen! Alles zurückhaltend, mehr erraten lassend als in plumpe Deutlichkeit ausartend! Und unter solchen Voraussetzun-



Bianca Bianchi.

gen hätte die Künstlerin einen Erfolg haben können? Jener Mißerfolg an der Großen Oper war ein glänzender Sieg der wahren Künstlerschaft! Fräulein Leisinger verließ Paris; der Kontrakt mit der Großen Oper war zersprungen; die Gnade des Kaisers ebnete der Künstlerin die Pfade nach Berlin, wo die Königliche Hofoper diesem hervorragenden Talente sich von neuem erschloß. Fräulein Leisinger ist seitdem eine Zierde der Hofoper, ein Liebling des Publikums. Von Berlin aus unternahm sie häufige Kunstausflüge und sang in zahlreichen Konzerten. Frankfurt, Dresden, Breslau, Wiesbaden u. a. Städte erquickten sich an ihrer reinen, geläuterten und ergreifenden Kunst. Seit mehreren Jahren gehört die Künstlerin auch zu den ständigen Gästen der Leipziger Gewandhauskonzerte, deren kaltes, kritisches und eigensinniges Publikum sie im Sturme eroberte. Der Gesang Fräulein Leisingers ist nicht darauf angelegt, den Hörer zu

blenden; er verzichtet vornehm auf alle Krafteffekte; der liebliche, in allen Lagen wundervoll ausgeglichene Sopran der Sängerin besitzt eine Haupttugend: er strömt ein Melos von herzbezwingender Innigkeit und Eindringlichkeit aus. Mehr als bei anderen Künstlerinnen ist die den Lippen unserer Sängerin entfliehende Musik der Ausfluß, der Lebensodem eines tiefen, warmen Gemütes. In allem, was Fräulein Leisinger singt, lebt ein Stück ursprüngliches Gefühl; alles Gekünstelte, Äußerliche ist ihr fremd; selbst in ihrer Koloratur schlägt der Puls edler Empfindung. Die schönen Worte Liszts: „Was uns über die kärgliche, dürftige irdische Hülle unsers Planeten hinaus die Auen der Unendlichkeit öffnet, uns an den rauschenden Quellen des Entzückens tränkt, uns netzt mit Tauperlen der Sehnsucht, was Ideale, gleich den goldenen Turmspitzen jener im Meere versunkenen Stadt vor uns schimmern läßt; was uns ergreift und mitreißt im hochaufstürmenden Wirbel aller Leidenschaften, welcher, der Welt uns entrückend, uns an die Ufer eines schöneren Lebens trägt, ist es nicht die Musik?" — diese Worte des großen Meisters scheint Fräulein Leisinger wie ein Motto ihrem Künstlerschaffen vorgesetzt zu haben. Ihr ist die Musik stets die hohe, himmlische Göttin. Als die Künstlerin einem Wohltätigkeitskonzerte ihre Mitwirkung geliehen, welches die Unterstützungskasse Leipziger Journalisten und Schriftsteller im Vorjahre veranstaltet hatte, erhielt sie den Dank in Form einer Adresse, die folgende Widmung trug:

„Wir haben Lerchenlied gehört, wir haben
Ein Herz gesehn, das freudig gibt und glüht!
Heil dir, der hoch ob allen Glückes Gaben
Des Mitleids reine Himmelslilie blüht!
Wie klang aus deiner Lieder Jubeltönen
Des Gebers Glück, das keine Grenze kennt!
Du Künderin des Guten und des Schönen,
Gepriesen seist du, herrliches Talent!"

Auch in **Josefine von Artner** tritt uns ein echtes, großes Gesangs- und Bühnentalent entgegen. Fräulein von Artner stammt aus dem Lande des Gesanges und der Musik, aus Österreich; sie ist 1865 in Prag als die Tochter eines höheren Offiziers geboren. In Österreich ist jeder Mensch musikalisch; die böhmischen Harfenistinnen, die böhmischen Musikanten überhaupt, die, mit Fiedel und Klarinette ausgerüstet, durch die ganze Welt geigend und blasend wandern, sind ein mehr heiteres als bedeutungsvolles Denkmal jenes lebhaften Musiksinnes, der in Wien den Charakter einer Nationaleigenschaft angenommen hat. Wenn Haydn, Mozart und Beethoven in Wien lebten, so ist das kein bloßer Zufall; auch in unserer Künstlerin äußerte sich zeitig ein lebhaftes musikalisches Talent, dessen Pflege die Eltern Josefinens mit Eifer und Sorgfalt betrieben. Von Pest aus, wo die junge Kunstnovize im „Kloster der englischen Fräulein" ihre Erziehung genoß, kam Josefine nach Wien, wo sie am Konservatorium ihren Gesangsstudien gründlich oblag; ihr Lehrer war der rühmlichst bekannte Gesangsmeister Reß. Es gehörte ein echtes Theaterblut dazu — und Josefine scheint es von ihrer Mutter, die ehemals eine angesehene Sängerin war, geerbt zu haben —, um den gefährlichen Sprung von der Schulbank auf die Bretter, welche die Welt bedeuten, wagen zu können. Josefine machte ihren dramatischen Erstlingsversuch auf der Leipziger Bühne. Sie sang den Pagen in den „Hugenotten." Wer die blutjunge Anfängerin damals sah — es war im Jahre 1884 —, wie sie in wogender Aufregung an einer Kulisse lehnte, voll Bangen und doch brennend vor Verlangen, hinaus auf die Bühne zu treten, wer dann den bunten, üppigen Gesang, die taufrische Stimme in voller Jugendpracht erklingen hörte, die mit dem schwierigen Passagenwerk, den koketten Trillerchen und Schnörkeln der Partie ein anmutiges Spiel zu pflegen schien, der mußte sich sagen, daß hier ein außergewöhnliches, vielversprechendes Talent auferstanden war.

Und Josefine hielt, was sie versprochen. Sie wurde sofort der Leipziger Opernbühne verpflichtet; es war eine Lust, das künstlerische Wachstum der „kleinen Artner" zu beobachten. In jeder neuen Rolle wurde sie größer, ihr Spiel naturwahrer, lebensvoller und packender. Sie ist eine Soubrette von genialer Eigenart. Wenn das kleine, kecke Persönchen nur auf die Bühne tritt, so weiß man, was man zu erwarten hat; es liegt ein merkwürdiger frischer und lebensfroher Humor auf allen ihren dramatischen Schöpfungen; eine Atmosphäre von gesunder Heiterkeit umgibt diese Sängerin und läßt die Schönheit ihres umfangreichen, dem heftigsten Orchestersturme Trotz bietenden Organs in vollem Glanze erblühen. Eine Pracht-



Constanza Donita.
Nach einer Photographie von Fritz Eilender in Köln.

leistung des Fräulein von Artner ist z. B. die Regimentstochter, oder die Zerline im „Don Juan.“ Man muß es gesehen haben, wie Zerlinchen den eifersüchtigen Masetto zu beschwatzen weiß, wie sie später den übel Zerschlagenen tröstet, ihn kost und mit süßer Schmeichelrede sein Unglück vergessen macht! Wenn unsere Künstlerin in einem rauschenden Ensemblesatze ihre Stimme erhebt, dann macht sie wahrlich alle anderen „tot,“ wie die weniger stimmbegabten Kolleginnen, eifersüchtig klagend, diese Fülle und Verschwendung von Gesang nennen. Aber auch in Partieen, die abseits jener sprudelnden, übermütigen Soubrettenlaune liegen, die dem neckischen und unwiderstehlichen Humor unserer Künstlerin ein Schnippchen schlagen, hat Fräulein von Artner mit der rein musikalischen Darstellung lebhaftes Interesse erweckt und große Erfolge sich errungen. So ist ihr Evchen in den „Meistersingern“ eine durchaus sympathische, musikalisch vornehme Leistung. In dem herrlichen Quintett, einer der glorreichsten Inspirationen des Wagner-



Lilli Lehmann als Carmen.
Nach einer Photographie von J. C. Schaarwächter, kgl. Hofphotograph in Berlin.

schen Genius, klingt die Stimme unserer Sängerin entzückend schön. Doch nicht hier, in der ernsten Vertiefung des musikalischen Ausdruckes, in der von aller Mimik losgelösten Gefühlsschwelgerei, liegt die eigentliche Stärke der Sängerin. Wer so viel Laune, einen solchen Überschuß von Humor und eine solche Herrschaft über alle szenischen Reizmittel besitzt, der darf nicht seine kostbarsten Güter brach und nutzlos liegen lassen. Fräulein von Artner hat eine Koboldnatur; die Schelmerei, die lustige Bosheit, die komische Grandezza sind Bedürfnisse ihres künstlerischen Wirkens. In allen Soubrettenpartieen wird die Künstlerin stets Ausgezeichnetes leisten und ein Parterre von Misanthropen in lachende Optimisten verwandeln können. Leider bleibt diese hochbeanlagte Sängerin der Leipziger Bühne nicht erhalten; der große Kreis ihrer Leipziger Freunde wird sie im Sommer 1890 scheiden sehen mit aufrichtigem Bedauern und zugleich mit aufrichtiger Freude, da die Wiener Hofoper, wohin sich Fräulein von Artner verpflichtet

hat, sicherlich dem großen Talente der Künstlerin reiche Gelegenheit bieten wird, sich in seiner ganzen Weite zu entfalten.

Wie Fräulein von Artner, so ist auch Frau **Clementine Schuch-Proska** eine Österreicherin von Geburt. Sie ist 1853 in Ödenburg geboren. Ihr eigentlicher Familienname lautet Prohazka und deutet auf slawische Abstammung hin. Das frühzeitig in kräftigen Accenten sich äußernde musikalische Talent des Kindes wurde von dem einheimischen Organisten Lorenz in liebevoller Weise gepflegt und entwickelte sich in kurzer Zeit zu so überraschender Energie, daß die Eltern das Kind dem Wiener Konservatorium zu weiterer künstlerischer Durchbildung übergaben. Mit mehreren Preisen ausgezeichnet, verließ Clementine die berühmte Bildungsanstalt, um ihr Talent auf die Feuerprobe der Öffentlichkeit zu stellen: mit einem Schlage errang sie sich in Dresden die volle Anerkennung der Kunstgemeinde; zahlreiche Gastspiele in Wien, Leipzig, London, Berlin und anderen Städten befestigten ihren Ruf als Kunstsängerin ersten Ranges, die mit einer poesiereichen, reizvollen Bühnenerscheinung ein ungemein lebendiges, mit behaglichem Humor gesättigtes Darstellungstalent verbindet. Ihre Stimme ist nicht groß, und auch der Timbre des Organs mag nicht unübertroffen sein; aber sie singt mit größter Sauberkeit die zierlichsten Nippsachen, und ihr Vortrag ist von seltenem Reiz; in ihrer perlenden Koloratur und ihrer geschmeidigen Kehlfertigkeit, die sie der Wiener Schule zu danken hat, steht sie den größten Gesangskünstlerinnen ebenbürtig zur Seite. 1875 vermählte sich Clementine Proska — wie sie ihren Familiennamen abkürzte — mit dem Kapellmeister der Dresdener Hofoper, E. Schuch, einem der feurigsten Dirigenten der Gegenwart. Die Glanzrollen der Frau Schuch-Proska sind die „Zerline," die „Königin der Nacht." Als „bezähmte Widerspenstige" in der herrlichen Oper von Götz übertrifft sie selbst die berühmte Lucca; Frau Schuch-Proska hat gerade diese Partie in genialster Weise dem Shakespeareschen Geiste nachgedichtet: alle Phasen, vom trotzigen Übermute eines unbändigen Wildfanges angefangen bis zum erst verstohlenen, dann immer glutvoller heraufdämmernden Eros der erwachenden Liebe fließen in ihrer Darstellung in ein großes, packendes Gesamtgemälde von ergreifender psychologischer Perspektive zusammen. Nicht jede Koloratursängerin wird Frau Schuch-Proska diese Meisterleistung nachbilden wollen; denn sie erfordert eine entschiedene Doppelbegabung: der dramatische Gesangsstil und der in breiten Wogen dahinflutende Gesang müssen hier den eleganten Soubrettenton und die Koloratur idealisieren. Und gerade die tiefe Empfindung, die blühende Seele, welche ihrem Gesange innewohnt, gewährt unserer Künstlerin ein Recht, sich auch den besten Liedersängerinnen unserer Zeit zuzuzählen. Wie Frau Sembrich und Fräulein Leisinger, so hatte sich auch die gefeierte Koloratursängerin der Dresdener Hofoper zahlreicher Auszeichnungen zu erfreuen; Lorbeeren und Gold begleiteten die Sängerin auf ihrem Künstlerpfade; vom Kaiser von Österreich erhielt sie die große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft. Aus dem reichen Repertoire dieser Sängerin seien noch die Rollen des Evchen in den „Meistersingern," der Philine in „Mignon," der „Martha" und der Bertha im „Tell" erwähnt; in ihnen zeigt sich die bestrickende Eigenart der Sängerin im hellsten Glanze.

Der Name Bianchi steht auf mehreren Blättern der Musikgeschichte geschrieben; ein Francesco Bianchi war ein Ehrenmann, der am Ende des vorigen Jahrhunderts lebte und als Opernunternehmer in Italien einen zweifelhaften Ruf genoß, da er es mit seiner eigenen Kunst dahinbrachte, seine Stelle als Organist in der Markuskirche zu Venedig sich zu verscherzen. Der zweite, ruhmreichere Träger des Namens war eine Dame, die als Sängerin in Rußland lebte und blühte. Zum dritten male finden wir den Namen in der Gegenwart.

Bianca Bianchi verlieh ihm einen europäischen Ruf. Der Stammbaum der Bianchi führt aber weder an der russischen Sängerin noch an dem italienischen Cimbalisten vorbei; er ist ein gemachter Name, ein Theatername und so ziemlich das Gegenteil des Familiennamens, auf den Bianca in ihrer ersten Jugend hörte. Sie führte den schlichten, urdeutschen Namen Bertha Schwarz; alt Heidelberg, die feine, die Stadt an Ehren reich, ist ihre Vaterstadt, wo sie am 17. Juni 1858 das Licht der Welt erblickte. Die Kindheitsgeschichte Berthas ist in nichts von jener tausend anderer kleiner

Mädchen verschieden; daß sie, sobald sie beim Klaviere vorüberlief, gerne mit den Händchen in die Tasten griff, daß sie eine Abneigung gegen ihre unschuldige Puppe an den Tag legte, kann nicht als ein Fingerzeig auf ihre spätere Künstlerlaufbahn ausgedeutet werden. Indessen vermuteten die Eltern bei dem lebhaften Kinde musikalisches Talent, das sie, was Tausende von Elternpaaren jeden Tag thun, für das Klavier zuzumodeln gedachten. Bertha kam also zu einem Klaviermeister Namens Wilczek in die Lehre, übte fleißig Skalen, drillte den armen vierten Finger, welcher gewöhnlich wie ein lahmer Thersites den anderen nachzuhinken pflegt, überwand die Langwierigkeiten der technischen Schule fast ganz und war eben im Begriffe, den Irrtum zu begehen, dem Klaviere, dem Dämon des XIX. Jahrhunderts, sich zu verschreiben, als ein glücklicher Zufall ihre Entdeckung als Sängerin veranlaßte und sie ihrem wahren Berufe zuführte. Die kleine Pianistin versuchte nämlich irgend ein Stück zu spielen; da stieß sie auf eine Schwierigkeit, ein Hindernis, welches zu überwinden den kleinen Fingern ganz und gar nicht gelingen wollte. Wie um sich selbst Mut zu machen, sang nun die Spielerin die gefährliche Stelle, und wunderbar! was den Fingern nicht gelingen wollte, der Kehle gelang es ganz vortrefflich. Die Töne quollen über die jugendlichen Lippen hinweg, daß es eine Freude war, und so vergaß Bertha schließlich des Spieles und sie sang das Stück zu wiederholten Malen mit stetig wachsender Begeisterung. Das hörte Frau Wilczek, in deren Hause Bertha sich befand; mit Staunen lauschte sie den holden Klängen, und in höchster Ergriffenheit fiel sie dem überraschten Mädchen um den Hals.

Die neue Patti war entdeckt; nun mußte der Diamant geschliffen werden. Den ersten Gesangunterricht erhielt Bertha von ihrem weiblichen Kolumbus, dann wandte sich die Familie an den bekannten Theatermann und Talentkenner Pollini in Hamburg, welcher in vollem Verständnis für das kolossale Talent des jungen Mädchens den Brillantschliff des Diamanten zu vollenden versprach. Er schickte Bertha, die sich nun Bianca Bianchi nannte, nach Paris zu Madame Viardot-Garcia; hier erwarb sich Bianca jene blendende Virtuosität, mit der sie sich in London in den Mittelpunkt des künstlerischen Interesses zu stellen vermochte. Hier in London sang sie für Pollini in der italienischen und der deutschen Oper; dann verließ sie das neblige Albion und seinen goldenen Boden und verpflichtete sich der Kaiserlichen Oper in Petersburg. Ihr Aufenthalt in der Hauptstadt des Zarenreiches war ein ununterbrochener Triumph; sowohl ihre herrliche Gesangskunst, wie ihre großen, seelenvollen, dunklen Augen hatten es den nordischen Bären angethan.

Nach ihrer Rückkehr nach Deutschland sehen wir die so schnell berühmt gewordene Künstlerin am Hoftheater in Karlsruhe; aber nur kurze Zeit war es ihr vergönnt, in ihrer Heimat dem Sprichworte Trotz zu bieten, daß der Prophet im Vaterlande nichts gälte; ein Gastspiel an der Hofoper in Wien — man gab Bellinis „Nachtwandlerin“ — wurde für das fernere Schicksal der Sängerin entscheidend. Bianca Bianchi feierte einen Sieg, der selbst in den Annalen der Hofoper seinesgleichen nicht fand; das Ende der Oper war ein endloser Jubel. Fräulein Bianchi trat 1880 in einem zweiten Gastspielcyklus in Wien auf; ihre Leistungen als Susanne im „Figaro,“ als „Regimentstochter,“ Margarete, Julia, Dinorah ꝛc. wirkten mit der Unmittelbarkeit von nie gehörten Neuschöpfungen. Die Bianchi ist im Besitze eines hellen, silberglänzenden Soprans von großem Umfang und saftiger Fülle. Ihre Koloratur, zumal ihre Trillerketten tragen den Stempel vollendeter Virtuosität an sich. Ihre Atemführung und ihre Vokalisation sind gleich meisterhaft; auch in der schauspielerischen Seite ihrer Leistungen prägt sich ein feuriges Empfinden und dramatisches Leben aus. Seit dem Jahre 1886 ist sie der Königl. Hofoper in Budapest verpflichtet. Die Sommermonate pflegt die Künstlerin in ihrem romantisch gelegenen Schlößchen am Mönchsberg bei Salzburg zuzubringen, wo sie sich von den Mühen des Winters erholt. Ihr Buen Retiro teilt sie mit einer Schar von — Hunden, in deren Gesellschaft sie Thal und Berg durchstreift; ein sonderbarer Sport, dem es jedenfalls nicht an allerlei Aufregungen und Zerstreuungen gebricht. Bemerkt sei noch, daß einer von den Sternen, die in den letzten Jahren auf der Wiener Sternwarte entdeckt wurden, auf den Namen Bianca Bianchi getauft wurde. So erfreulich und zartsinnig diese der Künstlerin dargebrachte Huldigung

ist, wir glauben nicht, daß die Theaterdirektoren es sich auf die Dauer mit griechischer Ruhe gefallen lassen, wenn man ihre besten Künstlerinnen unter die Sterne versetzt; die Sterne unter den Künstlerinnen sind ihnen jedenfalls lieber.

Zu den Sängerinnen, die in den letzten Jahren die Aufmerksamkeit der Welt auf sich zu lenken vermochten, gehört auch **Constanza Donita**, die ehemalige Primadonna des Kölner Operntheaters. Fräulein Donita ist eine anmutige, reizvolle Erscheinung; ihr künstlerisches Vermögen reicht über das gewöhnliche Mittelmaß der Begabung durchaus hinaus.

Die Sängerin wurde namentlich in Italien mit der den Italienern eigentümlichen Lebhaftigkeit ausgezeichnet. Fräulein Donita hat ihre Studien bei der Marchesi in Paris absolviert; sie wurde darauf von einem italienischen Unternehmer Sonzogno in Mailand zu einer siebenmonatlichen Tournee durch Italien gewonnen. In Turin und Genua, Florenz und Mailand trat die Sängerin in verschiedenen Partieen, z. B. als Mignon, Margarete, Rosa di Maggio in der Oper „Das Thal von Andorra" auf, überall die Herzen sich erobernd. Als 1889 der Kölner Männergesangverein seine große Kunstreise nach Italien antrat, da begleitete Fräulein Donita die Sängerschar und nahm wohlberechtigten Anteil an den glänzenden Triumphen, die Italien in so cäsarischer Noblesse den deutschen Sängern und ihrer bezaubernden Begleiterin boten. Nach Deutschland zurückgekehrt, machte Fräulein Donita zahlreiche Gastspielreisen. Gegenwärtig weilt die Sängerin nicht auf europäischem Festlande. Drüben in Amerika, dem Lande der Dollars, wohin so ziemlich alle unsere Künstler mit Vorliebe einen Abstecher machen, wenn sie sich einige Tausendpfundnoten einwechseln wollen, versucht auch Fräulein Donita ihr Glück. Möge es ihr gelingen, in ihrer Musikalienbibliothek recht viele dieser Art von Noten aufzuspeichern!

Lilli Lehmann ist ein künstlerisches Vollblut; eine der vielseitigsten, temperamentvollsten Sängerinnen; eine geistreiche Schauspielerin; eine blendende Bühnenerscheinung; in ihren Adern pulsiert echtes, unverfälschtes Theaterblut; ihr Vater war Sänger, ihre Mutter war erst Sängerin, dann Harfenvirtuosin, jedenfalls aber musikalisch bis zum Fanatismus.

Lilli Lehmann wurde am 24. November 1850 in Würzburg geboren; schon als Kind war die kleine Lilli auf der Bühne zu Hause, sie machte den oberirdischen wie den unterirdischen Mächten des Theaters ungemein viel zu schaffen, denn, nachdem die Familie — Vater, Mutter, Lilli und eine Schwester Marie, die gleichfalls eine vortreffliche Sängerin wurde — nach Prag übergesiedelt, wo die Mutter als Harfenvirtuosin im Orchester und als vielgesuchte Gesangslehrerin thätig war — da geschah es, daß Lilli während einer Aufführung des Wilhelm Tell irgend einen hohen, schneebedeckten Alpengipfel erkletterte. Das Heraufkommen war zwar leicht, dafür aber der Abstieg um so schwieriger. Kurz, die Legende vom Kaiser Maximilian fand eine ungemein ergötzliche Fortsetzung, die kleine Lilli saß oben auf einem Gletscher und schrie heftig nach Muttern; endlich erbarmte sich ein wackerer Schweizer des Kindes und befreite Lilli vor den Augen des Publikums und unter schallender Heiterkeit aus der drangvollen Lage. Lilli war stets auf dem Theater; sie trat zuerst als Volk auf und war überglücklich über die ihr vom Schicksal zugemessene Auszeichnung. Den ersten Gesangunterricht erhielt das offenbar für die Bühne vorherbestimmte Kind von der Mutter, daneben wurde so fleißig Klavier gespielt, daß die kleine Lilli selbst in den Gesangsstunden ihrer Mutter die Klavierbegleitung ausführen konnte. In ihrem 13. Lebensjahre war das unternehmungslustige Mädchen selbst Theaterdirektor geworden: Prag besaß damals eine Bühne, ein Überbleibsel aus alter Zeit, die im Niklaskloster aufgeschlagen war und heute noch wenigstens als Name eines dramatischen Dilettantenvereins ein kümmerliches Fortleben fristet. Auf dieser Bühne, der von Zeiten Schikaneders her ein gewisser, freilich arg verstaubter Ruhm geblieben war, mimte nun Lilli: hier war sie alles, der Anfang und das Ende; Sängerin, Souffleuse, Schauspielerin, Dirigent, Dekorateur; alle diese Ämter bürdete sich die Kleine mit froher Zuversicht auf die eigne Kraft auf. Mitten in dieser erstaunlichen Thätigkeit überraschte sie ein Antrag des damaligen Direktors des deutschen Landestheaters, Wirsings, auf seiner Bühne den Beginn einer ernstgemeinten dramatischen Laufbahn

zu wagen. Und Lilli Lehmann ergriff freudig die ihr gebotene Hand; sie wurde in kurzem der Liebling des Publikums und der Liebling des Direktors, der das überschäumende Talent bald in der Oper, bald im Schauspiel, dann wieder in der Posse, ja selbst im Ballett wohl zu verwenden verstand. Unterdessen hatte die stimmliche Beanlagung des Mädchens alle die vielen Zweigtalente überflügelt; Lilli fühlte den Beruf der Sängerin in sich; ihre Stimme wurde von Tag zu Tag runder, ausdrucksvoller; ihre technische Durchbildung durfte, dank der gewissenhaften und praktisch erprobten Unterrichtsmethode der Mutter, als beendet gelten. So entschloß sich denn Lilli, einem Rufe nach Danzig Folge zu leisten. Bis 1868 blieb sie in dieser Stadt, von alt und jung verhätschelt und auf den Händen getragen. Ja, selbst die Schülerinnen der Töchterschulen waren von der Kunst der Sängerin so begeistert, daß sie ihr einst in feierlichem Aufzuge ein Riesenbukett überreichten und um Photographieen der geliebten Künstlerin eine wahre Schlacht kämpften. Am Leipziger Stadttheater, das damals unter Herrn Laube einer neuen Blüte entgegenging, entfalteten sich die wundervollen Anlagen der Künstlerin immer freier und weiter; an ihren Namen knüpfte sich der Begriff des glänzenden Erfolges, ihr Ruhm flog durch die Pflegestätten deutscher Kunst, und schließlich, seit 1870, zählte Lilli Lehmann zu den Zierden der Berliner Hofoper. Mit ihrer Berufung an die Hofbühne der deutschen Reichshauptstadt war die äußerliche Karriere der Sängerin abgeschlossen. Alles, was Lilli Lehmann seit jener Zeit unternahm, vermochte nicht mehr den Gipfelpunkt ihres äußeren Ruhmes höher emporzutreiben; aber des Lernens ist kein Ende; auch Lilli legte nicht die Hände in den Schoß; sie warf sich im Gegenteile mit dem ganzen Feuer einer jugendlichen Begeisterung dem großen Unternehmen in die Arme, das R. Wagner im Jahre 1876 vor den Augen der staunenden Welt in Bayreuth ins Werk setzte. Wagner bewahrte der Familie Lehmann ein treues Andenken von jenen Zeiten her, da er mit der Mutter Lillis zugleich am Würzburger Theater beschäftigt war. Die Neigung, die er einst der Mutter entgegengebracht, schenkte er nun in freundschaftlichem Maße der Tochter. Und Lilli setzte einen gewissen Ehrgeiz hinein, Wagner, soweit es in ihren Kräften stand, in der Ausführung seines Riesenplanes unterstützen zu können. Sie sang in der ersten Aufführung des „Nibelungenringes“ die erste Rheintochter; Wagner war von ihrem Gesange so entzückt, daß er Freudenthränen weinte und Lilli, die sich ihm auch sonst mit ihrer außergewöhnlichen Theatererfahrung und ihrem praktischen Bühnenblick nützlich erwies, seinen „kleinen Berliner Kapellmeister“ nannte. Lilli Lehmann ist ein Talent von Gottes Gnaden: zahlreiche Gastspiele auf den deutschen und österreichischen Bühnen, ungezählte Konzerte in aller Herren Länder trugen den Ruhm ihrer Künstlerschaft nach allen Richtungen der Windrose. 1877 erhält sie vom Kaiser den Titel einer Königlichen Kammersängerin, Orden und Medaillen folgten nach.

Im Jahre 1888 vermählte sie sich in Amerika mit dem Tenoristen Kalisch unter Verhältnissen, die davon Zeugnis geben, daß Lilli den romantischen Sinn ihrer Jugend, der sie einst auf die Alpengletscher hinaufzuklettern verleitete, bis heute sich bewahrte. Seitdem die Sängerin ohne Urlaub die Berliner Hofbühne verlassen, wodurch sie notwendigerweise den Folgen eines Kontraktbruches verfiel, dessen Wirkungen allerdings durch die Gnade des Kaisers abgeschwächt und gemildert wurden, hält sich Lilli Lehmann mit Vorliebe in Amerika auf, von allen, die sie kannten, schmerzlich vermißt und ihre zahlreichen Freunde von Zeit zu Zeit nur durch die Kunde von neuen Triumphen und neuen Siegen erfreuend. Aber da man viel leichter Amerikamüde als Europamüde wird, so haben wir vielleicht Hoffnung, über kurz oder lang Lilli Lehmann wieder die unsere nennen zu können.

Der beabsichtigte Einfluß des Menschen auf die Verbreitung der Tiere und seine Folgen.

Von William Marshall.

(Abdruck verboten.)

Die Existenz zahlreicher Pflanzen und sämtlicher Tiere beruht auf ihren Beziehungen zu anderen Organismen. Der einen Tod ist immer der anderen Brot, oft aber bedingt erst das ungestörte Dasein, die volle Energie gesunden Lebens der einen für andere die Möglichkeit gedeihlicher Existenz.

Aus der überwältigend großen Menge der teils schädlichen, teils förderlichen Verhältnisse, in welche Organismen zu einander treten, wollen wir an gegenwärtiger Stelle bloß diejenigen betrachten und in großen Zügen zu schildern versuchen, durch welche der Organismus der Organismen — der Mikrokosmus nach der Bezeichnung des Paracelsus, der Mensch, das Gebiet des Vorkommens der Tiere auf der Erde mit Absicht und Bewußtsein vergrößert oder verkleinert und ihre Verbreitungskreise bis zum Kosmopolitismus erweitert oder bis zum Verschwinden eingeengt hat.

In uralter, wohl schon vorgeschichtlicher Zeit — wir können es mehr vermuten als nachweisen — muß der Einfluß des Menschen in dieser Richtung bereits ein sehr beträchtlicher gewesen sein; in den letzten vier Jahrhunderten ist er, dank dem Unternehmungsgeiste europäischer Völker, dank der Entwickelung ihrer Transportmittel zu Wasser und zu Lande, sowie ihrer Jagdwaffen, in sich immer mehr steigernder Weise ein solcher geworden, daß wir sagen können: der Mensch ist nicht bloß einer der Faktoren, sondern einer der wichtigsten von allen, die auf die Verbreitung der Pflanzen und Tiere überhaupt einwirken und seit je eingewirkt haben.

Von Pol zu Pol durchkreuzt der Mensch die Meere, durchwandert er die Lande, von dem Boden des Bergwerkschachtes bis zum ewigen Eise der Alpenriesen treibt und hetzt ihn der Forschungseifer und der Erwerbsinn. Überall, wohin er kommt, verändert er mehr oder weniger die alten Verhältnisse der Natur und damit die Existenzbedingungen der Organismen — überallhin folgen seinen Schritten Pflanzen und Tiere, ein Gefolge, das er sich absichtlich geschaffen hat, oder das sich ohne, selbst gegen seinen Willen an seine Sohlen heftet. Und es ist eine seltsame Erscheinung, daß, wie der Mensch selbst sich allen klimatischen Verhältnissen anzuschmiegen vermag und unter der Glut der tropischen Sonne, wie während des langen Polarwinters gedeiht, so auch seine Klienten, wenigstens der größere Teil der tierischen, in allen Sätteln, welche das Lebensroß irgendwie trägt, gerecht sind. Auf der anderen Seite freilich hat der Mensch innerhalb der geschichtlichen Zeit eine beträchtliche Menge von Tieren aus ihren alten Wohnsitzen verdrängt, ja von der Oberfläche der Erde vertilgt, und wir wissen nicht, was er in vorhistorischen Epochen in dieser Beziehung geleistet hat.

Nur der Mensch, als das einzige mit Vernunft begabte Wesen, kann absichtlich auf die Verbreitung von Tieren und Pflanzen wirken, er schafft ihnen neue Heimstätten, sei es, weil er ihrer zu seines Lebens Nahrung und Notdurft nicht entbehren kann, sei es, um durch ihre Anwesenheit seinem Luxus, seinem Sport und anderen Liebhabereien zu leben und zu frönen. Auf der anderen Seite zwingt ihn die Sorge um die Sicherheit seiner Person und seines Besitzes oder treibt ihn eine kurzsichtige Habgier, wenn nicht gar eine unbegründete, übermütige Vernichtungslust an, den Mitgeschöpfen den Krieg bis zur Ausrottung zu erklären.

Auf die entlegensten Inseln der Ozeane, in die einsamsten Thäler der Hochgebirge, wo nur immer er festen Fuß zu fassen vermochte, brachte er seine Haustiere mit sich, allen voran den Hund, den ältesten Gefährten des Menschen noch aus jenen altersgrauen Tagen, da es noch keine Kultur, keinen Ackerbau, keine Viehzucht, sondern bloß das Jagdnomadentum gab. Und kein Haustier ist so im stande, dem Menschen zu folgen und unter den verschiedenartigsten Verhältnissen mit ihm zu leben, wie der Hund. Doch auch die anderen tierischen Genossen schleppte das Menschengeschlecht weit mit sich über die Erde, und an nicht wenigen Punkten haben sie sein Joch abgeschüttelt und sind freie, selbständige Mitglieder der Faunen vieler Länder geworden, oft indessen

nicht ohne auf die alteingeborene Tier- und Pflanzenwelt verändernd einzuwirken. Die weiten Prärien und Pampas von Nord- und Südamerika, die steinigen Ebenen der Falklandsinseln, die nach der Jahreszeit buntblumigen oder staubigen Steppen des südlichen europäischen und asiatischen Rußland durchschweifen zahlreiche Herden von Mustangs, Cimarrones, Muzins, Tarpans und wie alle verwilderten Pferdeformen sonst heißen mögen. Im Jahre 1535 wurden die ersten Pferde in der Zahl von 72 Stück am La Plata-Strome gelandet, und jetzt wimmelt das Flachland Argentiniens von ihren unzählbaren Scharen. Es ist eine wunderbare Erscheinung, daß gerade in Amerika, der vorweltlichen Wiege des Pferdegeschlechts, wo wilde verwandte Formen seit den Tagen des Tertiärs, also seit unberechenbar langer Zeit nicht mehr vorhanden waren, die verwilderten Nachkömmlinge aus Europa eingeführter zahmer Pferde sich so zu entwickeln vermochten, wie nirgend sonst auf Erden. Amerika, das kontinentale sowohl als der westindische Archipel und die Falklandsinseln, scheint überhaupt ein Terrain zu sein, welches die Verwilderung altweltlicher eingeführter Kulturtiere ungemein befördert. Bereits 1493 brachte **Kolumbus** selbst das Rind nach St. Domingo, und schon nach 27 Jahren barg die Insel halbwilde Herden von 4000 bis 8000 Stück, und 1587 wurden 35444 Häute ausgeführt. Humboldt schätzte seiner Zeit die Kopfzahl der halbwilden Rinder der Pampas auf 12 Millionen und die der Pferde auf 3 Millionen, und auf den Falklandsinseln, wohin die Rinder vor etwa hundert Jahren gebracht wurden, haben sie sich sehr beträchtlich vermehrt und bilden Herden verschiedener Naturrassen, welche sich scharf gesondert halten. Außerdem sind Esel, Schweine, Hunde, Katzen, Kaninchen, Perlhühner ꝛc. in sehr vielen Gegenden der neuen Welt verwildert und sind stellenweise wichtige Mitglieder einer in historischer Zeit entstandenen Fauna geworden.

Fragen wir uns, woher es wohl rühren mag, daß gerade das mittlere und südliche Amerika das Sichloslösen der Haustiere von der Herrschaft des Menschen so sehr begünstigt, so werden wir die Antwort in den dortigen Naturverhältnissen zu suchen haben. Einmal bietet das Land reichliche Nahrung, dann aber haben die betreffenden altweltlichen Tierformen dort wenig Konkurrenz im Erwerb dieser Nahrung und wenig Nachstellung von alteingesessenen Bewohnern zu fürchten. Die Hirsche, Lamas und Strauße, welche sonst die Pampas bevölkerten, sind nicht dazu angethan, den Kampf ums Dasein mit Pferden und Rindern erfolgreich und auf die Dauer zu bestehen. Wenn diese ihnen wohl auch direkt nichts in den Weg legen, so genügt ihr indirekter Einfluß, ja, ihre bloße Gegenwart, jene nach und nach zu verdrängen, vielleicht sie schließlich auszurotten, so gut wie der eingeborene Amerikaner, gleich anderen Naturvölkern, vor dem Europäer und seinen Nachkommen dahinschwindet, auch ohne daß Pulver und Blei oder die Branntweinpest und andere Seuchen, welche freilich wohl beschleunigend mitwirken, dazu unumgänglich nötig wären.

Bedeutend ist gewiß schon die Fauna und Flora der Pampas seit dem Auftreten und dem Vorhandensein der Herden verwilderter Pferde und Rinder, also indirekt durch das Zuthun des Menschen verändert worden. Nicht unter allen Umständen indessen haben die neueingetretenen Verhältnisse auf die Entwickelung namentlich der dortigen Tierwelt einen bloß ungünstigen Einfluß ausgeübt, es läßt sich von vornherein vermuten, daß die großartigen, erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit arbeitenden Faktoren im allgemeinen Stoffwechsel, welche die alten, ähnlich wirkenden an Massenhaftigkeit ganz enorm übertreffen, auch anderen Tieren werden zu gute kommen: den einheimischen Aas- und Kotfressern zunächst. So hat schon d'Orbigny die Beobachtung gemacht, daß die Aasgeier in Südamerika an Zahl zugenommen und ihren Verbreitungsbezirk weiter südwärts ausgedehnt haben in dem Maße, wie die Rinderherden gewachsen sind und das von ihnen bewohnte Terrain sich vergrößert hat. Gewiß würde sich, wenn man die Entwickelung der Sache beachtet hätte, nachweisen lassen, daß in den letzten zweihundert Jahren eine quantitative Vermehrung namentlich der Mistkäfer stattgefunden hat und damit vielleicht wieder auch gewisser insektenfressender Vögel. Es ist mir nicht unwahrscheinlich, daß auch bei uns in Mitteleuropa mindestens ein Vogel im Gefolge der Rindviehzucht eingedrungen ist und mit ihr sich weiter ausgebreitet hat — das ist der Wiedehopf, dessen eigentliche Heimat in Indien und

Afrika zu suchen ist, in jenen Teilen dieser Länder, welche reich an offenen, von zahlreichen wilden Herden belebten Gegenden sind. Umgekehrt scheint es, als ob in unsern kleineren Städten, je mehr sie ihren alten Charakter als Viehzucht und Ackerbau treibende Landstädtchen und damit innerhalb ihrer Mauern die Stallungen verlieren, die echten Schwälbchen — nicht die lärmenden Turmschwalben oder Segler — seltener würden. Schon von Tschudi hat die Beobachtung gemacht, daß in den alpinen Regionen der Schweiz die Mistkäfer verhältnismäßig zahlreich sind, desgleichen die von Kerbtieren lebenden Vögel, während umgekehrt die auf vegetabilische Nahrung angewiesenen sich mit der zunehmenden Höhe rasch vermindern. Die Häufigkeit der den Dung liebenden Insekten und gewisser Vögel der höheren Alpengegenden steht unbedingt mit der Gegenwart der Herden im Zusammenhang, und bevor diese eingeführt waren, werden jene nicht auffallend zahlreich anderen Tieren gegenüber entwickelt gewesen sein.

Über den Einfluß der in Amerika so massig verwilderten Rinder und Pferde auf die Veränderung der dortigen Flora und über die hieraus erwachsenden Konsequenzen fehlen mir die Unterlagen, doch finden wir in Professor Englers meisterhaftem „Versuch einer Entwickelungsgeschichte der Pflanzenwelt" ein paar Bemerkungen, welche diese Vorgänge im Gebiete der Alpen erwähnen. Die alpinen Gewächse können sich zwischen den gesellig wachsenden Gräsern nicht gedeihlich entwickeln: in dem Maße, wie diese zunehmen, müssen jene verschwinden; der Grasteppich der Almenmatten entwickelt sich aber um so besser, je mehr er von den weidenden Viehherden gedüngt wird. An einer anderen Stelle sagt unser Gewährsmann: „Auch die Wiesen, auf welche der Mensch seine Herden fortdauernd treibt, verlieren, selbst ohne sonstige Veränderung des Terrains, einen großen Teil ihrer früheren Bestandteile; die Blüten werden abgebissen und diejenigen Pflanzen, welche vorzugsweise auf die Fortpflanzung durch Samen angewiesen sind, also die einjährigen Kräuter, treten zurück, während die rasenbildenden und für den animalischen Dünger leicht empfänglichen Pflanzen sich üppigst entwickeln. Am auffallendsten treten diese Verhältnisse in den Alpen da hervor, wo Rindvieh in größerer Menge weidet."

Marsh meint, die ausgedehnten Wüsten Asiens und Afrikas würden zum guten Teil von einer Vegetation überkleidet und ihr Klima dadurch verbessert werden, wenn sie nicht von Haustieren, welche doch hauptsächlich erst der Mensch eingeführt hätte, bewohnt wären, und Tschudi macht die Herden der Kühe, Schafe und der „heillosen" Ziegen, „welche überall das Verderben junger Baumschläge sind," für die Vernichtung der Bergwälder in der Schweiz mit verantwortlich, und, namentlich was die Ziegen betrifft, wohl nicht mit Unrecht. Gerade dafür, wie die Ziegen die Flora und damit die Fauna eines Landes zu verändern vermögen, haben wir ein treffendes Beispiel.

Die älteren Seefahrer hatten die humane Gewohnheit, auf unbewohnten Inseln allerlei Haustiere, namentlich Schweine, Kaninchen und Ziegen auszusetzen, damit sich dort lebende Fleischmagazine entwickelten. Dies war auch, und zwar mit Ziegen, auf St. Helena geschehen. Damals war diese Insel sehr waldreich, besaß eine eigentümliche Fauna von Vögeln, Insekten und Mollusken, von denen einzelne als große Seltenheiten ab und zu noch lebend angetroffen werden, während andere nns wenigstens aus ihren im Boden enthaltenen Resten bekannt sind. Schon vor zweihundert Jahren war der Wald und mit ihm die auf ihn angewiesene Bewohnerschaft fast völlig vernichtet dank der Gegenwart der verwilderten Ziegen, welche sich üppig vermehrt hatten und keinen jungen Nachwuchs der Vegetation aufkommen ließen. Daß die Flora und Fauna der westlich von Südamerika gelegenen Insel Juan Fernandez, auf welche die Spanier gleichfalls Ziegen ausgesetzt hatten, vor einem ähnlichen Schicksale bewahrt blieb, hat einen merkwürdigen Grund. Auch auf diesem Eilande hatten sich die genäschigen Wiederkäuer ausgezeichnet vermehrt, eine Thatsache, welche sich indessen die Seeräuber oder Bukanier zu nutze machten, indem sie sich hier mit frischem Fleische zu verproviantieren pflegten. Nun war aber auf der sehr gebirgigen Insel den Ziegen nicht so leicht beizukommen, daß man mit Aussicht auf Erfolg eine Vernichtungsjagd auf sie hätte unternehmen können, und den Spaniern blieb nichts übrig, als Hunde auszusetzen, welche sich hier stark fort-

pflanzten und so gründlich mit den Ziegen aufräumten, daß dieselben bald ausgerottet waren, worauf die Hunde nach und nach selbst verhungern mußten.

Auch die Schweine haben, wenigstens auf einer der mit ihnen besiedelten Inseln, wenn auch nicht auf die Flora, so doch auf einen Bestandteil der Fauna vernichtend eingewirkt, nämlich auf Mauritius. Hier führte, frei von allen Nachstellungen, eine Taube ein so behagliches und gedeihliches Dasein, daß sie sich den Luxus gestatten konnte, im Laufe der Jahrtausende, unberührt von den Ereignissen der Welt, größer als ein Schwan und entsprechend gewichtig zu werden, sich das Fliegen abzugewöhnen und demzufolge, ganz gegen Taubensitte, auf der Erde zu brüten. Da erschien in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts der Mensch auf dem bis dahin so gemütlichen und friedlichen Schauplatz ihres Lebens, und nun änderte sich die Sachlage ganz wesentlich. Zunächst schlugen die Matrosen so viele der hilflosen Vögel tot, wie sie konnten, und setzten außerdem noch Schweine aus, welche es den Überlebenden nicht möglich werden ließen, sich fortzupflanzen, indem sie die Nester zerstörten und die Eier und Jungen verzehrten. Und jetzt ist vom Dodo nichts mehr übrig als eine Anzahl schlechter Bilder und ein Häufchen alter, in wenigen Museen zu den größten Schätzen gerechneter Knochen! Das ist nun zwar für die Zoologen höchst bedauerlich, für das Wohl der Menschheit indessen ziemlich gleichgültig, während ein anderer Vernichtungskampf, welchen verwilderte und halbwilde Schweine gegen andersartige Geschöpfe führen, für dieselbe als recht ersprießlich bezeichnet werden muß. Die Schweine sind geschworene Feinde der Schlangen, und sie verstehen meisterlich mit ihnen umzuspringen, gleichgültig, ob dieselben giftig oder unschuldig sind. Jedenfalls kommen da, wo Schweine im Freien zahlreich sich herumtreiben, Schlangen nicht recht auf. In der Umgegend von Oakland in Kalifornien haben sich, zum Verdruß der Einwohner, die Klapperschlangen stark vermehrt, seitdem die gesteigerte Kultur, mit welcher diese gefährlichen Tiere sich ganz trefflich abzufinden wissen, ihre Todfeinde, die verwilderten Schweine, verdrängt hat.

Auf die Verbreitung von Pflanzen haben eingeführte Schweine unter Umständen einen fördernden Einfluß, indem sie nämlich, wie das auch sonst durch wilde Tiere, besonders Vögel, sehr vielfach geschieht, unverdauliche Samen von genossenen Früchten verschleppen. Ein sehr beliebter Obstbaum der Tropen ist der ursprünglich in Westindien und auf dem benachbarten Kontinente des äquatorialen Amerika heimische Guavabaum (Psidium pyriferum), welchen man vor ungefähr fünfundsiebzig Jahren nach Tahiti und vor fünfzig Jahren auf die Marquesasinseln einführte. Hier nun hat das Schwein seine Verpflanzung übernommen und hat denselben über die ganzen Inseln verbreitet, so daß Waldwege, welche in einem Zeitraume von vier Wochen durch Zufall einmal nicht begangen sind, durch die massenhaft nachwachsenden jungen Guaven unpassierbar und die jungen Orangen und namentlich die weit nützlicheren Brotfruchtbäume, welche langsamer wachsen, überholt und unterdrückt werden.

Von den Haustieren, welche sich gelegentlich von der Herrschaft des Menschen emanzipiert haben, wollen wir nun noch eines gedenken, der Honigbiene nämlich, welche durch ihre Lebensweise ganz besonders zum Verwildern neigt. Es handelt sich hierbei bloß um die europäische Stockbiene, die schon seit geraumer Zeit in die meisten Kolonieen eingeführt worden ist. Ihre erste Verpflanzung nach Nordamerika geschah im Jahre 1675, und sie scheint hier ein ganz besonders günstiges Terrain gefunden zu haben, auf welchem sie sehr rasch verwilderte, ja, von dem sie, weiter und weiter vordringend, in größerem Umfange und rascher Besitz ergriff als der europäische Ansiedler selbst. Es wird erzählt, daß im vorigen Jahrhundert die Indianer das erste Erscheinen des emsigen Insekts in einer Gegend mit großem Mißtrauen und Mißfallen beobachteten und in ihm den Vorläufer des verhaßten weißen Mannes erblickten. Man berechnete, daß die verwilderten Schwärme jährlich dreiundvierzig englische Meilen vordrängen und so seit 1797 bis 1811 vom Mississippi aus dem Missouri sechshundert Meilen weit aufwärts gefolgt wären. In verschiedenen Gegenden des tropischen Südamerika gibt es überhaupt nur verwilderte Stockbienen, denn der Mensch hat dort ihre Zucht als völlig unlohnend aufgegeben, da sie bei dem zu jeder Jahreszeit vorhandenen Reichtum an Blüten als praktische Geschöpfe das mühsame Eintragen von Honigvorräten als überflüssig erkannt

und aufgegeben haben. In Australien greifen sie insoweit umgestaltend in den Bestand der autochthonen Fauna ein, als sie in dem Maße, wie sie vordringen, eine alte einheimische stachellose Bienenform verdrängen. Eine einzige Hymenopterenart, noch dazu eine wilde, hat der Mensch außerdem mit voller Absicht in einen anderen Weltteil gebracht, und das ist eine merkwürdige Sache, welche als ein kleiner Triumph der zoologischen Wissenschaft auf ökonomischem Gebiete bezeichnet werden kann. Neuseeland mit seinem wundervoll gleichmäßigen und milden Klima ist zur Schafzucht ganz besonders geeignet, indessen hapert es dort mit den Gewächsen, welche sich zum Rauhfutter eignen. Es lag sehr nahe, daß man Klee aus Europa einführte, der auch das erste Jahr prächtig gedieh, aber — er setzte keinen Samen an, und man war zu dem beschwerlichen Verfahren genötigt, jährlich frischen Kleesamen aus England zu beziehen. Da kam die Erfahrung der Zoologen und half der Kalamität ab. Der rote Kopfklee ist eine sogenannte entomophile Pflanze, d. h. er ist darauf angewiesen, durch den Besuch von Insekten befruchtet zu werden, seine Blüten sind aber so gebaut, daß nur ein ganz bestimmtes Insekt mit entsprechender Rüssellänge, um die unnütze Verschleppung des Pollens auf die Blüten anderer Pflanzen zu verhüten, zu ihrem Honig gelangen und somit die Bestäubung vollziehen kann. Dieses Insekt ist die gewöhnliche Hummel, welche in der Tierwelt Neuseelands indessen nicht vertreten ist, so daß die Möglichkeit der Gewinnung von Kleesamen auf diesen Inseln vollkommen ausgeschlossen war, bis man die Hummeln aus England einführte. Seitdem dies geschehen ist, produziert die Kolonie, dank der Gegenwart der brummenden, eifrigen Blumenkupplerinnen, ihren Bedarf an Kleesamen reichlichst.

Seit alter Zeit und auf verschiedenen Punkten der Erde ist der Mensch auch bemüht gewesen, den Wildstand der von ihm bewohnten Länder künstlich durch aus der Fremde eingeführte Tiere zu heben und zu vermehren. Schon die Römer brachten das Kaninchen aus den Mittelmeerländern, welche, und besonders Spanien, seine eigentliche Heimat sind, nach Gallien und den Niederlanden, und seit jener Zeit hat sich dieser Nager in zahlreichen, noch durch die verwilderte Nachkommenschaft aus der Gefangenschaft entflohener Individuen beträchtlich vermehrten Scharen über den größten Teil des gemäßigten Europa verbreitet, findet sich, gleichfalls verwildert, auf Madeira, Jamaika, den Falklandsinseln, in Australien &c., wo es zum Teil besondere lokale, untereinander verschiedene und von der Stammart abweichende Rassen bildet. Es ist überall, wo es verwildert auftritt, so vollkommen ein Bestandteil der Fauna geworden, daß kein Zoologe, wenn er nicht die Geschichte der Verwilderung kennte, auf den Gedanken kommen könnte, daß er es in diesem Falle mit einem ursprünglichen Fremdling zu thun habe. In Australien, wo sich die Kaninchen ins ungeheure vermehrt haben, sind sie bekanntlich zu einer wahren Landplage geworden, indem sie namentlich durch das Zerwühlen der Weidegelände der Viehzucht außerordentlich hinderlich und schädlich sind. Die Regierung wäre froh, wenn sie diese neue Errungenschaft der australischen Fauna wieder los wäre, und hat für ein radikal wirkendes Vertilgungsmittel einen hohen Preis ausgesetzt, den verschiedene Bewerber auf verschiedene Art zu erringen versucht haben. Auf Java lebt auch ein verwildertes Kaninchen, welches indessen nicht der Nachkomme der europäischen Art, sondern einer des kontinentalen Indien ist.

Der bei uns in Wildgärten gehaltene, in Südeuropa aber verwilderte Damhirsch stammt aus Nordafrika und dem westlichen Asien, und der Fasan, welcher sich in vielen Wäldern bei uns völlig eingelebt hat, wurde schon von den Römern aus Kolchis und Hyrkanien, südöstlich vom Kaspischen Meere gelegenen Landschaften, nach dem Abendlande gebracht. Neuerdings hat man auch versucht, den deutschen Wildstand durch die kalifornische Wachtel und durch das aus Australien eingeführte Bennettsche Känguruh zu vermehren, indessen sind die Versuche fehlgeschlagen, während eine Wiederbesiedelung Schottlands mit dem Auerhahn, der hier ausgerottet war, völlig gelungen ist. Ebenso ist es gelungen, das so wohlschmeckende Rothuhn (Caccabis rubra) in England seit 1770 einzubürgern, wo es jetzt, wenigstens in den östlichen Grafschaften, häufiger ist als das Rebhuhn. Auch die Versuche, das Klipphuhn (Caccabis petrosa) auf den Kanaren und das Rebhuhn auf Neuseeland heimisch zu machen, sind von Erfolg gekrönt gewesen.

Über den seltsamsten Versuch indessen, ein Tier dem Sport zuliebe in einem anderen Erdteile zu akklimatisieren, berichtet von Tschudi, welchem ich auch die Verantwortung dieser Erzählung überlassen muß. Dieser Versuch betrifft den Import unsers Fuchses nach Nordamerika. „Die europäischen Füchse sind," sagt unser Gewährsmann, „(nämlich, was das Finden eines Auswegs betrifft, wenn sie in die Enge getrieben werden) weit erfinderischer und ausdauernder als die amerikanischen, und man hat deswegen eigens unsere Füchse in Amerika eingeführt, um den Nordamerikanern den hohen Genuß einer englischen fox-chase zu verschaffen."

Neben der Aufbesserung der Wildbahn ist der Mensch seit lange schon auch auf die Hebung der edlen Fischerei bedacht gewesen, und hat sich um dieselbe im Interesse der Fastenspeisen die römisch-katholische Geistlichkeit namentlich durch den Eifer der Mönche, die auch lieber einen fetten, leckeren Karpfen als einen trockenen, harten Weißfisch zu schmausen pflegten, ganz besondere Verdienste erworben. Gerade der Karpfen ist der wahre Klosterfisch, und gerade er hat die merkwürdigste Geschichte aller Fische. Viele meiner wohlwollenden Leser und liebenswürdigen Leserinnen werden der Meinung sein, der Karpfen sei nun so ein echter und rechter deutscher Nationalfisch. Weit gefehlt, meine Verehrungswürdigsten! Diese Zierde unserer Gewässer, dieser Stolz unserer Tafeln ist ein Fremdling, der zwar schon seit vielen Jahrhunderten durch seine Gegenwart, mehr noch durch seine Verdienste sich das Bürgerrecht bei uns erworben hat, aber immerhin ein Fremdling. Die alten Griechen und Römer scheinen ihn über Persien aus China erhalten zu haben, und aus Italien wurde der leicht aufzuziehende Fisch nach und nach in das nördliche Europa verpflanzt, nach Großbritannien soll er durch einen Namensvetter von mir, Leonard Marshall aus Plumsted, 1517 gekommen sein und nach Dänemark mit den Krebsen durch den Staatsmann Peter Oxe erst um 1560. Aber jetzt ist er unser, ganz unser und ist sogar mit einer uralten Heimbürgerin unserer Gewässer, mit der Karausche, Mischehen eingegangen, welchen die Karpfkarausche (Cyprinus Kollarii) entsprossen ist. Auch die Amerikaner haben sich den Karpfen zugelegt, uns dafür aber den kalifornischen Lachs (Salmo guinnat), einen ausgezeichnet wohlschmeckenden Fisch, zukommen lassen, den man in den Rhein und in die Donau neuerdings einzubürgern angefangen hat. Leider ist es bis jetzt noch nicht geglückt, den in Java, Borneo und Sumatra einheimischen Gurami, einen ganz besonders delikaten Fisch, in Europa einheimisch zu machen, was auch wohl nur vielleicht in den südlichsten Teilen unsers Kontinents gelingen dürfte, da er eine mittlere Jahrestemperatur von mindestens 25° C. zum Gedeihen beansprucht. In verschiedenen tropischen Ländern, namentlich auf der Insel Mauritius, sind die Versuche, den Gurami zu akklimatisieren, so sehr von Erfolg gekrönt gewesen, daß man ihn dort, wie den Karpfen bei uns, als einen wirklichen Bestandteil der Fauna ansehen darf. Oft hat man sich über die Gegenwart von Fischen in Teichen und Seen ohne Zu- und Abfluß gewundert — es ist sehr wahrscheinlich, daß Tschudi, welcher diese Thatsache bespricht, recht hat, wenn er sagt: „Wir müssen annehmen, daß der Mensch in dieser Beziehung viel gethan hat, daß vor der Reformation für die Fastenzeit weislich vorgesorgt und viel Fischbrut in Seen und Teichen eingesetzt worden."

Die Fische sind nicht die einzigen zur Fastenzeit dienlichen Tiere, welche der Mensch in früheren Jahrhunderten an Stellen brachte, wo sie ursprünglich nicht heimisch waren, jetzt aber verwildert und gewissermaßen als eine „Reliktenfauna" aus katholischer Zeit so völlig naturalisiert erscheinen, daß es oft schwer zu entscheiden ist, ob sie daselbst nicht doch wirklich eingeboren sind. Der Frosch ist ein solches Tier, welches man nach Irland, Madeira, den Azoren und selbst nach Mauritius gebracht hat. Auch in England ist der grüne Wasserfrosch ein allerdings jetzt durchaus akklimatisierter Fremdling, und Boulenger, dieser ausgezeichnete Kenner der Amphibien, hat über seine Herkunft höchst interessante Thatsachen an das Licht gebracht. Es finden sich in England zwei Rassen des Wasserfrosches: die eine (Rana esculenta, var. Lessonae) stimmt mit einer italienischen Varietät überein, und Boulenger nimmt an, sie sei schon im Beginn des Mittelalters von römischen Mönchen eingeführt worden; die zweite Form wird von Nachkommen der typischen Rasse gebildet, welche man vor etlichen

vierzig Jahren aus Frankreich importierte, und sie führt daher im Munde des Volkes den Namen des „französischen Frosches“ (the french frog).

Eine in katholischen Landen sehr beliebte, bei uns verkehrterweise fast gar nicht benutzte, obwohl nahrhafte, gesunde und wohlschmeckende Speise gibt die große, graulichweiße Weinbergschnecke ab, von der z. B. im Winter von Ulm nach Wien donauabwärts ganze Schiffsladungen versendet werden. Auch dieses Tier hat verwildert an vielen Stellen des protestantischen Europa seine alten Pflegeherren, die beschaulichen Mönche, überlebt. Ursprünglich nur im gebirgigen Europa, namentlich auf Kalkboden, heimisch, findet es sich in ganz eigentümlich versprengten Kolonieen in Holland, dem deutschen Tiefland, Dänemark und selbst in Livland, und es läßt sich in der Regel nachweisen, daß sich an den betreffenden Orten vordem Klöster befunden haben. Es ist mir sehr wahrscheinlich, daß auch die Weinbergschnecken des südlichen England, wo sie in Großbritannien allein gefunden werden, solche Überbleibsel aus katholischer Zeit sind. Schon die alten Römer führten große Schnecken aus Illyrien und Nordafrika nach Unteritalien ein und mästeten sie in besonderen Schneckengärten, cochleariae genannt.

Ein anderes Weichtier, welches als Delikatesse nicht bloß bei den alten Heiden, bei Katholiken, Protestanten und Juden sich eines wohlverdienten Ansehens erfreute und erfreut und dessen Verbreitungsbezirk man vielfach absichtlich zu vergrößern versucht hat, ist die Auster. Schon die alten Griechen hatten ganze Schiffsladungen dieses trefflichen Geschöpfes in den thrakischen Bosporus geschüttet, um es daselbst anzusiedeln, und die preußische Regierung hatte, leider vergebens, ähnliche Akklimationsversuche in der Ostsee vorgenommen. Diese ist indessen zu salzarm für unsere gewöhnliche Auster, doch sollen Experimente mit der nach meinem Geschmack allerdings minderwertigen amerikanischen besser geglückt sein.

Es blieben jetzt nur noch solche Tiere zu betrachten übrig, welche der Mensch aus Liebhaberei oder Laune absichtlich aus ihren Heimatsländern in andere Gegenden gebracht hat, wo dieselben die Freiheit geschenkt erhielten oder sie sich selbst nahmen und verwilderten. Die Menschen germanischen Stammes, namentlich die Deutschen und Engländer, hängen ganz besonders innig an allem, was an die Heimat erinnert, am meisten an den volkstümlichen Vogelgestalten, und sie haben dieselben, und bisweilen durchaus nicht die würdigsten, über weite Meere mit sich geführt, um sie in den Kolonieen fliegen zu lassen in der Hoffnung, daß sie sich dort vermehren und durch ihre Gegenwart immer an die süße alte Heimat erinnern würden.

Da ist zunächst Freund Spatz zu nennen. Es ist seltsam, wir alle könnten leicht manch Besseren missen als gerade ihn, den Gassenjungen, den Vagabunden, den Gauner! und deshalb hat der Europäer dies unnütze Stück Hausgerät über die halbe Welt absichtlich verschleppt — über ein gut Stück der anderen Hälfte ist der Schmarotzer dem Menschen freiwillig gefolgt. Was macht uns nur den Strolch so wert und angenehm? Seine musikalischen Leistungen sind nichts weniger als ein Ohrenschmaus, er ist zwar, wenigstens im männlichen Geschlechte, ein ganz niedlicher Vogel, aber doch lange noch keine Schönheit, er ist frech, gemein und diebisch, und seine Anhänglichkeit an uns beruht einzig und allein auf krassem Eigennutz. Und doch hat Macgillivray uns aus der Seele gesprochen, wenn er sagt: „Eine Ortschaft ohne Sperlinge ist wie ein Haus ohne Kinder.“ Wir wollen nicht hoffen, daß der bitterböse Vers, welchen Goethe in ganz besonders pessimistischer Laune einmal zusammengegiftet hat, auch die Ursache der Zuneigung des Menschen zum Sperling klarstellt:

Wundern kann es mich nicht, daß Menschen die Hunde so lieben,
Denn ein erbärmlicher Schuft ist, wie der Mensch, so der Hund. —

Unser Hausspatz macht jetzt die Städte, teilweise auch das offene Land von St. Helena, Java, Australien, Neuseeland, Cuba, ganz besonders aber von Nordamerika unsicher.

Über die Geschichte der Einführung des Sperlings nach Nordamerika sind wir durch Spencer Baird gut unterrichtet. „Der Sperling,“ schreibt dieser ausgezeichnete Ornitholog im Jahre 1874, „hat sich innerhalb der letzten Jahre das Recht auf eine Stelle in der Avifauna Nordamerikas dadurch erworben, daß er vollkommen eingebürgert ist und sich in verschiedenen Teilen des Landes von Portland, Me., an bis zur Stadt

Washington und in der Umgebung des großen Salzsees in großen Scharen findet." Den ersten Versuch, den Fremdling in Amerika einzubürgern, stellte 1858 ein gewisser Deblois in Portland an. Er ließ sechs Individuen in einem großen Garten mitten in der Stadt fliegen. Die Vögel blieben während des Winters in der Umgegend des Gartens, und zwei Pärchen von ihnen schritten im nächsten Frühjahre zur Brut. Mit der Zeit haben sie sich daselbst sehr vermehrt, ja 1871 einen benachbarten Ort, Rockland, kolonisiert.

Nach New York wurde der Sperling zuerst 1860 in zwölf Exemplaren durch Herrn Eugen Schieffelin gebracht, welcher diese Einfuhr mehrere Jahre hintereinander wiederholte. Auch von anderer, selbst behördlicher Seite wurden aus England Spatzen in die Metropole des Westens eingeführt, wo sie außerordentlich zugenommen haben und nicht bloß in allen Teilen New Yorks selbst, sondern in den größeren Städten und Ortschaften in weitem Umkreise zu volkstümlichen Gestalten geworden sind.

Auch anderwärts in den Vereinigten Staaten nahmen die städtischen Behörden die Einfuhr des Sperlings mit amerikanischer Energie in die Hand. Im Jahre 1868 wurden 200 Stück Sperlinge für die Stadt Boston in Deutschland gekauft. Die meisten starben auf der Seereise, der Rest wurde freigelassen, kam aber gleichfalls bald um und verschwand. Im nächsten Sommer wurde eine größere Anzahl eingeführt, aber auch von diesen erhielten sich nur zehn, welche man fliegen ließ. Monatelang wurde man nichts von denselben gewahr und glaubte schon, daß auch dieser Versuch mißglückt sei, als man die Gesellschaft in einem südlichen Stadtteile in der Nachbarschaft großer Stallungen wieder auffand, wo sie sich im übernächsten Winter bis zu anderthalbhundert Stück vermehrt hatte und seitdem ganz beträchtlich zugenommen hat.

Noch großartiger verfuhren 1869 die städtischen Behörden von Philadelphia, indem sie gleich 1000 Stück aus Europa kommen ließen, welche in guter Gesundheit ihren Bestimmungsort erreichten und, freigelassen, in kurzer Zeit die Stadt und ihre Umgebung besiedelten. Eine Anzahl von ihnen fand sich auch in Germantown, einer Vorstadt von Philadelphia ein, wo gerade die Kirschbäume in voller Blüte standen, und sie übten gleich ein auch in Deutschland gern von ihnen exerziertes infames Stückchen aus. Sie bissen nämlich die Blüten von den Bäumen ab, „was," wie Spencer Baird sagt, „gerade keine sehr günstige Meinung über die frischen Ankömmlinge hervorrief."

Zum Teil erfolgten diese starken Importe, weil man große Erwartungen auf den Sperling als Insektenvertilger gesetzt hatte. Allein man hatte sich verrechnet, und ein 1886 erschienener Bericht des landwirtschaftlichen Ministeriums der Vereinigten Staaten klagt bitter über das Kreuz, das man sich selber aufgeladen hat. Denn der Spatz hält sich in den Städten und Ortschaften auf und geht, wie bei uns, nur aufs Land, wenn das Getreide reift, dafür hat er aber einheimischen, sehr nützlichen, insektenfressenden Singvögeln die Nistplätze entrissen, zerstört anderen, um das Material zu rauben, die Nester, verdrängt sie durch seine Frechheit und Roheit, kurz und gut, macht sich so unnütz, daß seine ungeheure Menge in manchen Gegenden geradezu zur Landplage geworden ist und man ihn, wie in Australien das Kaninchen, zu tausend Teufeln wünscht und auf allerlei Mittel, aber erfolglos, sinnt, sich ihn wieder vom Halse zu schaffen. Ja, ja, es ist die alte Geschichte:

Die ich rief, die Geister,
Werd' ich nun nicht los!

Mit anderen europäischen Singvögeln, welche man, und besonders aus den Familien der Finken und Drosseln, in verschiedene Erdteile, namentlich auf Neuseeland, eingebürgert hat, sind derartige üble Erfahrungen nicht gemacht worden, im Gegenteil! Schon im vorigen Jahrhundert wurde man einer sehr schädlichen Heuschrecke, welche auf Mauritius auf eine gefährliche Weise überhandgenommen hatte, erst dadurch Herr, daß man Drosseln einführte, welche mit dem Ungeziefer bald aufräumten.

Nicht bloß Kulturvölker haben die Neigung, aus Liebhaberei allerlei Getier mit sich in andere Länder zu nehmen, wo dasselbe dann unter Umständen verwildert, dieselbe wohnt auch Naturvölkern ein, und sie kann dann den Gelehrten manche harte Nuß zu knacken geben, indem sie seltsame Probleme in der geographischen Verbreitnng der Tiere zu schaffen im stande ist. So ist der Dingo

(Canis Dingo), abgesehen von Fledermäusen und einigen Ratten- und Mäusearten, das einzige höhere Landsäugetier des ganzen kontinentalen Australien. Alles aber deutet darauf hin, daß er ein seit langer Zeit verwilderter Haushund ist. Außerdem wurden in die australische Region, aber auf andere Inseln, wahrscheinlich noch eine ganze Anzahl von Säugetieren, wir wissen nicht wann, vom Menschen eingeführt: so, wahrscheinlich von Java her, nach Timor der Javaneraffe (Macacus cynomolgus), ein javanischer Hirsch (Cervus hippelaphus), welcher hier sowohl wie auf Celebes und den Molukken, wohin er auch durch Zuthun des Menschen vor sehr langer Zeit gekommen sein muß, besondere Varietäten bildet, dann eine in Indien weitverbreitete Viverre (Paradoxurus fasciatus), während eine andere (Viverra tangalunga), gleich weit verbreitete nach Celebes und auf die Molukken eingeführt wurde. Nach der Insel Buru brachte der Mensch von Celebes aus ein Wildschwein (Babirusa alfurus), und nach Batjan, einer anderen Insel der Molukkengruppe, den seltsamen Celebesaffen (Cynopithecus nigrescens). Affen und Papageien werden von Naturvölkern besonders gern gezähmt gehalten und haben daher mehr Gelegenheit, nach Ländern, wo sie ursprünglich nicht zu Hause sind, gebracht zu werden und dort zu verwildern. Wahrscheinlich stammen auch die Affen, welche sich in wenigen Exemplaren und nur unter Schutz des Menschen auf Gibraltar finden (Inuus ecaudatus), von Exemplaren ab, denen im Altertum der Mensch die Freiheit gab oder die aus der Gefangenschaft entsprangen.

Papageien mögen vielfach über die ost- und westindische Inselwelt, sowie über Polynesien verschleppt worden sein — niemand kann jetzt bestimmen, ob eine Art, welche auf mehreren Inseln zugleich vorkommt, auf einer entstanden und auf die übrigen selbständig eingewandert ist. Sehr wahrscheinlich ist es, daß der Halsbandsittich (Palaeornis Forquatus), die einzige von achtzehn Arten dieses Geschlechtes, welche auch außerhalb Indiens im tropischen Afrika gefunden wird, hierher auf künstlichem Wege gebracht wurde. Da die afrikanische Form doch in einigen geringen Punkten von der asiatischen abweicht, so ist es wohl schon sehr lange her, seit diese Überbringung stattfand. Interessant ist es, daß in der Umgebung der Kapstadt Nachkommen neuerdings eingeführter indischer Exemplare derselben Papageienart abermals verwildert sind.

Weit stärker als in förderlicher Hinsicht macht sich der Einfluß des Menschengeschlechtes auf die Verbreitung der Tiere in schädigender geltend: Dutzende von Tierarten hat der Mensch aus dem Buche des Lebens getilgt, Hunderte aus alten Wohnsitzen verdrängt, andere Hunderte, einst zahlreich vorhandene werden durch ihn von Jahr zu Jahr seltener, mehr und mehr werden ihre Chancen, sich fortpflanzen zu können, geringer — sie stehen auf dem Aussterbeetat.

Die unmittelbaren Gefahren, welche den Tieren eines Landes seitens des Menschen drohen, nehmen in dem Maße zu, wie die menschliche Bevölkerung in demselben wächst und ihre Waffen und Fangapparate sich verbessern. Große und in ihren Bewegungen unbeholfene Tiere und solche, welche von Haus aus selten sind oder beschränkte Lokalitäten, besonders Inseln bewohnen, werden fortgesetzten Nachstellungen am ehesten zum Opfer fallen. Geschöpfe von bedeutender Größe brauchen eine ziemliche Zeit, bevor sie ausgewachsen sind, sie haben meist nur jährlich, manche selbst nur aller zwei Jahre ein einziges Junges, bei ihren gewaltigen Körperdimensionen brauchen sie viel Nahrung, können daher nur sehr ausnahmsweise in größeren Massen zusammenwohnen, oder wenn sie Herdentiere sind, brauchen sie ausgedehnte Territorien als Weideplätze. Sie vermögen sich gerade wegen ihrer Größe weniger gut zu verbergen und sich auf diese Weise den Nachstellungen zu entziehen, und wenn sie auch unbedingt aus Kämpfen mit dem unbewaffneten Menschen als Sieger hervorgehen würden, so sind sie doch der Wirkung der unheimlichen Schußwaffen weit mehr ausgesetzt als kleinere Tiere. Kommt noch hinzu, daß diese Tiere für den Menschen, sei es durch ihr Fleisch und Fett, durch ihre Körperbedeckung oder Zähne, besonders wertvoll erscheinen, daß sie vielleicht außerdem wenig schnell in ihren Bewegungen und bei Mangel natürlicher Waffen harmlos und wenig gefährlich sind, so stehen ihre Chancen, sich und ihre Art zu erhalten, sehr schlecht.

Wir wissen nicht, inwieweit der Urmensch an der Ausrottung und Verdrängung vieler Tiere unmittelbar beteiligt war, wenn wir auch wissen, daß er mit dem Mammut, mit Rhinozerossen, Riesenhirschen, wilden

Pferden, Höhlen-Bären, -Hyänen und -Löwen im Herzen von Europa hauste und eifrig Jagd auf sie machte. In historischer Zeit sind der Auerochs und die Stellersche Seekuh ausgerottet: das erstere stattliche Rind beobachtete in Litauen auf einer Gesandtschaftsreise zum Kaiser von Rußland noch Haberstain 1526, und die letzte Seekuh, eins der merkwürdigsten Säugetiere, die je gelebt haben, wurde 1768 gesehen. Dieses harmlose, von Tang sich nährende Seetier lebte an der asiatischen Küste des nördlichen Stillen Ozeans zwischen Kamtschatka und der Behringsinsel und war bei der Unfähigkeit, sich zu verteidigen, und bei dem Wohlgeschmack seines Fleisches für die Robbenschläger und Walfischfänger eine leicht zu bewältigende und willkommene Beute.

Die Robben selbst und die Waltiere sind durch die unvernünftigen Massakres, welche der Mensch kurzsichtigerweise unter ihnen angerichtet hat, ungemein dezimiert, und wenn nicht bald die an ihrem Fange interessierten Nationen umfassendere und schärfere Gesetze als bisher erlassen, welche diese Jagd regeln und bestimmen, zu welchen Jahreszeiten und von welchem Alter ab die Tiere getötet werden dürfen, so werden verschiedene Arten in absehbarer Zeit ausgestorben sein.

Das Walroß lebte noch vor neunhundert Jahren in großen Mengen an Norwegens Küste, ist aber seit lange schon auf die arktischen Gestade jenseits des 73. Breitegrades zurückgedrängt worden. Lütke erzählt, daß 1803 auf Unalaschka 800000 Stück Felle der Bärenrobbe aufgestapelt gewesen wären, von denen sieben Achtel wieder vernichtet wurden, um die Preise nicht zu sehr sinken zu lassen! Auf Kerguelen hatte sich einmal eine Gesellschaft Robbenschläger niedergelassen, um den Thran der dort früher sehr häufigen Seeelefanten zu gewinnen. Vielleicht 50000 bis 60000 Tiere wurden von ihnen getötet, und als sie für den Thran keine Abnehmer mehr fanden, steckten sie die in Fässern aufgespeicherten Vorräte in Brand. Von derselben Robbe wurden noch bis vor 50 Jahren allein an der Küste von Patagonien 40000 Stück Alte und Junge jährlich niedergemetzelt.

Nicht anders erging und ergeht es den Walfischen! Schon seit 200 Jahren sind diese Tiere als ständige Bewohner von der europäischen Küste verschwunden, und seit 100 Jahren sind sie so selten in den arktischen Gewässern geworden, daß die Habgier den Menschen angetrieben hat, sie in den stürmischen antarktischen, mit Recht so gefürchteten Meeren aufzusuchen. Pechuël-Lösche hat zusammengestellt, was allein die nordamerikanischen Walfischfänger in der Zeit von 1804 bis 1876 an Produkten aus ihren Beutetieren gewonnen haben. Danach stellt sich der Ertrag auf 75 Millionen Pfund Fischbein, 1200 Millionen Liter Thran und ungefähr 1600 Millionen Pfund Walrat. Von 1850 bis 1880 wurden ungefähr 293000 Wale verschiedener Arten vernichtet! Berücksichtigt man, daß die größeren Formen höchstens alle Jahre, wahrscheinlich aber bloß alle zwei Jahre ein einziges Junge zur Welt bringen, so kann man sich einen Begriff davon machen, mit welchen Riesenschritten sich diese Kolosse ihrem gänzlichen Untergange nähern. Das kann aber unmöglich ohne rückwirkenden Einfluß auf die Verhältnisse der übrigen Meeresfauna sein, diese Tiere sind denn doch schon Faktoren, mit welchen man bei der Betrachtung des allgemeinen Stoffwechsels im Meere rechnen muß. Ein vollkommen ausgewachsener Bartenwal repräsentiert die ungeheure Menge von 150000 Kilo tierischer Substanz, und eine solche Maschine bedarf gewaltige Massen von Heizungsmaterial oder Nahrung. Die Bartenwale leben von sehr kleinen Krebsen, Flügelschnecken und anderen auf der Meeresoberfläche schwimmenden Organismen, und von Middendorff hebt hervor, wie durch die unvernünftige Vertilgung jener riesenhaften Geschöpfe in den arktischen Meeren unberechenbare Quantitäten tierischer Substanz, welche die Wale in Thran umsetzen, für die Menschheit nutzlos verloren gehen. Vielleicht! möchte ich hinzusetzen, denn absolut verloren ist diese Substanz sicher nicht. Mit den Walen sind anderen Tieren gefährliche Konkurrenten im Erwerb des täglichen Brotes verschwunden, und das früher von jenen verspeiste Quantum kommt jetzt unmittelbar oder mittelbar diesen zu gute, welche dem Menschen den organischen Stoff in einer, wenn auch nicht nützlicheren, so doch angenehmeren Form, als Thran es ist, zuführen. Ich zweifle überhaupt daran, daß durch die Vernichtung noch so vieler fleischfressenden Tierarten der Stoffwechsel in der Natur wesentlich gestört wird: wenn so und so viel Mitbewerber um die Nahrung verschwinden, so erhalten so und

so viel andere Tiere bessere Aussichten auf Ernährung. Mit der Ausrottung der Vegetation ist das freilich ein ander Ding, denn diese ist es, welche anorganische Stoffe in organische, also in die für Tier und Mensch genießbare Form erst umsetzt. Das ist wohl richtig, daß die menschlichen Landesgenossen der ausgestorbenen Seekuh jetzt gezwungen sind, sich zum Teil von Tang direkt zu nähren, welchen sie früher in Gestalt von Seekuhfleisch zu sich nahmen. Mit den Pelztieren in Nordasien und Nordamerika ist es genau so gegangen, wie mit Walen und Robben. Unvernünftige Habgier hat von Jahr zu Jahr ihre Zahl unverhältnismäßig verringert und die Gebiete ihres Vorkommens mehr und mehr beschnitten.

Es verdiente unbedingte Anerkennung, daß die Regierung der Vereinigten Staaten sich mancher verfolgten Tiere mit großem, und es muß betont werden, selbstlosem Eifer angenommen hat. So hat sie den Seelöwen auf den Felsen im Eingange zum Hafen von San Francisco eine Freistatt geschaffen, welche der verwegenste Yankee respektiert, und mit gutem Grunde, denn er lief große Gefahr, falls er diesen Schützlingen der Nation nach dem Leben trachtete, von seinen ein kurzes Verfahren liebenden Landsleuten gelyncht zu werden. Eine andere Freistatt hat man den Büffeln in dem nationalen Park des Yellowstone-Thales bereitet. Noch 1853 schrieb der bekannte Tiergeograph Ludwig Schmarda: „Der nordamerikanische Bison kommt in Herden von 20000 Individuen vor. Es werden jährlich 300000 getötet,“ und General Crook ist der Meinung, daß etwa von 1868 bis 1878 mindestens noch jährlich 100000 Stück getötet worden sind. Durch dieses Morden ist allerdings dem Menschengeschlecht eine schwer zu ersetzende Menge tierischer Substanz entzogen, denn der Bison war ein Grasfresser, und vorläufig ist noch wenig Aussicht, daß ein anderer für uns verwendbarer in entsprechender Menge sich in den alten Heimstätten des amerikanischen Büffels entwickeln wird. Nach Hunderten zählt der gegenwärtige Bestand des einstmaligen Königs der Prärien, welche eine große Nekropolis seines Geschlechts geworden sind, eines Geschlechts, von dem man sagen kann: es ging an Schießpulver zu Grunde!

Es würde uns zu weit führen, wenn wir alle die Fälle aufzählen wollten, in denen der Mensch absichtlich oder doch wenigstens unmittelbar Tiere aus ihren alten Heimstätten verdrängt und wie er andere dem Aussterben nahe gebracht hat. Löwe, Bär, Luchs, wilde Katze, Wolf, Vielfraß, sie sind nach und nach aus Deutschland verschwunden, oder sind große Seltenheiten geworden. Nun, wir weinen ihnen keine Thräne nach! Auch der Elch hält sich nur noch in wenigen Exemplaren in dem äußersten nordöstlichen Winkel unsers Vaterlandes, der Biber ragt als ein Stückchen alter Zeit hie und da in unsere jetzige deutsche Fauna herein, Schwäne, Wildgänse, Kraniche, Adler, sie zogen sich gleichfalls nach dem fernen, menschenarmen Nordosten und in die höchsten Gebirge zurück. Der Wisent, die stolze Jagdfreude unserer Vorfahren, hat in Litauen im Walde von Bialowicza und am Kaukasus letzte Zufluchtsstätten gefunden und wenn nicht über Wildschweine, Hirsche, Rehe, Auer-, Birk- und Haselhühner hohe Herren, allerdings weniger der Tiere selbst als des Weidwerks halber, ihre Hände hielten und gehalten hätten, so würden auch sie ausgerottet oder doch nahe daran sein, es zu werden.

Nur auf die Vögel, welche der Mensch durch sein unmittelbares Zuthun aus der Liste der lebenden Wesen gestrichen hat, wollen wir zum Schlusse noch einen Blick werfen. Ihre Zahl ist verhältnismäßig beträchtlich, weit beträchtlicher als die der unter ähnlichen Verhältnissen zu Grunde gegangenen Säugetierarten. Eine überraschende Thatsache, nicht wahr? Man sollte doch von vornherein vermuten, daß ein Vogel, ein mit Flugfähigkeit begabtes Tier, weit besser in der Lage sein müsse, sich den Nachstellungen des Menschen und dem völligen Untergange durch dessen Hand zu entziehen als die meisten anderen Geschöpfe. Wohl wahr! Aber alle diese Vögel sind, mit einer Ausnahme oder besser mit einer halben, Inselbewohner und größtenteils flugunfähig gewesen und waren so durch die Beschränktheit ihrer Wohnorte und durch die eigne Unbehilflichkeit dem ungnädigen Menschen auf Gnade und Ungnade übergeben.

Wir wollen hier nicht erörtern, wodurch Flugunfähigkeit eines Vogels und auch zahlreicher Insekten durch den Aufenthalt auf Inseln oder auf weiten Flächen bedingt, oder wie und unter welchen Umständen sie durch eine besonders hervorragende Schwimmfer-

tigkeit ersetzt wird, wir wollen hier bloß die einzelnen Fälle anführen, in denen Vogelarten durch unmittelbares Zuthun des Menschen ausgestorben sind. Es lebte noch zur Zeit des Urmenschen an den Klippen längs der europäischen Westküste bis Nordfrankreich, im XVI. Jahrhundert an der amerikanischen Ostküste bis Newfoundland hinab und noch in unserm Jahrhundert auf den kleinen Felseneilanden in der Nachbarschaft der Faröer, von Island und Grönland ein stattlicher Alk, der Riesen- oder Brillenalk, der Geirfugl der Isländer. Fliegen konnte der Vogel nicht, und das war sein Verderben! 1844 wurde das letzte Pärchen, von dem man je vernommen, auf der Insel Eldey bei Island ermordet. Im XVII. Jahrhundert unterlag, wie erwähnt, der Dodo auf Mauritius den vereinten Nachstellungen holländischer Matrosen und verwilderter Schweine, nicht besser ging es zwei verwandten Formen, dem Solitaire auf Rodriguez und einer anderen auf Bourbon. Daneben gelang es dem Menschen auf denselben Inseln und zwar meist schon in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, 4 oder 5 wasserhuhnartige Vögel, 3 Papageien und eine Staarform (Fregilupus varius) auszurotten, obwohl dieselben teilweise zu fliegen vermochten. Auf Madagaskar sind 3 gigantische Strauße (Aepyornis) verschwunden, wahrscheinlich auch erst, nachdem der Mensch, diesmal aber nicht der europäische, von der Rieseninsel Besitz ergriffen hatte. Aber der großartigste Vernichtungskampf — ein wirklicher Kampf dürfte es gewesen sein — vollzog sich auf den beiden Inseln Neuseelands gegen die Moas. Neuseeland scheint verhältnismäßig erst spät von kühnen Seefahrern malaiischer Rasse besiedelt worden zu sein, welche, als sie auf diesen Inseln landeten, dieselben im Besitz von 11 Arten von straußähnlichen Vögeln fanden. Ich sage: im Besitz — denn diese Tiere spielten hier unbedingt die erste Rolle. Kein Raubtier hatte ihnen jemals nachgestellt, bei reichlichem Futter konnten sie in friedlicher Entwickelung ihr Flugvermögen einbüßen und gigantische Proportionen erlangen — flugunfähige Vögel, teilweise bis 20 Fuß hoch, sind bloß auf abgeschiedenen Inseln und fast ohne Kampf ums Dasein denkbar. Dem Menschen aber waren sie nicht gewachsen: hier in diesem äußersten Winkel der Erde wiederholte sich der Kampf der Pygmäen mit den Kranichen, von dem Herodot zu erzählen weiß. Die eingewanderten Leute der Maoris bekriegten und vernichteten die Moas, und als längst kein Mitglied dieses Riesengeschlechts mehr existierte, lebte ihr Andenken noch in den Liedern, welche die Nachkömmlinge der alten Maoris von den Heldenthaten ihrer Väter sangen. —

So verfügt das Menschengeschlecht über das Recht, welches auch die Tiere am Leben haben; sie schwinden dahin vor seiner Gewaltthat und List. — Die Erde hat lange nicht für alle Raum, und den verschwundenen Gestalten werden andere und abermals andere folgen. Wo der rücksichtslose Herr der Schöpfung aber nicht absichtlich bis zur Vernichtung störend in die Existenz seiner Mitgeschöpfe eingreift, da thut er es oft unbewußt, indem er neue Lebensbedingungen plötzlich schafft, welchen jene sich anzupassen nicht vermögen und die ihnen den Untergang bringen müssen.

Auf Hayti.

Mein Ritt zum schönsten Fleck der Erde.

Von Kapitän Jerrmann.

Ich befand mich auf der Reise nach Hayti, wo ich eine nach Havre bestimmte Ladung Blauholz einnehmen sollte, und hatte mich, von Norden kommend, so weit östlich gehalten, daß ich beabsichtigte, gegen Abend auf die Mouchoir-Passage abzuhalten. Es war im August und trotz des frischen Nordostpassats erdrückend heiß; wir hatten alle Segel beigesetzt, die Mannschaft der Vormittagswache arbeitete in der Takelage und ich selbst belustigte mich mit dem Harpunieren großer Bonitos, welche schon viele Tage dem Schiffe rastlos gefolgt waren. Der Hunger trieb die armen Kerle zur unermüdlichen Jagd auf die Abfälle unserer Kombüse; ihre Magen waren alle fast gänzlich leer, nur in einem derselben fand ich wohl mehrere hundert kleine Garnelen; der hatte Glück gehabt;





Ein Taufgang in Tirol. Nach dem Gemälde von Carl Gustav Herrmann.

aber einem anderen war schon vor drei Tagen durch einen Streifschuß mit dem Elker ein großes Stück Fleisch aus dem Rücken gerissen worden, und noch immer folgte er dem Schiffe, an der breiten Wunde erkennbar. Mein Fang war ergiebig, denn mancher dieser köstlichen Fische wog an die vierzig Pfund, und gerade lehnte ich wieder an der Regeling, mit erhobener Waffe ein neues Opfer erspähend, als mir der erste Steuermann die Meldung machte, daß das Barometer auffallend gesunken sei. Ich blickte umher, aber in der Luft war nichts Beunruhigendes zu bemerken; der Himmel war wolkenlos und spiegelte seine tiefblaue Farbe in dem mäßig bewegten Wasser des Atlantischen Ozeans, die Sonne stand hoch am Firmament, und das Schiff legte sich unter dem Druck der Segel leicht nach Steuerbord über. Ich ging in die Kajüte hinunter, um nach den Instrumenten zu sehen; das Wetterglas war in der That stark gefallen. Als ich nach einer Viertelstunde wieder an Deck kam, bemerkte ich, wie der wachthabende Steuermann unverrückt nach einem Punkte zu luvwärts ausschaute; es war noch alles unverändert, aber den Blicken des Offiziers folgend, sah ich tief am südöstlichen Horizont einen kurzen, flachen, dunkelgrauen Streifen sich vom hellen Himmel abheben wie die Hügelkette eines flachen Eilandes. Der schwarze Fleck erwies sich verhängnisvoll.

Eine halbe Stunde später war das Barometer abermals um einen Millimeter gefallen, die Brise hatte zugenommen und die leichten Segel waren festgemacht worden; da begann die dunkle Stelle am Horizont zu wachsen; rasch dehnte sie sich in die Breite, und dicke Wolkenmassen packten sich wie durcheinandergeworfene Säcke aufeinander, während der übrige noch wolkenlose Himmel wie von einem feinen Nebelflor überzogen erschien, durch welchen das Ätherblau eine eigentümliche matte Farbe erhielt. Der Wind nahm zu und raumte beständig auf, um 11 Uhr kam er schon steif aus Ostnordost; das Wetter sah drohend aus, alle Anzeichen deuteten auf das Nahen eines Orkans, und ich traf meine Maßregeln, um nicht von ihm überrascht zu werden. Die Wache ward ausgepurrt und nun ging es an die Arbeit. Die Untersegel wurden aufgegeit, der Klüver niedergeholt, die Marssegel dichtgerefft und das Großsegel festgemacht. Währenddessen hatte sich der ganze Himmel dicht bezogen, die Luft war zum Ersticken heiß, es begann heftig zu regnen, und der Wind wehte mit Sturmesgewalt aus Nordosten. Ich hatte über Steuerbordbug beigedreht, und das Schiff arbeitete schwer in der bereits sehr hoch gehenden See, deren Wellen infolge des beständig ändernden Windes unregelmäßig durcheinander liefen. Es ward fast dunkel, und die grellen Blitze beleuchteten die weißen Schaumkronen der uns umtosenden Wasserberge.

„Gei Vormarssegel auf!" Rasselnd fliegen die Schotenketten in die Luft; das vom Sturm gepeitschte Segel schlägt, daß man Kanonenschüsse zu hören glaubt; laut tönt der kreischende Aussang der Matrosen bei der Arbeit; dazu das Heulen und Pfeifen des Windes in der klappernden und knarrenden Takelage und der dumpfe, grollende Krach, wenn sich eine gewaltige Welle am Bug des Schiffes bricht und sich dann, alles überflutend, das Deck entlang wälzt. Die Leute haben harte Arbeit auf der Raa; mit eisernen Fäusten packen sie das Segel, das sich vor ihnen im Sturme bauscht und bläht, jetzt schlägt es zurück, um dann mit furchtbarer Kraft nach vorn zu schnellen, aber sie packen es wieder und wieder — es ist wie ein Kampf mit einem wütenden Tiere! Dabei rollt das Schiff und wälzt sich von Seite zu Seite, daß die hoch oben arbeitende Mannschaft in weitem Bogen durch die Luft geschleudert wird und es aller Kraft, Gewandtheit und Entschlossenheit des Seemanns bedarf, um nicht zu unterliegen. Doch endlich ist das harte Werk gethan, Marssegel und Bock sind beschlagen, und in wirrem Durcheinander eilen die flinken Kerle im Luvwant herab an Deck.

Aber jetzt bricht erst die volle Gewalt des Orkans über das Schiff herein! In drei Stunden ist das Wetterglas fünfzehn Millimeter gefallen; die Luft ist heiß, das Wasser lauwarm, an Deck steht es kniehoch und brandet von Bord zu Bord. Es herrscht düsteres Zwielicht, der prasselnde Regen wird vom rasenden Sturm wagerecht durch die Luft gerissen; dicke gelbe Wolken fegen niedrig über das Schiff hinweg, und wo sie zerreißen, sieht man über ihnen den schwarzen Himmel liegen, aus dem unaufhörlich die Blitze, von markerschütterndem Donner gefolgt, herniederzucken.

Horch, was war das? Ein geller, harter Knall — das war kein Donner! „Das Stagsegel ist aus den Lieken geplatzt!" „Los

das Fall, hol Stagsegel nieder!" Alles rennt durcheinander, jeder sucht die Luvseiten zu gewinnen, mit Mühe arbeiten sich die Leute nach vorn, um das Kommando auszuführen — es ist zu spät.

Allmächtiger, das Schiff liegt zum Kentern! „Los die Marsschoten, schnell, schnell!" Angstvoll schlägt jedes Herz, der nächste Augenblick kann der letzte sein. Da rasen die Ketten in die Luft, ein einziger furchtbarer Schlag, und in mächtigen Fetzen flattert das ganze Marssegel wie ein gespenstisches Laken durch die schwarze Luft. Aber das Schiff hebt sich nicht, die Regeling liegt zu Wasser, um und über uns heult und pfeift und rasselt es, und zischt und knallt, als wäre die Hölle los. „Klar mit der Axt bei den Stengepardunen!" Da knackt und kracht es im Vortopp, der Klüverbaum ist gebrochen, und die Bramstange kommt von oben, und — keiner hat es mehr zu hoffen gewagt — das Schiff richtet sich langsam auf und die Herzen schlagen wieder.

Der Wind war nach Norden herumgesprungen, doch er toste mit furchtbarer Gewalt, und die Gefahr war noch nicht vorüber. Die See lief von allen Seiten, und das Schiff nahm viel Wasser über. Es kostete unsägliche Mühe, die Bark an den Wind zu bringen und dabei so viel als möglich die über Bord gegangene Takelage, soweit dieselbe nicht weggekappt werden mußte, festzuzerren, damit die Stengen und Raaen nicht an die Schiffsseite schlagen könnten. Überdies war es nun auch mittlerweile spät geworden, und die Dunkelheit des Tages hatte sich in die Finsternis der Nacht verwandelt, man konnte nicht die Hand vor den Augen sehen. Die Mannschaft, müde und durchnäßt, arbeitete unverdrossen an den Pumpen, da traf eine schwere See das Schiff beim Backwant, daß es stöhnend in allen Verbänden krachte; immer höher türmte sie sich über der Regeling auf und dann plötzlich, mit dumpfem Schlag, stürzte sie aufs Deck herüber, alles mit sich fortreißend was ihr nicht standzuhalten vermochte und das Deck von vorn bis achter mannshoch überschwemmend. Zuerst hatte jeder mit sich selbst zu thun, denn es galt, sich festzuklammern, um nicht über Bord gewaschen zu werden; dann aber hieß es: retten, was in der grauenhaften Verwüstung von den umhertreibenden Gegenständen aufgefischt werden konnte. Die Kombüse hatte es mit voller Gewalt getroffen, der Luvwant war eingedrückt worden, Kessel und Potten waren über Stag gegangen, alles buchstäblich ersäuft und jede Aussicht auf einen warmen Trunk Thee mit der Sturzsee hinweggeschwemmt. Der Steuermann peilte die Pumpe; es war viel Wasser im Schiff; die Mannschaft mußte schwer arbeiten, um es leng zu erhalten.

Endlich nach Mitternacht ließ die Gewalt des Orkans etwas nach. Als ich in die Kajüte hinunter kam, bot sich mir ein grauenhaftes Bild der Verwüstung. Am Sofa hielt sich der völlig durchnäßte Junge fest und zitterte. Er hatte eine halbe Stunde gebraucht, um die Hängelampe anzuzünden, und jetzt beleuchtete sie trübe einen unkenntlichen Haufen übereinandergestürzter Dinge, umspült von dem fußhoch an Deck stehenden Wasser. Der schwere eichene Tisch hatte alle Laschings und Schrauben gebrochen und war über Kopf gegangen.

Jetzt stieg das Barometer schnell; das Blitzen hörte auf, aber dafür verwandelte sich der Regen in einen förmlichen Wolkenbruch, welcher ununterbrochen auf uns herabströmte, auch noch als bei Tagesanbruch der Sturm sich zu legen begann. Erst im Laufe des Vormittags hörte der Regen auf, mit ihm aber verschwanden auch mit einem Male die Wolken, der Himmel ward klar, und mit frohem Herzen begrüßten wir die strahlende Sonne nach einer Nacht voll Bangen und Qual.

An Deck sah es bös aus; die Steuerbordsschanzkleidung war eingeschlagen, die Kombüse zertrümmert, ein Boot aus den Davits geschlagen und eingedrückt; der Hühnerstall mit allem Geflügel ganz verschwunden; und oben in der Takelage hing alles wild durcheinander. Aber bei genauerer Untersuchung stellte sich doch heraus, daß das Schiff keinen ernstlichen Schaden gelitten hatte. Nach und nach wurden die Segel beigesetzt und die Mannschaft arbeitete an Deck und in den Toppen an der Ausbesserung der erlittenen Havarie.

Das böse Wetter hatte uns weit nach Westen versetzt; am nächsten Morgen schon bekamen wir Turks Island in Sicht und steuerten dicht beim Winde an seiner Westküste entlang. Wenn man einige Zeit auf See gewesen ist, macht der Anblick des küm-

merlichsten Stückchen Landes Freude, aber an und für sich ist an dieser Inselgruppe, wie an fast allen Bahamas, sehr wenig zu sehen. Alle sind mehr oder weniger kleine, zu Gruppen vereinigte Inseln, die sich selten bis zu hundert Fuß über dem Meeresspiegel erheben; einzelne sind, von dem herrlichen Klima unterstützt, außerordentlich fruchtbar; sehr viele indessen, und so auch die Turks Islands, äußerst dürftig. Diese neun Inselchen ragen auf dem Korallengrunde der Bahamabank etwa 70 Fuß über das Wasser empor, bestehen durchweg aus mit weißem Sande überschüttetem Sandstein und zeigen keine andere Vegetation als Buschwerk und runden Kaktus. Keine Quelle, kein Acker oder Garten, kein Vieh ist dort zu finden; das Regenwasser wird in Cisternen gefangen, und die Lebensmittel müssen von benachbarten Inseln geholt werden. Große, von Ebbe und Flut beeinflußte Teiche liefern den einzigen Gegenstand des Handels, ein nach Amerika viel verschifftes Salz. Trotz dieser Unwirtlichkeit bietet dieser Strand einige malerische Punkte, an denen die Felsen steil ins Meer abfallen und deren Einzelheiten man gut betrachten kann, da der Kurs dicht unter Land hinführt. Man erkennt ohne Glas die Signalstange neben dem hohen Leuchtturm auf der Nordspitze der Hauptinsel und sieht deutlich die Häuser der kleinen Stadt und das Gemäuer einer Ruine. Wie ein niedliches Bild zieht das Panorama der langgestreckten Gruppe an uns vorüber.

Der Passat wehte steif, und abends kamen wir in die Haytisee. Der Himmel war von dickem Gewölk bedeckt, durch dessen Risse der grelle Mondschein auf die lebhaft rollenden, von weißem Schaum gekrönten Wellen fiel. Es war eine wundervolle Tropennacht. Gegen Morgen verzogen sich die Wolken, die tiefe Bläue des Himmels verfärbte sich zu mattem, von den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne vergoldetem Grau, und vor uns tauchte das Hochgebirge von Hayti, in gewaltigen Massen aufeinander getürmt, aus dem glitzernden Meere empor.

Das ist ein überwältigend großartiger Anblick! So weit das Auge nach Ost und West reicht, erblickt es die mächtigen Felswände, die, von herrlichstem Waldschmuck bis zum Gipfel bedeckt, sich schroff ins Meer herabstürzen. Hinter diesem Küstensaum erhebt sich im Innern der Insel das Gebirge bis zu 10000 Fuß Höhe, die zahlreichen Kuppen und Kegel aus dem feuchtheißen Dunst der Tropen hinausstreckend in eine milde, erfrischende, unwandelbare Frühlingsluft. Ein saftiges, weiches, ewig frisches Grün, welches kein kalter Hauch ertötet, welches keine Hitze zu versengen im stande ist; eine Alpenwelt ohne Schnee und Eis, überschüttet von einem verschwenderisch ausgestreuten Segen der Natur; vom Gipfel des Yaque bis herab zur wildschäumenden Brandung des Ozeans mit prachtvollstem Urwald bedeckt; so zeigt sich vor uns die schönste und reichste Insel des Westens, das herrlichste Denkmal der Lebenskraft unsers Erdballs!

Dort, wo die nördlichsten Ausläufer der Sierra de Cibao schroff in das Meer hinabstürzen, liegt einer der wichtigsten Handelsplätze der Insel, die Stadt Kap Haytien, auch wohl schlechtweg das Kap genannt, an einer ziemlich regelmäßig abgerundeten Bucht, mit einem guten, sicheren Hafen. Die westlichen Ufer sind steil und werden von den schroffen Felsen des Vorgebirges überragt, welches sich in malerischen Zacken weit nach Norden vorschiebt, während sich im Süden eine dichtbewaldete Niederung zwischen dem Meere und der Sierra einschiebt, die sich in den Mangrovesümpfen verliert, von denen die Bucht im Osten umlagert ist. Am Fuße der westlichen Berge „Haut du Cap," welche noch kurz vor ihrem Absturz ins Meer die beträchtliche Höhe von weit über tausend Fuß behalten, liegt die Stadt, vom Morne Lori überragt, von dichter Waldung umgeben, von den Fluten der See bespült.

Die Einfahrt in den Hafen war für mich nicht ganz ohne Beschwerlichkeit verlaufen, weil das Lotsenboot bei dem hohen Seegange nicht herauskommen konnte. Ich war daher gezwungen gewesen, die äußerste Spitze des Kaps anzusteuern und dann hart unter Land hinzulaufen bis oberhalb Fort Picolet, wo mich der Lotse in ruhigem Wasser erwartete. Der Anblick der Küste ist hier großartig, wo die wilde Brandung oft haushoch an den zerklüfteten Steinmassen emporschäumt, fast bis hinauf zu den Mauern der am Felsen hängenden Festungsruinen. Wunderlich genug nehmen sie sich aus, diese Ruinen, welche offiziell noch als Fort Picolet, Fort Joseph rc. aufgeführt werden, in deren eingestürzten Batterieen aber die mächtigen eisernen Belagerungskanonen auf zusammengebroche-

nen Lafetten umherliegen, halbverschüttet von Steingeröll, dicht überwachsen von Buschwerk, Gestrüpp und Schlingpflanzen aller Art. Zur Zeit der Franzosenherrschaft war der Hafen durch diese Befestigungen uneinnehmbar, aber die träge Gleichgültigkeit der Neger hat alles verfallen lassen. Trotz ihres elenden Zustandes werden einige dieser Kanonen noch benutzt, und ich mußte lachend daran denken, wie ich vor mehr als zwanzig Jahren als junger Offiziersaspirant mit der Fregatte „Gefion“ hier im Hafen lag und diese selbe Batterie sich von uns die Kartuschen geborgt hatte, um unser Salut erwidern zu können. Und damals blühte Hayti noch unter dem Mulattenpräsidenten Geffrard; seitdem ist das Land, von der Negerpartei regiert, immer tiefer und tiefer gesunken.

Ich ankerte auf der Reede etwa drei Kabellängen von der Landungsbrücke und ging sofort auf die Kommandantur, um das Schiff einzuklarieren. Vor dem durch die Flagge der Republik Hayti, blau mit rotem Kreuz, kenntlich gemachten Regierungsgebäude fand ich einen Haufen schwarzer Kerle, Hafenarbeiter, in zwei heftig streitende Parteien geschieden, wobei alle zugleich wie besessen umhersprangen, mit den Fäusten drohten und brüllten. Ohne Geschrei geht es nicht ab, wenn Neger versammelt sind, man muß nur den Höllenspektakel hören, wenn sich auf dem Markte zwei Weiber zanken, um die sich sofort ein dichter Menschenknäuel sammelt, der durch Heulen, Johlen und Pfeifen sein Ergötzen an den Tag legt. Näher kommend, bemerkte ich in dem Haufen die lange Gestalt des mir schon von früher her bekannten Hafenkommandanten, der in dem tollen Geschrei vergeblich versuchte, zu Worte zu kommen, und es bot sich mir das würdige Schauspiel, wie der elegante Marineoffizier sich von dem Gesindel schimpfen ließ und, wieder schimpfend, mit dem Hafenreglement in der Hand herumfuchtelte, bis er schließlich ganz erschöpft die Beruhigung der Menge seinem kleinen buckeligen Sekretär überließ, um sich mir und meinen Angelegenheiten zu widmen.

„Eh, monsieur le capitaine! comment ou yé? wie befinden Sie sich?“ begrüßte er mich in seinem Gemisch von Französisch und Kreolisch, mir den Weg durch die Menge frei machend. „Moin bieu,“ erwiderte ich und folgte ihm zum Hause. Auf der Treppe saß die Schildwache, das Gewehr zwischen den Knieen, die schwarzen Beine weit aus den blauen Leinwandhosen streckend. Als wir über seine Strohpantoffeln stolperten, nickte uns der Lümmel freundlich zu und bat um Feuer für seine stinkende Domingo. Oben im Büreau war es angenehm kühl, alle Läden, der einzige hier übliche Verschluß der Fensteröffnungen, standen offen. In dem sonst völlig leeren Saal stand ein kleines hölzernes Pult, an welchem ich meine Angaben über Schiff und Ladung niederschreiben mußte. Der Kommandant nahm den Bogen, setzte seinen Namen, Estravilus Deroche, darunter, die Worte Liberté, Égalité, Fraternité darüber, und dann, nachdem er gelesen, daß mein Ballast aus Bruchsteinen, einem hier sehr gesuchten Artikel, bestand, stieß er mich, verschmitzt mit den Augen zwinkernd, an und sagte: „Moin ka di ou qui chose, ich will Ihnen was sagen, über die Steine müssen wir noch handelseinig werden.“ Wir wurden auch einig und er bekam die Steine, ich aber niemals Geld.

Dem Hafenamt schräg gegenüber hat der Doktor sein Sprechzimmer. Wie mit allem in Hayti, so hat es auch mit dem Doktor seine eigne Bewandtnis. Jedes einlaufende Schiff hat an das Gouvernement sechzehn Gourdes — Haytidollars — für den Arzt zu zahlen, einen schwarzen Kerl, den man nie zu sehen bekommt. Das ist so eine von den vielen Regierungsabgaben, wie zum Beispiel zwanzig Gourdes für Stempelpapier — man sieht weder Stempel noch Papier, so wenig wie den Doktor, aber bezahlt muß es werden. Da man nun aber doch einen Arzt haben muß, schon wegen des Fiebers, ohne welches man selten davon kommt, so wendet man sich an Dr. Charles Brody, einen Europäer; genauer läßt sich seine Nationalität nicht feststellen, denn jedermann, welches Volkes er auch sein mag, redet er als Landsmann an. In jungen Jahren hatte er es in der Kunst des Zahnausziehens zu bemerkenswerter Fertigkeit gebracht, sich später in New-Orleans mit der Behandlung des gelben Fiebers eingehend beschäftigt, an der Westküste lernte er Beinbrüche heilen, und beim Kanalbau in Panama ward er gründlich vertraut mit der Cholera, und das genügte, um sich vor längeren Jahren in Hayti als Mann für alles niederlassen zu

können. Und daß er dies ist, beweist nicht nur das blühende Ausschnittgeschäft seiner kaffeebraunen Gattin, sein ausgedehnter Grundbesitz und seine zwei schwungvoll betriebenen Hospitale, sondern vor allem die große Anzahl von Patienten, welche dort auf der Treppe vor dem kleinen hölzernen Häuschen sitzen, in dem er seine Sprechstunden hält.

Doch da kommt der kleine alte Herr ja gerade im scharfen Galopp auf seinem Ponyhengst die Straße herunter, den breiten Strohhut auf dem grauen Kopf, in weitem weißleinenen Anzuge. Behend springt er aus dem tiefen spanischen Sattel, schlingt den Zügel um das Geländer und begrüßt mich in fremdländischem Deutsch als alten Bekannten. Das wurmstichige Haus enthält nur den durch die Thür erhellten Vorraum und ein Zimmer. Ersterer ist angefüllt mit Sätteln, Fischereigerät und Rudern für das Boot, in welchem der Doktor jeden Morgen die Runde auf den Schiffen macht; das Zimmer selbst enthält ein wildes Chaos von Kisten und Kasten, Gläsern, Retorten und Phiolen, denn es ist Sprechzimmer, Apotheke und Laboratorium zu gleicher Zeit. Zwischen den Flaschen und Bündeln liegen einige alte, in Schweinsleder gebundene Folianten mit großem altertümlichen Druck und grotesken anatomischen Holzschnitten. Es ist ein tolles Durcheinander in dieser Studierstube, aber der westindische Schaukelstuhl fehlt nicht.

„Da, setzen Sie sich und machen Sie es sich bequem; ich will nur die Wichtigsten abfertigen, wir können dabei immerhin plaudern.“ Ein großer, zerlumpter Neger hinkt mühsam über die Schwelle. „Sau gaigné pi à vous? Was habt Ihr an Eurem Fuß?“ fragt der Doktor, indem er die mächtigen Renommiersporen von den Halbschuhen schnallt, und läßt sich die Wunde zeigen. „Wie sieht es in Europa aus?“

„Ach was Europa; ich bin schon lange fort und kann nichts Neues berichten; aber wie steht es hier, ist's ruhig oder habt ihr wieder einmal Revolution? Ist es sicher im Gebirge? Ich möchte so gern nach Millot reisen.“

„Ganz sicher; es ist jetzt so ruhig bei uns wie seit lange nicht mehr. Jenseits der spanischen Grenze, bei Monte Cristi, schießen sie sich zwar, aber wir sind hier ganz unberührt davon.“ Dabei untersuchte er seine Kranken und stritt sich zwischendurch mit einem alten Weibe, welches die Miete nicht zahlen konnte und immer wieder beteuerte: „Moin gaigné pas monnaie, ich habe kein Geld,“ während er mir erklärte, daß das Haus auf den Namen seiner Frau geschrieben sei, da er als Weißer nach den Landesgesetzen keinen Grundbesitz erwerben könne. Dann fügte er plötzlich hinzu: „Übrigens habe ich gehört, daß eine größere Gesellschaft nach Millot reiten will, der könnten Sie sich vielleicht anschließen. Ich bringe Ihnen heute abend Bescheid nach dem Klub.“

Das fügte sich herrlich, besser, als ich hatte hoffen können, und mein langgehegter Wunsch sollte in Erfüllung gehen, ich sollte Millot kennen lernen! Wie oft hatte ich schon erzählen hören von dem reizenden Bergdorf inmitten des Urwaldes, von den Ruinen des Königsschlosses Sanssouci und von der alles beherrschenden Zwingburg La Ferrière, deren Riesenbau ich so manches Mal vom Hafen aus mit dem Fernglas aufgesucht hatte, wie er, ein steinerner Würfel, auf einem der Gipfel des Hochgebirges thronte.

* * *

Am Abend ging ich in den Klub, welcher ein eignes Haus am Nordende der Stadt besitzt. Beim Eintritt in den Hof erfreut uns ein sauber gehaltenes Gärtchen mit prächtigen Riesenkakteen. Der Billardsaal, ein Spiel- und ein Lesezimmer sind von einer schattigen Veranda umgeben, von welcher man eine freie Aussicht auf die Reede und die Felsen des Kap Picolet hat. Mitglieder können nur Weiße werden; die meisten sind Deutsche. Am Büffett bekommt man gute Spirituosen, Bremer Cigarren und Hamburger Biere, letztere sogar auf Eis, wenn gerade ein deutscher Dampfer im Hafen liegt. Jeder ankommende Kapitän wird sofort als Gast eingeführt und mit größter Liebenswürdigkeit empfangen. Bei dem dürftigen Gesellschaftsleben auf Hayti ist der Klub allabendlich der Versammlungsort der ganzen colonie étrangère, das heißt der Herren; die weiße Dame sieht man fast nie außerhalb des Hauses. Es leben wenig Europäerinnen auf der Insel, denn sie vertragen das Klima schlecht, während sich die Männer gegen seine bösen Einflüsse leichter durch gutes Essen und Trinken zu schützen vermögen. So besteht denn auch der weibliche Teil der guten Ge-

sellschaft fast nur aus Mulattinnen und Negerinnen, welche abwechselnd den Ton angeben, je nachdem sich die Regierung des Landes in den Händen der Farbigen oder der Neger befindet; und da die ersteren unbestritten unserer Civilisation näher stehen, so ist bei dem leider sehr raschen Zurückweichen des farbigen Elementes auch ein entschiedener Verfall des gesellschaftlichen Lebens auf der Insel zu bemerken. Ich kann mich noch der angenehmen Tage erinnern, die ich vor langen Jahren im Kreise wirklich liebenswürdiger haytianischer Familien zugebracht habe, aber seitdem haben die vielen Revolutionen und Bürgerkriege, welche zumeist auf eine blutige Verfolgung der Mulatten hinausliefen, nicht nur eine allgemeine Verarmung des ganzen Landes bewirkt, sondern auch der Bevölkerung den Stempel der Unwissenheit und Roheit der schwarzen Rasse aufgedrückt. Viele Leute, welche vor Jahren ihre behaglichen und oft recht eleganten Häuser zu Tempeln der Gastfreundschaft gemacht hatten, sind heutzutage nicht mehr imstande, ihre Freunde bei sich zu empfangen. Politische Verfolgung, Hinrichtung, Verbannung, selbst gemeiner Meuchelmord haben ihre Reihen gelichtet, die Überlebenden sind verarmt. Die Latifundien bringen aus Mangel an Arbeitskräften keinen Ertrag. Der dummstolze Neger sagt: „Moin pas esclave“ und arbeitet nicht, wobei ihn das Klima und seine Bedürfnislosigkeit unterstützt. Ehemals blühende Besitzungen und freundliche Landhäuser sind verwüstet und liegen in Trümmern; der frühere Wohlstand und verhältnismäßige Gesittung, die schönen Errungenschaften der langen, friedlichen Regierung des Mulattenpräsidenten Boyer, sie sind vernichtet, zerstört, verschwunden unter der tollen Säbelherrschaft seiner halbverrückten Nachfolger. Diese lange Schreckenszeit war von der Natur selber entsetzlich eingeleitet worden, als wollte sie ihren Teil dazu beitragen, den Untergang dieser unwürdigen Rasse zu beschleunigen: ein Jahr vor Boyers Vertreibung verwüstete das furchtbare Erdbeben von 1842 den ganzen Norden der Insel, mit ihm die ehemals so reizende Stadt Kap Haytien.

Gemäß der Verabredung kam Brody in den Klub und brachte mir die Nachricht, daß die erwähnte Gesellschaft nächsten Sonnabend um Mittag abzureisen gedächte und meine Teilnahme bereitwilligst angenommen habe; er wolle mich selber mit Mr. Nelson bekannt machen, in dessen Hause die Zusammenkunft verabredet sei, und welcher auch versprochen habe, mir den nötigen Erlaubnisschein vom Militärgouverneur des Departements zu besorgen. Im Klub ward es leer, denn um acht Uhr geht jedermann zum Abendessen nach Hause und verläßt dann die Wohnung nicht mehr, aus Besorgnis vor der fiebererzeugenden Nachtluft. Übrigens ist es auch behördlich verboten, sich nach zehn Uhr noch auf der Straße treffen zu lassen, und die Polizeipatrouille bearbeitet einen ertappten Spätling unbarmherzig mit dem Cocomacaque, dem bekannten Knüttel aus schwerem, hartem Holze.

Mich führte mein Weg noch in die innere Stadt zum Bäckermeister Cliquot, welcher sich mit Pferdeverleihen befaßt; ich suchte mir einen starken, sicheren spanischen Ponyhengst aus, welcher am festgesetzten Tage bereit sein sollte, und eilte, so gut es in der Nacht ging, nach dem Hafen hinunter, bei dem gänzlichen Mangel jeglicher Beleuchtung und dem elenden Zustand der Straßen eine nicht ganz unbedenkliche Aufgabe.

Ich habe vorhin Kap Haytien eine reizende Stadt genannt, und sie ist es auch in der That. Vom Meere aus gesehen, erscheint ihre Lage und Bauart malerischer als irgend ein anderer Ort Westindiens, dieses wahrlich an Naturschönheiten überreichen Landes; auch das Innere der Stadt zeugt noch von ehemaliger Schönheit, Eleganz und sogar Pracht, aber all diese Wahrzeichen längst vergangener Zeiten gemahnen uns in ihren von wildem Schlinggewächs überwucherten Ruinen wie die künstlerisch ausgeführte Illustration zu einem alten Märchen. Still und einsam, versteckt in der tiefen Felsenbucht, weit ab vom lauten Getümmel der Welt, umgeben von Meer und Urwald, liegt dort das freundliche Städtchen. Am Ufer entlang zieht sich eine Reihe von mehrstöckigen Kaufhäusern, viele davon durch fremde Konsulatsflaggen ausgezeichnet. Hier, an dem sogenannten bord de mer zeigt sich reges Verkehrsleben vor dem Zollhause und den Kontoren; die halbnackten schwarzen Hafenarbeiter beladen leichte, mit Maultieren bespannte Karren, hier treibt ein armer Bauer aus dem Gebirge seinen mit Kaffee bepackten Esel; dort müht sich ein Vier-

gespann von Stieren, den schweren, zweiräderigen Lastwagen durch den Sumpf zu ziehen, in welchem er inmitten der Straße stecken geblieben ist, und gefolgt von einem Rudel bellender Hunde jagt ein Trupp berittener Bauernweiber, mit den leeren Marktkörben an den Packsätteln der Esel, laut jauchzend dem südlichen Stadtthore zu. Hinter dem bord de mer bis an den Fuß der Berge laufen die geraden, regelmäßigen Straßen der Stadt. Das alte, noch aus der Franzosenzeit stammende Pflaster ist tief in die Erde eingesunken, und die steinernen Häuser liegen zum großen Teil in Trümmern, aus denen dichtes Gebüsch von beiden Seiten so herausgewachsen ist, daß oft kaum für einen Reiter genügender Raum in der Mitte der Straße bleibt. Die Ruinen aber sind schön und interessant; an vielen derselben kann man noch den wertvollen, vielfarbigen Sandstein bewundern, und die jetzt von Schlingpflanzen bewachsenen hohen Bogenfenster, Altane und Säulenportale erinnern an die Erzählungen von dem übermütigen Luxus, in welchem hier einst die französischen Sklavenhalter gelebt haben. Und all diese versunkene Pracht, diese Ruinen von Kathedralen und Palästen dienen jetzt dem tierisch verkommenen und verwilderten Negergesindel zum Schlupfwinkel, welches sich in den vom Steingeröll halbverschütteten Höfen ihrer einstmaligen Herren und Besitzer notdürftige Bretterbuden als Wohnungen aufgeschlagen hat.

Und dennoch macht das Kap, trotz allen Verfalles, einen eleganten Eindruck im Vergleich mit Port-au-Prince, der Hauptstadt des Landes, wo die Einwohner die Wirtschaftsabfälle und den Unrat aller Art gleich vor der Thür auf die Straße werfen, wo sich derselbe oft monatelang anhäuft und pestilenzialischen Geruch verbreitet, bis gelegentlich einmal einer jener heftigen Platzregen niedergeht, welcher förmliche Ströme durch die Straßen dem Meere zujagt und mit ihnen die Berge von Schmutz hinwegführt. So schlimm ist es doch nicht am Kap, und wenn ich auch im Dunkeln des Abends in manche Pfütze trat und über die vom Regen aufgewühlten Pflastersteine stolperte, so gelangte ich doch ohne größere Fährlichkeiten an den Hafen hinunter, wo mich mein Boot erwartete.

II.

Als der Sonnabend herangekommen war, traf ich früh morgens meine Vorbereitungen zur Abreise. Ich packte etwas Wäsche, einen Plaid und als Waffen Dolch und Revolver zusammen; einige Büchsen mit Konserven, mehrere Würste, etwas Schinken und Käse, sowie verschiedene Flaschen Cognac und Wein sollten meinen Beitrag zum gemeinschaftlichen Mundvorrate bilden; so ausgerüstet, begab ich mich an Land, schickte mein Gepäck durch einen der Matrosen zu Cliquot und benutzte die mir noch bleibende Zeit zu einem Besuche der Kathedrale. Wenn man vom nördlichen Landungsplatze sich links wendet und an den Ruinen des Tour d'Estaing vorüber der Stadt zu geht, so kommt man durch eine Reihe halbverfallener Strandbatterieen, in welchen hier und da noch eine alte Kanone herumliegt, an den Obelisk, in dessen Nähe die Wasserleitung mündet. Dieselbe hat früher die ganze Stadt mit vorzüglichem Trinkwasser versorgt; jetzt sind die Röhren geplatzt, und aus dem Mündungsstücke rinnen nur spärliche Tropfen ins Meer. Wenn Boote dort anlangen, um Wasser zu holen, pflegen sie einem Jungen zehn Centimes zu geben, damit er mit seinem Tuche etwas oberhalb das größte Loch zuhält, bis die Eimer gefüllt sind. In solchem Zustande befinden sich all die großartigen Anlagen, welche die ersten Erbauer errichtet hatten, um aus Kap Haytien eine der schönsten und bequemsten Städte zu machen.

Vom Obelisk bog ich in eine gerade Querstraße ein, welche bis zur Kathedrale hinaufführt. Unterwegs begegnete mir ein merkwürdiger Zug von einigen hundert Frauen und Mädchen, welche einem scheidenden Priester das Geleite bis zum Hafen gaben, und die Mannigfaltigkeit der Trachten ins Auge fassend, ließ ich die Prozession an mir vorüberziehen. Da konnte man die in Europa gewesene Mulattin sehen, deren französischer Kleiderschnitt ohne die dazu gehörige Schnürbrust deutlich verriet, wie unbehaglich dem Dämchen zu Mute war, welches sich noch immer nicht entschließen konnte, mit den Erinnerungen aus der alten Welt zu brechen, und im stillen wohl den heißen Wunsch nährte, ein Weißer möchte sie aus der windschiefen väterlichen Behausung wieder zurückführen in das Land, wo sie im Pensionat mit dem Firnis moderner Erziehung

oberflächlich überstrichen worden war. Dort watschelte die begüterte Vollblut-Haytianerin mit dem roten Tignon, dem künstlich geschlungenen Kopftuche auf der dichten schwarzen Wolle, in weitem weißen Negligérock, dessen lange Schleppe achtlos durch die Straßenpfützen schleift. Ihnen folgt eine Schar dunkelfarbiger Backfische in schwarzen Kleidern mit langen buntseidenen Bändern, geführt von ihren Erzieherinnen, den weißen Nonnen in ihrer Ordenstracht. Und zwischen allen drängte sich die Horde der Negerinnen niederen Standes, alle von dem gleichen Gefühle getrieben, dem geliebten Priester das Abschiedsgeleit zu geben.

An den Häusern aber lehnten die höhnisch lächelnden Männer und erzählten sich anzügliche Anekdoten von galanten Abenteuern, deren Held der junge weiße Priester gewesen; meinten, daß seine Abberufung wohl mit ihnen im Zusammenhange stehen könne, und summten Spottliedchen auf den „cher petit blanc adoré." Obwohl sich die priesterlichen Zustände seit dem 1860 unter Präsident Geffrard mit Rom abgeschlossenen Konkordate ganz wesentlich gebessert haben, so mögen die in meiner Nähe gefallenen Äußerungen nicht ganz grundlos gewesen sein, denn im argen liegen in Hayti immer noch sowohl die Schule als die Kirche, wie es ja auch bei dem mäßigen und fast immer lange im Rückstande bleibenden Gehalte kaum anders sein kann. Daher erklärt es sich auch, daß die Achtung vor Priester und Religion eine sehr geringe ist; und in der That würde ein Stamm von ganz vorzüglichen Geistlichen dazu gehören, um das Andenken an ihre Vorgänger auszulöschen, besonders in einem Volke, welches so gänzlich unter der Herrschaft des Vaudoux steht, jenes widerlichen, von Afrika mit herübergebrachten Fetischdienstes. Gab es doch französische Priester, welche sich nicht scheuten, im Lande umherzuziehen und gegen gute Bezahlung die Humforts, die Tempel der Menschenfresser, nach katholischem Ritus einzusegnen und mit Heiligenbildern zu schmücken; fand doch mancher hergelaufene Abenteurer Gelegenheit, sich unter der Maske eines Abbé eine gute Existenz zu gründen! Andere wieder lebten mit ihren Konkubinen und Kindern ganz öffentlich in demselben Hause, und es ist bezeichnend für die sozialen Ansichten der Haytianer, daß ein Kultusminister, als ihm Beschwerde über einen derartigen Fall in Port-au-Prince vorgetragen wurde, geantwortet hat: „Que voulez-vous, il est sans doute mauvais prêtre, mais certainement très bon père de famille."

So leichtfertig diese Herren mit der Sitte umspringen, so streng nehmen sie die äußerliche Handhabung der religiösen Ceremonieen, und da sie zugleich das Lehramt in den meisten Mädchenschulen verwalten, so sorgen sie schon dafür, daß in denselben das Auswendiglernen frommer Gebete den hauptsächlichen Unterrichtsstoff bildet. Außer einem medizinischen Kollegium gibt es im ganzen Lande etwa vierhundert Elementarschulen, vier Liceen und sechs höhere Mädchenschulen; daneben die von den Jesuiten und Nonnen geleiteten Seminare, Pensionate und Privatschulen. Der Protestantismus ist schwach vertreten und hat nur eine Kirche in der Hauptstadt.

Bei alledem ist die Haytianerin nicht bigott, aber sie befolgt willig die Vorschriften der katholischen Religion und geht gern und oft in die Kirche. Die Männer aber halten sich gänzlich von derselben fern, und da sie fast alle dem Freimaurerbunde angehören, so stehen sie mit der Geistlichkeit gewöhnlich auf gespanntem Fuße, und nicht selten kommt es zu heftigen Konflikten. Merkwürdig ist es, daß es gerade die Vaudoux-Priester sind, welche auch die Männer zu strengerer Erfüllung der katholischen Religionsceremonieen anhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Neues vom Büchertisch.

Von Paul von Szczepański.

Er ist da! — Der neueste Roman von Georg Ebers nämlich; wenn diese Zeilen in das Publikum kommen, hat er schon auf einigen tausend Weihnachtstischen gelegen und ebenso viele tausend Menschen mit allen Einzelheiten des Durchzuges der Kinder Israel durch das Rote Meer bekannt gemacht. „Josua" heißt der neueste Roman von Ebers, „eine Erzählung aus biblischer Zeit." (Verlag der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart.) Aber es ist keine „Erzählung," denn die verlangt einen schlichten Ton, sondern es ist ein Roman, ein ganz moderner Roman, gepfeffert mit allen Bestandteilen eines solchen. Im Vordergrunde jedes modernen deutschen Romans steht

der Leutnant. Selbst diese Vorbedingung erfüllt diese „Erzählung aus biblischer Zeit.“ Nur ist in Ägypten unter dem „Pharao des Auszuges“ das Avancement offenbar sehr viel schneller gewesen als gegenwärtig leider bei uns. Denn Held Josua, oder Hosea, wie er anfangs heißt, ist ein „Führer der Tausendschaften in Ägypten,“ worunter man sich, selbst wenn die alten Ägypter einige Übertreibung in den Titeln geliebt haben sollten, doch schlechterdings nicht die Stellung eines modernen Leutnants denken kann. Anderseits ist der Oberst Hornecht — d. h. ein altägyptischer Oberst Hornecht aus der Zeit des Königs Menephtah — sein direkter Vorgesetzter, und Josua selbst ist ein schöner Mann anfangs der Dreißiger — man wird sich also den biblischen Josua zu Anfang des Romans als unverheirateten Bataillonskommandeur oder etwa Hauptmann erster Klasse vorzustellen haben, die ja auch heute den Leutnants von vernünftigen Mädchen vorgezogen werden, wenn sie an die Ehe und nicht an den Ballsaal denken. Ganz wie im modernen Roman der Leutnant, wird dieser uniformierte Josua geliebt und zwar von zwei Frauen, erstens von der verwitweten Frau Kasana, der einzigen Tochter des ägyptischen Obersten Hornecht, und zweitens von Mirjam, der Schwester Mosis. Beide Frauentypen fallen wieder ganz in die Schablone des modernen Romans. Kasana entspricht ungefähr der heutigen Kommerzienratstochter, die mit ihrer Hand das Wohlleben zu bieten hat, und Mirjam der bekannten ernsten Jungfrau mit festen Grundsätzen, aber ohne Vermögen. Daß Kasana eine Oberstentochter ist, macht die Parallele nicht ungleich, denn sie ist eine Ägypterin, und die braven alten Ägypter sind in diesem Ebersschen Roman den Israeliten gegenüber durchaus als Parvenüs gezeichnet. Vor Kasanas Fenstern also läßt Josua seine „Tausendschaften“ mit klingendem Spiel vorüberdefilieren und salutiert die Errötende mit dem Degen — pardon mit dem Schlachtbeil —, mit Mirjam aber tauscht er im Gespräch seine Ansichten über ernste Fragen aus. Welche von beiden er heiraten soll, ist ihm vorläufig unklar. Nun will ich vorwegnehmen, daß Ebers im Schluß des Romans durchaus originell ist und die moderne Schablone ganz vermeidet, Josua heiratet nämlich keine von beiden, weder Kasana noch Mirjam, sondern bleibt Junggeselle. Sie machen es aber auch beide danach. Kasana nämlich — Ebers bringt mich da etwas in Verlegenheit, aber da er die Geschichte erzählt, kann ich sie am Ende auch erzählen, ohne daß der unparlamentarische Ruf „Pfui“ laut wird — Kasana also bändelt ein Verhältnis mit dem ägyptischen Prinzen Siptah an, der an der Spitze der Truppen dem fliehenden Volk Israels nachzieht. Ein sehr intimes Verhältnis, so intim, daß der ein nächtliches Stelldichein der beiden durch die Zeltöffnung belauschende halbwüchsige Neffe Josuas darüber zum Manne wird. Da kann von einer Heirat zwischen ihr und Josua natürlich nicht mehr die Rede sein, trotzdem Ebers der widerwärtigen Szene ein sittliches Motivchen umhängt, — Kasana will durch dieses nächtliche Zeltabenteuer nämlich die Befreiung Josuas aus den Bergwerken erwirken, in die der zwischen seinen Pflichten gegen Israel und seinen Pflichten als ägyptischer Bataillonskommandeur Schwankende inzwischen von dem schwachen König Menephtah, dem Sohn des großen Ramses, verschickt worden ist. Mirjam aber handelt ganz ohne sittliches Motiv, nur einem Gedankensprunge der bekannten älteren Mädchen mit Grundsätzen und ohne Vermögen folgend, indem sie Josua den Laufpaß gibt und den wohlsituierten Viehzüchter Hur heiratet, der allerdings schon Großvater, aber immer noch ein ansehnlicher Mann ist. Josua wird aus seiner Bergwerkszwangsarbeit erlöst, und nachdem er unmenschlich viel Amalekiterblut vergossen hat — diese Schlachtszenen gehören zu den naivsten Teilen des Buches, trotzdem das Ganze, wie die Leser gesehen haben, eigentlich doch keine biblische Erzählung, sondern ein Soldatenroman sein soll —, wird er zum Höchstkommandierenden in Israel erwählt. Kasana ist von wütenden Judenweibern erdolcht worden, als die über dem Heer der Ägypter sich schließenden Wellen des Roten Meeres sie noch lebend ans Ufer warfen; Mirjam aber ist am Schluß natürlich keine ernste Jungfrau mehr, sondern scheint, weiter öffnet Ebers die Perspektive nicht, zum wenigsten eine tüchtige Hausfrau werden zu wollen. Ebers meint am Schlusse seines Vorworts: „Mit Hilfe der inneren und äußeren Erlebnisse der einzelnen zum Teil frei erfundenen handelnden Personen hat der Dichter“ — der Dichter Ebers — „versucht, das gewaltige Schicksal des Volkes, das ihm zu schildern oblag, dem teilnehmenden Leser menschlich näher zu bringen. Glückte ihm dies, ohne den großartigen biblischen Bericht zu verkleinern, so hat er erreicht, was er wollte; mißlang es ihm aber, dann muß er sich zufriedengeben mit dem Andenken an die Freude und innere Erhebung, die er beim Schaffen dieses Werkes empfand.“ Die joviale Selbstzufriedenheit dieses Ebersschen Satzes leidet, glaube ich, an einem starken Mangel an Logik. Etwas Großes zu verkleinern, hat zu allen Zeiten für eine Art von Tempelschändung gegolten, und den Zerstörern hat man die Freude und innere Erhebung, die sie bei ihrem Zerstörungswerke empfanden, niemals als Milderungsgrund angerechnet. Es scheint mir nötig, das hervorzuheben, um den Ton meiner Besprechung zu rechtfertigen. Von einem durch den Ebersschen Roman begangenen Zerstörungswerk kann ja allerdings nicht die Rede sein; die Felsblöcke, denen jedes Wort in den betreffenden Kapiteln des Pentateuch gleicht, werden durch das Wässerlein dieses modernen Romans nicht angespült. Und daß Ebers mit naiver innerer Freude an seinen Figürchen herumgeputzt hat, als er sie für die Weihnachtsbücherbude herausstaffierte, das merkt man diesen Püppchen an. Von einem Sakrileg kann also nicht die Rede sein — keine Sünde wider den Geist, nur eine gegen den guten Geschmack. Aber auch deren gibt es so große, daß sie nicht vergeben werden können.

Auch Oskar von Redwitz hat sich in seinem neuesten Roman „Glück“ (Verlag von Wilhelm Hertz, Bessersche Buchhandlung, Berlin.) einen großen Vorwurf gewählt, dem sich seine

Kraft nicht gewachsen zeigt. Stände die soziale Frage so, wie sie Redwitz darstellt, donn gäbe es überhaupt keine solche. Wir lebten dann in einem Jahrhundert, in dem es lauter gute Menschen gibt, denen ab und zu ein bißchen Verlegenheit nicht erspart, aber ebenso schnell geholfen wird — durch Genügsamkeit, durch Arbeit, durch eine gute Partie oder durch irgend etwas anderes, aber sicher durch lauter Dinge, die, wenn sie immer zur Hand wären, gar keine sogenannte soziale Frage hätten aufkommen lossen. Einem so wohlwollenden und so optimistisch denkenden Mann, wie Redwitz nach diesem Roman zu urteilen sein muß, widerstrebt es natürlich, die soziale Frage lediglich als Arbeiterfrage zu behandeln. Denn wer Massenelend oder Massenwünsche schildern will, der muß eine nackte Bettstatt sehen lassen und Menschen in Lumpen, die das Auge beleidigen, der muß den Schrei der Not hören lassen und den funkelnden Blick der Gier zeichnen, und dagegen sträubt sich das ästhetische Gefühl eines abseits der Welt seinem litterarischen Schaffen lebenden Dichters naturgemäß ebenso sehr, wie sich seine Leser voraussichtlich über solche Abwege des Verehrten erstounen würden. Das umfangreichste und schließlich allein ausschlaggebende Kapitel der sozialen Froge, die Arbeiterfrage, klingt daher nur sehr schüchtern hinein in den Redwitzschen Roman, gerade laut genug, um am Schlusse einen seelisch zerrütteten und dem Tode nahen Millionär und Fabrikbesitzer Arbeiterwohnungen bauen zu lassen, als ob jemand Matthäi am letzten sein müßte, um einen vernünftigen Entschluß fassen zu können. Redwitz faßt die soziale Frage dort, wo sie ja auch ziemlich disharmonisch klingt, aber doch nur ungefähr so wie die Musik in einem Leipziger House, in dem Konservatoristinnen wohnen. Zur Not läßt sich's aushalten, wenn man doron gewöhnt ist, und on radikole Abhilfe denkt keine der Parteien, weder die musikmachende noch die musikleidende. Redwitz schildert das Elend der Beamtenwitwen und Waisen, das zwar oft geflickte Stiefel trägt, aber doch nicht barfuß läuft, wo die Töchter noch Klavier spielen und die Söhne das Gymnasium besuchen. Da liest es sich denn gar herzbeweglich, daß diese klavierspielende höhere Tochter, deren Vater storb, als er gerade Tribunalsrat werden sollte, selbst mit der Wasserflasche zum Brunnen geht, und daß der strebsame Sekundaner genötigt ist, sich seine Stiefel höchsteigenhändig selbst zu wichsen. Aber sie sind prächtige Menschen, die sich dadurch nicht ins Bockshorn jagen lossen, — die Beamtenwitwe näht, das Töchterchen gibt Klavierunterricht, das Mustersöhnchen den kleineren Tintenbuben Nachhilfestunden, und wenn sie über die Stroße gehen, vergessen sie sicher nicht, sich Handschuhe anzuziehen, trotzdem Redwitz das ausdrücklich zu betonen nicht für nötig hölt. Bei so viel Bravheit und Wohlanständigkeit kann es ihnen natürlich nicht fehlen, die Mutter bekommt sechs Pensionäre, à 400 Thaler, der Sohn wird ein tüchtiger Studierter, die Tochter heiratet einen wohlhabenden Gutsbesitzer. Der Schatten in dieser höchst glücklichen Familie aber ist der andere Sohn, der dieses erträgliche Elend nicht ertragen zu können glaubte, sich lieber von reichen Leuten erziehen ließ, deren liebenswürdige einzige Tochter heiratet und im übrigen ein höchst strebsamer, gescheiter und braver Mensch ist und bleibt. Trotzdem macht er einen Selbstmordversuch, den aber der Optimist Redwitz mißglücken läßt. Warum er diesen Selbstmordversuch macht, ist mir unverständlich geblieben. Vermutlich hat Redwitz domit die Morol des Buches herausbringen wollen: „Viel Glück ist nützlich, aber zu viel Glück ist vom Übel."

Gregor Samarow hat mit den beiden vorgenannten Dichtern nur das eine gemein, daß er wie jene viel gelesen wird. Aber wenn man bei Ebers und Redwitz diese Beliebtheit leicht darauf zurückführen kann, daß die Mehrzahl der Deutschen eine nicht aufregende, sich ehrbar gebende und eine gewisse Bildungsatmosphäre aushouchende Lektüre aller anderen vorzieht, so gehören Samarows Erfolge zu den Unbegreiflichkeiten, über die man sich vergebens den Kopf zerbrechen würde. Das Kapitel der neueren Geschichte, dos er in seinem Roman „Am Belt" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) verarbeitet, ist der schleswig-holsteinische Krieg. Der Gegensatz zwischen deutschen und dänischen Forderungen wird nach bewährtem Samarowschen Rezept in einen Familienkonflikt umgesetzt, im Verlaufe dessen der dänisch gesinnte Vater den deutsch gesinnten Sohn enterbt. Mon darf solche Samarowsche Konflikte nicht tragisch nehmen, denn sobald der Vater die dänische Soche unterliegen sieht, ist der Gesinnungswechsel bei ihm eine vollzogene Thatsache, und er drückt den Enterbten wieder an sein Herz. Dem Autor hot die Sache auch nur Gelegenheit gegeben, ganze Kapitel melodramatisch zu behandeln, und der Sohn beginnt dann jeden Satz mit den Worten: „Ja, mein Vater," „Nein, mein Vater," „Fluche mir nicht, mein Vater" oder „Gott ist mein Zeuge, mein Vater," — ganz wie in den Vorstadtdramen der Mutter Gräbert, in denen während der Pausen die Butterbrote auf dem Büffett nicht reichten, um die im Tempel der Kunst hervorgezauberte Rührung damit hinunterzuwürgen. Bei jeder historischen Persönlichkeit, die Samarow auftreten läßt, verfehlt er nicht, dieselbe mit den Worten einzuführen: „Er stand damals im so und so vielten Jahre." Mehr historische Kenntnisse darf mon wahrhoftig nicht verlangen. Es ist mir nach der Lektüre dieses Samorowschen Romans — seit zehn Jahren der erste dieses unermüdlichen Monnes, dem ich nicht widerstanden habe — zur Gewißheit geworden, doß kein onderer als Gregor Somarow der Verfosser der kürzlich unberechtigterweise in den politischen Blättern so vielbesprochenen „Briefe eines alten Diplomoten an einen jung n Freund" sein kann. Die affektierte Vornehmheit, der banole Stil und die in so hohem Grade seltene Gabe, mit einem Schwall von Worten absolut nichts zu sagen, die dem Autor der „Diplomatenbriefe" eigen sind, findet man nur noch bei Gregor Samarow. Und es ist kaum möglich, daß Deutschland zwei solche große Männer aufzuweisen haben sollte.

Rein von künstlerischen Gesichtspunkten aus betrachtet ein Meisterwerk ist der neue Roman „Die schöne Helena" von Alexander Baron

von Roberts. (Verlog von Heinrich Minden, Dresden und Leipzig.) Ein Romon, der in der Kaserne spielt, aber ich glaube, seine begeisterten Leser wird er nicht gerade in militärischen Kreisen finden. Die schöne Helena ist die Ballkönigin der Kölner und Deutzer Saldatenbölle; ein lebensprühendes, lebenslustiges, dabei aber tüchtiges und tugendhaftes Mädchen für alles, das für drei arbeitet, nach gethaner Arbeit aber auch für drei sich amüsieren will. In Köln trifft sie einen Jugendgespielen ous der Heimat wieder, ein hübsches Kerlchen, der es bis zum Batoillonsschreiber gebracht hat, nicht gonz so tüchtig, aber ebenso lebenslustig wie die schöne Helena, ein bißchen windig, ein bißchen Schwadroneur, und bald entwickelt sich so etwas wie eine Liebelei zwischen ihnen, der dadurch ein Ende gemocht wird, doß das „Fünkchen“ bei einer um die schöne Heleno entbrannten Schlocht zwischen den Deutzer Kürassieren und den Kölner Infonteristen ols Schwerverwundeter für einige Wochen in das Lazarett verschwinden muß. Die schöne Helena geht in sich und heiratet einen Sergeanten, der Aussicht hat, es bald bis zum Feldwebel zu bringen, im Gegensatz zu dem lustigen Rheinlönder ein ernster, „östlicher“ Preuße, ein tüchtiger Mensch, aber ganz Soldat und nur Soldot. Die Haffnung, Frau Feldwebel zu werden, geht der schönen Helena scheinbar verloren, da die Vorgesetzten des Sergeanten an dem durch die Soldatenschlögereien etwas brüchig gewardenen Ruf seiner Frau Anstoß nehmen; gleichzeitig aber kehrt „Fünkchen“ aus dem Lazarett zurück, kecker in seinen Bewerbungen ols vorher, und die schöne Helena ist schwächer als ehedem geworden, seit sie das Trostlose einer Versorgung ohne Liebe an sich selbst erfahren hat. Der Heimotsgenosse weiß ihr ein Rendezvous abzubringen und dasselbe auszunutzen. Ihr Gatte schöpft Verdacht und benutzt seine Stellung als Vargesetzter, um dos „Fünkchen“ noch Kräften zu schuhriegeln. Zur Verzweiflung gebrocht, läßt der ehemalige Bataillonsschreiber sich eine Insubardination zu schulden kommen, infolgedessen die schöne Heleno Portei für ihn nimmt, was ihr Mann mit einem Faustschloge erwidert. Ohnmöchtig durch die erlittene Mißhandlung, findet sie Funk, und beide gehen auf und davan. Der Deserteur wird eingebrocht und in Wesel interniert, und bei einem Versuch der schönen Helena, ihm zur Flucht zu verhelfen, finden beide in den Wellen des Rheins den Tad. Stofflich genommen, eine ziemlich einfoche Geschichte, die nichts oußerordentlich Spannendes oufzuweisen hat. Der Reiz des Romans liegt in der Art, wie Roberts erzählt, in dem vornehmen Realismus seiner Schilderung, in der psychalogischen Feinheit seiner Charokterzeichnung, in der vallendet wiedergegebenen Lokalfarbe. Auch die nur in den schwöchsten Umrissen angedeutete Episodenfigur gewinnt in dieser treffsicheren Darstellung ihr interessantes Gesicht, ihre ausgesprochene Individualität. Noch niemals ist das Innenleben der Kaserne so künstlerisch und so naturgetreu geschildert warden, noch niemals aber auch — ich komme hier zu dem Punkte, der vermutlich dem Romon in militärischen Kreisen nicht gerode begeisterte Zustimmung wecken wird — noch niemats aber auch in sa grouen Farben. Wenn Roberts recht gesehen hätte, dann wäre alles, was wir nicht nur von strammer, sondern auch van fröhlicher soldotischer Pflichterfüllung gehört hoben, eine Fabel, was glücklicherweise nicht der Fall ist. Aber ich will gerne zugeben, daß diese graue Atmosphäre künstlerisch eine gewisse Berechtigung hot, weil sie die Wirkung des Ganzen erhöht. Auch der ein wenig schorf gezeichnete Gegensatz zwischen Rheinpreußen und Altpreußen mog ous künstlerischen Rücksichten auf die Wirkung des Ganzen seine Erklärung finden. Weshalb ober Roberts überoll dort, wo Offiziere in die Handlung hineinspielen, dieselben als ziemlich überflüssige Herren darstellt, ist mir unverständlich geblieben. Dem, wie in der Kaserne über diese Herren gedacht wird, entspricht diese Auffossung nicht, und dem, wos sie geleistet hoben und leisten, auch nicht.

Hermann Heiberg hot sich in seinem neuen Raman „Schulter an Schulter“ (zwei Bände, Verlag von Wilhelm Friedrich, Leipzig) auf den ihm von Jugend auf vertrauten Boden der Nordseeküste begeben, und er führt uns dorin eine gonze Galerie unser Interesse auf das lebhafteste fesselnder, frisch beobachteter, durchaus origineller und ebenso lebenswohrer Menschen vor. Aber Heiberg hot häufig eine unglückselige Neigung, lang zu werden und sich in Einzelzügen zu verlieren, und diese tritt hier so stark hervor, daß das Interesse an dem Gonzen sehr wesentlich doburch beeinträchtigt wird. Er hat diesmal sehr jugendliche Helden und Heldinnen in den Vordergrund gestellt — im wesentlichen ist seine Erzählung eine Schülergeschichte. Das ist sicher für alle, die in dem Knaben bereits die Keime des künftigen Mannes sehen, ein Vorzug und ein ganz besonderer Reiz, und die beiden Freunde Felix Kartäuser und Korl Valentini und ihre angebetete Flomme Minna Jahn gehören zu den liebenswürdigsten und frischesten Erscheinungen, die ein deutscher Schriftsteller aus der Welt der Röteljahre ons Licht gezogen hat. Aber wenn der Leser durch solche kleinen Menschen gefesselt werden soll, dann darf der Autor nicht vergessen, daß sie nur durch die Perspektive auf ihr späteres Leben ein Recht auf Beachtung hoben. Heiberg verliert sich, glaube ich, allzusehr in dem Miterleben dieser sorglasen Jugendjahre, und wir gewinnen von seinen halbwüchsigen Helden schließlich kein anderes Bild als das lustiger Kindsköpfe, und das Vergnügen an seinem Buche geht über das Vergnügen on ihren lustigen Streichen nicht weit hinaus. Möglich, sehr wahrscheinlich sogor, daß der Eindruck doch ein anderer wöre, wenn die Großen diesen kleinen Menschen gegenüber, die nun doch einmol die Helden sein sollen, nicht ungebührlich in den Vardergrund treten würden, und das, was Handlung in dem Romon ist, sich nicht nur unter den ersteren obspielte. Diese großen Menschen aber haben, mit Ausnahme der gonz prächtigen Frau Dr. Kartäuser und einiger Episodenfiguren, alle nicht viel Physiognomie. Am schwächsten ist diesmal dos exotische Element geraten, das Heiberg leider in seinen Romonen zum Aufputz selten entbehren

zu können meint. Da lebt in der Stadt Föhrde ein merkwürdiger Graf Caffaroni, der mit seinem auf recht fragwürdigen Besitztiteln beruhenden Vermögen den Menschenfreund spielt, vor dem man bei dem kühl und scharf beobachtenden Realisten Heiberg eigentlich sicher sein sollte, und die Millionärin Ebba Gyldenstern weist auch alle Züge des Romans und keinen des Lebens auf. Zudem ist die Handlung nicht gerade fesselnd. Der Stadtrat Jahn, der reichste Mann von Föhrde, verliert sein Vermögen — das ist eigentlich alles. Wie er es verliert, schildert Heiberg mit all der Sorgfalt und Geschäftskenntnis, die er auch in „Esthers Ehe" auf diesen Stoff verwendet. Dem Leser aber, der vor dem in Romanen kursierenden Gelde sehr wenig Respekt hat, sind die Ursachen eines solchen Falles meist viel gleichgültiger als die Wirkungen, und ganz gleichgültig, wenn im Vordergrunde der Erzählung eine neue Generation steht, die das Leben noch vor sich und für den Mammon noch kein Verständnis hat. Ich habe bei Heibergs „Schulter an Schulter" die Erinnerung an die Erzählung „Tino Photinos" von Bernhardine Schulze-Smidt nicht unterdrücken können, in der auch die Werdenden die Helden sind, zumal beiden Romanen derselbe Lokalton eigen ist. Bernhardine Schulze-Smidt ist nicht weniger realistisch als Heiberg, aber sie hebt den Stoff zu dichterischer Höhe empor, Heiberg formt ihn nur zu hübschen Einzelzügen.

Die beliebte Romanschriftstellerin E. Vely — der Zeitungsfeuilletonroman ist ja wohl ihre Domäne — hat einen Band „Wandelbilder aus der Berliner Gesellschaft" (Verlag von S. Schottländer, Breslau) veröffentlicht, der den Untertitel trägt: „Adams Söhne, Evas Töchter." Also Menschen — Menschen der Berliner Gesellschaft. Ich bin ein ziemlich guter Kenner Berlins, und ganz unbekannt ist mir auch die Berliner Gesellschaft nicht, sowohl diejenige, welche beanspruchen könnte, sich so zu nennen, wie diejenige, welche sich so nennt oder manchmal so genannt wird, ohne einen Anspruch darauf zu haben. Die erstere setzt sich zusammen aus den höchsten Beamten, dem diplomatischen und Offizierkorps, den Koryphäen der Kunst und Wissenschaft, dem reichen Adel, der den Winter in Berlin zubringt, und einigen Großkaufleuten. Diese Berliner Gesellschaft lernt man in ihren Häusern kennen und sie ist naturgemäß nicht ganz leicht zugänglich. Die andere, welche häufig und mit Unrecht so genannt wird, trifft man in allen ersten Aufführungen der Theater, wohin natürlich auch manche Leute gehen, die dieser Gesellschaft nicht angehören wollen, auf dem Ball der Schauspieler und überall dort, wo das Dortsein nur von dem Besitz eines Billets abhängt. Sie hat das Bestreben, sich möglichst viel in der Öffentlichkeit zu zeigen, möglichst viel gesehen zu werden. Um ihr zugezählt zu werden, genügt es, auch überall dort zu sein, wo sie ist, wenn man es versteht, nicht nur dort zu sein, sondern auch bemerkt zu werden. Man könnte annehmen, Frau Vely habe diese Gesellschaft zu zeichnen im Auge gehabt, die naturgemäß ein sehr loses Gefüge hat und in der eine Frau nicht leicht unmöglich wird, wenn sie schön ist oder sich auf irgend eine Weise in die Lage versetzt, eine schöne Toilette zu tragen. Aber selbst von dieser Gesellschaft denke ich immer noch besser als Frau Vely; soviel Frauen, die den Ehebruch als etwas selbstverständliches betrachten, wie Frau Vely glauben machen will, gibt es auch hier nicht. Einige allerdings, das läßt sich nicht leugnen, tragen eine starke Vergangenheit oder Gegenwart auf mehr oder weniger entblößten Schultern, ohne daß sie unter dieser Last zusammenbrechen. Aber die Figuren der Velyschen Wandelbilder zählen zum großen Teil nicht zu dieser sogenannten Gesellschaft. In der ist weder die Gräfin Soundso noch die Frau von Soundso noch der Generaladjutant oder der Minister oder der Kavallerierittmeister typisch, wie bei Frau Vely. Und wieder die Gesellschaft, welche diese ausmachen, die wirkliche, sehr wenig in die Öffentlichkeit tretende, die hat ja natürlich ab und zu auch ihren Skandal, aber er ist nicht das Selbstverständliche, sondern ist gleichbedeutend mit Ausschluß. Zudem beweist Frau Vely, daß sie diese Gesellschaft, ja sogar den Verkehrston dieser Gesellschaft gar nicht kennt. In diesen Kreisen nennt man keine Frau „Madame," man wird auch nicht von den Frauen Herr Eduard oder Herr Adolar genannt — selbst der schönste Vorname verführt dazu nicht — und die Frau des Hauses zieht sich nicht mit ihrem Anbeter auf eine versteckte Bank zurück, wenn sie ein Gartenfest bei sich gibt, sondern sie macht ihren Gästen die Honneurs. Man spricht dort gewiß ab und zu französisch, besonders zu jemand, der das Deutsche nicht beherrscht, aber wenn irgendwer dort radebrechen wollte: „Tiens, mon enfant, hast du le beau Wallauf gesehen," so würde man ihn für verrückt halten. Ich kann mir nicht denken, daß dieser Verkehrston in Herzberg am Harz, wo Frau Simon eigentlich zu Hause sein soll, der der guten Gesellschaft ist, und schließe deshalb, daß die geistvolle Frau sich diesen Ton gerade so ausgeklügelt hat wie die Konflikte ihrer Wandelbilder, die alle auch auf etwas Unnatürliches hinauslaufen. Um die Liebe dreht sich's in allen, oder doch um das, was Frau Vely unter Liebe versteht. Eierkuchen ist ein schönes Gericht, aber wenn die Eier faul sind, wird einem trotzdem miserabel davon.

Ein anderes Buch des Schottländerschen Verlages hätte ich fast beiseite gelegt, ohne es zu lesen, da es in der anmutigen Ausstattung der Eisenbahnlektüre erscheint, gegen die ich nun einmal einen Widerwillen habe. Wenn ein solches Buch dazu noch den Titel „Unter der Schellenkappe" trägt, kann man den Verdacht nicht ganz unterdrücken, daß man mit „Knallerbsen, oder du sollst und mußt lachen" gekitzelt werden soll. Das hat man selbst als berufsmäßiger Leser nicht nötig sich gefallen zu lassen. Gewissenhaftigkeit findet, nicht immer, aber doch manchmal, ihren Lohn. Als ich das Buch wenigstens durchblättern wollte, stieß ich gleich auf dem Titelblatt auf das Motto: „Ludwig XIII von Frankreich war höchst traurigen Gemüts, hatte aber einen Hofnarren, der hieß Angely und war noch viel trauriger — das erheiterte den armen König! . . ." Ludwig XIII von Frankreich habe ich natürlich

nicht gekannt, aber einen, dem es ähnlich ging. Nur daß dieser kein König war und sich keinen Hofnarren halten konnte. Aber er wußte sich zu helfen, wenn ihm die Traurigkeit seines Gemüts zu schaffen machte. Er hatte sich seinen Verstand so dressiert, daß er ihm den Hofnarren Angely ersetzen mußte. Mit diesem Verstande bemühte er sich, alle Dinge so nüchtern und klar zu sehen wie nur irgend möglich, und in dieser kalten und traurigen Atmosphäre gefror dann sein Herz, daß er lustig wurde und seine Traurigkeit nicht mehr zu spüren glaubte. Er wurde dann nicht nur selbst lustig, sondern machte auch andere lustig, so daß die ihn manchmal für einen geistreichen Menschen hielten, wenn er doch nur seinen Verstand zu seinem Hofnarren machte, um seine Traurigkeit zu übertäuben. Einen solchen also habe ich gut gekannt, wir waren sogar Freunde, soweit man mit solchen Menschen zuverlässig Freund sein kann, und sind es noch, und das Motto, das mich an ihn erinnerte, hat mich veranlaßt, die empfindsamen Geschichten von F. Mamroth, die den Gesamttitel „Unter der Schellenkappe" tragen, etwas näher anzusehen. Sie halten glücklicherweise, was das Motto verspricht, und nicht, was die Ausstattung fürchten läßt. Nach meiner Erläuterung des Verhältnisses zwischen dem König Ludwig XIII und seinem Hofnarren Angely brauche ich über den Geist, aus dem diese Novellen und Stimmungsbilder geschaffen sind, wohl kaum noch etwas zu sagen. Schellengeklingel ist nicht viel darin, aber um so mehr Narrheit des Herzens und Schärfe des Verstandes, und wer für den Sarkasmus Verständnis hat, der einer solchen Vereinigung sein Wesen verdankt, der wird an dem Buche seine Freude haben und sich auch dadurch nicht stören lassen, daß die Männer in Mamroths Geschichten, soweit sie eine Rolle darin spielen, eine gewisse Familienähnlichkeit nicht verleugnen können. Sie gleichen alle ein wenig Ludwig XIII, in den verschiedensten Abstufungen seiner Traurigkeit allerdings, trotzdem sie, wenigstens sichtbar, keine Krone tragen. Drei aber dieser Stücke, „Mein Zugvogel," „Wie ich begraben wurde" und „Die Ohrringe" sind Kabinettstücke dieser Art, und Ludwig XIII würde durch ihre Lektüre mehr erheitert worden sein als durch die gesteigertste Traurigkeit seines Hofnarren. Damit mich Frau Bely nicht der Parteilichkeit bezichtigt, muß ich übrigens erwähnen, daß auch Mamroth seine Männer und Frauen sich manchmal „Frau Hedwig" und „Herr Eduard" nennen läßt. Aber wenn zwei dasselbe thun, ist es nicht dasselbe, und einem Dichter können wir, Frau Bely und ich, schon etwas nachsehen.

Zu dem Besseren, das auf dem Gebiet der historischen Erzählung in der letzten Zeit geschrieben worden ist, gehören die unter dem Gesamttitel „Eiserne Zeit" erschienenen kulturgeschichtlichen Novellen von Karl Bömers. (Verlag der Meyerschen Hofbuchhandlung, Detmold.) Die sechs Novellen spielen auf dem Boden der roten Erde und schildern die Hauptepochen westfälischer Geschichte von dem ersten Auftreten des Christentums bis zur Mitte des XVII. Jahrhunderts. Karl Bömers hat durch seinen zweibändigen historischen Roman „Gepa" bewiesen, daß die Kraft seines Talentes auch an einer großen Schöpfung nicht erlahmte. Um so fühlbarer ist der Verlust, den die deutsche Litteratur durch den frühen Tod des Dichters erlitten hat. Die in dem Bande „Eiserne Zeit" vereinigten Novellen sind frühere Schöpfungen des Autors, noch bei seinen Lebzeiten in verschiedenen Blättern veröffentlicht, aber jetzt erst gesammelt. An die Kraft des Romans „Gepa," auch in dem kleineren Rahmen der Novelle gemessen, reicht keine dieser Erzählungen heran, aber sie alle zeichnen sich durch getreue Zeit- und Ortsfarbe, durch kräftige Charakterzeichnung und einen besonderen, Bömers eigentümlichen liebenswürdigen Zug aus. Seine Helden sind Menschen, die, wie er selbst sagt, „stark sind und doch schwach an der Stelle, wo das Herz schlägt, arm sind und doch reich an der Stelle, wo die Liebe ihren heimlichen Platz hat."

Auch eine Familiengeschichte aus der Reformationszeit, „Apollonia von Celle," von A. von der Elbe (Verlag von Georg Böhme Nachf., Leipzig), gehört zu den besseren Erzählungen auf dem Gebiete des historischen Romans, in der Weichheit der Konturen freilich stark die weibliche Feder erkennen lassend. Apollonia von Celle ist die junge Schwester des Herzogs Ernst von Lüneburg und Celle, als Kind schon von ihrer Mutter dem Kloster als Fürbitterin geweiht und weltfremd hinter Klostermauern aufgewachsen. Ihr zu den Vorkämpfern der Reformation gehörender Bruder führt sie gegen ihren Willen in die Welt zurück, wo die Erkenntnis der neuen Lehre, die Liebe der Ihrigen und vor allem ihre eigne uneingestandene Liebe zu dem stattlichen Fürsten Wolfgang von Anhalt-Zerbst sie von ihrem Zwiespalt erlöst. Zu ganzer Lebensfreudigkeit gesundet sie allerdings nicht mehr, da sie durch ein für die Genesung des schwerwunden Fürsten Wolfgang dargebrachtes Gelübde die Vereinigung mit dem Geliebten sich selbst verschließt. Ein sehr sympathisches deutsches Frauenbild, mit liebenswürdiger Feder gezeichnet.

Ein sehr empfehlenswertes Volksbuch ist „Der Krieg von 1870/71, dargestellt von Mitkämpfern," in Verbindung mit anderen herausgegeben von Hauptmann Tanera. (C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München.) Das sieben Bände umfassende Werk ist mit dem jüngst erschienenen, die Kämpfe um Belfort, Dijon und Pontarlier schildernden sechsten und dem die Belagerung von Paris umfassenden siebenten Bande zum Abschluß gelangt. Verfasser des ersteren ist Dr. J. Steinbeck, des letzteren Hauptmann Tanera, zwei Namen, die auf dem Gebiete volkstümlicher Militärschriftstellerei längst einen guten Klang haben. Die Frische des zum großen Teil Selbsterlebten gibt dieser Geschichte des großen Krieges einen ganz besonderen Reiz, und Volks-, Schul- und Unteroffizierbibliotheken sei die Anschaffung derselben dringend empfohlen.

Julius Stindes Sammlung populär wissenschaftlicher Aufsätze „Aus der geheimen Werkstatt der Natur" (Verlag von Hönsch & Tiesler, Dresden) ist in zweiter Auflage, drei Teile in einem Bande, erschienen. Was der Gelehrte auf allen Gebieten der Wissenschaft er-

forscht, was der Erfinder für den Fortschritt der Kultur neu gewonnen, was Stinde selbst mit scharfem Auge beobachtet, das weiß er so liebenswürdig und zugleich so anregend und sachlich vorzutragen, daß wir nicht nur Unterhaltung, sondern auch Belehrung von seinem Buche haben.

Einen kurzen Blick noch auf unsere Versdichter. Friedrich Bodenstedt ist mit einer „Sakuntala" in fünf Gesängen (Leipzig, Verlag von Adolf Titze) erschienen, in der mir der Liebestraum Sakuntalas und Duschjantas ein wenig lang, Sakuntala als Verlassene und sich den ihr gebührenden Platz Wiedererobernde aber ein wenig kurz behandelt zu sein scheint. Vielleicht ist es aber auch meine Schuld, wenn ich zu einer inneren Anteilnahme nicht gekommen bin; ich gehöre zu den Barbaren, die „Sakuntala" in einer Weltgeschichte der Litteratur nicht missen mögen, aber die ihr damit auch genug Wertschätzung angethan glauben. Von Bodenstedts „Die Lieder und Sprüche des Omar Chajjam" ist die vierte Auflage erschienen. (Breslau, Verlag von A. Kurtze & W. Zemsch.) Die Anzeige genügt ja wohl für diejenigen, welche es lieben, orientalische Weisheitssprüche in geschmackvollem Einband auf ihrem Büchertisch liegen zu haben. Der Vorteil derselben ist unleugbar; sie pflegen wenig benutzt zu werden, und die Einbände erfüllen daher für lange Zeit ihren dekorativen Zweck. Von Franz Hirsch, dessen bekannte Dichtung „Ännchen von Tharau" in einer von Georg Knorr illustrierten und sehr geschmackvoll ausgestatteten Salonausgabe (Leipzig, Verlag von Karl Reißner) erschienen ist, bringt derselbe Verlag einen Band Gedichte: „Vagantensang und Schwerterklang," in dem Franz Hirsch den merkwürdigen Mut hat, sich post festum noch, und ohne, daß er's nötig hat, zur Butzenscheibenlyrik zu bekennen. Hirsch betont, daß seine Vagantenlieder ein gutes Jahrzehnt früher entstanden sind, „ehe die Poesie fahrender Schüler so anmutigen Ausdruck durch beliebten Sängermund fand." Also das Recht der Priorität ist unbestreitbar, zugegeben auch, daß diese beliebten Sängermünder nach Hirsch noch weniger gesagt und noch mehr gekilngelt haben als er, der manchmal wirklich einen Herzenston, eine Stimmung, eine ungemachte Fröhlichkeit zum Ausdruck bringt. Schade, daß so viel Schnörkel drum und dran hängen. Die zweite Abteilung, Stimmungsbilder aus alter Zeit, atmen warme Liebe für des Dichters ostpreußische Heimat. Heinrich Seidel hat einen neuen Band Gedichte unter dem Titel „Glockenspiel" (der siebente Band der gesammelten Werke des Dichters, Verlag von A. G. Liebeskind, Leipzig) veröffentlicht. Wo Seidel ganz auf seinem eigensten Gebiet bleibt, in den Bildern und Idyllen, dem Nachdenklichen und Beschaulichen, da ist er wieder unübertrefflich. Aber er ist sich selbst kein guter Freund, oder er verlangt von seinen guten Freunden zu viel. Ein Liebesdichter ist Seidel nicht, auch wenn er, angelehnt an Heine, singt:

„Die Blumen wiegen und nicken
Im schlafenden Garten all',
Als ob sie träumend lauschten
Dem Lied der Nachtigall."

Da ist mir die Seidelsche Art lieber als diese Heine-Imitation, die weder Heine noch Seidel ist; glücklicherweise sieht das physiognomielose Gesicht nur aus wenigen Seiten, und in den Mären, Geschichten und Schwänken ist Seidel wieder der alte. Aus der humoristischen Abteilung hätte wohl wieder mancherlei fortbleiben können, was in den „Fliegenden Blättern" oder im „Äolsharfen-Kalender" gewiß sehr an seinem Platze gewesen ist. Durch Wilhelm Jensens Gedichte „Im Vorherbst" (Verlag von B. Elischer Nachfolger, Bruno Winckler, Leipzig) geht ein wehmütiger Ton, der mit gemeinem Weltschmerz allerdings nichts Verwandtes hat. An Gedankentiefe und Formenschönheit sind diese Gedichte Jensens früheren ebenbürtig. Ein neuer Dichter, für mich Litteraturbarbaren wenigstens, ist Reinhold Fuchs, trotzdem sein Bändchen „Strandgut" (Verlag von Karl Bauch, Gera) bereits die Bezeichnung „Neue Gedichte" trägt. Ein sehr beachtenswertes Talent, das besonders für die erzählende Dichtung und die Stimmungsmalerei mit einem Gedanken als Schlußpunkt stark veranlagt ist. Von Liebe und Leidenschaft im gewöhnlichen Sinne ist nicht viel in dem Buche die Rede, und auch dem Bacchus scheint Reinhold Fuchs, in Versen wenigstens, nicht zu opfern. Also neben positiven Vorzügen, die eine sehr ausgeprägte Eigenart erkennen lassen, auch noch negative. Wer Anregungen und Eindrücke empfangen will, wird dieses Strandgut gern willkommen heißen.

Unter den neu erschienenen Prachtwerken nehmen die Skizzen aus Wald und Feld „Feine Nasen" von H. Sperling (Albert Frisch, Kunstverlag, Berlin W.) einen allerersten Rang ein. H. Sperling ist als Tiermaler hervorragend, auf seinem Spezialgebiet, der Darstellung des Rassehundes, aber unübertroffen. Er hat nicht nur ein Auge für den Typus, sondern auch für alle seinen Charakterzüge und äußeren Eigenschaften des einzelnen Exemplars. Dabei weiß sein Pinsel in der leicht hingeworfenen Skizze ebenso scharf zu charakterisieren wie in dem sorgfältigsten Gemälde. Für Hundeliebhaber und Jagdfreunde ist diese Mappe mit Skizzen aus dem Berufs- und Privatleben des Vorstehhundes eine wahre Augenweide, jedes einzelne Blatt ein Genuß, durch immer neu entdeckte Feinheiten überraschend. Auch die Vervielfältigung der Skizzen durch das Kunstinstitut von A. Frisch in Berlin ist eine mustergültige.

Die Münchener Künstler, die nicht ungern geschlossen aufzutreten scheinen, haben sich vereinigt, um einem Band Gedichte in oberbayrischer Mundart von Konrad Dreher „Kirchweih" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) überreichen Bilderschmuck beizugesellen. Da sind Oberländer, Stuck, W. Diez, Ed. Grützner, Claus Meyer, Defregger, Karl Marr, F. A. v. Kaulbach, Walter Firle und noch eine ganze Anzahl anderer, die Ernst und Scherz einer Kirchweih in Oberbayern mit kräftigem Stifte festgehalten haben. Diese Bilder wird jeder gern sehen; wer den Dialekt genügend versteht, mag vielleicht auch Konrad Drehers Gedichte nach Verdienst zu würdigen wissen.

Am Familientisch.

Zu unsern Bildern.

Den alten Frauen im Stift ist ein freundliches Schicksal geworden; in der Welt würden sie allein stehen, hier finden sie Gesellschaft und gleichgestimmte Seelen. Ein freundlicher „Altweibersommer“ ist es, den O. Piltz gemalt hat. „Der Tod der Verbannten“ ist eine ergreifende Szene aus einem sibirischen Gefängnis für Staatsverbrecher, der letzte Akt einer Tragödie, in der es auch sicher nicht an der Schuld gefehlt hat. Ein gefährlicher Feind ist der Pintscher den Katzen nicht, denn das Kratzen verstehen sie schon in ihren Kinderwochen, aber ein „junger Ritter“ weiß, daß er den Schwachen seinen Schutz nicht versagen darf. „Der Don Juan des Hofes“ in Kürassierstiefeln ist seines Sieges gewiß, wo er sich zeigt. Die „Schafherde“ gibt ein Bild aus der Lüneburger Heide, für die gerade Regenstimmung und bewölkter Himmel die passendste Beleuchtung sind. Glückliche Großeltern sehen wir auf dem „Taufgang in Tirol“ mit dem Enkel aus der Kirche zurückkehren, ein anziehendes Familienbild, das uns zufriedene Menschen zeigt.

Der zerbrochene Krug.

Wie hell das klirrt! Wie fröhlich hallt es nach:
Was thut es, daß der schöne Krug zerbrach?

Genug, daß er in dieser heitern Stunde
Den klaren Trank geboten unserm Munde.

Beglückte Stunden, Liebster, wiegen schwer,
Und, glaube mir, der Krüge gibt es mehr.

War dieser edel auch und schlank und zart,
Um Scherben weinen war nie meine Art.

Was man so sammelt und wonach man trachtet,
Ich hab es immer nur gering geachtet!

Nach fernem Ziel stand meiner Sehnsucht Steuer,
Noch nie war das Errungene mir teuer;

Und oft, gesättigt nach dem ersten Zug,
Zerbrach ich achtlos meinen Freudenkrug.

Auch diesem, nicht wahr, trauern wir nicht nach?
Mich freut es, daß der schöne Krug zerbrach!

Frida Schanz.

Neuigkeiten vom Büchertisch.

Allers, C. W. — Klub Eintracht. 43 Bilder in Lichtdruck. C. Boysen, Hamburg.

Biedermann, Karl. — 25 Jahre deutscher Geschichte (1815 bis 1840). Band I. S. Schottländer, Breslau.

Bart, Heinrich. — Deutschlands große Jahre, 1870/71. Mit Bildern von Christian Speyer. C. H. Becksche Verlagsbuchh., München.

Bucher, Bruno. — Geschichte der technischen Künste. Lfg. 25: Textilkunst. W. Spemann, Stuttgart.

Carmen Sylva. — Leidens Erdengang. Ein Märchenkreis, illustriert von E. M. Elias. Alexander Duncker, Berlin.

Carmen Sylva. — Vom Amboß. Emil Strauß, Bonn.

Cronau, Rudolf. — Im wilden Westen. Eine Künstlerfahrt durch die Prärien und Felsengebirge der Union. Mit Illustr. Oskar Lübbecke, Braunschweig.

Dante Alighieri's Göttliche Komödie. Übersetzt von Sophie Hasenclever. Düsseldorf, Verlag von Felix Bagel.

Dreher, Konrad. — Kirchweih. Gedichte in oberbayrischer Mundart. Illustr. von Münchener Künstlern. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Ebers, Georg. — Josua. Eine Erzählung aus biblischer Zeit. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Finck, H. T. — Romantische Liebe und persönliche Schönheit. Deutsch von Udo Brachvogel. Bd. I. S. Schottländer, Breslau.

Freydorf, A. von. — Kornblumen und Lorbeerblätter. Otto Spamer, Leipzig.

Friedrichsen, J. — Geschichte der Schiffahrt. Mit Abb. Verlagsanstalt und Druckerei-Akt.-Ges. Hamburg.

Gréville, Henri. — Rose Rozier. 2 Bde. Georg D. W. Callwey, München.

Grimm, Hermann. — Aus den letzten fünf Jahren. 15 Essays. C. Bertelsmann, Gütersloh.

Grabe, Julius. — Episoden und Epiloge. 2. Aufl. Georg D. W. Callwey, München.

Gumpert, Thekla, von. — Herzblättchens Zeitvertreib. 34. Bd. Carl Flemming, Glogau.

Gumpert, Thekla von. — Töchteralbum. 35. Bd. Carl Flemming, Glogau.

Hamerling, Robert. — Der König von Sion. Illustriert. Lfg. 1 u. 2. Verlagsanstalt und Druckerei-Akt.-Ges., Hamburg.

Hartl-Mitius. — Odysseus im Salon. Mit 6 Portr. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Habrecht, Max. — Neue Novellen. Max Babenzien, Rathenow.

Jensen, Wilhelm. — Im Vorherbst, Gedichte. B. Elischer Nachfolger, Leipzig.

Karpeles, Gustav. — Goethe in Polen. F. Fontane, Berlin.

Kaysel, Otto. — Anakreon, Nachdichtungen. Hinstorffsche Hofbuchh., Ludwigslust.

Kirchbach, Wolfgang. — Die letzten Menschen. Ein Bühnenmärchen. E. Piersons Verlag, Dresden.

v. Klöden, Friedrich. — Die Quitzows und ihre Zeit. 3. Ausg. Band I. Weidmannsche Buchh., Berlin.

Kolonial-Kalender, Deutscher, für das Jahr 1890. Verlag für Sprach- und Handelswissenschaft, Berlin.

Köppen, Fedor von. — In des Königs Rock. Ein illustr. Jugendwerk. Meißner & Buch, Leipzig.

Krieg, Der, von 1870/71, dargestellt von Mitkämpfern. Band 6: Belfort, Dijon, Pontarlier. Von Dr. J. Steinbeck. Band 7: Belagerung von Paris. Von Carl Tanera. C. H. Becksche Verlagsbuchh., München.

Kuntzemüller, Dr. Otto. — Die Überfüllung der gelehrten Fächer. 2. Abdr. Puttkammer & Mühlbrecht, Berlin.

Kurz, Isolde. — Florentiner Novellen. G. J. Göschensche Verlagshdlg., Stuttgart.

Linstow, Antonie von. — Pieps Pensionäre. Humoristische Erzählung in Versen. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Lohmeyer, Julius. — Die Fahrt zum Christkind. Mit Bildern und Melodieen. Carl Flemming, Glogau.

Meister, H. — Bilder aus dem schönen Osten. Mit Illustr. H. Ambergers Verlag, Basel.

Memroth, F. — Unter der Schellenkappe. S. Schottlander, Breslau.

Müller-Herrnreck, M. — Märchenbilder. Mit 10 Lichtdruckbildern. A. Dieckmann, Dresden u. Berlin.

Münchener Bunte Mappe. Originalbeiträge Münchener Künstler und Schriftsteller. Neue Ausgabe. Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, München.

Neumann-Strela, Karl. Hohenzollern-Märchen. Gramsch & Co., Berlin.

Omar Chajjam, Die Lieder und Sprüche des. Verdeutscht durch Friedr. Bodenstedt. 4. Aufl. Kurtze & Zemsch, Breslau.

Pfannschmidt, Prof. — Bilder aus der heiligen Geschichte. Volksausgabe. Sammlung I u. II. Verlag der Schriften-Niederlage der Anstalt Bethel, Bielefeld.

Pichler, Helene. — Der Nordstern und Anderes. 8 Seenovellen. Georg D. W. Callwey, München.

Rauch u. Rietschel, Briefwechsel zwischen, herausgeg. von Karl Eggers. Bd. I. F. Fontane, Berlin.

Redwitz, O. v. — Glück. Roman. Wilhelm Hertz, Berlin.
Schmidt, Julian. — Geschichte der deutschen Litteratur. Bd. IV. Wilhelm Hertz, Berlin.
Smiles, Samuel. — Selbst ist der Mann. 4. Aufl. C. F. Postsche Buchh., Kolberg.
Steen, A. — Glancia, die griechische Sklavin. 3. Aufl. Mit 20 Illustr. M. Heinsius Nachfolger, Bremen.
v. Stein, Lorenz. — Die Frau, ihre Bildung und Lebensaufgabe. 3. Aufl. A. Dieckmann, Berlin.
Stern, Dr. Adolf. — Geschichte der Weltlitteratur. Riegersche Verlagshdlg., Stuttgart.
Stinde, Dr. Julius. — Aus der geheimen Werkstatt der Natur. 2. Aufl. Hönsch & Tiesler, Dresden.
Universum, Das neue. Ein Jahrbuch für Haus und Familie. Bd. V. W. Spemann, Stuttgart.
Vely, E. — Adams Söhne — Evas Töchter. S. Schottländer, Breslau.
Willinger, Hermine. — Aus dem Kleinleben. 2. verm. Aufl. Moritz Schauenburg, Frankfurt a/M. und Lahr.
Ward, Mrs. Humphrey. — Robert Elsmere. Roman. 2 Bände. J. H. Schorer, Berlin.
Weber, Mathilde. — Fünf Novellen. Schröter & Meyer, Zürich.

In unserer Spielecke.

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Band I, Heft 4.

1. Bilderrätsel. Doktor juris.

2. Schachaufgabe.
1. L b 6 — f 2 1. Beliebig
2. D, T oder S ♯

3. Rätsel. Guirlande — Irland.

4. Arithmetische Aufgabe.
Die Schlacht bei St. Privat (Gravelotte) 18./8. 1870.

5. Rätsel. Abgezogen.

6. Diagonalrätsel.

G	a	e	t	A
e	r		t	m
r		e		s
o	r		l	e
K	a	b	u	i

7. Ergänzungsaufgabe.
Goethes letzte Worte: Mehr Licht.

Minka	Erebus	Henkel
Rohr	Lotto	Irade
Celle	Hader	Tratte.

8. Zahlenrätsel.
Drei, Ei, Er, der, die, dir, Eder, Eider, Rede, Eid.

9. Rätsel. Ebbe und Flut.

10. Blumenrätsel.
1. Romeo 2. Orkus 3. Samum
4. Minna 5. Auber 6. Rabbi
7. Ibsen 8. Niger.
Die Buchstaben, welche an die Stelle der Staubfäden treten, ergeben: Rosmarin.

11. Dreisilbige Scharade. Maßregel.

12. Kreisrätsel.
Eintracht macht stark.

Eriwan	Aachen
Indien	Carmen
Nathan	Hassan
Traben	Triton
Roggen	Sultan
Azoren	Theben
Ceylon	Albion
Hopfen	Russen
Turban	Kastan.
Minden	

13. Rätsel. Schandau — Spandau.

14. Kapselrätsel. Mi—rabe—au.

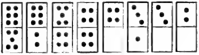
15. Viersilbige Scharade. Liebfrauenmilch.

16. Rätsel. Reste.

17. Dreisilbige Scharade. Spitzname.

18. Buchstabenrätsel. Adler.

19. Dominoaufgabe.
Im Talon lagen:



A behielt: 

B behielt: 

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Neuen Monatsheften in Leipzig, Poststr. 9.
Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.





Augusta, Deutsche Kaiserin und Königin von Preußen. Nach dem Gemälde von Gustav Richter.

Velhagen & Klasings
Neue Monatshefte.
IV. Jahrgang 1889/90. Heft 6, Februar 1890.

Ein Nachruf an Kaiserin Augusta.

Das Schloß durchflog ein letzter müder Schimmer,
Ein weicher Hauch vom Winterabendrot.
Da schlossen leis die Pforten sich, — für immer!
Die müde Pilgerin ging ein zum Tod.
Und schluchzend aus dem stillen Sterbezimmer
Stürzt sich der Schmerz. — O neue Scheidenot!
Wie müd sie war, wie lang ihr Pfad hienieden,
Zu früh ist uns die Dulderin geschieden!

Sie schien nicht greisenmüd; aus ihren Lenzen
Blieb noch ein Dufthauch in des Volkes Sinn.
Es sah sie heut noch traumesschön erglänzen,
Wie sie sein eigen ward zu Anbeginn; —
Und dann: — geschmückt mit frischen Eichenkränzen,
Ein Himmelsbildnis — Deutschlands Kaiserin,
Des neuen Reiches Krone in den Haaren,
Der kühne Traum von schweren Trauerjahren!

Welch neue Zeit, welch strahlendhelle Weite,
Welch sel'ger Rausch ward eins mit ihrem Bild!
Zum Genius ward sie an des Helden Seite,
Zum Edelstein in seinem Ruhmesschild.
All seinen Schritten gab sie das Geleite,
Ein holder Freund, freimütig, schön und mild,
In aller Demut doch ein wundergleiches,
Erhabnes Licht des frohen, jungen Reiches.

Und dann, — noch lebt der Gram in allen Herzen,
Mit dem das Land den teuren Greis verlor;
— Es flackert von erloschnen Trauerkerzen
Das trübe Licht erinnernd heut empor; —
Ihr aber sank in ihren Witwenschmerzen
Aufs bleiche Haupt ein zweiter Trauerflor, —
Ihr hat das Weh, das wir vereint erlitten,
Vertausendfacht das wunde Herz zerschnitten!

So ward sie auch für unsre herbsten Wunden,
Für Deutschlands trübste Tage zum Symbol. — —
Sie hat den Weg zum Wiedersehn gefunden!
Sie ging dahin, zu neuen Lebens Pol,
Verlöschend wie die letzten Abendstunden
Des Wintertags. — Ein weinend Lebewohl,
Ein liebendes, erinnrungsreiches Klagen
Hallt ihr noch nach in fernen Zukunftstagen.

Das Geburtstagsgeschenk.

Novelle von Karl Erdm. Edler.

(Abdruck verboten.)

„Entzückend!"

„Recht nett!"

„Ungeheuer schneidig!"

Aufstarrend aus der Felsenrunde ragte hoch und groß der vereiste Berg, und das Getäfel seines Gletschers begann, vom abendlichen Seitenlicht übergossen, zu flirren, zu funkeln, zu blitzen. Aus dem zitternden Aufleuchten schwang sich einsam die Schneepyramide des Gipfels und schwamm in magischem Silberschimmer, wie ein Gebilde fremder Welten, geisterhaft auf dem Himmelsgrund.

Und doch erschallten jene drei Ausrufe, die zu seiner leuchtenden Herrlichkeit emporgesandt wurden, nicht mit der reinen Bruststimme der Überzeugung. Es war ein gewaltsam gehöhter Ton darin, welcher ein wenig falsch klang, und eine künstlich aufgewärmte Tonfarbe, die sich unaufrichtig anließ. Der Abendnebel, welcher den tief verschatteten Thalgrund durchwebte, umschleierte zwar mit den Menschen auch die Menschenstimmen — aber er war gleichwohl nicht schuld daran; denn in den Mienen stand ganz deutlich lesbar die Notenschrift zu jener gekünstelten Musik. Das holdselige Mädchengesicht erschien durchaus nicht „entzückt;" und doch blickten daraus zwei träumerische Augen mit einem unerschöpflichen Vorrat von Schwärmerei und Begeisterung, aber der barg sich tief im Hintergrunde und mochte jetzt auch nicht ein wenig überquellen. Ferner war da ein volles Matronenantlitz und darin etliche Fältlein um die lässig gesenkten Mundwinkel, welche unverkennbar besagten, die runde kleine Frau kenne eigentlich viel „nettere" Dinge. Daß endlich das Monokel des jungen Mannes trotz krampfhafter Mühewaltung nicht festsitzen wollte, kam daher, daß er die Augen weit aufgerissen und die Augenbrauen halbkreisförmig emporgekrümmt hatte: die ganze Auftürmung da oben kam ihm „allzuschneidig" und recht eigentlich „ungeheuer" vor.

Und dann war noch etwas da, was jenen Eindruck der Unaufrichtigkeit verstärkte. Das Mädchen nahm sich zwar reizend aus in dem Gebirgsanzug. Dieser gesamte Touristenapparat glänzte und gleißte jedoch an ihr wie ein liebliches Schaustück, noch nie benutzt und auch fürderhin nicht zu ernstlichem Gebrauche bestimmt, sondern für die Kurzweile eines Kostümscherzes angelegt: so zierlich und bezaubernd neckisch saß das alles an dem schlanken, fein gedrechselten Leibe. Der junge Mann stak gleichfalls in der Verkleidung eines Bergsteigers, nur bildete dieselbe das abschreckende Gegenstück zu der Gewandung des Mädchens: so abgenutzt und schäbig stellte sie sich dar. Aus dem zerknüllten, verblichenen Kragen blühte freilich ein glattes, rotweißes Stubengesicht empor, den abgeschabten Ärmeln entsproßten zwei wohlgepflegte, schneeweiße Hände, zwischen den Spiegeln der kurzen Lederhose und den geflickten Strümpfen schimmerten blendendweiß die Kniee hervor. Mit raffinierter Grausamkeit war der Gewandung künstlich eine ehrwürdige Patina versetzt worden, wie sie ansonst nur die Unbilden von Felsklippe, Dorn und Wetterlaune an dem Lodenanzug des bejahrtesten Wurzelsuchers zustandebringen. Das Ganze mahnte an jene Münzen, welche die Fälscher mit Scharten versehen, von Säuren anfressen und mit Grünspan überhauchen lassen. Die ältere Dame hatte sich, wie dies bloßen Begleiterinnen auf Maskenfesten gern gestattet wird, mit einer nicht ganz stilgemäßen Verkleidung abgefunden. Der Form nach war es kein Bergkostüm, sondern ein Straßenanzug, der Stoff hingegen erschien stilgerecht: ein grobes Lodenzeug, welches steif von dem behäbigen Leibe abstand und, anstatt in weichen Falten hinabzufließen, sich zu wunderlichen Kanten verknüllte wie an den Talaren byzantinischer Heiligenbilder. Sie fühlte sich auch darin recht unheimlich, und als ihre Blicke sich jetzt von dem Gletscher abwandten, um an ihrer eignen Gestalt hinabzugleiten, blieben die Fältlein um die gesenkten Mundwinkel unverändert: sie kannte eben auch an sich selbst sonst viel „nettere" Dinge als diese „Mummerei," darin sie unbeholfen stak wie in einem Futteral von Baumrinde.

„Entzückend!" — entrang es sich noch einmal den knospenden Mädchenlippen in

einem gewaltsamen Aufschwunge. Gleich darauf sank indes Stimmung und Stimme zu tieferer Lage, und es war nun ein ganz natürlicher und aufrichtiger Ton in den verzagt hervorbrechenden Worten: „Wie schade, daß Papa nicht mitgekommen ist!"

Darüber tauchte in den beiden anderen Gesichtern ein so entsetzter Ausdruck auf, als habe sie soeben den wahnsinnigen Wunsch geäußert, man möge ihr die Mondsichel vom Himmel herabholen: so phantastisch, so lächerlich-kindisch erschien die Zumutung, daß dieser Papa sich auch nur einen Tag von seinem Kontor und von seinem großen Büreautisch losreißen sollte. Die äußeren Umstände hätten dies allerdings gestattet. Im Kontor und Lagerhaus arbeitete ein wackeres Häuflein vertrauenswürdiger Männer, deren erprobte Schultern die Geschäftslast schon ein Weilchen ertragen hätten. Auch in die dichtgehäufte Füllung der Kasse wäre keine merkliche Lücke gerissen worden, wenn der reiche Kaufherr Hellmer sich eine Vergnügungsreise vergönnt hätte. Nun war aber dergleichen kein Vergnügen für ihn — im Gegenteil: sein Vergnügen bestand in rastloser Thätigkeit, und diese war ihm zugleich ein selbstverständliches Lebensbedürfnis wie das Atmen. Er bewegte sich darin mit der Regelmäßigkeit der Unruhe in einer tadellos regulierten Normaluhr, und mit derselben unbeirrbaren Gleichmäßigkeit mußten alle die großen und kleinen Rädchen in Kontor, Kasse und Magazinen eingreifen. Der innere Haushalt stellte ein zweites Uhrwerk dar, in welches sich der Hausherr zweimal des Tages, am Mittag und am Abend, als Unruhe versetzte. Das Hauptrad war hier Frau Monika, seine verwitwete Schwester, welche nach dem Tode seiner Frau das Hauswesen und die Pflege der einzigen Tochter übernommen hatte. Dieselbe stramme Ordnung, mit welcher der Bruder sein Handlungshaus regierte, zeichnete das Regiment der Schwester in Wohnung, Küche und Keller aus, und die Dienstleute drehten sich um das ebenmäßig kreisende Hauptrad unentwegt nach strenger Regel.

Leider drohte dieser schöne Familienzug mit den beiden Geschwistern auszusterben. Die Tochter des Hauses besaß auch nicht das winzigste Talent dazu — schon von der frühesten Kindheit an. Das schnellte wie ein Windstoß zum Zimmer herein, fuhr unstät hierhin und dorthin, wehte urplötzlich wieder hinaus, sauste Stiegen auf, Stiegen ab, durchhastete Hof und Garten, um auf einmal gänzlich zu verstummen, zu verschwinden. Dann ging das Suchen an. Nie ist ein Kind so oft und so mühselig gesucht worden. Das ganze Haus geriet in fieberhafte Bewegung, die schöne Ordnung gestaltete sich zu einem wirren Durcheinander, und Frau Monika öffnete schließlich in ratloser Verzweiflung Schubläden und Kassetten, ob die unglückselige Grete nicht etwa darin stecke — sie traute ihr alles zu. Am Ende entdeckte man sie in irgend einer verrammelten, finsteren Bodenecke schlafend oder in einer leeren Kiste im Magazin den Robinson lesend. Die leere Kiste stellte ein Schiff dar, die finstere Bodenecke eine Sturmnacht auf dem Meere, der Robinson lieferte den nötigen Text. Die Grete reiste unaufhörlich: im Leben, im Traume, in Büchern. Ein Urahne des Geschlechtes Hellmer war ein berühmter Seemann gewesen, welcher sich sein ganzes Leben hindurch auf allen Meeren herumgetrieben hatte; da kam nun nach Jahrhunderten in die seßhafte Familie bei der Grete der wunderliche Rückschlag. Wenn Herr Hellmer sie einmal zufällig bei den halb aufgelösten, herumflatternden Zöpfen erhaschte, strich er ihr vorerst die wirren Härlein rechts und links über der Stirne zurecht und an der Schläfe glatt; dann schob er ihr die Halsbandschleife vom Rücken wieder nach vorn, bis sie ganz genau in der Mitte saß. Nachdem er so Ordnung gemacht, nahm er den Kopf in beide Hände und betrachtete nachdenklich das erhitzte Gesichtchen wie eine Faktur, die mit dem Hauptbuche durchaus nicht stimmen wollte. „Merkwürdig!" — murmelte er hierauf jedesmal und blickte ihr tiefverwundert nach, wie beim Davonflattern die Härlein schon wieder wirr in die Stirne hingen und das Halsband abermals um einen ganzen Zoll zu weit nach links verrückt war. Es nützte nichts, sie war nun einmal kein Rädchen für sein ordentliches Uhrwerk: regulieren ließ sie sich nicht, und herausnehmen konnte er sie auch nicht, um sie durch ein richtig kreisendes zu ersetzen, wie er das mit jüngeren Beamten unerbittlich that, wenn sie nicht pünktlich in das Getriebe eingriffen. Er mußte sie lassen, wie sie war, sowie er das Windrädchen auf dem Giebel seines altererbten Kaufhauses aus Pietät als Familienvermächtnis beließ.

obzwar dessen Gebaren ihm arg wider den Strich ging. Das kreiste bald rechts, bald links, drehte sich dabei zugleich um die eigne Achse nach allen Richtungen der Windrose und blieb plötzlich wieder ganz unbeweglich stehen. „Merkwürdig! Ganz wie die Grete!" sagte er zu sich, so oft er dies unordentliche Treiben auf seinem Dache bemerkte. Und in der That, Grete konnte in gleicher Weise nach unstäter Beweglichkeit stundenlang auch unbeweglich stille halten, entweder vor sich hinblickend oder mit einem Buch im Schoße — vorausgesetzt, daß dieses eine Reisebeschreibung enthielt; aus anderen Büchern verfertigte sie feine Papierschnitzel oder auch wohl Reisetaschen und Reisekappen für die Hauskatze. Mit der Gouvernante wurden bloß die Geographielektionen pünktlich eingehalten, weshalb denn auch die schlaue Lehrerin zwei Geographiestunden täglich in den Lehrplan ansetzte und während derselben so nebenbei auch in andere Wissensgebiete kleine Streifzüge unternahm — jedoch sehr kleine, da der Finger der Schülerin alsbald wieder irgendwo auf der Landkarte herumfuhr. Zuletzt kamen allerlei Lehrer und mit ihnen Reisen in die erhabenen Welten der Dichtung und der Kunst, und Gretchen, welche jetzt Fräulein Margarete genannt wurde, mußte nun erst recht gesucht werden. Beim flüchtigen Anblick schien es zwar Herrn Hellmer und Frau Monika, als ob sie da im Lehnstuhle neben ihnen sitze und aufmerksam zuhöre; indes zeigte es sich hinterdrein, daß sie eben irgendwo in erhabenen Sphären herumschwärmte und sich mitten auf einer Reise ins Ideale befand. Frau Monika fand es dann „gar nicht nett," daß Margarete von ihrem höchst interessanten Haushaltungsberichte kein Sterbenswörtchen vernommen hatte, und Herr Hellmer murmelte verstimmt: „Merkwürdig!" — Er vermochte das Rätsel da vor sich auch jetzt noch immer nicht zu lösen, ja es war ihm eher mit den Jahren noch unbegreiflicher geworden, wie ihm denn überhaupt Welt und Menschen der neueren Zeit immer phantastischer erschienen. Pünktlichkeit und Regel herrschte nur noch im Großhandlungshause J. K. Hellmer; ansonsten ging es merkwürdig unordentlich zu auf Erden, ja sogar am Himmel, und seine eigne, leibliche Tochter glich ganz dem Wetter des jüngsten Jahres, welches auch nie da war, wo es eben sein sollte: der Winter hatte noch den Nordpol umfaucht, indes er kalendermäßig hätte seinen weißen Mantel längst im Garten des alten Kaufhauses ablegen sollen, und der Frühling zigeunerte derzeit irgendwo in Italien herum, während er dem Datum nach in demselben Garten bereits unter Hyazinthenblüten sitzen sollte. Da war nun der Kalender samt der schönen Rechnung der Astronomen und dort die peinliche Ordnung des Großhandlungshauses J. K. Hellmer — aber Frühling und Mädchensinn flatterten mit unstäten Schmetterlingsflügeln darüber hinweg, vielleicht in Schwärmerei mit idealen Launen, vielleicht gar im neckischen Trotz und Widerspruch mit fröhlichem Eigenwillen.

Und so hingen denn statt der zeitgemäßen Frühlingsbläue graue Wolkenfetzen am Himmel, statt des Sonnenscheins rieselte endloser Regen nieder, und anstatt zwischen den Hyazinthen des Gartens zu lustwandeln, die noch nicht einmal die Köpfchen hervorsteckten, rückte man recht nahe an den geheizten Kamin. Margarete bekümmerte dies alles nicht sonderlich, ihr blieb ja noch immer das Lustwandeln durch die sonnigen, blühenden Lande der Dichtung. Der Buchhändler hatte nach einem zufriedenen Blicke auf den tiefen Barometerstand einen hohen Stoß Bücher zur Ansicht geschickt. Eins davon, ein dünnleibiges broschiertes Heftchen, erregte durch seinen Titel Margaretens Befremden. Sie lächelte, zuckte die Achseln und legte es dann beiseite zu einigen anderen, die ihr nicht zusagten, um sie zurückzusenden. Als sie am Nachmittag, da der Regen beharrlich anhielt, wieder zu ihrem Büchertische trat, fielen ihre Blicke auf das dünne Büchlein, welches oben auf dem ausgeschiedenen Stoße lag. Sie nahm es und begann stehend darin zu blättern — es war dies nichts weiter als eine Art Handarbeit, denn sie dachte dabei an andere Dinge. Als dann ihre Augen auf einer Stelle haften blieben, riefen sie auch die herumschweifenden Gedanken heim, welche sich nun nach und nach bequemten, den gedruckten Worten zerstreut zu folgen. Plötzlich ließ sie sich nieder und las aufmerksam die aufgeschlagene Seite, dann die nächste, und so fort unverwandt die folgenden Blätter bis zu dem letzten. Hierauf begann sie vom Anfange, ihre Wangen glühten, die Augen schwammen in einem feuchten Glanze. Da brachte das Kammermädchen einen Zettel

mit der Meldung, der Verlagsdiener habe das daselbst aufgezeichnete Buch statt an den jungen Herrn Oskar Hellmer irrtümlich mit den anderen Werken hier abgegeben. Auf der Ansichtsnote stand der Titel der Brochüre, welche Margarete in der Hand hielt. Sie faßte das Büchlein hastig auch mit der anderen Hand und rief mit ungewohnter Heftigkeit: „Ich behalte das Buch — sagen Sie dem Diener, ich behalte es!“

Als Herr Hellmer am Abend heraufkam und in das Zimmer seiner Tochter eintrat, blieb er erstaunt bei der Schwelle stehen. Der Tisch war aus der Mitte gegen die Wand gerückt; auf dem Boden war der riesige Eisenbahnfahrplan ausgebreitet, welcher sonst unten im Kontor eine ganze Wand bekleidete, rechts und links davon lagen Atlanten, Einzelkarten und ein brennendroter neuer Bädeker; mitten darunter kniete seine Tochter über den Fahrplan gebeugt und mit dem Finger herumfahrend. Sie war so im Eifer, daß sie sein Eintreten gänzlich überhört hatte; er mußte seine Gegenwart erst durch ein lautes Räuspern bemerkbar machen. Nun sprang sie auf, strich sich die Löckchen aus der Stirn und stand mit hochgeröteten Wangen vor ihm.

„Papa,“ sagte sie tief aufatmend, „übermorgen ist mein Geburtstag!“

Er mußte lächeln. Alljährlich genau am 31. Dezember nachmittags, wenn der Kontordiener den neuen Tischkalender vor ihn hingebreitet hatte, kopierte er in denselben die roten Strichlein, mit welchen die Geburts- und Gedenktage der Familie und der Freunde in dem alten Kalender bezeichnet waren. Und nun wollte ihm sein Töchterchen mit einer Mahnung an etwas kommen, was er auf seinem Schreibtische rot auf weiß alltäglich vor Augen hatte!

Sie ließ sich jedoch durch sein mitleidiges Lächeln nicht im mindesten einschüchtern, sondern verschärfte die Mahnung noch mit dem nachdrücklich betonten Zusatze: „Und dazu mein siebzehnter Geburtstag.“

Darüber mußte er nur stärker lächeln. Er, dessen Gedächtnis ein abgrundtiefes Sammelbecken von Zahlen war, und dazu ein unversiegbares, welches sie untrüglich wiedergab, selbst wenn sie siebenstellig waren — er sollte eine so kleine Zahl vergessen können!

„Du wirst mir natürlich mit einem Geschenk eine Geburtstagsfreude machen wollen, du guter Papa?“ fuhr Margarete unbeirrt fort.

Nun aber lachte Herr Hellmer bereits. Er dachte mit Behagen daran, daß derartiges schon in seinem Zimmer aufgestapelt sei: in einer großen Schachtel die eine Geburtstagsfreude, aus Seide gewebt, mit Bändern und Spitzen behangen; in einem kleinen Etui eine zweite, aus Gold geschmiedet, mit funkelndem Gestein geziert. Und daran knüpfte sich sofort das befriedigende Bewußtsein, daß beide, zu einer Summe vereint, bereits ordnungsgemäß im Hauskonto verzeichnet stehen; er sah das ganz deutlich vor sich: unten auf dem Blatte drei Ziffern nebeneinander, die 9 an der ersten Stelle links ein wenig verwischt... „Sogar das Löschpapier wird in der neuesten Zeit merkwürdig schlecht und unordentlich!“ sagte er auf einmal.

Margarete wußte zwar nicht, was diese feindselige Gesinnung gegen das moderne Löschpapier mit ihrer Geburtstagsfreude zu schaffen habe; sie war indes dergleichen unvermittelte Aussprüche als letzte Ergebnisse langer Denkreihen an dem wortkargen Vater schon gewohnt und fuhr daher unentwegt fort: „Aber siehst du, Papa, ich möchte mir einmal selbst ein Geburtstagsgeschenk nach eigner Wahl von dir ausbitten!“ —

Er blickte verwundert auf. — „Nach der sechzehnjährigen Ordnung nun das siebzehnte Mal eine Unordnung . . . merkwürdig!“ — grollte er. Aber die kleine Verstimmung war schon wieder überwunden; denn er erinnerte sich mit einiger Beruhigung, daß auf dem Blatte des Hauskontos unten doch noch Platz sei für . . . nun vielleicht für eine weitere dreistellige Zahl unter der früheren. — „Also?“ — fragte er ziemlich gefaßt.

„Papa . . . es ist etwas großes!“ —

Auf seiner Stirne zog sich ein kleines Fältchen zusammen — jetzt sah er dort unten bereits vier Ziffern nebeneinandergereiht. „Nun also?“ —

Sie legte die Hände auf seine Schultern und sah ihn mit einem jener Blicke an, die er immer merkwürdig fand, und denen er nie widerstehen konnte. — „Sicher?“ — fragte sie schmeichelnd. — „Gib mir die Hand darauf, wie du das mit deinen Geschäftsfreunden zu thun pflegst bei fest abgeschlossenem Handel! . . . So! Ich danke dir, lieber, herzensguter Papa — damit hast du mir

also zugesagt und zugeschworen, daß ich das Schauerhorn besteigen darf!" —

Herr Hellmer starrte zuerst seine Tochter verständnislos an. Dann aber arbeitete sich durch alle die Zahlen, welche er zeitlebens in seinem Gedächtnis aufgestapelt, eine Gestalt empor, dem Kinde in der Schule einst eingeprägt und seither unter Millionen Ziffern vergraben: Phaethon, welchem Apollo die Erfüllung eines Wunsches bei dem Styx zuschwört, und der dann tollkühn begehrt, mit dem Sonnenwagen am Himmel emporzufahren.

Aber Margarete benutzte die Erstarrung, welche ihn ob dieser „merkwürdigen" Vision aus den Kindertagen befallen hatte, um ihn beim Arme zu fassen und mit sanftem Zwange hinabzuziehen. So kam es, daß der würdevolle Chef des uralten Großhandlungshauses J. K. Hellmer, ohne sich dessen bewußt zu werden, plötzlich auf dem großen Fahrplan neben seiner Tochter kniete, welche den linken Arm um seinen Hals geschlungen hielt und mit der rechten Hand die geplante Eisenbahnfahrt durchhuschte. Dann griff sie nach einer Landkarte, zeigte darauf eifrig die weitere Reise zu Wagen, und als der hurtige Finger endlich stille hielt, erklärte sie: „Dies ist das Schauerhorn, das Weiße dabei bedeutet das Gletscherfeld, das Ringelchen darunter ist St. Gertrud, von wo aus wir die Besteigung unternehmen." — Sie war ganz Feuer und Flamme, er ganz Eis.

„Wir?" — fragte er tonlos. — „Wer?" —

„Du und ich natürlich!" —

„Ich? In der Welt herumfahren? Wozu habe ich meine Geschäftsreisenden?" — rief Herr Hellmer gekränkt, entwand sich dem Arme seiner Tochter und erhob sich entrüstet von den Knieen. Und nun wurde der sonst so wortkarge Mann auf einmal beredt, indem er ihr das Unerhörte und Thörichte ihres Planes von allen Gesichtspunkten aus darlegte. Jetzt war er ganz Feuer und Flamme, dagegen Margarete ganz Eis, was beiden noch nie widerfahren war. Aber sie blieb unerschütterlich: er hatte es ihr mit Handschlag zugesagt und zugeschworen — es war nun einmal nicht mehr rückgängig zu machen, so wenig wie ein mit Handschlag beteuertes Handelsgeschäft.

„Ganz Phaethon!" — murmelte Herr Hellmer im Hinausgehen. Darauf folgte ein erregter Abend, Frau Monika schlug sich auf die Seite des Bruders, verstimmt ging die ganze Familie zu Bette und stand am nächsten Morgen mißvergnügt auf. Frau Monika fand die Hartnäckigkeit Gretchens „gar nicht nett," Margarete schlich unglücklich herum, Herr Hellmer warf hie und da verstohlene Seitenblicke nach ihrem trübseligen Gesichtchen mit den verschleierten Augen. „Merkwürdig!" — brummte er dabei, war sich jedoch nicht klar, ob er damit über die eiserne Beharrlichkeit der Tochter oder über die eigne unbarmherzige Halsstarrigkeit ein Urteil aussprach. Der Tag, welchem dieser mißvergnügte Morgen zögernd zuschlich, erwies sich für die ganze Familie von einer unbegreiflichen und unerquicklichen Länge.

Am folgenden Morgen war im Kontor unten eine lebhafte Unterredung im Zuge. Herr Oskar Hellmer, der Neffe des Kaufherrn und Korrespondent des Hauses, war tags vorher beauftragt worden, einem neu eingetretenen Volontär die Elemente des üblichen Geschäftsganges beizubringen. Er begann seine Unterweisung zunächst mit einer Charakteristik des Chefs des Großhandlungshauses J. K. Hellmer: „Unser Alter ist ein Firnbecken." —

„Ein Firnbecken?" — fragte der Zögling verdutzt.

„Ja — und seine Tochter ist ein Serac." —

Der arme Volontär saß mit offenem Munde da und starrte verständnislos seinen Lehrmeister an. — „Se—rac?" — syllabierte er endlich entmutigt vor sich hin.

„Na, ich glaube gar, Sie wissen nicht, was ein Serac ist?" —

„Nein" — flüsterte der Schüler in tiefer Beschämung.

„Vielleicht nicht einmal, was ein Firnbecken ist?" — erklang es grollend.

Verschreckt wagte der Gefragte nur noch stumm verneinend mit dem Kopfe zu schütteln.

Herr Oskar Hellmer sprang empört auf, schlug die Hände über dem Kopf zusammen und stöhnte laut. Nachdem sich seine tiefe Entrüstung so Luft gemacht hatte, gewann eine mildere Stimmung die Oberhand. Er blinzelte durch sein Monokel barmherzig auf den verzagten Volontär herab und rief mitleidsvoll: „Ein naiver Junge! Weiß nicht, was ein Serac ist! Krasse Ignoranz! Na, will Sie in den Touristenverein einführen. Können auch im Sommer mit mir kommen, will Sie in die Alpen einführen. Werde

Ihnen jetzt vorderhand zur heilsamen Belehrung die Geschichte erzählen, wie ich einmal im dichten, pechschwarzen, zum Schneiden dicken Nebel ein ‚Firnbecken' traversiert habe und dann zwischen einem ganzen Bataillon von ‚Seracs' förmlich Spießruten gelaufen bin." — Nun folgte eine Schauergeschichte: die Geschichte genau aus „Whympers Alpen- und Gletscherfahrten" nacherzählt, die Schauer von der ausschmückenden Phantasie des Herrn Oskar Hellmer hinzugedichtet.

Da schlug die Uhr die neunte Stunde. Herr Oskar Hellmer brach mitten im Satze ab und trat an sein Pult; die übrigen Beamten des Korrespondenzbüreaus, welche lächelnd zugehört hatten, ließen auf einmal die schreibenden Hände über die Papiere hinrasen, und der frisch eingeweihte Volontär versuchte ängstlich seine neue Feder. Bevor die Uhr ausgeschlagen, trat der Kaufherr ein, ging geraden Weges auf den Neuling los und warf einen Blick nach dessen Pult. Auf dem großen Korrespondenzbogen sah er ein einziges Wort niedergeschrieben.. „Serac" — las er verwundert. — „Serac? Wieder ein neumodisches merkwürdiges Produkt?" —

Blutrot stammelte der Arme: „Ich weiß nicht, Herr Firnbe . . . — Herr Chef — es ist bloß eine Federprobe." —

„Nennen Sie mich, ich bitte, erstens nicht ‚Herr Chef,' sondern einfach ‚Herr Hellmer,' nehmen Sie zweitens nicht unser teueres Korrespondenzpapier zu Federproben, und versuchen Sie drittens die Federn an Worten, die etwas bedeuten, wie Saldo, Konto, Faktur und dergleichen, Herr Müller!" — Dann schritt er dem Nebengemach zu, wandte sich aber auf der Schwelle noch einmal um mit den Worten: „Oskar, komme nach zehn Minuten zu mir ins Kontor!" —

Dergleichen Berufungen in das Allerheiligste unter vier Augen waren gefürchtet. Man steckte flüsternd die Köpfe zusammen, und Oskar kam es vor, als rase der Zeiger ungewöhnlich rasch über die zehn Minuten hin. Mit schlecht gespielter Zuversicht überschritt er dann die schauerliche Schwelle, nachdem er vorher noch das Monokel herabgenommen und wohlweislich in die Westentasche versenkt hatte. Er war zwar der Sohn eines Bruders des Kaufherrn, ja noch mehr, er galt allgemein als der vom Vater begünstigte Bewerber um die Erbtochter des Hauses, somit als der künftige Gesellschafter und spätere Inhaber der Großhandlung; aber trotz alledem war er in dem großen Getriebe zunächst doch eben nur ein kleines Rädchen, welches Herr Hellmer schon zu wiederholten Malen wegen regelwidrigen Kreisens ziemlich unsanft reguliert hatte. Er blieb auffallend lange aus, so daß sich das Korrespondenzbüreau bereits in den bangsten Ahnungen erging. Da kam er plötzlich leichtfüßig hereingetänzelt, das Monokel saß wieder blinkend in der Augenhöhle, und ein stolzes Lächeln umstrahlte den schön gekräuselten Schnurrbart.

Herr Hellmer kam diesmal zu ungewohnter Stunde in die oberen Wohnräume und vertiefte sich vorerst mit Frau Monika in eine längere lebhafte Unterhaltung. Hierauf schritt er feierlich in das Zimmer seiner Tochter, gefolgt von dem Diener, welcher die große Schachtel und das kleine Etui trug. Er zog Margarete an sich, strich ihr die widerspenstigen Löckchen an der Stirne zurecht und bemühte sich, die Halsschleife, welche ganz rückwärts geschoben war, nach vorn zu ziehen.

„Papa, laß — ich bitte — man trägt das jetzt so . . ." —

„Merkwürdig! Die Bandmaschen gehen also in der neueren Zeit auf Wanderschaft — nun ja, wie die Mädchen! Die Maschen setzen sich dann rückwärts statt vorne nieder, und die Mädchen anstatt daheim irgendwo auf Eisbergen, in den Wolken. Nun, ich will nicht, daß du an deinem Geburtstage altmodisch aussiehst, noch auch, daß du den Kopf hängen lassest — behalte deine neumodische Masche also rückwärts, und auch mit dem Eisberge sollst du deinen merkwürdigen Willen haben. Ich selbst bin zu altväterisch zu derartigen Neuerungen: meine Halsschleife bleibt nach altem, ehrsamem Herkommen vorn, in der Mitte, unter dem Kinn, und ich selbst in meinem Kontor. Monika wird dich begleiten, sie hat bereits zugesagt. Da ihr euch jedoch beide in solchen Dingen gar nicht auskennt, so werde ich euch den Oskar mitgeben, welcher in dergleichen Thorheiten ohnedies besser zu Hause ist als in der Handelskorrespondenz." —

Die Aussicht, von Oskar begleitet zu werden, dämpfte den Freudenausbruch Margaretens einigermaßen. Sie konnte den Vetter nicht recht leiden, und seine offenkundige Bewerbung um ihre Hand war ihr widerlich.

Demgemäß hatte sie ihn auch von jeher mit einer Hoheit und jungfräulichen Sprödigkeit behandelt, welche ihm jede Hoffnung abschneiden sollte und selbst den Vater mitunter nachdenklich machte. Da er selbst keinen Sohn besaß, hatte er schon vor Jahren mit seinem Bruder vereinbart, daß durch die Vermählung der beiden brüderlichen Vermögen die alte Großhandlung der Familie erhalten bleibe. Nachdem indes Oskar als Volontär in das Geschäft eingetreten war und nun mit Muße aus der Nähe besehen werden konnte, wollte er Herrn Hellmer freilich nicht recht gefallen. So schwankte er zwischen der Anhänglichkeit an lange gehegte Lieblingspläne und dem Mißbehagen an Oskar hin und her, weshalb er es auch niemals über sich bringen konnte, Margarete ernste Vorstellungen zu machen, wenn sie den Vetter schlecht behandelte. Im innersten Herzensgrunde gab er ihr vollkommen recht — er konnte Oskar eigentlich auch nicht sonderlich leiden. Der präsumtive Chef der Großhandlung „J. K. Hellmer und Eidam" kleidete, frisierte und parfümierte sich wie ein Geck, aß und trank wie ein raffinierter Gourmand, fuhr, ritt und spielte wie ein Kavalier — und schon alles dies war dem bürgerlich schlichten Kaufherrn ein wahrer Greuel. Mit einem schwer zu bewältigenden Widerwillen vollends erfüllte seinen ernsten, zurückhaltenden Sinn das großsprecherische Wesen Oskars, der sich allenthalben in den Vordergrund drängte, um daselbst seine Person mit einem bengalischen Feuerwerk von Phrasen grell zu beleuchten. Das Lieblingsthema seiner Gespräche waren seine Alpenreisen. Er hatte dabei stets unerhörte Abenteuer erlebt, jedesmal in entsetzlicher Todesgefahr geschwebt und sich gleichwohl immer durch Überlegenheit des Geistes und der Körperkraft dem drohenden Verderben mutig entrungen. Es waren Schauergeschichten, bei denen harmlos leichtgläubigen Zuhörern die Haare zu Berge standen. Die technischen Touristenausdrücke, für welche ihnen der Begriff fehlte, und der fremdklingende Gebirgsdialekt, mit welchem er seine Erzählungen würzte, rückten, weil unverstanden, das Ganze ins Erhabene empor. So war er durch Beharrlichkeit zu dem Rufe eines gewaltigen Bergsteigers gelangt und zu dem unbestrittenen Ruhme eines vielgeprüften Fachmannes in allen Alpenfragen.

Daß jetzt Margarete ebenderselben Thorheit huldigte, ließ diese Herrn Hellmer gewissermaßen verzeihlicher erscheinen und sänftigte in etwas sein Mißvergnügen gegen Oskar. Das mußte — dachte er — so in der unordentlichen Luft der merkwürdigen neueren Zeit liegen, eine Art Krankheitskeim, welcher epidemisch um sich griff. Bei solcher milderen Stimmung begann auch der alte Lieblingsplan wieder neue Würzlein zu treiben, und er gab dem Gedanken Raum, das Zusammenleben während der gemeinsamen Reise sei ganz geeignet, denselben auch in Margaretens Gemüt Wurzel fassen zu lassen, vielleicht sogar zur Blüte zu zeitigen.

Demselben Gedanken hing auch Oskar nach, jedoch mit kühnerer Zuversicht; er triumphierte bereits, und vor seinem inneren Auge stand das farbenprächtige Bild schon bis auf den letzten Pinselstrich vollendet, wie er und Margarete Hand in Hand als verlobtes Paar heimkehren. Zunächst kommandierte er überlaut im Hause herum — er allein verstand sich ja darauf, was für die Reise notthat. Er regelte die Vorbereitungen mit einer sorgenschweren Wichtigkeit, als ginge es zu einer Expedition in die Lande des Mahdi, und mit einer gereizten Strenge, als ob man ihm allerseits Einwendungen machen würde. Allein es fiel niemand auch nur im Traume bei, einer so anerkannten Kapazität zu widersprechen — nicht einmal bei der Anfertigung der beiden Damenkostüme, welche genau nach seiner Anweisung verfertigt, geändert und nochmals umgemodelt werden mußten. Besonders weitschweifig gestalteten sich seine Verhandlungen mit dem Gürtler über ein Lederfutteral, welches dann ob seiner Länge und Dünne gerechtes Erstaunen erregte; in dasselbe packte er mit feierlichem Ernste die Bergstöcke aus amerikanischem Hickoryholz. Noch verblüffender wirkte der nach seinen Plänen und Zeichnungen verfertigte Koffer mit beweglichen Einsätzen, deren jeder, mit blauem Samt überzogen, sonderbar umrissene Vertiefungen zeigte, wie solche zur Aufbewahrung kostbarer Silbergefäße dienen. In dieses wunderschöne Gehäuse wurden Eisbeile, Steigeisen, Manilastricke, Gürtel, Rucksäcke, Schneebrillen und allerlei rätselhafte kleinere Dinge untergebracht, jedes in seiner genau entsprechenden Vertiefung fest geborgen. Endlich, als die Ungeduld Margaretens schon nicht mehr

zu zügeln war, erklärte er mit einem Seufzer die Vorbereitungen für beendet, und man durfte aufbrechen.

Oskar gab sich von allem Anfang an redlich Mühe, die Reise für Margarete und Frau Monika unterhaltend zu gestalten. Er rezitierte unermüdlich ganze Abhandlungen über Alpenreisen, die er in Büchern und Touristenblättern gelesen hatte, und illustrierte dieselben mit seinen eignen erstaunlichen Erlebnissen. Frau Monika blieb diesem erheblichen Aufwand von Worten gegenüber ganz taub und saß teilnahmslos in der Wagenecke: der „gar nicht nette“ Kaffee in der ersten Bahnstation hatte sie gründlich verstimmt. Margarete hielt das dünne Büchlein in der Hand, welches man ihr an jenem regnerischen Frühlingsmorgen irrtümlich zugesandt hatte. Nun prangte es in Goldschnitt und hatte ein rotes Saffianröckchen an. Aber sie las nicht darin. Auch den kühnen Abenteuerdichtungen Oskars hörte sie nicht zu — das klang ihr nur wie das eintönige Geräusch der Waggonräder an das Ohr. Sie blickte bald freudig überrascht in die grünende, blühende Nähe, bald wieder ungeduldig in den blauen Duft der Weite hinaus — der Schnellzug schlich viel zu langsam für ihre Sehnsucht nach den Bergen.

Aber seltsam! Da sie endlich in der Ferne zum erstenmal das schattenhafte Profil des Hochgebirges aufdämmern sah, überkam sie ein leises Gefühl der Abstoßung. Immer unheimlicher staute sich die finstere Erhabenheit der himmelhoch aufgetriebenen Massen, beängstigend drängten sie einander heran und umstellten zuletzt schreckhaft die dunkel gewundene Felsschlucht. Durch dieselbe hatte sich selbst die Gewalt des Dampfes keinen Ausweg bahnen können; die Eisenbahnfahrt war zu Ende, und einspännige Wäglein rasselten von hier an auf holperigen Karrenpfaden weiter.

Margarete ließ die Augen zaghaft emporsteigen an den Felsenauftürmungen, wie sie düster schattend den Wolken zuklimmen, oben mit zackigem Grat die schöne Himmelsbläue zersägen und in der Runde die weite Welt abschließen wie Kerkermauern mit grauenvollen Verließen in finsteren Zerklüftungen. Zuletzt aber standen still und groß die Riesen mit den Windhüten und Wolkenschleiern um die greisen schneeigen Häupter, mit den Nebelmänteln um die silberschimmernden Schultern, mit den Dämmerschauern in der Tiefe, aus welcher ihr Fuß hervorsteigt. Wie aus schauerlichen Märchen blicken sie drohend hinab und abweisend: Roß und Wäglein müssen innehalten und umkehren. Wer die Märchenwunder zu schauen begehrt, welche sie bewachen, der mag zu Fuß wallfahrten auf schmalem Steig, einzeln, lautlos der Steilwindungen achtend und seltsamer Prüfungen gewärtig. Denn schreckhafte Zauber überfallen den dreisten Eindringling: wer, wie Oskar, daheim den Tafelfreuden gehuldigt und sich nun mit unwürdiger Leibesfülle hereinwagt, dem wirft sich würgend der Alp an die Brust, und keuchend wandelt er dahin im Schweiße seines Angesichtes; wer, wie Frau Monika, stolz und selbstbewußt in steifer Haltung einherschreitet, dem werfen neckische Kobolde Steinchen und Baumwurzeln quer vor die Füße, damit dieselben straucheln; und Kindern der Ebene, die, wie Margarete, vorwitzig Umschau halten, schleicht durch die uneingeweihten Augen ein seltsam Bangen in die Seele.

Es war bereits spät am Abend, als man mit Führern und Trägern in St. Gertrud anlangte. Die Betten in dem winzigen Touristenwirtshause erschienen Oskar beim ersten Anblicke bedenklich schmal und Frau Monika zu hart; gleichwohl schliefen beide nach dem anstrengenden Marsche ein, ehe sie noch ihre trüben Ahnungen recht erproben konnten. Margarete vergrub die glühenden Wangen in die Polster und sann sich aus der Märchenwelt des durchwanderten Tages unmerklich in die Märchenwelt der Träume hinein.

Den folgenden Tag widmete man der Ruhe und Kräftesammlung. Oskar nahm nach dem Frühstück den Wirt beiseite und fragte ihn auf sein Gewissen, wie viele Menschen bereits auf dem Schauerhorne verunglückt seien. Als später die Bergführer, wie alltäglich, in der Wirtsstube vorsprachen, nötigte er sie zum Bleiben, setzte sich mitten unter sie und zahlte ihnen einen Enzianschnaps nach dem anderen. Dabei holte er sie behutsam über Gletscherklüfte, Firnbruch, Schneewächten, Lawinen aus und stellte so seltsame Fragen, daß ihn zuletzt alle bedenklich von der Seite ansahen als einen lebensüberdrüssigen Mann, der bloß eine passende Weggelegenheit suche, um sich umzubringen. Der Arme haschte indes bloß nach recht-

fertigenden Belegen für das Angstgefühl, welches ihn niederdrückte. Mit dem Anblick der Hochberge hatten ihn seine jährlichen Sommerausflüge genugsam vertraut gemacht, allerdings von dem bequemen Polstersitz eines Wagens aus, welcher den Thalboden entlang rollte, etwa auch durch das Koupeefenster einer Drahtseil- oder Zahnradbahn, die ihn behaglich zu irgend einem hocheleganten Berghotel befördert hatte. Von solchen Gesichtspunkten aus hatte ihm das Hochgebirge niemals früher und auch heute nicht imponiert; die Bangigkeit kam nur daher, daß er gerade dieses Ungeheuer von Berg besteigen und an der grauenvoll steilen Pyramide seiner Gipfelung emporklimmen sollte — obendrein vielleicht noch auf allen vieren, er, der elegante Oskar! Er hatte sich daheim das ganze Unternehmen zuerst als eine getreue Kopie seiner vorjährigen Rigibesteigung vorgestellt: mit der Bahn bequem emporrollen, oben vortrefflich soupieren, einen exzellenten Champagner trinken und dann den Sonnenaufgang verschlafen. Sobald er aber erkundet hatte, auf das Schauerhorn führe keine Bahn, war seine Phantasie alsbald an die Arbeit gegangen, ein anderes idyllisches Bildchen auszumalen: eine leichte Bodenwelle quoll aus dem Thalgrunde empor und schwoll zu einer zierlich geschwungenen Anhöhe, auf welcher er neben seiner Liebeswerbung um Margarete mühelos und doch ersprießlich zugleich eine Art Terrainkur betreiben konnte; denn seine Eleganz begann bereits durch ein merkbares Überquellen der Körperformen beträchtlich zu leiden. Und nun nach solch anmutiger Phantasiemalerei dies grauenhafte Bergungetüm mit dem dachförmig aufgereckten Scheitel und dem lotrecht abstürzenden Leibe! Alle Abenteuer, welche er den erstaunten Kindern der Ebene aus seiner Einbildungskraft hervorgesponnen, sollte er nun wirklich erleben, die Heldengedichte drohten zur grausamen Wahrheit zu werden! Alle Sünden der Aufschneiderei wurden lebendig und zogen als eine endlos fortlaufende grelle Bilderreihe an seiner aufschauernden Seele vorüber. Er betrachtete abwechselnd mit Haß das ungeschlachte Profil des Berges dort oben und mit Bekümmernis seine wohlgenährten geraden Glieder hier unten.

Frau Monika rührte sich nicht aus dem Hause. Gleich nach dem Frühstückskaffee unternahm sie eine Entdeckungsreise in die kleine Küche. Während sie daselbst mit eingehendem Interesse alles durchforschte, vergaß sie sich zuweilen und verfiel in den strengen Kommandoton des heimatlichen Hausregimentes. Schließlich ließ sie sich die Zubereitung des ihr unbekannten „Sterzes" erklären, worauf sie in ihr Zimmer ging, um daselbst diese Erklärung in der stilgemäßen Fassung eines Küchenrezeptes niederzuschreiben. Sie sollte später daheim diese That bitter bereuen; da ihr der Gebirgsdialekt der Wirtin nur zur Hälfte verständlich war, bestand das Rezept zur Hälfte aus Mißverständnissen, und der in der Heimat feierlich angekündigte Sterz war gänzlich ungenießbar. Nach dieser unheilvollen Niederschrift von Wahrheit und Dichtung machte sie sich eifrig an das Häkeln einer Schutzdecke; nachdem sie auch dessen überdrüssig geworden war, begann sie zu gähnen und geriet dann abermals in die Küche. Sie langweilte sich unsäglich.

Margarete war den ganzen Tag in dem walddunklen Thale herumgeschweift, sich da oder dort nach einem Blümlein neigend, welches am Wegrande stand oder aus einer Steinritze hervorlugte. Es war ein unruhiges, scheinbar zielloses Dahinirren: sie wußte nicht, daß ihre beklemmte Seele das Thor suchte, welches aus der starren Umwallung hinausführte in die weite Welt. Aber der düstere Rahmen stand eng geschlossen, und wo er durchbrochen schien, da versank der Blick in die Nacht schauerlicher Gründe. Gegen Abend hatte sie auch Frau Monika aus dem Hause gelockt, um sie zu einem Punkte zu führen, von welchem man nach ihrer Meinung den freiesten Anblick des Schauerhornes genieße. Das ließ Frau Monika herzlich gleichgültig, aber sie ging mit, weil sie sich schon unerträglich langweilte. Oskar, welcher den Schreckensberg von allen erreichbaren Standpunkten aus genugsam angestarrt und dessen Anblick bereits gründlich satt hatte, schloß sich gleichwohl mit galanter Geschäftigkeit an, obzwar ihn Margarete gar nicht dazu aufgefordert hatte. Und nun standen sie auf dem schmalen Friedhof, welcher das Kirchlein St. Gertruds umhegte, blickten zu dem Riesenberge auf und riefen ihm Worte zu, die nicht aus dem Herzen kamen. Der Gipfel aber schaute aus seiner lichten Höhe träumerisch nieder auf die mit Schauern durchbebte Neugier des

Mädchens, auf die angstvoll verhaltene Wut des jungen Mannes und auf die kühle Gleichgültigkeit der Frau in der Tiefe. Die Abendröte begann über sein eisiges Haupt hinzuspielen, und Frau Monika faßte ihre Gefühle in die Worte zusammen: „Wir wollen jetzt zum Nachtessen gehen!“

Stumm ihren Gedanken nachhängend, schritten sie an den ärmlichen Kreuzlein des Friedhofes hin. Bei der Mauer dicht neben dem Gitter wölbte sich ein frisch aufgeworfener Hügel, von keinem Kreuz bezeichnet, mit keiner Blume geschmückt. Margarete hielt einen Augenblick an — es ward ihr so wunderlich weich um das Herz —, sie nahm das selbstgepflückte Sträußlein vom Busen und legte es sachte auf die kahle Grabstätte. Oskar sah ihr nachdenklich zu und ließ dann seine Augen kummervoll über den Friedhof schweifen; er suchte das Plätzchen, wo binnen drei Tagen Margarete ein solches Sträußlein auf sein eignes Grab legen werde. Er sah es im Geiste erschreckend deutlich: ein ganz kleines Sträußlein auf einem ganz kleinen Grabhügel, nicht erheblich größer als ein Maulwurfshügel. Denn von seinen zerschmetterten Gliedmaßen wird man doch nur einige wenige aus dem Bergschlunde emporfördern können, indes das übrige, in Eis konserviert und von dem vorrückenden Gletscher weitergeschoben, erst nach einem Jahrtausend zum Vorschein kommen wird. Und dies war ihm ein so widerlicher Gedanke, daß ihn auf einmal eine jähe Empörung durchzuckte: er wollte nicht hier liegen, zumal nicht teilweise! Der Schauder der Vernichtung reifte urplötzlich Entschluß und That. Er stieß an einen der Steine, in welchen die Grabkreuze fußen, stolperte mit trefflichem Geschick und hinkte nach einem wohlangebrachten Schmerzensruf mit täuschender Natürlichkeit dahin, indem er sich vollgewichtig auf Frau Monikas Arm stützte. Vor der Wirtshausthüre ließ er die Befürchtung laut werden, der verstauchte Fuß werde voraussichtlich auf Wochen hinaus unbrauchbar bleiben; aber er lächelte dabei und beobachtete, welchen Eindruck eine solche heroische Selbstüberwindung auf Margarete hervorbringe. Die erhoffte Bewunderung über sein hinreißend erhabenes Lächeln konnte er in ihren Mienen nicht entdecken, sondern bloß ein gutherziges Mitleid über seinen Unfall. Indes schien ihm auch dies schon etwas wert und ein nicht zu unterschätzender Fortschritt; denn bisher hatte sie ihn gar nicht als Vetter oder auch nur als ebenbürtigen Reisegenossen behandelt, sondern wie einen Beamten ihres Vaters, welchen er ihr geschäftlich zur Verfügung gestellt und als eine Art notwendigen Übels aufgenötigt hatte. Er ließ sich von dem Wirte die steile Holztreppe zu seinem Zimmer emporführen und von demselben behutsam entkleiden. Dafür schenkte er ihm auf der Stelle sein wetterdurchstürmtes Gebirgsgewand — er wollte dieses beredte, aber gefälschte Zeugnis entsetzlicher Abenteuer aus den Augen haben. Dann legte er sich nieder und ließ sich das Nachtessen zum Bette bringen. Er aß und trank mit geschärftem Appetit und dachte behaglich an das Schauerhorn, mit welchem er nun endgültig alle näheren Beziehungen abgebrochen hatte, sowie an das mitleidige Zucken um Margaretens rote Lippen, welches offenbar den Anfang näherer Beziehungen zu ihr einleiten mußte. Er war höchlich zufrieden mit sich und mit der ganzen Welt, und auch Frau Monika gelangte zu einer mäßigen Zufriedenheit, da ihr inmitten der fremden Langeweile eine heimische Beschäftigung erstanden war. Neben dem Bette ihres Neffen angesiedelt, machte sie Arnikaumschläge über seinen Fußknöchel, wie er es wünschte: nicht zu kalt, nicht zu naß und nicht zu oft.

Als sie sich nach dem Nachtmahl zu diesem Werke der Barmherzigkeit hinaufbegeben hatte, war Margarete noch unten in der Wirtsstube geblieben. Der Raum war so luftig und anheimelnd, daß sie lieber hier ihr Büchlein weiterlas als oben in dem dumpfen Schlafkämmerchen, zumal da sie ganz allein und ungestört war. Als sie später einmal aufblickte, bemerkte sie, daß sich inzwischen noch ein Gast eingefunden hatte. Der Mann war hereingekommen, ohne daß sie es in ihrem Leseeifer gemerkt hatte, und saß nun hinter einem Tischchen in dem dämmerigen Winkel. Rucksack und Beil lagen neben ihm auf der hellbeleuchteten Bank, ein Lichtstrahl überzitterte den Ärmel einer groben Lodenjoppe. Ein Holzknecht! jubelte es in Margarete auf. Soeben hatte sie von dem Leben der Holzknechte im Hochgebirge gelesen — da war nun neben den Text wie durch einen Zauber die anschauliche Illustration hergesetzt! Sie war entzückt, ein solches hochinteressantes Menschenkind nun auch leibhaftig

betrachten zu können, und beugte sich mit naiver Neugierde vor, um das Dunkel der Stubenecke zu ergründen. Es ließ sich so reizend romantisch an, daß sie über ein solches merkwürdiges Wesen, wie es ein Holzknecht nun einmal ist, nicht bloß lesen, sondern jetzt selbst eine Entdeckungsfahrt in dessen Gedanken- und Gefühlswelt unternehmen konnte. Sie wußte nur nicht recht, wie sie es angreifen sollte, um ihn nicht zu verschüchtern, und stöberte in allen Winkeln ihres Köpfchens nach einem volkstümlichen Stoffe herum, der ihn interessieren und gesprächig machen sollte. Unbefriedigt schlug sie endlich ihr Büchlein auf, um sich in dem Kapitel, welches die Holzknechte behandelte, Rats zu holen — plötzlich blickte sie triumphierend auf: sie hatte es gefunden.

„Essen Sie gerne Sterz?" — fragte sie siegesgewiß nach der dämmerigen Ecke hinüber.

Dort entstand eine Bewegung, hierauf ein halbersticktes Lachen, zuletzt kam die Entgegnung: „Mitunter."

Margarete war stolz auf diese Antwort und noch mehr auf das Lachen: es war zweifellos, daß sie in dem engumgrenzten Gedankenkreis des Holzknechtes just das Centrum getroffen hatte. Das spornte denn auch sogleich ihren Unternehmungsgeist an fortzufahren: „Sie haben da auf den steilen Bergwegen recht schwer zu tragen: einen so großen Pack und obendrein auch noch das schwere Beil! Das muß tüchtig müde und unbändig hungerig machen. Nun, ich will Ihnen in der Küche einen guten Sterz von der Wirtin kochen lassen!" — Nachdem sie mit diesem Versprechen seinen irdischen Teil erobert hatte, gedachte sie sich gleich auch seiner Seele zu bemächtigen. Selbst ein Holzknecht muß doch menschlichen Schwächen unterthan sein, der Eitelkeit zum Beispiel, dachte Margarete und sann in aller Eile nach, auf was ein so interessantes Wesen eitel sein könnte. „Sie müssen aber stark sein!" — rief sie plötzlich. — „Ich würde nicht einmal das Holzbeil allein fortschleppen können — gewiß nicht — selbst nicht auf ebenem Wege!"

„Es ist durchaus nicht so schwer, wie Sie glauben, mein gnädiges Fräulein. Auch ist das — verzeihen Sie — kein Holzbeil, sondern eine Eispicke zum Aushauen von Stufen in Eis und Hartschnee" — erklang die Antwort.

Margareten drängte sich unwillkürlich das Lieblingswort ihres Vaters über die Lippen: „Merkwürdig!" — Er war gar nicht menschenscheu und ganz kirre; auch hätte sie nie vermutet, daß Holzknechte sich so gewandt und gewählt ausdrücken.

„Ich bitte, überzeugen Sie sich selbst, mein Fräulein, wie wenig ein solches Eisbeil wiegt!" — fuhr er fort, indem er aufstand und zu ihr trat. Sie sah, wie ihr eine schlanke, feine, wohlgepflegte Hand den Beilstiel hinhielt, und als ihr erstaunter Blick von derselben emporirrte, beleuchtete die Deckenlampe ein edelgeformtes Antlitz, umrahmt von einem tief herabwallenden blonden Barte, und unter der hohen, ernsten Stirne zwei blaue Augen, die voll Güte auf sie gerichtet waren.

Sie griff verlegen nach der Handhabe der Eispicke und stammelte: „Verzeihen Sie meinen Irrtum! Ich hatte Sie für einen . . . Gebirgsbewohner gehalten."

„Das war kein Irrtum, mein Fräulein. Ich bin in der That ein Gebirgskind und freue mich, es alljährlich wieder für einige Sommerwochen zu werden!"

Margarete war ärgerlich über sich, noch mehr aber über ihn, daß er kein interessanter Holzknecht war, sondern nur ein Stadtmensch, wie sie daheim überall in den Straßen herumgingen. Im ersten Augenblick ihrer bitteren Enttäuschung wandelte sie die Lust an, sogleich in ihr Kämmerchen zu steigen; dann aber erschien es ihr doch etwas unhöflich, so jäh mit jemand abzubrechen, dem man kurz vorher einen Sterz angetragen hatte. Da man indes mit einem solchen Stadtmenschen doch von nichts Interessanterem sprechen konnte als vom Wetter, so warf sie die Frage hin: „Glauben Sie, daß morgen das Wetter für unsere Schauerhornbesteigung günstig sein wird?"

„Sie, Sie, mein Fräulein, wollen auf das Schauerhorn klimmen?" fragte er verwundert.

„Ja, morgen früh. Die Führer versprechen einen schönen Tag."

„Ein leichtsinniges Versprechen, ja, ein gewissenloses! Wohl bleibt wahrscheinlich das Wetter sehr schön, aber ein schöner Tag für Sie, mein Fräulein, kann das nimmermehr werden, sondern ein recht böser. Gestatten Sie mir die unbescheidene Frage, ob Sie schon früher anstrengende Bergbesteigungen unternommen haben?"

Margarete fand diese Frage in der That höchst unbescheiden und den Frager mit seinen rätselhaft düsteren Andeutungen unbequem, ja unausstehlich. Was der verwöhnte, verzärtelte, elegante Oskar zu stande gebracht hatte, würde doch wohl ihr keinen bösen Tag machen. Nach kurzem Bedenken erwiderte sie etwas unwirsch: „Nein."

„Dann vollends würde der Tag ein entsetzlicher," bemerkte er nachdrücklich. „Das ist ein Unternehmen für alterfahrene Bergkenner, nicht für Neulinge, zumal nicht für Frauen."

„Wie?" rief sie aufgebracht. „Auch das beanspruchen Sie für die Herren als ausschließliches Reich?"

„Unbedingt, schon deshalb, weil die Frau sonst jenes Reich verläßt, in welchem sie herrscht, das Reich der Schönheit. Die zarten Füßchen in schweren Nagelschuhen, die schlanken Hände in plumpen Fäustlingen, die leuchtenden Augen hinter der dunklen Schneebrille, Ohren und Kinn mit einem Tuch vermummt, und was von dem reizenden Gesichtchen noch frei ist, mit Fett eingerieben — mit solcher Verunstaltung beginnt das Ganze. Und oben? Kriechen, springen, sich mit den Händen emporarbeiten, die Füße in Eiskerben setzen, am Seil hinabgleiten, sitzend abfahren, mit Fuß und Rücken angelehnt sich aus Kluftspalten emporstemmen — jede Bewegung ein Zerrbild holder Weiblichkeit! Und weiter welche Galerie von Gegenstücken lieblicher Anmut: auf Schutthalden stolpern, über Firnschnee kollern, auf beeistem Felde die Füße mit den Steigeisen straußartig emporheben, auf glatten Platten barfuß hintrippeln, mit dem ungewohnten Bergstock nach Gleichgewicht haschen, krampfhaft schwanken, ausgleiten, fallen! Oder getragen, gezogen, am Seile festgebunden, nur noch ein Ding, das willenlos dahingezerrt wird! Dabei in dem Gesichtchen, wenn es nicht vor Kälte schmerzentstellt erst kreidigweiß, dann bläulichrot anläuft, die Verzerrung durch Angst, Schwindel, Übermüdung, dann durch Entmutigung, kindische Hilflosigkeit, zuletzt gänzliche Stumpfheit! Endlich wieder unten — wofern alles ohne ernstlichen Unfall verlaufen ist. Zerrissen, zerzaust, Lethargie in der Seele, Krämpfe in den überanstrengten Muskeln, die Finger erfroren, Schwielen und Aufschürfungen an den Füßen, schneeblind trotz der Brille, die Hautentzündung des Schneebrandes auf den Wangen trotz der Fetteinreibung — dies ist das Ende, und die schönste Frau nur noch ein entstelltes Jammerbild!"

Margarete mußte ungeachtet ihres Ärgers lachen und rief aus: „Eine wahre Vogelscheuche! Nur die Farben zu stark aufgetragen und das Kolorit zu grell gemalt! Und dann — ich bin nicht im mindesten eitel."

Er war sichtlich unzufrieden mit dem seichten Eindrucke, welchen seine Schilderung hervorgebracht hatte, und entgegnete ernst: „Mein Malen ist Dilettantenarbeit, welche das Kolorit nur zaghaft andeutet, und trotzdem erscheint es Ihnen schon zu grell. Was würden Sie zu der erschreckenden Farbengebung der Wirklichkeit sagen? Doch Sie sind nicht eitel und der malerische Standpunkt für Sie also von keinem Belange — er ist ja überhaupt nebensächlich. Den Ausschlag gibt, daß Frauen dem nicht gewachsen sind, was selbst für kraftstrotzende Männer harte, gefahrvolle Arbeit ist. Wagen dennoch Frauen solche Bergbesteigungen, so thun sie dies zumeist aus Unkenntnis vor deren Mühsal und Gefährlichkeit; geschieht es aber einmal im vollen Bewußtsein, so ist es .... kaum zu verantworten. In beiden Fällen ersteht bald das Mißverhältnis zwischen der schwachen Eigenkraft und den fremden Riesengewalten, das Erhabene erwächst zum Furchtbaren, und vor dem Schauder des drohenden Unterganges erstirbt der Zauber."

Margarete lachte nicht mehr — sie war nachdenklich geworden. Nach einer Weile wiederholte sie leise seine letzten Worte: „Vor dem Schauder erstirbt der Zauber! ... In mir aber kämpfen beide miteinander. Einerseits werde ich von den Bergen abgestoßen, anderseits treibt mich eine unzähmbare Sehnsucht, zu ihnen emporzuklimmen — es ist nicht zu begreifen!"

„Vielleicht doch. Ihre Blicke sind seit jeher in die Flachlandferne hinausgeschweift — hier müssen sie alsbald anhalten vor den himmelhohen Steilwänden. Dort lagen die Dinge auf weitem Plan übersichtlich auseinander geschlichtet — hier hat sich alles, durch die Enge aufgetrieben, in gewaltsamer Stauung übereinandergeschoben bis zum jäh umkippenden Umsturz. Die Eintönigkeit der Ebene lehrte Sie, in beschaulicher Ruhe eines voll auf sich wirken zu lassen — hier

umdrängt sie das aufregende Wirrsal endlos wechselnder Erscheinungen. Das ist es, was Ihre feinbesaitete Natur verstimmt, und wenn es Sie gleichwohl zu den Berggipfeln emporlockt, so ist dies nur die Sehnsucht, die verstörte Harmonie wieder herzustellen. Denn in jenen Höhen hofft Ihr Auge zu enträtseln, was, im Duft der Ferne als geisterhafter Schattenriß auftauchend, aus dem Gewölk hervordunkelt wie Tierleiber oder wie ein Menschenantlitz oder ein Münster mit hohem Getürme. Jetzt klimmt Ihr Blick an den Felsmauern empor, und selbst über die Grate, wo er innehalten muß, flattert noch die Seele unstät weiter, um immer neue, nie befriedigende Lösungen hineinzudichten in die fremde Rätselwelt. Da flüstert Ihnen die Ahnung zu, daß alle die geheimnisvollen Falten, in welche das Steinkleid dieses Landes zerknittert ist, sich dort oben dem Auge schön und klar enthüllen werden, und das Licht der sonnigen Höhen lockt Sie wie ein Erlösungsstrahl empor aus der Schattennacht und den Schauern des Thalgrundes. Und die geängstigte Seele möchte sich emporschwingen zu den schneegesäumten Rändern, wo man dahinwandelt in der Himmelsbläue mitten durch Goldglanz und Silberschimmer, Ferndust und Wolkenschleier, umglänzt und durchströmt von den Kräften des Lichtes, die mit den Linien und Farben des Felsgewirres zusammenrinnen zu immer neuer Harmonie gleich den Tönen eines unsäglich schönen Chorgesanges ...." — er stockte plötzlich. Die Verklärung seiner Züge verschattete sich wieder zu tiefem Ernste, und dieser verdüsterte sich zum Unwillen gegen sich selbst, daß er sich zu solcher Schönmalerei hatte hinreißen lassen. „Ich meine selbstverständlich nicht das Schauerhorn, sondern .... andere, niedrigere, unbedenkliche Berge," fügte er mit gedämpfter Stimme trocken bei.

Margarete blickte sinnend vor sich hin. Dann schlug sie die Augen voll gegen ihn auf und blickte forschend in sein Gesicht. „So ist wohl auch der Zwiespalt in mir zu deuten," sagte sie, „und Sie haben ganz recht, aber ..."

„Aber?"

„Aber, offen gesagt, es ist doch ein recht unbehagliches Gefühl, seine Seele so bloßlegen und gleichsam mit dem Messer anatomisch zerlegen zu sehen, wie Sie soeben mit der meinen verfahren sind."

„Anatomisch? Nun glaube ich, daß Sie, mein Fräulein, doch noch besser in den Seelen zu lesen verstehen als ich," erwiderte er lächelnd und überreichte ihr mit einer Verbeugung seine Karte.

„Doktor Julian Wilsen, Universitätsprofessor und Vorstand des anatomischen Institutes" — las sie, und als stände auch alles das weitere auf dem Blättchen, fügte sie sofort im lesenden Tone hinzu: „und Retter in der Not, vom Himmel in diesen wilden, weltverlorenen Erdenwinkel hereingesendet, wo im Oberstübchen des Wirtshauses ein Mann mit geschädigtem Fuße daniederliegt."

Aber er war bereits hinausgeeilt. Sie hielt die Karte in der Hand, und es fiel ihr jetzt erst ein, daß auch sie ihm ihren Namen hätte nennen sollen. Sie hatte von dem berühmten Professor Wilsen oft gehört und gelesen als von einer Zierde und Leuchte an der Universität ihrer Heimatstadt. Nun erinnerte sie sich auch, daß er die Heilkunst nur noch in den seltensten Fällen ausübte und als vermögender Mann bloß den Forschungen seiner Wissenschaft und seinem Lehramte lebte. Es war etwas in ihrer Seele, was sich gegen das ganze Wesen dieses Mannes aufbäumte, und darum war ihr der Gedanke um so widerlicher, daß sie so ohne weiteres seine schwer zu erringenden Dienste in Anspruch genommen hatte. Als sich nach einer geraumen Weile seine hohe Gestalt wieder in dem Thürrahmen zeigte, stand sie rasch auf und wollte ihm nach einigen höflichen Worten der Entschuldigung eben ihren Namen nennen. Er aber unterbrach sie mit den Worten: „Ich weiß bereits alles, Fräulein Hellmer. Ihre Frau Tante hat die Güte gehabt, mich in alles einzuweihen — auch in das interessante Geheimnis, daß das riesige Schauerhorn eigentlich doch nichts anderes ist als ein niedlicher Geburtstagskuchen für Fräulein Margarete."

Der Mann wird in der That immer unausstehlicher — dachte Margarete und fragte ablenkend: „Und der Vetter?"

Er zog die Augenbrauen in die Höhe und rief entrüstet: „Herr Hellmer ist ..." — aber er hielt auf einmal inne und fügte mit erzwungener Ruhe hinzu: „Nichts von Bedeutung, Sie brauchen wirklich nicht die allermindeste Sorge um ihn zu tragen." Dabei lächelte er so seltsam, daß sie wider

Willen gleichfalls lächeln mußte, und der mitleidig besorgte Ausdruck sich aus ihren Mienen gänzlich verflüchtigte.

„Aber auf das Schauerhorn wird er uns morgen doch nicht begleiten dürfen?" fragte sie.

„Auf das Schauerhorn? Sie wollen doch . . .?" rief er erschrocken.

„Gewiß. Schon um meinen niedlichen Geburtstagskuchen — wie Sie es nannten — zu genießen," erwiderte sie in scharfer Betonung und fuhr mit einem triumphierenden Lächeln fort: „Ferner auch, um die verstörte Harmonie herzustellen, von welcher Sie vorhin mit so schöner Begeisterung sprachen." Damit glaubte sie diesem unsympathischen Anatomen seine Versuche, ihren Willen zu beeinflussen, gründlich verleidet zu haben, weshalb sie denn auch mit der sanftmütigen Ruhe der Befriedigung jetzt schloß: „Und dann noch etwas: um ein Sträußlein Edelweiß und Alpenblumen vom Schauerhorn für Papa zu pflücken."

„Das dachte ich mir!" murmelte er ingrimmig.

„Er wagt sich immer noch vor," dachte Margarete entrüstet und rief: „Also auch das findet nicht Ihren Beifall? Ich vermute, Sie scherzen gerne. Aber das Sträußlein für Papa ist einmal unerläßlich, und das halbe Stündchen muß und wird sich dafür erübrigen lassen."

„Die Sache ist für einen Scherz zu ernst," entgegnete er bekümmert. „Das halbe Stündchen Verzögerung kann verhängnisvoll werden. Die aufgehende Sonne ist dort oben ein Wecker wie hier unten: ein ungefüges Leben taumelt dann aus dem Schlafe empor. Der Schneekitt, mit welchem die zerrissenen Grate zusammengemauert sind, schmilzt, donnernd saust das Gestein von morschen Gipfelzacken zur Tiefe, brausend fährt hinterdrein von der Steinhalde die aufgescheuchte Schneelawine, abbrechende Moränenblöcke stürzen mit entsetzlicher Wucht einher. Der Gletscher birst knatternd auseinander, die klaffende Eiskluft verzweigt sich zu verworrenem Spaltennetz, jede Schneebrücke wird zur trügerischen Falle, überall gähnt aus grauenvollen Eisschlünden der Tod. Deshalb darf manches Gebiet bloß vor Sonnenaufgang, oder wenn es im Schatten liegt, durchhastet werden; gegen Stein- und Schneelawinen, wie sie zumal das Schauerhorn berüchtigt machen, vermag auch des erprobten Touristen Mut und Geschicklichkeit nichts. Die Welt dort oben, die sich, aus der Tiefe angesehen, so starr darstellt, ist einem ewigen Wechsel unterworfen; nur Unkenntnis oder Tolldreistigkeit kehrt sich nicht an diese Wandelbarkeit, und eine halbe Stunde Verzögerung hat manchem den Untergang beschleunigt."

„Sie sind gar nicht tolldreist, Herr Professor, nicht wahr?" fragte Margarete, indem sie unwillig mit dem Füßchen auf der Diele klapperte.

„Ich sehe, Sie grollen mir, Fräulein Hellmer . . . und mit Recht: es ist ja auch widernatürlich grausam, eine Frauenhand aufzuhalten, welche nach einer Blume greift. Ich nehme an, ich stiege mit Ihnen zum Schauerhorn empor, kühner als der Wald, der nicht weiter zu klimmen wagt, waghalsiger als Knieholz und Moos, die sich bange verkriechen. Die lebende Natur hat zaghaft angehalten, sie sagt uns das Geleite auf und blickt ihren Kindern mit mattem Abschiedsblicke nach; wir beide jedoch schreiten weiter in das tote Reich der Felstrümmer und des starren Eises. Aber ihr Lebewohl ist nur ein launisches Necken gewesen: in weitem Sprunge hat sie unsern bedächtigen Schritt überholt und ruht auf einmal wieder zu unsern Füßen. Mitten in der Steinwüste, am Rande der Schneegefilde, leuchtet die Alpenrose, blaut die Genziane, flammt der Alpenmohn auf, schillern in bunter Pracht Steinbreche und Primeln, schimmert wie Silber das Edelweiß. Urplötzlich, unverhofft stehen sie da, ein blühendes Wunder, diese Vorkämpfer des Lebens, Vorposten im feindlichen Lande des Todes, und doch so heldenhaft unverzagt und heiter in Kampf und Entbehrung, so schön und duftig und farbenglühend . . ."

„Wie herrlich!" flüsterte Margarete, die über den warmen Worten den Sprecher ganz vergessen hatte und entzückt lauschte. „Ich kann es kaum erwarten!"

Er schaute verwundert auf, dann fuhr er sich heftig mit der Hand über die Augen und murmelte, mit sich selbst höchst unzufrieden, vor sich hin: „Ich wollte sagen . . ." Aber seine Verdrossenheit schmolz augenblicklich unter dem Strahl ihrer leuchtenden schwärmerischen Augen, und er verfiel alsbald wieder in den früheren gemütstiefen Ton, da er fortfuhr: „Ich wollte sagen: wenn

Sie dann stille hielten, in der schauerlichen Wildnis ein holdes Frauenrätsel vor dem Blumenrätsel, unter den Turmzinnen der verzauberten Felsenburg eine Märchenprinzessin neben der märchenhaften Blume, zwei liebliche Blütenleben sich einander zuneigend inmitten des öden Totenreiches — ich denke, ich hätte nicht das Herz dazu, Sie mahnend fortzuziehen."

Eine leise Röte überflog ihr Antlitz bei seinem warm überquellenden Herzenstone, so daß er darob verschüchtert sofort in erzwungen kühlem Kathedervortrage hinzusetzte: „Und schon deshalb möchte ich Frauen von Hochbergtouren ausgeschlossen wissen. Das Blumenpflücken veranlaßt dann verhängnisschwere Zeitvergeudung und lockt vom sicheren Wege an unheilvolle Stellen." Aber da der rosige Hauch noch immer auf ihren Wangen ruhte und sich noch mehr vertiefte, legte er bestürzt seine Worte vollends auf das Eis, und nun erklang es nicht mehr dozierend, sondern wie gestrenge Mahnung, mit welcher etwa widerborstige Studenten in den Karzer verbannt werden: „Ich wünschte nur einen Augenblick lang Ihr Vater oder Vormund zu sein, um Sie durch meine Autorität von dieser Bergbesteigung abzubringen, welche Sie sich — im grellsten Widerspruch mit der erschreckenden Wirklichkeit — wie eine schöne Dichtung aus der Phantasie gestaltet haben!"

Margarete warf das Köpfchen trotzig empor und entgegnete in einem Tone, der gleichfalls von eisiger Kälte durchströmt war: „Sie irren, Herr Professor. Ich verfüge weder über dichterisches Talent, noch über so viel Phantasie. Nicht einmal die erste Idee stammt von mir. Die ‚schöne Dichtung,' sowie der erste Anstoß zu dieser Alpenfahrt ist mir einfach von jemand anderem eingegeben worden."

„Dann möchte ich einen Augenblick lang Ihr Bruder sein, um diesen jemand zur Rechenschaft zu ziehen für seinen . . . unverantwortlich leichten Sinn!"

„Das würde Ihnen denn doch schwer fallen!" erwiderte sie gereizt. „Dieser unverantwortlich Leichtsinnige ist zugleich ein Namenloser und Unauffindbarer."

„Das klingt wie ein Rätsel, mein Fräulein!"

„Hier die Lösung!" sagte sie, indem sie das rote Saffianröcklein ihres Lieblingsbuches lüftete und ihrem Gegner das Titelblatt triumphierend vor die Augen hielt. Dabei las sie laut den Titel ab: „Das Schauerhorn." Dann fuhr sie mit dem Finger über den großen leeren weißen Raum unter dem Titel bis an den unteren Goldschnittrand und rief: „Von? . . . Das steht nicht da. Ich weiß es nicht, niemand weiß es: der Buchhändler nicht, der Verleger nicht, der Vetter nicht, der Alpenklub und die Touristenvereine auch nicht."

Er saß regungslos da und starrte den Titel an. Eine Furche durchquerte seine Denkerstirn, und die Hand ballte sich zur Faust, als wollte sie eine überquellende Erregung fest zusammenhalten.

Margarete blickte betrübt auf den rätselhaft weißen Raum und sagte: „Sie sind stumm, Sie wissen es also gleichfalls nicht. Sie werden es auch nie wissen; denn die unsägliche Mühe, die ich mir darum gegeben habe, werden Sie sicherlich nicht daran wenden. Haben Sie das Buch gelesen?"

„Gelesen?" fuhr er aus seiner Erstarrung auf. „Gelesen . . . jawohl . . . ich habe das Zeug durchblättert . . ."

„Das Zeug!" wiederholte Margarete tief empört. Aber da er die Augen niederschlug und den Kopf hängen ließ, überkam sie doch wieder ein Erbarmen mit dem verschrobenen Manne, so unausstehlich er auch war, und mit seinem schiefen Urteile, so daß sie mit mitleidiger Nachsicht fortfuhr: „Nun ja, Sie haben es bloß durchblättert — Sie haben keine Zeit zu dergleichen ‚Zeug.' Hätten Sie es gelesen, so würde sich Ihre Geringschätzung zu staunender Bewunderung umwandeln. Das ist in der That eine schöne Dichtung, wie Sie vorhin sagten, jedoch nicht aus der Phantasie hervorgesponnen, sondern aus der Wirklichkeit gestaltet. Ein Dichter ist er — ja — und ein großer Maler obendrein in der Anschaulichkeit seiner herrlichen Naturschilderung und in der wunderbaren Lebendigkeit der Staffage. Aber er ist zugleich ein Gelehrter, der sein ernstes Wissen in anmutigen Ranken um Stein und Pflanze schlingt, ein Mann der entschlossenen That, ein gründlicher Kenner des Gebirges, der hier jeden der gewaltigen Hochberge selbst durchforscht hat, jede Stufe der Hügeltreppe kennt und jeden Weg und Steg in den Zerklüftungen der Felsen."

Er warf die mähnenartigen Haare mit



Im Winterwald. Ge
(Mit Genehmigung der Photog



ıalt von G. von Maffei.
aphischen Gesellschaft in Berlin.)

einer kräftigen Kopfbewegung zurück und sagte: „Ich beneide den Mann um Ihre warmherzige Bewunderung, doch grolle ich ihm zugleich, daß er vergessen hat, dem Büchlein eine Vorrede anzuheften. Hier auf diesem ersten Blatte sollte stehen: ‚Dies Buch ist nur für langjährig geübte, wetterharte Bergsteiger von ausdauernder Kraft und erprobter Herzhaftigkeit bestimmt. Von Mühsal und Gefahr ist nichts darin erwähnt, weil sie jedem solchen Unternehmen eigen, jedem erfahrenen Alpenwanderer wohlbekannt und selbstverständlich sind. Denn nicht für Ungeübte, noch weniger für Neulinge, am wenigsten aber für Frauen sind diese Erinnerungen niedergeschrieben.‘"

Margarete war jetzt im vollsten Ernste erzürnt über die rücksichtslose Entschiedenheit, mit welcher dieser Mann ihrem Lieblinge seine Vorurteile tückisch als Vorrede unterschieben wollte. „Dieser jemand" — erklang ihre scharfe Widerrede — „ließe keine Gefahr, zu langweilen, auch wenn er Wohlbekanntes und Selbstverständliches berichten würde. ‚Es ist alles schon dagewesen,‘ es kommt eben darauf an, wie man es sagt. Verzeichnet er keine Gefahren, nun so sind entweder keine zu fürchten, oder sie sind, weil zu gering, nicht erwähnenswert. Er will weder durch Übertreibungen großsprecherisch seinen Ruhm aufbauschen, noch andere abschrecken, sondern aufmuntern, nachzugenießen, was er Herrliches genossen. Und das will ich denn auch thun!" — Und zur Bekräftigung dieses Versprechens umfaßte sie mit den Fingern fest das Büchlein und gab demselben, als dem Stellvertreter des unbekannten Verfassers, so gut sich das machen ließ, einen Handschlag. „Sie aber, Herr Professor," wandte sie sich gegen dessen Widersacher, „Sie kennen ihn schlecht, und Ihre Vorrede ist nicht aus seiner Seele hervorgeholt, sondern aus Ihrer eignen als die Vorrede zu einer Nachrede gegen die Frauen, welche hinter dem Ofen Strümpfe stricken und vor dem Ofen das Abendessen bereiten sollen für die Herren der Schöpfung und der Alpen insbesondere ..." Sie hatte sich in ihrem Grolle warm geredet und stockte auf einmal erschrocken, daß sie etwa doch zu weit gegangen sei und zu schroff erwidert habe.

Er entgegnete lächelnd: „Der schöne Eifer, mit welchem Sie für den Unbekannten in die Schranken treten, müßte ihn entzücken, das Feuer, mit dem Sie für ihn kämpfen, müßte ihm das Herz erwärmen. Nehmen wir indes an, der Mann unterschriebe gleichwohl meine Vorrede und bestätigte vollinhaltlich meine Warnungen — wie dann, Fräulein Hellmer? Würden Sie auch dann auf Ihrem Plane beharren?"

„Nehmen wir an, sagen Sie. Wir! Sie allein können so etwas annehmen!"

„Wären Sie im stande, sich also meine Annahme einen Augenblick — nur einen Augenblick lang — als wenigstens denkbar vorzustellen?"

„Dann — in diesem Falle würde ich mich in der That bedenken ..."

„Nun denn: ich selbst bin dieser jemand. Der Zweck der Aufzeichnungen war nur, meinen Geist nach anstrengender wissenschaftlicher Arbeit abzuspannen — eine Kur, nichts weiter. Da dieselbe anschlug, veröffentlichte ich das Heftchen, damit es vielleicht auch anderen dienlich sei. Aber was dem einen Heilmittel, ist dem anderen Gift, und heute bereue ich tief die Herausgabe — um Ihretwillen, Fräulein Hellmer. Da dies Büchlein der Zerstreuung nicht nach Schriftstellerehren auszog, blieb der Name füglich weg; er hätte auch bei einem anspruchsvolleren Werke dieser Gattung verschwiegen bleiben müssen aus Pietät gegen einige ältere Kollegen an der Universität, denen es wehe gethan haben würde, daß ein Mann der Wissenschaft dergleichen Allotria treibt. In dem gegenwärtigen Augenblicke jedoch ist die Möglichkeit, Sie vor bedenklichen Lagen zu schützen, für mich weit wichtiger als die Wahrung meines Geheimnisses."

Margarete war bei seiner Offenbarung erregt emporgefahren. Nun überkam sie Verlegenheit und Scham darüber, daß sie ihn mit so rückhaltslosem Feuer ins Angesicht gepriesen, dazu das Entzücken, ihn leibhaftig vor sich zu sehen, mit dem sie im Geiste so lange voll Verehrung und Bewunderung verkehrt hatte, endlich auch leise trübend eine Beimischung von Herbigkeit, daß gerade er es war, der ihr verwehren wollte, ihm in die reine Luft hoher Himmelszonen nachzuwandeln. Zuletzt zerrann und verschwamm dies alles in dem einen Gedanken, daß er mehr um ihr Wohl sorgte als um das Weh seiner Kollegen. Sie entgegnete kein einziges Wort und legte nur sein Büchlein, das ihre Finger

bisher so zärtlich umfaßt gehalten hatten, ganz sachte beiseite.

„Was ich als Arzt gesündigt," sprach er weiter, „möchte ich nun auch als Arzt wieder gut machen. Das Gegengift gegen" — er ergriff zornig das Büchlein und schüttelte es heftig — „gegen dieses Gift da ist freilich eine abschreckend herbe Arznei . . . auch ein Buch, aber eintönig Seite um Seite nur trockene Ziffern aufweisend, wie ein geschäftliches Hauptbuch. In seiner Art ist es dies auch, und der große Kaufherr, der darin sein ‚Haben' einträgt, heißt der Tod. Gesondert verzeichnen seine Tabellen die Unglücklichen, welche, im Hochgebirge verirrt, bei Nacht oder Nebel, Sturm oder Gewitter durch Kälte, Hunger, Erschöpfung sterben; andere verschlang die gräßliche Gletscherkluft, diese stürzten mit rollenden Schneemassen, mit losbrechenden Steinen in die Tiefe, wieder andere zermalmten herabsausende Schnee- oder Steinlawinen; eine lange Zahlenreihe endlich gehört jenen an, deren Fuß ausglitt oder eine trügerische Schneedecke durchbrach. Und die meisten von allen diesen Unglückseligen sind Opfer der Unkenntnis und des Mangels an Erfahrung. Wenn Sie dies Buch durchblättert haben, dann möchte ich Ihnen auch eine traurige Illustration dazu zeigen. Es sind nur wenige Schritte von hier zu dem Friedhofe von St. Gertrud, wo die Opfer des Schauerhornes ein vorzeitiges Grab gefunden haben — das letzte, einen jungen blühenden Mann, hat man erst vor wenigen Tagen dort an der Friedhofsmauer zur Ruhe gelegt."

„Links neben dem Thorgitter der frische Grabhügel?" fragte Margarete beklommen.

„Sie haben . . . Sie sind also dort gewesen? Dann habe ich freilich zunächst einer anderen Pflicht gerecht zu werden. Unter jenem frischen Grabhügel muß ich einen lieben Freund zurücklassen, der mir hierher vorangeeilt war und im Ungestüm seiner schönheitsdurstigen Seele nicht warten wollte, bis ich ihm nachkam. Zerschmettert haben sie ihn vom Schauerhorn herabgetragen, und da ich anlangte, lag er schon an der Kirchhofsmauer unbeweint unter dem unbekränzten, kahlen Erdhaufen. Als ich vorhin über den Friedhof hierher ging und dem Gitter zuschritt, da leuchtete mir von dem Grabe ein glühender Schein durch die Dämmerung entgegen — es war wie ein Abbild seines Wesens: er hatte eine Seele, der Ihrigen gleich, leuchtend und ausglühend von schwärmerischer Begeisterung inmitten der Dämmerungskühle dieser Welt. Näher tretend fand ich ein Sträußlein hellblühender Blumen auf der frischen Erdscholle" — er reichte ihr in einer raschen Aufwallung seine Hand hin. — „Der arme Einsame dort dankt durch mich innig für diesen letzten Gruß des Lebens aus einem edlen, weichen Frauenherzen," sagte er gerührt. Da sie seine entgegengestreckte Hand berührte, fühlte auch sie sich von der Rührung überwältigt, und ein feuchter Glanz brach aus ihren Augen hervor. Kurz vorher noch hatte sie einen scheuen Blick nach seiner Hand geworfen, als diese ihr Büchlein schüttelte. Trotz ihrer Bewunderung für den Verfasser war doch gleich in ihr der Entschluß gereift, sich daheim ein neues Exemplar anzuschaffen; und daß diese entsetzliche Hand, die Hand eines Anatomen, etwa sie selbst berühren könnte, war ein Gedanke, der sie mit Grauen erfüllt hatte. Und nun, da es geschehen war, schauerte sie nicht einmal zusammen, sondern dachte nur daran, wie seltsam es sei, daß diese Hand sich so warm anfühle, die doch nie das warme Leben berühre, sondern täglich und stündlich bloß dessen erkaltete, erstarrte Hülle. Und während der gemeinsamen weichen Stimmung lag ihre eigne Hand einen Augenblick so vertraut in der seinen, als hätte sie den Mann seit ihrer Kindheit gekannt, der daheim in kaltem Gleichmut mit Hunderten von Toten verkehrte und sich doch das weiche Gemüt bewahrt hatte für einen Toten.

Als sie sachte die Finger zurückzog, blickte er wie erwachend auf. Plötzlich warf er wieder die blonden Mähnenhaare zurück und sagte: „Wir sind von unserer Kur abgeschweift — sie ist noch nicht zu Ende, mein Fräulein. Nach den herben Mitteln will ich Ihnen noch ein stärkendes verordnen. Ich möchte Sie morgen über den samtweichen grünen Teppich führen, welcher jenseits der Friedhofsmauer zu einer sanft ansteigenden Halde hingebreitet ist. Dort schwingt sich aus der Thalmulde ein Berg, welchen sie hier ‚das Hörnli' nennen, weil er ein niedlich verkleinertes Abbild des Schauerhornes ist. Ein Söhnlein des Bergriesen, das sich neckisch von ihm losgerissen hat und im neugierigen Vorwagen keden Mutes mitten in den Thalgrund hineingesprungen ist — statt des

Eisdiadems des Alten ein grünes Mützlein auf dem Haupte, statt des Schneemantels um die Schultern ein buntes Wams aus roten Alpenrosen und himmelblauem Enzian! Ihre Hände würden da ermüden vom Blumenpflücken, und Ihre Augen von dem entzückenden Ausblick in die malerische Abrundung des schönen großen Fernbildes!"

Er sah sie forschend an, und als sie die Augen zu ihm aufschlug, vertiefte sich die Frage seines Blickes zu einer stummen und doch so eindringlich beredten Bitte. Sie hatte sich erhoben und hielt nun die Augen beharrlich gesenkt, indem sie leise sagte: „Es ist spät geworden, gute Nacht!"

Erblassend verbeugte er sich und geleitete sie schweigsam bis an die Thüre. Auf der Schwelle wandte sie sich halb gegen ihn zurück mit der Bemerkung: „Ich habe es mir überlegt. Ich will mir morgen doch das Hörnli ansehen."

Ein Freudenstrahl durchhellte plötzlich seine tiefernste Miene. „Ich danke Ihnen von Herzen," sprach er innig und drückte dabei ihre Hand so warm, daß sie errötend hinzusetzte: „Denn Vetter Oskar könnte morgen doch noch nicht auf das Schauerhorn mitkommen, nicht wahr?"

Er antwortete nichts darauf, sondern fragte nur lächelnd: „Wollen Sie mich morgen als Führer auf das Hörnli mitnehmen?"

„Sie hatten doch vor, morgen das Schauerhorn zu ersteigen?"

„Ich . . . ich habe es mir gleichfalls überlegt. Ich möchte mir auch wieder einmal das Hörnli ansehen. Und dann, es interessiert mich als Arzt, zu beobachten, wie meine Kur Ihnen anschlägt."

Am nächsten Morgen erklärte Oskar der Frau Monika mit einer verdrießlichen Entschiedenheit: „Ich werde ohne Verzug abreisen, heim, in meine Vaterstadt, zu meinen Eltern. In diesem gottvergessenen Winkel liege ich da wie ein verwundeter Indianer in seinem Wigwam, ohne rechte Hilfe, ohne kunstgerechte Pflege, ohne jeglichen Komfort, ohne Nahrung . . ."

„Ohne Nahrung?" unterbrach ihn Frau Monika verwundert. „Das ist denn doch . . ."

„Vorgestern abends Gemsbraten, gestern Gemsbraten, und als ich die Wirtin heute früh nach dem Speisezettel fragte, lautete die Antwort natürlich: ‚A Gamsbratl!'" — rief er erbost. — „Das sind Indianerverhältnisse, bei denen ein civilisierter Kranker verkommen muß. Gleichwohl hätte ich mich freudig geopfert und wäre Ihnen und Margareten zuliebe in diesem Wigwam geblieben, wenn ich Ihnen irgendwie von Nutzen sein könnte. Leider bin ich Ihnen hier nur ein Hemmschuh, eine Last, ein Stein im Wege."

Von dem Professor mochte er gar nichts hören, schon die bloße Erwähnung seines Namens regte ihn krankhaft auf. Als Frau Monika denselben trotzdem heraufholen wollte, hielt er sie mit ungewohnter Heftigkeit und unhöflicher Gewaltanwendung zurück und ließ sich dann von ihr hinabführen. Vor der Hausthüre stand bereits das Maultier, welches schon in der Frühe bei der Wirtin bestellt worden war, gleich nachdem sie ihm mit dem Gemsbraten gedroht hatte. Er setzte sich einseitig nach Damenart in den Sattel und ließ es von einem Holzknecht mit vorsichtiger Langsamkeit an der Halfter führen. So zog er davon in stoischer Haltung — ganz ein wunder Indianerhäuptling! Das heroisch-wehmütige Abschiedslächeln verlor sich jedoch hinter der nächsten Hausecke, und kaum war er aus dem Gesichtskreis der beiden Damen verschwunden, als er den kranken Fuß mit einer erstaunlichen Gelenkigkeit hinüberschwang und sich nach Männerart bequem im Sattel zurechtsetzte. Dann zündete er eine Cigarre an und trabte rasch aus dem wilden Indianergebiete civilisierten Landen zu, wo es kein Schauerhorn, keinen neugierigen Professor und kein „Gamsbratl" gab.

Die beiden Frauen waren inzwischen zum Frühstück in die Wirtsstube gegangen. Als sich Professor Wilsen nach einem Morgenspaziergang gleichfalls hier einstellte, fand ihn Frau Monika, auf welche er schon am Abend vorher einen sehr netten Eindruck gemacht hatte, bei Tageslicht noch netter und nahm mit sichtlichem Vergnügen seinen Vorschlag an, die Damen auf das Hörnli zu geleiten. Man machte sich unverweilt auf den Weg. Die verdrießlich langweilige Stimmung Frau Monikas verflüchtigte sich in der Morgenluft ganz und gar bei der Zuvorkommenheit und zarten Aufmerksamkeit, welche ihr der berühmte Professor widmete. Wenn er an einer Kehre des Weges die Berge, welche in der Runde vor dem sonnigen Himmelsgrund aufragten, nannte und schilderte, da hörte sie andächtig

zu und folgte mit den Blicken gehorsam seinem weisenden Finger, als interessiere sie alles das ungeheuer. Sie that dies nicht allein aus anerzogener Höflichkeit, sondern vornehmlich aus Erkenntlichkeit für sein freundliches Wesen und für seine christliche Nächstenliebe, welche ihr statt der Mühsale einer Schauerhornbesteigung dieses bequeme Lustwandeln bereitete und sie in sanftem Anstieg über weiche Moosteppiche dahinführte. Wenn er dann schwieg, konnte sie sich doch nicht enthalten, ihm den ganzen Wert ihrer dankbaren Aufmerksamkeit fühlbar zu machen und ihm nahezulegen, daß sie eigentlich viel nettere Dinge kenne als seine Berge. Deshalb nannte und schilderte sie nun ihrerseits die Menschen der gemeinsamen Heimatstadt in ihren Eigenheiten und gegenseitigen Beziehungen. Dabei stellte sich heraus, daß auch der Professor manche Persönlichkeit aus dem „Kreise" Frau Monikas kannte, woher es kam, daß er mittelbar selbst in diesen Kreis und ihr sofort menschlich näher rückte und sie nun vollends mit ihm wie mit einem alten Bekannten plauderte. Margarete schritt indessen schweigsam dahin, mit dem Blicke bald zu dem Sonnenglanz der Himmelsferne emporklimmend, bald in das feierliche Düster der Schluchten versinkend. Die Alpenblümlein am Wegrande leuchteten und dufteten vergeblich — ihr Fuß haftete an ihnen vorbei, und das Sträußlein für Papa schien ganz und gar vergessen.

Als man auf der Höhe angelangt war, breitete der Professor seinen Plaid fürsorglich über das Moos zu einem bequemen Sitze. Frau Monika siedelte sich auch sogleich behaglich darauf an. Margarete aber stand in stummer Verzückung vor der gebieterischen Größe des Hochlandbildes. Da war eine Welt, machtvoll und erhaben in öde Wolkenhöhen hinausgreifend, mit sanften Reizen über die schweigsamen Tiefen hingegossen, wundersam aufgerichtet zwischen Himmel und Erde. Und beiden angehörig standen die Gipfel an der Himmelsbläue wie versteintes Gewölke — oder waren es wirklich Wolken, welche ihr Auge, durch den schimmernden Duft der Ferne getäuscht, für Bergkuppen gehalten? Nun schlug dort einer der Bergriesen den Schleier zurück, und ein goldiger Lichtschein hob sein greises Haupt aus dem Dämmergrau; der Schleier quoll indes unsäglich sanft dahin über die Kette der ragenden Höhen. Diese aber blickten dem silbergrauen wandelnden Gebilde nach, bis es der Wind fortriß und hinweghauchte. Nun standen sie wieder allein in der Himmelsbläue und schauten aus einsamen Ätherfernen nieder in die Tiefen der absinkenden Menschenthäler, denen sie entstiegen waren. Und Margaretens eigne Seele wogte ruhelos zwischen Himmel und Erde.

Da fühlte sie sachte ihre Hand erfaßt. — „Papa wartet auf sein Sträußlein!" — sagte der Professor leise, sie sanft in die gewohnte Welt zurücklockend. Er ließ ihre Hand nicht los, sondern führte sie vorsichtig über die Kalkmuhre, welche den Moosboden durchquerte, zu dem Rande der Bergkuppe, welche von Alpenrosen dicht umbuscht war. Er neigte ihr die Zweiglein der Sträucher zu, damit sie dieselben bequem brechen könne, so daß die kleine Hand gar bald den großen Strauß nicht mehr umklammern konnte. Mit ängstlicher Hast hatte sie zu pflücken begonnen, als könnte ihr eine der Blüten entgehen, und nun glühte ringsum noch immer der rosenrote Schein von unzählbaren Röslein auf. Sie hätte sie gerne alle, alle mit sich genommen! Mutlos überflog ihr Auge die schier unerschöpfliche Fülle und ersah dabei, daß der Professor, um ihr beim Pflücken an die Hand zu gehen, sich etwas tiefer gegen den Rand auf eine abschüssige Felsplatte gestellt hatte. Es überfiel sie bei diesem Anblick eine Empfindung des Schwindels und Schreckes, so daß der Strauß ihrer Hand entglitt und diese unwillkürlich, um ihm zu helfen, nach seinem Arme langte. Er blickte fragend auf.

„Um Gotteswillen," rief sie angstvoll, „kommen Sie doch herauf, Sie stehen ja am Abgrunde!"

Er stieg gehorsam zu ihr empor, hob den Strauß auf und sagte lächelnd: „Auf dem Schauerhorn würde Ihnen diese Stelle unbedenklich, ja, so harmlos erscheinen, daß Sie sich etwa da erholen und ruhig biwakieren würden."

„Weshalb aber steigen dann Sie zu solchen furchtbaren Hochbergen auf und setzen sich solchen Gefahren aus? Es ist so schön und entzückend hier auf dem Hörnli — warum begnügen nicht auch Sie sich damit?"

Er blickte in die Berge hinaus und sagte stockend: „Weshalb ich . . .? Ort und Zeit ist nicht für das angethan, was ich Ihnen

antworten möchte. Und doch . . . nehmen Sie an, ich strebte nach einem hohen Ziele, so hoch wie jene schönen himmelnahen, strahlenden Gipfel — ja höher noch und schöner — nach einem Menschenherzen, Fräulein Margarete! Unerreichbar erscheint es, und tollkühn mein Gedanke. Daß ich mich trotzdem erkühne, es zu erstreben, dies danke ich den Hochbergen dort, die mir bei ihrem Erklimmen die Kraft gestählt und den Wagemut großgezogen, verzweifelnden Kleinmut zur Unbeugsamkeit gehärtet, zähe Ausdauer gelehrt und Anspannung jeglicher Kraft im Durchringen von Kampf zu Kampf. Ob ich damit jene lichte Himmelshöhe erklimme, ob ich in die düstere Tiefe stürze — ich weiß es nicht, und auch Sie, Fräulein Margarete... Sie sollen es mir heute nicht sagen! Sie stehen oben auf der leuchtenden Kante und kennen den Fremdling nicht, welcher aus der Tiefe sehnsüchtig zu Ihnen emporringt. Nur eines können Sie: winken Sie ihm nicht zurückweisend mit dem Finger ab, lassen Sie schweigend zu, daß er sich emporkämpfe, daß sein noch schattenhafter Umriß allmählich deutlicher vor Ihr Auge trete!"

Sie stand unbeweglich und totenbleich — alles Blut schien dem Herzen zuzuströmen und dort ungestüm um Einlaß zu pochen. Auch er war bleich vor Erregung und blickte sie ängstlich forschend an. Ihr schönes Haupt blieb regungslos geneigt, und auch die Hand winkte nicht zurückweisend ab, sondern legte sich leise bebend in die seine, als er den Arm ausstreckte, um sie über das Steingerölle zu führen. So schritten sie wortlos zurück zu Frau Monika, welche ruhsam dasaß und im Angesichte der erhabenen Bergwelt emsig an dem Schutztüchlein häkelte, das sie in ihrer Umhängtasche zu etwaigem Zeitvertreib mitgenommen hatte.

Beim Abstieg waren alle ungewöhnlich schweigsam. Margarete und der Professor verweilten mit ihren Gedanken noch immer oben in dem zauberhaften Rosengarten, und Frau Monika dachte mit Bangigkeit an die morgige Heimreise, welche sie nun ohne männliche Beschützung und Beihilfe antreten sollte. Als sie sich in ihrer Bedrängnis an den Professor mit der Frage wandte, wo, wie und wann man auf der Bahnstation den Reisekoffer übergeben müsse, bat dieser um die Erlaubnis, die Damen als Reisemarschall begleiten zu dürfen, da auch er schon morgen zurückkehren müsse. Margarete lächelte errötend vor sich hin, Frau Monika aber erklärte den Professor für den nettesten Menschen des Weltalls. Diese Meinung faßte unausrottbare Wurzeln während der Reise selbst, welche seine ritterliche Aufmerksamkeit zu einer wahren Lustfahrt gestaltete. Das Ganze ließ sich so bequem an, und alles einzelne machte sich ohne jeglichen Zwischenfall so von selbst! Dabei unterhielt sie sich überdies ausgezeichnet, besser sogar als in ihrem heimischen „Kreis." Der Professor war wie umgewandelt und gebärdete sich unbefangen heiter wie ein junger Student auf der ersten Ferienreise, so daß die Häkelnadel Frau Monikas mehrmals innehaltend eine geraume Weile feierte, ja einmal gar zu Boden fiel. Der Professor hob sie zwar dienstbeflissen auf, aber dieselbe machte gleich danach eine ganze Reihe fehlerhafter Maschen, welche Frau Monika insgesamt wieder austrennen mußte. Gleichwohl that sie dies ohne den leichtesten Seufzer — das war ihr Dank; denn die Fehler waren eigentlich doch nur seine Schuld. Ja, in der freudig rüstigen Entschlossenheit ihres Opfermutes trennte sie auch noch ein gutes Stück des makellos geratenen Kunstwerkes auf, ohne es zu merken.

Daheim überreichte Margarete dem Vater den großen Alpenrosenstrauß vom Hörnli, schwärmte ihm dabei von Berg und Thal vor und redete darüber mit dem poetischen Schwunge und der liebevollen Ausführlichkeit eines Adalbert Stifter. Frau Monika überreichte dem Bruder das Schutztüchlein, das sie im Waggon für seinen Lehnstuhl glücklich zu Ende gehäkelt hatte, schwärmte ihm dabei von dem netten Professor Wilfen vor und redete von ihm wie ein Roman von seinem Helden. Hierauf langte der höfliche Kaufherr nach seinem Hut, um dem Professor einen Dankbesuch abzustatten. Er traf den Gelehrten, wie sich derselbe, mit dem Hute in der Hand, eben anschickte, zu Herrn Hellmer zu eilen, um sich nach dem Befinden der Damen zu erkundigen. Aus dem förmlichen Austausch von Höflichkeiten entwickelte sich eine angenehme Zwiesprache, welche noch länger fortgesponnen worden wäre, wenn nicht die gewohnte Kontorstunde geschlagen hätte. Herr Hellmer brach mitten in einer Auseinandersetzung über den holländischen Handel ab; da er aber den Schluß seinem aufmerksamen Zuhörer nicht vorenthalten

wollte, lud er ihn für den nächsten Tag zum Mittagessen ein. Der Professor kam, und kam seither öfters.

Der Handelsherr und der Gelehrte sagten einander gleich anfangs zu, und mit der Zeit wuchs das gegenseitige Gefallen immer mehr, so fremdartig ihre Gedankenkreise einander auch waren; denn in seinem Kreise war jeder ein ganzer Mann und stand sicher in seinem Gebaren da und achtunggebietend vor der Welt. Herr Hellmer, welcher in der Außenwelt nur mit Kaufleuten in trockenen Geschäftsangelegenheiten verkehrte und eine rein menschliche Annäherung an seine Beamten als Verstoß wider die Ordnung erachtete, hatte in seiner Häuslichkeit zumeist nur den „Kreis“ Frau Monikas angetroffen und während der lauten Verhandlungen über Wohl und Wehe des Nächsten ungestört im Kopfe die Ziffernarbeit fortgesetzt, die er soeben am Büreautisch verlassen hatte. Oder er hatte schweigsam dagesessen und die Lehnen seines Fauteuils mit enggeschlossenen Fingern umklammert, wenn ihn seine Tochter mit ihrem poetischen Hochfluge von der festen Erde mitreißen und in rätselhafte Fabelreiche entführen wollte. Nun hatte er endlich jemand gefunden, der es verstand, ihn aus seiner Wortkargheit hervorzulocken, mit dem er als Mensch verkehren und sich über den Weltlauf auslassen konnte. Da der Professor viel jünger war als er und trotz seines hohen Ansehens vor der Welt ihm mit Ehrerbietung entgegenkam, geschah es, daß er endlich mit ihm umging, wie er mit seinem Sohne umgegangen wäre. Margarete dagegen sagte kein warmes Wörtlein über ihn und er selbst keines zu ihr. Er kam und ging und wagte kein herzlicheres Gespräch, keinen innigeren Händedruck. Was dort oben unter den Alpenrosen sich ereignet hatte, schien ein vergessenes Märchen, eine Sage, uralt und verklungen wie jene vom Rosengarten des Zauberkönigs Laurin. Nur die Augen beider sprachen zuweilen davon, sobald sie sich unbeachtet meinten: die seinen von mutigem Beharren in sehnsuchtsvollem Ringen, die ihren von stummem Gewähren.

Einmal nur trat es an sie heran wie zarte Mahnung, wie leises Fragen. Es war am Vorabend ihres Geburtstages, und man hatte ihr schon heute ein Festgeschenk zugesandt. Es war ein Strauß von Alpenrosen. „Vom Hörnli“ — stand auf dem Seidenbändchen geschrieben, welches die Blumen zusammenhielt. Sie saß eine Weile ganz stille vor dem Strauße. Dann brach sie plötzlich ein Zweiglein davon ab, steckte es vor die Brust und ging zum Vater. — „Papa,“ sagte sie, „morgen ist mein Geburtstag . . . mein achtzehnter Geburtstag!“

Herr Hellmer geriet diesmal nicht in Erstaunen. Da er derartige Redewendungen im Vorjahre gehört hatte, war es nun ganz in der Festordnung, daß sie heuer abermals vorkamen, und so regelmäßig bei allen künftigen Geburtstagen. Und um zu zeigen, daß er bereits in den weiteren Fortgang genügend eingeweiht sei, nahm er selbst das Wort: „Natürlich willst du dir wieder selbst ein Geburtstagsgeschenk auswählen! Etwa abermals das Schauerhorn?“ — Er sah sich bekümmert nach dem großen Fahrplane um, auf den er sich programmmäßig nun würde wieder niederknieen müssen.

„Nein, Papa, nur auf das Hörnli.“

„Nur? Schön. Auch bescheidener als vor einem Jahre. Aber wer soll mit euch reisen? Der Oskar ist in Paris unter die Nichtsthuer und Geldverschwender gegangen . . .“

„Ich wüßte einen anderen Begleiter . . .“

Jetzt begann Herr Hellmer zu staunen, das Gespräch lief doch in ein anderes Geleise hinüber als im Vorjahre. Es war ein Weilchen ganz stille, dann sagte er: „Nach dem Unfalle, welcher damals Oskar auf ebenem Boden betroffen, bin ich diesmal begreiflicherweise noch besorgter um dich und Monika. Wenn euch etwa derartiges zustößt, was dann? Eigentlich sollte euch jemand begleiten, der sich zugleich auf das Einrichten von verstauchten Füßen und Armen versteht, wie zum Beispiel unser Professor!“ Er sprach die letzten Worte in neckendem Tone, einer trotzig aufwallenden Abwehr gewärtig.

Aber Margarete nickte nur dazu und hielt dann die Augen beharrlich auf den Teppich gerichtet.

„So, so!“ murmelte er tief verwundert. Daß Margarete sich seiner und Monikas freundschaftlicher Neigung zu dem Professor gleichfalls anschloß, war ihm ganz neu. Sie hatte nie selbst von ihm geredet und stets dazu geschwiegen, wenn von ihm die Rede war, so daß Herr Hellmer zu dem Glauben kam, sie könne ihn eigentlich nicht recht leiden. Übrigens hatte er das zu seinem Leidwesen auch begreiflich gefunden: die ernste, schlichte

Gestalt des Gelehrten taugte so gar nicht zu dem phantastischen Figurenkreise in dem schwärmerischen Mädchenkopfe. Und nun wollte sie ihn auf einmal zum Reisebegleiter haben! „Meinerseits möchte ich euch niemand lieber anvertrauen als unserm Professor," erklärte er nach einer Weile, „und auch Monika wäre damit sehr zufrieden. Aber wird er auch wollen? Ich meine: gerne wollen? Er hat andere, wichtigere Dinge zu thun. Und wenn auch — Kind, es geht doch nicht! Was würde die Welt dazu sagen? Oskar gehörte zur Familie, das war denn doch etwas ganz anderes. Es geht nicht, Kind..."

Margarete schlang beide Arme um den Hals des Vaters und legte ihren Kopf an seine Brust. „Papa," flüsterte sie kaum hörbar, „ich wüßte ein Mittel, um allen diesen Anständen abzuhelfen. Lieber Papa... gib mir unsern Professor zum Manne... dann wird er gewiß gerne wollen, und er wird dann auch zur Familie gehören, und die Welt wird sagen, daß wir unsere Hochzeitsreise auf das Hörnli machen!"

Derartiges hatte Herr Hellmer noch nicht erlebt, noch je davon gehört, und in dem altehrwürdigen Kaufhause war während seines jahrhundertelangen Bestandes solches nie vorgekommen: eine Tochter, die sich von ihrem Vater einen Ehemann zum Geburtstagsgeschenk erbittet! Herr Hellmer stand ganz fassungslos da und starrte zu der uralten Eichentäfelung der Decke empor; er bemerkte deutlich, wie dieselbe ob dem Unerhörten schwankte und sich in allen Fugen bewegte. Aber das kam nur daher, weil das Kind an seiner Brust schluchzend bebte, und die zitternden Arme seinen Hals immer fester umschlangen. Denn als das Schluchzen verstummt war und er allein in dem Gemache stand, da lagen die nachgedunkelten Tafeln und Gesimse der Decke wieder unbeweglich, und die schwarzen Fugen rührten sich nicht. Er ließ sich wie ein abgemüdeter Wanderer haltlos in den Lehnstuhl sinken und saß lange nachdenklich da. „Merkwürdig!" sagte er endlich und ging hinüber zu seiner Schwester.

Am Festtagsmorgen bedeutete man dem Professor im Hausflur, als er eben die Treppe zu den Wohngemächern emporsteigen wollte, Herr Hellmer lasse ihn bitten, sich behufs einer Unterredung zu ihm in das Kontor bemühen zu wollen. Als er eintrat, betrachtete ihn Herr Hellmer neugierig von oben bis unten, als ob er ihn nicht kenne, und als ob ihm überhaupt etwas dermaßen Merkwürdiges noch nie vorgekommen wäre. So also sahen die Geburtstagsgeschenke aus, mit welchen die modernen Väter ihre modernen Töchter überraschen mußten! Darauf folgte die angekündigte Unterredung, welche damit schloß, daß Herr Hellmer den Professor unter den Arm nahm und ihn zu Margarete hinaufführte. Er hielt dies für Christenpflicht, denn Wilsen war vor freudiger Erregung so verwirrt, daß er offenbar allein nicht den Weg gefunden hätte. Er öffnete ihm überdies fürsorglich die Thüre und schob ihn auch noch hinein mit den begleitenden Worten: „Hiermit überreiche ich dir dein merkwürdiges Geburtstagsgeschenk, Tochter der Neuzeit. Ich gratuliere!" — Als er darauf sah, wie der vor Jubel haltlose Mann sogleich an seiner Tochter eine feste Stütze fand, und daß er denselben in ihren umhalsenden Armen nunmehr unbesorgt zurücklassen konnte, schloß er sachte die Thüre und schlich sich auf den Fußspitzen davon. Er nickte und rieb sich die Hände; in der vorhergehenden Unterredung war unter anderem auch vorgekommen, daß einer von seinen Enkeln das Großhandlungshaus J. K. Hellmer übernehmen und mit Glanz fortführen werde.

In dem Gemache aber hob Margarete das Köpfchen von der Brust des Professors und blickte mit feuchten Augen zu ihm empor: „Du bist so mild," flüsterte sie, „und straffst mich mit keinem leisen Worte des Vorwurfs, daß ich dich so lange habe warten lassen auf diesen Tag, du armer Mann! Aber sieh, es mußte sein um des Vaters willen! Er ist so unsäglich gut und hat mich so lieb, daß er wohl auch damals schon eingewilligt hätte — aber es sollte ihm nicht wehe, sondern wohl dabei ums Herz sein, er sollte dich erst liebgewinnen. Darum vergib — ich war ja dein seit jener Stunde unter den Alpenrosen!"

Berliner Feuilleton.

Von A. Baron v. Roberts.

(Abdruck verboten.)

(Das Bäuerlein und die Tendenz. — Berolinas Träume. — Weltausstellung anno ...? — Der Lotteriepatriot und Berolinas Weihnachtsgeschenk. — Influenza und kein Ende. — Der letzte Weihnachtsmarkt. — Internationale Anfechtungen. — Promenadenkonzerte. — Der letzte Salon.)

Als ich neulich in der Leipzigerstraße vor einem der glänzend beleuchteten Läden stand, wurde mir plötzlich von der Seite ein Gegenstand unter die Augen gehalten, der nichts anderes war als eine — Schnapsflasche. Verwundert blickte ich in das mit grauen Stoppeln bestandene Gesicht eines Bäuerleins, das mich hilflosen Ausdruckes und aus rotumrandeten Augen stumm anzuflehen schien. Den Kopf bedeckte eine großschirmige karierte Zeugmütze und um den hageren Hals war der schwülen Influenzawitterung zum Trotz ein dicker Wollenshawl geschlungen. „Was soll das?" herrschte ich ihn an.

„Wo gibt's hier Schnaps?" kam es kläglich aus der Wollenboa hervor.

Der Fall schien wohl sehr einfach: das Bäuerlein war auf seiner Passage von einem Bahnhofe zum anderen in das blendende Lichtermeer der Leipzigerstraße geraten, wo er mit seinen harten, nägelbeschlagenen Schuhen von einem Laden zum andern hinstapfte, ohne für seine dürstende Flasche einen Inhalt zu finden. Wir hielten vor einem Kristallladen mit blitzenden Karaffen und schillerndem Gefäß, Dinge, die mit seinem elementaren Begehren zusammenhingen, aber Schnaps, nein, den gab es wohl nicht in dieser mit Luxusmagazinen besetzten Straße, wo es von weihnachtlichen Käufern wimmelte. Ich sah ihn dann später noch vor anderen Läden stehen mit seiner Schnapsflasche in der Hand, immer hilfloser suchend, und er wird dann wohl den Potsdamer Bahnhof erreicht haben und davongefahren sein mit der Meinung, daß es nichts Unfreundlicheres und Unvollkommeneres geben könne als die Reichshauptstadt Berlin, die nicht einmal einem erschöpften Reisenden für sein Geld einen Magenstärker zu spenden vermag.

Weshalb ich diese kleine Szene anführe? Nun, weil ich frischweg in mein Programm einspringen wollte, d. i. in meinen Feuilletons zu schildern und zu besprechen, was mir der Zufall auf meinen Schlenderwegen hinwirft; freilich mag man meinem Bäuerlein wohl ein wenig die Tendenz anmerken, und es sieht aus, als wollte ich eine Art Bundesgenossen vorschieben für die Fälle, daß ich manches Berlinische mit Augen betrachte, die nicht mit dem verhimmelnden Lorgnon unserer Spreechauvinisten bewaffnet sind. Ich werde also keine rosaroten und keine blitzblauen Feuilletons schreiben; und wie die Wahl meines Titels besagt, gehöre ich nicht zu den Verdeutschungsfanatikern: für Feuilleton wie für manche andere Dinge gibt es eben kein deutsches Wort, das genau den Begriff deckte

Wenn ich also die Tendenz meines symbolischen Bäuerleins weiter verfolge, so könnte ich z. B. mit dem raffinierten, durch alle Genüsse gehetzten internationalen Lebemann ausrufen: „Sich amüsieren — das kann man nicht in Berlin! Dazu ist Berlin zu solid!" — Oder mit dem eingefleischten Naturalisten: „Berlin ist zu sauber — wo ist der moralische und gesellige Schmutz, um mit Zolascher Urgewalt darin zu wühlen?" (Natürlich der einzige Grund, weshalb bei uns kein Zola-Titane erwachsen will!) Oder mit dem Auslandsnarren: „Berlin ist durchaus keine elegante Stadt — wo sind die Equipagen? Da setzen Sie sich ein Stündchen in den Champs-Elysees oder promenieren in Hydepark und um Rotten-Row!" Oder mit einem gewissen mir bekannten Poeten, der die Bezeichnung „Spreeathen" für eine Blasphemie und das Berliner Leben durchaus jedes poetischen Zaubers bar erklärt — nur vom 45. Breitengrade abwärts gedeihe die Poesie...

Vor zwanzig Jahren wurde von einer hiesigen Possenbühne der Ruf in alle Richtungen hinausgejohlt: „Berlin wird Weltstadt!" Das war etwas früh damals, und

der Refrain hat auch nicht überall eingeschlagen. Ich meine, es thut der Freude an dem großartigen Aufschwung, den Berlin genommen, keinen Abbruch, wenn wir im Bewußtsein kraftvollen Fortschreitens auch heute immer noch den Werde-Zustand betonen. Berlin hat auch nicht den Beruf, das Herz Deutschlands zu bedeuten, nun gut, so werden Deutschland auch Krisen erspart bleiben, wie sie den Organismus Frankreichs von Zeit zu Zeit durchzucken, weil das große lustige Herz, Paris genannt, gar so stürmisch pulsiert. Wir wollen doch froh sein, daß es im lieben deutschen Vaterlande noch so manche Stadt gibt, die stolz sein darf auf ihre althistorische oder durch die Intelligenz und das Streben ihrer Bewohner gefestigte Individualität.

Edison erklärte Berlin bei seinem Besuche im vorigen Sommer für die besterleuchtete Stadt beider Welten — und wir dürfen uns nicht wenig einbilden auf dies Urteil des amerikanischsten aller wissenschaftlichen Streber. Wer die Beleuchtung der Linden gesehen, wird in sein Lob einstimmen, nur schade, daß diese mit verschwenderischer Lichtflut übergossene Avenue zur Abendzeit einem Festsaale gleicht, dem es an Gästen mangelt, die berühmte und vom wimmelnden Verkehrsstrome durchkreuzte Ecke bei Bauer ausgenommen. Später sahen wir den Generalpostmeister der „großen Nation" den Paketförderschacht auf einem unserer frequenten Bahnhöfe auf- und niederfahren, voll aufrichtiger Bewunderung über unsere erstaunlich praktischen Verkehrseinrichtungen; daß der intelligente chinesische Zöpfler und der im Europäisierungsfieber begriffene Japaner mit Vorzug Berlin aufsuchen, um unsern staatlichen wie städtischen Haushalt zu studieren, ist bekannt. So wird uns von allen Seiten die musterhafteste Censur zu teil; wir sind unter den Großstädten die Nr. 1 an Fleiß, Tüchtigkeit und gewissenhaftem Streben.

Es war im letzten südlich warmen Frühjahre, als auf der Mitte des Potsdamer Platzes eine hehre Frauengestalt auf geschmücktem Piedestal hielt, um König Humbert zu begrüßen. Berolina war ihr Name. Der Künstler hatte sie nicht unähnlich gebildet, mit kraftstrotzenden Gliedern, den Busen mit dem Panzer umwehrt, das Schild zur Linken, und während ihr Arm dem sympathischen Gaste des deutschen Volkes blumenstreuend ihr Willkommen bot, war ihr ernst und fast herb blickender Kopf sinnend in die Weite gewandt. Das farbenfrohe Bild der von enthusiastischem Jubel durchflueteten Feststraße, die ein italienisch blauer Himmel überwölbte, zauberte kein Lächeln über ihre Züge. Denn als der Rausch des unvergeßlichen Festes, das die Verbrüderung zweier Völker bedeutete, längst vorüber war, sahen wir sie immer noch dort halten, bis auch sie zuletzt dem scharfen Ordnungssinn der Berliner Polizei zum Opfer fiel und sich in ihre Bestandteile von Gips, Pappe, Holz und Eisen auflöste.

Aber die Erscheinung dieser in die Weite träumenden Berolina ist geblieben. Ich meine nicht ihre parodistische Gastrolle, in der sie auf einem unserer Possentheater wieder aufgelebt ist, vom ausgelassenen Ballettreigen umtost. In den Zeitungen, im Gespräch, im Foyer des Parlamentes wie in den mit künstlerischer Opulenz ausgestatteten Räumen des Magistrates taucht der sinnende Kopf immer von neuem empor. Ohne Zweifel, es hängen große Pläne in der Berliner Luft. So die Berliner Weltausstellung von anno . . .? Man muß einstweilen noch vorsichtig pst! dazu sagen, damit die privilegierten Nergler nicht sofort loskläffen, obgleich der alle Erwartungen weit übertreffende Erfolg der Pariser Weltausstellung auch die nüchternen Rechner von dem Vorurteil bekehren sollte, daß sich solche Veranstaltungen überlebt und von keinem praktischen Nutzen mehr seien. Ohne Zweifel hat diese jüngste Ausstellung das kommerzielle und künstlerische Prestige Frankreichs auf eine neue, ungeahnte Höhe gehoben, und nach allen Berechnungen ist auch das finanzielle und wirtschaftliche Ergebnis ein sehr bedeutendes.

Sollte uns nicht ähnliches gelingen? fragt der ernste Berolina-Kopf. Sollten wir Deutschen nicht auch einmal der Welt zeigen, daß wir auch noch auf anderen Feldern als auf dem der rasselnden Kriegskunst Großes zu leisten vermögen? Unsere Industrie, unser Kunstgewerbe stehen mit nichten hinter den Leistungen irgendwelches Kulturvolkes zurück. Nur sind wir noch nicht zum Vollgefühl und zum Stolze unsers Könnens erstarkt, weil wir bisher wenig und kaum das lokale Interesse übergreifende Gelegenheit hatten, unsere Leistung zur kritischen Schau zu stellen, uns selbst und anderen. Mit welch kleinmütigem Gefühl mag so

mancher brave Deutsche von den berauschenden Herrlichkeiten der Pariser Weltausstellung heimgekehrt sein: — „Das werden wir nie erreichen, weil unsern Architekten der Mut und unsern Finanzmännern das klingende Vertrauen zu solch großartigen Anlagen und Baulichkeiten gebricht. Uns fehlen die genialen Eiffel und Konsorten, wie uns bisher auch ein Haußmann gefehlt — vor allem ist Berlin nicht Paris . . ."

Der Berolina-Kopf aber blickt strafend ob dieses Zweifels. Es käme doch auf einen Versuch an — die Hebung des Volkswohlstandes ist doch wohl ein Ziel, das die Mühe lohnt! „Weltstadt" verpflichtet! Wir wollen nicht fort und fort als tüchtig und brav und fleißig und sauber und solid censiert werden — wir wollen auch einmal mit anderen um den Preis der Schönheit ringen. . .

Wenn hierorts ein öffentliches Schmuckstück, ein Denkmal, ein Prunkbau und dergleichen errichtet werden soll, so wird die Ausführung oft durch die Platzfrage ins Ungewisse gezerrt oder schließlich ganz vereitelt. Wie im kleinen mit unserm Lessingdenkmale, so könnte es im großen auch unserer Weltausstellung geschehen. Berlin ist die Stadt der breiten Straßen und geräumigen Plätze, aber — Platz hat es nicht im Überfluß. Der Bebauungsplan seiner neuen Stadtteile stammt ungünstigerweise aus einer Zeit, da Berolina noch keine Weltstadt-, geschweige denn Weltausstellungsträume hegte. So wird man, da die Bäume des Tiergartens ein unantastbares Heiligtum, auf ein entfernteres Terrain übergreifen, und man hat schon die Charlottenburger Rennbahn, die in absehbarer Zeit den Einwand der zu großen Entfernung verlieren wird, hierzu in Aussicht genommen, oder den durch natürliche Staffage belebten Park von Treptow.

Doch müßte Berlin wohl zuvor seine Toilette verschönen, so heißt es, ehe es sich anschickt, vor den kritischen Augen der zuströmenden Völker die Honneurs zu machen. Was in den letzten Jahren von der Privatunternehmung geschaffen wurde, verdient das höchste Lob, kaum dürfte eine andere Großstadt in ihren Verkehrsstraßen prächtiger gebaute Hausfronten aufweisen, und der Wetteifer reißt immer mehr Überreste der alten, nüchternen, hausbackenen Stuckarchitektur ein, um sie durch hochragende Paläste aus edlem Material und in mannigfaltigem Stil zu ersetzen. Doch der Gesamtanlage fehlt noch ein gewisser großer Zug; wenn das Reichstagsgebäude vollendet ist, so werden wir in dem Königsplatze einen der herrlichsten Plätze der Welt haben, im übrigen zehren wir immer noch ein wenig von dem Ruhme der unvergleichlichen Lindenpromenade. Hier und da gibt es ja hübsche Momente, und der grüne Schmuck wächst immer erquickender in das Herz der Stadt hinein, ihre Plätze in kokette Squares umwandelnd; aber die geradlinige Solidität, die Berlin den zweifelhaften Ruhm einbrachte, die längsten Straßen zu besitzen, läßt wirklich Grandioses noch nicht aufkommen, und so manche Idee bleibt erbarmungslos in einer Sackgasse stecken, so die, man kann wohl sagen, verkrachte Kaiser-Wilhelmstraße, die als Fortsetzung der Linden gedacht war und nach dem Programme eine imposante Verkehrsader werden sollte, wo jetzt die unvermieteten Läden über verfehlte Illusionen gähnen und die ganze Herrlichkeit auf dem Plunder eines unschönen und unheimlich stillen Marktes von Alt-Berlin endigt.

Während ich dieses schreibe, kommt die Nachricht, daß die Lotterie zur Niederlegung der Häuser an der Schloßfreiheit genehmigt ist. Somit hat die Misere des Kampfes ein Ende, der um das Gerümpel dieser Häuser tobte — ein milderes Wort ist kaum zutreffend in Anbetracht der Leidenschaft, mit der diese Korrektur umstritten wurde, und sie bedeutet doch gegenüber den radikalen Aufräumungsarbeiten anderer Städte, z. B. Roms, nur eine leise Radierung. So hatte der Parteijargon auch schon für die vorurteilslosen Anhänger dieses Projektes das geschmackvolle Wort „Lotteriepatriot" erfunden. Nun, der hochweise Magistrat war so realistisch denkend und so wirklich patriotisch, um das Geschenk eines zukünftigen freien Platzes nicht abzulehnen; der ehrwürdige Schlütersche Schloßbau wird sich also endlich auch von dieser Seite in seiner imposanten Gestalt darstellen und Berlin wird um ein Schönheitsmoment reicher sein.

Ob diese Schaffung eines neuen Platzes auch das Schicksal des Kaiser Wilhelm-Denkmales entscheiden wird, bleibe dahingestellt. Der immerhin beschränkte und etwas ins Unregelmäßige verzogene Platz gäbe nur Raum für ein marmornes oder bronzenes Bildnis; jede Verbindung mit einer Hallen-

rotunde oder gar einem Kuppelbau wäre durch die erdrückende Wirkung der riesenhaften Schloßmasse ausgeschlossen. Berlin wäre eben nur um ein Reiterstandbild reicher geworden. Doch der pietätvolle Instinkt der Nation scheint nach einem Baudenkmale auszuschauen, das in originell-großartiger Weise die Idee des wiedererstandenen Deutschen Reiches mit dem beherrschenden Bilde seines ersten Kaisers verkörpert, etwas wie eine Walhalla, ein Niederwalddenkmal, das ein Nationalheiligtum darstellt, den kommenden Geschlechtern ein patriotisches Wallfahrtsziel. Und wie dort auf der Klippenwand von Rüdesheim der deutsche Buchenwald das Denkmal umsäuselt, so sollte hier der Tiergarten, der populärste aller Parke, mit seinen herrlichen Baumriesen die Weihe dieser Walhalla umschatten.

Berolina darf sich also des neuen Platzes als einer opulenten Weihnachtsgabe freuen, während Berlin selbst, wie es sich zusammensetzt aus so viel mal hundert Wünschen, Hoffnungen, kleinen Freuden und großen Schmerzen, Klagen und Alltagsnöten, als der Census seiner Bewohner zählt, das sind jetzt zum Jahresschlusse 30 000 über die anderthalb Million, die es in diesem Sommer erreichte, auf ein einigermaßen verstimmtes Christfest zurückblickt. Die böse Influenza! Es mag sein, daß sie im vorigen Jahrhundert vergnüglicher war, sonst hätte sie nicht den lieblichen Beinamen „la follette“ oder „la coquette“ erhalten — hier aber lag die tückische Krankheit als ein lähmender Alp auf Stimmung und Geschäftsverkehr. Influenza allüberall — sie weist die Käufer drohend von der Ladenthür zurück und sie heißt die Verkäufer jetzt in der besten Erntezeit des Jahres die Hände verzweifelt in den Schoß legen; sie wütet, die Rotten dezimierend, auf dem Exerzierplatze und jagt die biedere Feuerwehr von ihren Spritzen hinweg; sie rumort durch alle Tagesgespräche und hört nicht auf, in den Zeitungen ihren Spuk zu treiben. Nur die Apotheker freuen sich des schlimmen Gastes, hatten sie doch Mühe, zur Weihnachtszeit die zudringenden Kunden zu befriedigen. Die allezeit findig zuspringende Reklame aber verfehlte nicht, die Konkurrenz mit den bevorzugtesten Medizinmitteln zu bestehen. Natürlich pries sofort Herr Oswald Nier seinen ungegipsten Rotwein als sicherstes Präservativ an; natürlich gab es keine wirksameren Schutzmittel als Wollen-Jäger und sein Antipode Baumwollen-Lohmann; Johann Hoffs Malzextrakt und Benno von Donats Hustenheil und tutti quanti; als alle anderen übertreffend empfahl sich das Kleiderparadies der goldenen 110 — denn was schützt besser vor Erkältung als einer ihrer „zehntausend spottbillig verschleuderten Winterpaletots?“ Auch der übermütige Humor stellte sich ein, und wie die „beste Wringmaschine,“ die „jedermann seiner Frau zu Weihnachten schenken muß,“ sich sogar in den Dienst der Hygieine begab, indem eine Wringmaschine als Weihnachtsgeschenk Freude macht und Freude die Gesundheit erhält und fördert, so ließ der populäre Bendix, einer unserer drastischen Koupletsänger, sein „urkomisches“ Lied von der Influenza los, das Publikum mit der Versicherung anlockend, daß Lachen gesund mache.

„Infaulenza“ bezeichnet jetzt und für lange hin der Berliner Witz solche Scherze. Auch „Insolvenza“ lag nahe, und es heißt, daß diese Abart gar bedenklich in der kleineren Geschäftswelt grassierte. Die schlechten Zeiten, die hohen Kohlen- und Fleischpreise, der Jammer der Hausfrau — überall moralische Influenza genug! Sie fand denn auch in einer jener lapidaren Inschriften, wie sie der Weihnachtsmarkt auf seinen Pfefferkuchentafeln bietet, einen grotesken Ausdruck: „Olle, brumme nicht, denn mehr Kostgeld kriegst du nicht!“

Wenn die Insolvenza einen Organismus ergreift, dem die Altersschwäche kaum noch die Berechtigung zum Leben gibt, so ist ein Dahinscheiden naturgemäß. So hat sich also auch niemand über das geräuschund völlig ruhmlose Auslöschen der alten, früher so beliebten Berliner Weihnachtsmarktpoesie gewundert, und nur der „Kladderadatsch“ widmet dem letzten solcher Märkte ein paar Zeilen humorvoller Wehmut. Die Tage des Weihnachtsmarktes waren längst gezählt; längst ist die Zeit dahin, da er gesellschafts-, ja sogar hoffähig war, denn Friedrich Wilhelm III verschmähte es nicht, seine Söhne in patriarchalischer Weise selbst durch die Budenreihen zu führen und sich an dem rufenden, johlenden, witzelnden Volksgewühle zu ergötzen. Immer ärmlicher wurden seine Läden, sie sanken von dem Fünfzigpfennigauf den Zehnpfennig-Bazar herab; immer dünner oder auch roher sein Witz; die alten

typischen Gestalten verschwanden von dem Platze, wo

„Ranke einst die Pauke hat geschlagen
Mit Radau und fröhlichem Hallo."

Die Zeit wird ungemütlich helle und bemitleidet die alten, harmlosen Späße. Das Dreierschäfchen und der papierene Hampelmann vermögen nicht mehr zu bestehen gegen die raffiniert-luxuriösen Puppen der Leipzigerstraße, die Papa! und Mama! meckern und zur nächsten Saison sicherlich einen Phonograph mit den schönsten Reden in ihrem bleiernen Busen tragen. So werden der Marktschuster von Kalau und der Pfefferküchler von Thorn, bei dem sonst selbst die Herrschaften nicht vorübergingen, mit ihrer naiven und für das von der modernen Großkultur „angeknabberte" Publikum nicht mehr passenden Ware weiter ziehen, um eine weniger anspruchsvolle Marktecke aufzusuchen.

Bekanntlich erhält der Schloßplatz den vielberufenen Begasbrunnen zur Zierde, und so wird denn im nächsten Jahre Gott Neptun mit den marmornen und bronzenen Leckerbissen seiner Muscheln und mythologischen Riesenaustern und mit seinen stilisierten Hummerungeheuern die klassische Stelle des Weihnachtsmarktes beherrschen. Ade, du letztes Überbleibsel der alten, harmlos lärmenden Berliner Urgemütlichkeit! —

In diesen Blättern wurde jüngst das Grassieren der Internationale auf den Berliner Bühnen nachgewiesen. Nun, was auf diesem Gebiete eine Bedauerlichkeit bleibt, dient der Weltstadtphysiognomie nur zur Belebung. Ohne Zweifel hat das Wienertum, das in unsern immer luxuriöser ausgestatteten Cafés nach wie vor die Herrschaft behauptet, den nordisch-philiströsen Charakter unsers Wirtshauslebens etwas ins Flotte verkehrt. Nach dem Muster der spanischen Nationalbodega tauchen jetzt sogenannte Volksbodegas auf, wo ein verdächtig billiger Portwein vom Faß geschenkt wird, ein Versuch, die alte Berliner „Destille" mit ihren „standhaften" Stammgästen von Droschkenkutschern und Dienstleuten der neuen Zeit anzupassen; italienische Osterien gibt es genug, und wen es nach einem kompliziert-amerikanischen „Drink" gelüstet, der besuche die elegant-bunte Bar unter den Linden, wo der anglisierte Berliner Dandy in schnittlosen Beinkleidern und Paletot mit mäßig schönen, aber dafür um so ältlicheren englischen Barmaids kauderwelscht.

Ein beliebtes Weihnachtsgeschenk war heuer ein Korb mit Früchten aus unsern afrikanischen Kolonieen, mehr eine Sache der Kuriosität als des wirklichen Genusses. Und was ein guter Kolonialpatriot ist, raucht mit anerkennungswerter Tapferkeit seine echte Kameruner und sorgt dafür, daß seine Kinder sich an der Negerpuppe erfreuen, wie sie die Spielläden als Novität brachten. Etwas von einer frischen Seebrise weht herein aus unsern Kolonieen, und es ist gut, daß die „schneidigen" Erfolge Wißmanns und die romanhaften Schicksale Emins uns zeitweilig das häßliche Parteigezänk der kommenden Wahlen und so manchen Jammer des sozialen Klassenhaders vergessen machen. Jüngst sahen wir sogar die Soldaten der deutschen Schutztruppe von Südwestafrika in ihren Uniformen durch die Straßen stolzieren; die exotische Tracht, der Rock aus Manchesterkord, die hohen Schaftstiefel in Naturleder und das Bowiemesser im Gürtel erregten Aufsehen, und so mag wohl die Begeisterung unserer Jugend für „Wild-Amerika," wie sie im Sommer deren Köpfe erregte, von neuem angefacht worden sein.

Gegen den Lassosport und die fingierten Skalpjagden unserer Berliner Lederstrumpfs wird der soeben ins Leben gerufene Verein für volkstümliche Spiele einen schweren Stand haben, um gleiche Begeisterung für altdeutsche Reigen und Gesangsspiele zu erwecken. Es ist neben dem Verein zur Errichtung von Volksbühnen ein anderer Versuch, den naturalistischen Ruf des Volkes nach Brot, d. i. höherem Arbeitslohn, durch die Idealität holder Spiele zu befriedigen.

Daß Alt-Berlin sich auch noch zu wehren vermag, wenn die internationale Tendenz gar zu aufdringlich seiner Individualität auf den Leib rückt, bewies die Verkrachung eines mit großen ausländischen Mitteln ins Leben gerufenen Konzert-Tamtams. Es sollte nach englischem Muster das Promenadenkonzert eingeführt werden; mit verschwenderischer Pracht war das geeignete Lokal, ein großartiger Säulensaal mit Spiegelgalerieen und grellbunten Stoffen, ausstaffiert und mit dem stolzen Namen „Königsbau" versehen worden. Ein hundertköpfiges Orchester bildete den Stamm, während die musikalischen Berühmtheiten aller Länder die Programmliste glänzend genug ausfüllten. Der Walzerkönig Johann Strauß eröffnete mit verschie-

denen der ersten -inis und -ellis den Reigen, die Reklame posaunte in allen Farben und Tönen — umsonst, der Berliner wollte sich nun einmal nicht in den Charakter der Veranstaltung finden, d. i. in salopper Manier, Hut auf und Hände in Taschen, beim Schalle von Musik promenieren. Wir Deutschen bedürfen im Konzertsaal der andächtigen Sammlung, wir wollen unsere konzertliche Pflicht oder wirklichen Kunstgenuß absitzen, nicht abpromenieren. Trotz Leipzig und Köln erwies sich Berlin als eine Musikstadt, die es mit der Kunst ernstlich meint und in ihr das Banausentum nicht aufkommen lassen will. Auf lange hin wird nach diesem kläglich verkrachten Experiment der internationale Tamtam es nicht wagen, die geweihten Kreise zu stören, wo die unvergänglichen Meisterwerke unserer Klassiker den Sinn über den platten Alltag hinausheben — uns auf Stunden wenigstens den Frieden der Seele gewährend in der unruhvollen und alle Gebiete revolutionär aufwühlenden Tendenz des modernen Zeitgeistes.

Auch auf dem geselligen Gebiete greift diese Gärung immer unerquicklicher um sich — schnell und viel genießen! heißt die Losung, und die Saison gestaltet sich zu einer strapazenreichen, gesundheitsgefährdenden Kampagne. Wo sind die Tage des Berliner Salons? Die Kunst zu sprechen und zu besprechen, ja noch mehr die Kunst, zuzuhören und seine Aufmerksamkeit dem Redenden in taktvoller Weise anzuschmiegen, nimmt immer mehr ab. So mögen wir mit Wehmut des Hinscheidens einer Persönlichkeit gedenken, die bis in diese Zeiten hinein die Tradition der alten Berliner Salons feinsinnig gepflegt. Ihr Name fehlt in dem langschweifigen Totenzuge, der am Jahresschluß die Blätter feierlich zu durchwandeln pflegt. Heute, in den Tagen der stürmischen Eintagserfolge, wo es selbst den Altberühmten schwer hält, die Standarte ihres Namens hochzuhalten bis ans Ende, mußte eine Henriette Solmar für die größere Masse in Vergessenheit geraten. Die in glücklichen äußeren Verhältnissen lebende Dame war einst ein strahlender und geistfunkelnder Stern der Berliner Geselligkeit, ein hervorragendes Mitglied der romantischen Cirkel der ersten Jahrzehnte unsers Jahrhunderts; auch den späteren ästhetischen Kreisen war sie eine allverehrte Maja, so dem Link-Chamissoschen, Arnim-Grimmschen, Varnhagen-Assingschen, Mundt-Mühlbachschen. Varnhagen, der scharfgeistige Chroniqueur des damaligen High-life, und A. von Sternberg, der Verfasser des „Karneval in Berlin" verschollenen Gedenkens, zählten zu ihren Habitués. Auch später noch bildete ihre mit pietätvollen Erinnerungen ausgestattete Wohnung in der vornehmen und verkehrsstillen Regentenstraße einen Anziehungspunkt für die Elite des Geistes. Franz Liszt war dort ein ständiger Gast, und bis in ihre letzten Tage stand sie in regem Verkehr mit Gräfin Elisa von Ahlefeld, Ada von Treskow, Marie von Olfers, Gräfin Kalckreuth u. a. Der Tod berief sie aus dem patriarchalischen Alter von sechsundneunzig Jahren — hinter ihrer Bahre schloß er den letzten Berliner Salon ab.

Dabei will ich anderen anregenden Kreisen nicht zu nahe treten, auch gibt es ja noch Salons genug, die von Berühmtheiten jeder Gattung wimmeln — Salons haben wir immer noch, aber der Singular ist dahin. Die Kultur schreitet in abgegrenzten Stufen vorwärts, und jede Daseinsäußerung hat ihre Blüte und ihr Ende. Eine neue Zeit ist angebrochen auch über Berlin, und nicht bloß der politische Jargon fühlt das Walten der neuen Ära. Es weht eine frische Luft, und wir hören die Flagge der Hohenzollern flattern in dem kräftigen Hauch. Jung sein! geht die Losung auch für die alten Herzen. Haben wir Jüngeren und „Neuen" denn nicht ein erquickendes Vorbild, wie man selbst an der Schwelle des Greisenalters, ohne die Pietät für das Alte zu verleugnen, den Sinn straff und tapfer auf modernste Ideale richtet? Sein Name ist Theodor Fontane, dessen siebzigsten Geburtstag wir soeben feierlich begehen. Wie wenige hat der prächtige Meister mit den hellen Augen die Kunst verstanden, berühmt zu bleiben — ein knorriger Preuße, ein begeisterter Deutscher, der berlinischste der Berliner — Heil ihm, dem Jung-Alten!

Scheidewasser.

Eine chemische Plauderei von Julius Stinde.

(Abdruck verboten.)

„Wie würde es mit unserer modernen Kultur aussehen, wenn es kein Scheidewasser gäbe?"

„Scheidewasser? Wozu gebraucht man Scheidewasser? Doch höchstens zum Putzen von Messinggegenständen und Kupfergeschirr — sonst wüßte ich wirklich nicht —."

In dem täglichen Bürgerhaushalte spielt das Scheidewasser allerdings eine unbedeutende Rolle, weil man von jeher bestrebt war, die ätzende, fressende Flüssigkeit, welche in unachtsamen Händen allzuleicht Schaden anrichtet, durch harmlosere Mittel zu ersetzen und von Küchen- und Wohnräumen fernzuhalten. Dagegen ist es sowohl im Handwerke wie im Großgewerbe, in Wissenschaften und Künsten, im Frieden wie im Kriege ein gewaltiger Gehilfe, ohne den eine große Anzahl neuzeitlicher Errungenschaften, auf die mit Stolz als erreichte Staffeln menschlichen Fortschrittes hingewiesen wird, niemals zu stande gekommen wäre.

Die Alchymisten, jene braven Irrtümler, welche durch chemische Wunder elendes Blei in lauteres Gold verwandeln wollten und in ihrer Herzenseinfalt nicht ahnten, daß das Geldmachen aus nichts in späteren Jahrhunderten durch das Börsenspiel endgültige Lösung finden würde, stellten in ihren Laboratorien auf mühevolle Weise, umständlich und langwierig, wie derzeit alles ging, aus dem Salpeter ein gelbliches, rotgelben Dunst verbreitendes Wässerlein dar, das mit einer trefflichen Eigenschaft begabt war, die es den Goldköchen besonders wichtig machte. Das gelbe Wässerlein löste nämlich unter Brodeln und Ausstoßen erstickender roter Dämpfe alle damals bekannten Metalle auf — mit einziger Ausnahme des Goldes. Hatte man eine Zusammenschmelzung von Silber und Gold, so war es nur nötig, dieselbe zerkleinert in jenes Wasser zu thun, wenn man das Gold vom Silber trennen wollte. Das Silber löste sich in dem Wasser auf, das Gold blieb zurück und konnte für sich gesammelt werden. Deshalb ward das Wasser Scheidewasser genannt und heißt noch also in der gewöhnlichen Handwerkssprache, während der Techniker es schlichtweg als Salpetersäure bezeichnet. Dem strengen Wissenschaftsmanne aber ist es das Hydrat des Stickstoffpentoxydes. Jeder dieser Namen hat seine Berechtigung. Der Metallarbeiter betont die goldscheidende Eigenschaft, der Chemiker die Herkunft und die Darstellung aus dem Salpeter, der Gelehrte aber drückt mit seiner Bezeichnung die chemische Zusammensetzung der Verbindung aus, denn die deutsche Übertragung lautet: Stickstoff vereinigt mit fünf Teilen Sauerstoff und Wasser.

Nun besteht die Luft, welche wir einatmen, ebenfalls aus Stickstoff und Sauerstoff, und zwar aus einem Teile Sauerstoff und vier Teilen Stickstoff, sie ist jedoch weder im stande Metalle zu lösen, noch zeigt sie irgend eine Eigenschaft der Salpetersäure. Das kommt daher, weil die beiden farblosen, geruch- und geschmacklosen Gase in der Luft nur miteinander gemischt, nicht aber chemisch miteinander verbunden sind. Läßt man jedoch anhaltend elektrische Funken durch atmosphärische Luft schlagen, so vereinigen Stickstoff und Sauerstoff sich chemisch miteinander, und man erhält zuletzt Salpetersäure. In jedem Gewitterregen sind deshalb Stickstoff-Sauerstoffverbindungen und — Scheidewasser nachweisbar.

Die Pflanzenwelt bedarf gewisser Stickstoffverbindungen zu ihrem Aufbau. Es würde hier zu weit führen, auf die noch nicht abgeschlossenen Untersuchungen einzugehen, welche sich mit der Frage beschäftigen, wie der lebende Pflanzenkörper es bewerkstelligt, den Stickstoff zu verarbeiten, und woher er denselben nimmt? Dagegen ist die Thatsache im Auge zu behalten, daß alle verweslichen pflanzlichen und tierischen Reste bei ihrem Zerfalle eine Verbindung des Stickstoffes mit Wasser liefern, das sogenannte Ammoniak.

Das Ammoniak und dessen Salze erfahren ihrerseits im Erdboden eine Umwandlung in Salpetersäure und deren Salze. Schlösing und Müntz wiesen vor etlichen Jahren nach, daß diese chemische Umwandlung durch die Beihilfe kleinster Lebewesen stattfindet. Nach ihren Experimenten muß angenommen werden, daß überall, wo sich Salpeter bildet, die Thätigkeit kleinster Geschöpfe das Rohmaterial erzeugt, aus welchem der Chemiker das Scheidewasser gewinnt. Die Aufeinanderfolge der einzelnen Vorgänge

wäre mithin diese: Ammoniaksalze aus verwesenden pflanzlichen und besonders tierischen Resten; salpetersaure Salze durch Bakterien aus den Ammoniaksalzen; Abscheidung der Salpetersalze aus den Erden; Abscheidung der reinen Säure aus den salpetersauren Salzen durch chemische Hilfsmittel.

In früheren Zeiten waren die Salpetererden die einzige Quelle des Salpeters; seitdem aber in Chile große Lager von Natronsalpeter aufgefunden wurden, bezieht man den Rohstoff von dorther. Auch diese mächtigen Anhäufungen reichhaltigster Salpetererde sind aus tierischen Substanzen unter der Mitwirkung kleinster Lebewesen entstanden. A. Müntz überzeugte sich, daß die Ausscheidungen der Vögel und Fledermäuse, welche die ungeheuren Höhlen der Cordilleren bevölkern, eine stetige Quelle dauernder Salpeterbildung liefern.

In Ägypten ist die Erde verfallener Ortschaften ebenfall reich mit Salpeter durchsetzt. Die umfangreichen Schutthügel welche im Laufe der Jahrhunderte sich über den Stätten einstiger Größe des alten Wunderlandes erhoben, bestehen aus zerfallenen Nilschlammhütten späterer Ansiedler und den Abfällen der Ställe und des Haushaltes. Aus ihnen hervor ragen Tempelmauern und die verstümmelten Häupter riesiger Bildsäulen, ihr scharfer Staub beißt die Augen und erschwert das Atmen. Die ägyptische Regierung läßt den Schutt auslaugen und auf Salpeter verarbeiten, und so kommt es, daß neben alten Tempeln, wie z. B. zu Karnak und Denderah, Pulvermühlen errichtet wurden, in denen der von kleinsten Lebewesen in Salpeter verwandelte Unrat untergegangener Generationen als Schießpulver wieder an das Tageslicht gelangt.

Wie vorhin erwähnt, löst Scheidewasser Silber auf und läßt das Gold unberührt. Wird eine solche Lösung von Silber in Salpetersäure eingedampft, so erhält man farblose Kristalle, die durch Schmelzen in eine harte weiße Masse verwandelt werden, der die alten Chemiker den Namen Höllenstein gaben. Man bediente sich desselben in der Heilkunst zum Ätzen, bis vor fünfzig Jahren durch Daguerre die Daguerreotypie entdeckt ward, die sich alsbald zur Photographie vervollkommnete. Ohne Höllenstein würde man nicht im stande sein, die lichtempfindlichen Platten anzufertigen, welche das Bild der Camera obscura aufnehmen; es ist das salpetersaure Silberoxyd das Fundament der photographischen Vorgänge. Die Photographie aber ist uns unentbehrlich geworden. Sie ist nicht nur die anmutige Kunst, welche das Leben schmücken hilft, sondern die emsige Gefährtin der bildenden Künste und treue Dienerin der Wissenschaft. Sie rief Industrieen ins Leben, welche Tausenden Erwerb gewähren, und mit ihren Erzeugnissen erweitert sie die Anschauung, indem sie fernes uns in unverbrüchlich genauer bildlicher Wiedergabe nahe bringt. Müßten wir ihrer entbehren, entfiele ein wichtiger Bestandteil unsers modernen Kulturlebens. Ohne Scheidewasser jedoch gäbe es keinen Höllenstein — ohne Höllenstein keine Photographie!

Beim Durchwandern technischer Werkstätten, chemischer Fabriken und Laboratorien würden wir sehen, wie die Salpetersäure — das Scheidewasser — in hundertfachen Beziehungen unersetzlich ist, und des Aufzählens wäre kein Ende. Deshalb können wir uns nur bei solchen Erscheinungen aufhalten, die wahrhaft umgestaltend einwirkten. Hierher rechnen wir zunächst die Industrie der Anilinfarben. Es ist allgemein bekannt, daß die Anilinfarben aus dem Steinkohlenteer gewonnen werden, weniger jedoch erfreut sich das Verfahren ausgebreiteter Bekanntschaft. Auch hier ist die Salpetersäure unumgänglich notwendig. Sie verwandelt das aus dem Steinkohlenteer abdestillierte Benzol in ein bittermandelölartig riechendes Öl, in das Nitrobenzol, das seinerseits wiederum durch die Behandlung mit Eisenfeile und Essigsäure in Anilin übergeführt wird. Die Teerfarben — das künstliche Alizarin, welches den gesamten Krappbau brachgelegt hat, eingeschlossen — haben nicht allein in der Färberei einen Umschwung bewirkt, sondern auch einen Reichtum an glänzenden und gebrochenen Farben hervorgerufen, der einen großen Einfluß auf den Geschmack ausübte. Der jährliche Umsatz in Teerfarben rechnet nach vielen Millionen.

Die Salpetersäure besitzt die Eigenschaft, unter gewissen Umständen Stickstoff in Verbindung mit Sauerstoff chemisch an organische Substanzen abzugeben. Wird Baumwolle in ein Gemisch von Salpetersäure und Schwefelsäure getaucht, so verbindet sich Stickstoff-Sauerstoff mit dem Faserstoff, und die gewaschene und getrocknete Baumwolle hat zwei

würdige Eigenschaften angenommen. Die eine besteht darin, daß die also „nitrierte" Baumwolle sich in Alkohol und Äther zu Kollodium auflöst, die andere, daß sie entzündet, verpufft. Sie ist zur Schießbaumwolle geworden. Als Schönbein und fast gleichzeitig Böttcher in Frankfurt im Jahre 1846 die Schießbaumwolle entdeckt hatten, knüpfte man große Hoffnungen daran, dies neue Material für Kriegszwecke geeignet zu machen, allein ihre freiwillige Selbstentzündung kostete Menschenleben. Als Sprengmittel war sie zu teuer. Erst neuzeitlich hat man sie zu zähmen verstanden, so daß sie jetzt als Ladung der Torpedos zur Abwehr feindlicher Schiffe verwendet werden kann.

Ähnlich wie der Faserstoff verhält sich das bei der Verseifung von Fetten zuerst aufgefundene Glycerin der Salpetersäure gegenüber; es entnimmt ihr Stickstoff-Sauerstoff und verwandelt sich dadurch in eine gelbliche, ölige Flüssigkeit von ungeheurer Sprengkraft, in das sogenannte Nitroglycerin.

Da das Nitroglycerin gefährlich beim Transport und als Flüssigkeit unhandlicher ist als eine leicht teilbare feste Masse, kam Alfred Nobel, der schwedische Chemiker, dem die Darstellung des „Sprengöles" im großen ihre Entstehung verdankt, auf die praktische Idee, das Nitroglycerin mit soviel feinem Kieselmehl zu versetzen, daß es eine teigartige Beschaffenheit annimmt. Dieser Teig, der sich bequem in Patronenhülsen aus Pergamentpapier verpacken läßt, ist das vielgepriesene und zugleich berüchtigte Dynamit.

Die schaffende Kraft des Dynamits ist dem Schießpulver gegenüber eine so bedeutend ausgiebigere, daß der Bergbau dieses Sprengkörpers nicht mehr entraten kann; mit seiner Hilfe gelang die Durchbohrung des St. Gotthard in verhältnismäßig kurzer Zeit. Das Scheidewasser, welches zur Herstellung des Dynamits diente, wurde, wenn auch nicht unmittelbar, in der Hand kluger Ingenieure zum kräftigen Mittel, die Scheidewände zu durchbohren, welche den Verkehr zwischen Deutschland und Italien erschwerten. Die Salpetersäure, welche in den Dynamitfabriken zur Erzeugung des Nitroglycerins verbraucht worden war, eröffnete dem Handel neue, kürzere Wege, welche durch Förderung gegenseitigen Nutzens die Völker einander näherte So bahnte indirekt das Scheidewasser weittragende Bündnisse gemeinsamer Interessen an.

Der Mißbrauch der explosiven Kraft, welche der Chemiker geeigneten Substanzen verleiht, indem er eine Stickstoff-Sauerstoffgruppe der Salpetersäure in dieselben hineinzwingt, sei hier nur angedeutet. Die Höllenmaschine des Amerikaners Thomas, welche in Bremerhaven vor der ausgeklügelten Zeit zersprang, die Dynamitattentate der Anarchisten sind grauenhafte Zeichen der Zeit; furchtbarer als das angewandte Mittel ist jedoch die Verworfenheit des Sinnes, der so teuflische Gedanken fassen und zur That werden lassen konnte. Saat des Bösen ist gesät worden und über alles Erwarten aufgegangen. In starker Oberhand und mächtiger Leitung liegt jedoch Gewähr für die Bezwingung feindlichen Anstürmens. Die Sprengmittel der Neuzeit stehen der Kriegsführung zu Gebote und bilden ein neues Rüstzeug. Wie seiner Zeit das Schießpulver verändernd auf die Feldschlacht und den Festungskrieg einwirkte, ebenso nehmen Angriff und Verteidigung jetzt nach Entdeckung der modernen Sprengstoffe eine andere Gestaltung an. Das rauchlose Schießpulver, von dem die Kriegskundigen weitgehenden Einfluß auf die Taktik erwarten, ist ebenfalls ein mit Hilfe des Scheidewassers hergestelltes Erzeugnis. Das an Hengst verliehene Patent lautet: „Stroh, am besten Haferstroh wird mit einem Gemisch starker Schwefelsäure und Salpetersäure (Scheidewasser) ‚nitriert,' gewaschen, ausgekocht, dann mit Pottaschenlösung gewaschen und mehrere Stunden in einer Lösung von Salpeter, chlorsaurem Kali, Zinkvitriol und übermangansaurem Kali in Wasser behandelt. Nachdem die Masse durch Abpressen von der letztgenannten Lösung befreit wurde, erhält sie durch Pulvern, Körnen und vollständiges Austrocknen die zur Verwendung geeignete Beschaffenheit."

Es ist ein umständlicher Weg, der von den tierischen Überresten, der Thätigkeit kleinster Lebewesen, den in Salpeter verwandelten Geschöpfen längstvergangener Zeit bis zu der neuesten chemisch-technischen Errungenschaft, dem rauchlosen Schießpulver führt, von dem Scheidewasser der Alchymisten bis zur Photographie, den Teerfarben und dem Gotthardtunnel, er ist aber des Betretens nicht unwert, denn er gestattet uns einen Einblick in die gemeinschaftliche Arbeit von wissenschaftlicher Forschung und praktischer Thätigkeit.





Frisch angezapft. Gemalt von R. Epp.

Brasilianische Studienblätter.

Text und Illustrationen von Hans Bohrdt.



Aus dem Lande des ewigen Sommers, dem sonnigen Brasilien, bringt die Kunde von einer fast unvorhergesehenen Staatsumwälzung herüber. Die letzte Monarchie Amerikas ist über Nacht gestürzt worden. — Meinem Papagei, einem echten, grünen Brasilianer, rufe ich zu: „Joko, du bist Republikaner geworden!" und das Tier, seine bunten Federn aufplusternd, kreischt dazu sein gewohntes „Bravo, bravo" mit schnarrendem r und kurzem a, was er immer thut, wenn er plötzlich laut angefahren wird. Ich glaube kaum, daß er die Nachricht mit Verständnis aufgenommen hat, aber sein Gekreisch weckt in mir die Erinnerung an das ferne, sonnige Land. Die Gedanken fliegen übers Meer. „Ich sehe im Geiste die sogenannten Schöpfer der Republik in ihren bunten Uniformen, ich höre ihre pronunciamentos, ihre bombastischen, phrasenhaften Reden von „Freiheit, Ruhm der Nation" sowie andere für das Volkswohl so nötigen Ausdrücke, und das Mund und Nase aufsperrende Volk schreit dazu ebenso verständnisinnig wie Joko: „Bravo, bravo!" Ob die Brasilianer wohl wissen, warum sie Republikaner geworden sind? Nicht der durch langjährige Tyrannei niedergehaltene Volkswille, nicht die wilde Empörung der Massen gegen eine ungerechte Regierung stürzten den Thron, sondern Eitelkeit, Strebertum und die miserable Disziplin im Heere. Eine Handvoll pflichtvergessener Soldaten, ein paar hundert Studenten, die in ihrem Jugendeifer, in Brasilien, so viel von „politica" schwatzen, genügten im Verein mit einem Teil Unzufriedener, um dem Volke eine andere Staatsform aufzudrängen. Den Vorwand der Unbeliebtheit des Thronfolgers hätte man sich wenigstens bis zu dem Tage sparen können, an welchem der allgemein verehrte, hochbetagte Herrscher die Augen geschlossen haben wird.

Vor mir liegt die Mappe meiner brasilianischen Studienreise aus den Jahren 1885 und 1886. Laß mich, verehrter Leser, dieselbe ausschütten. Die Blätter fallen heraus, sorgfältige und flüchtige Skizzen, liebe Erinnerungen an die phantastische Tropenwelt, heitere und ernste Charaktere eines Landes und eines Volkes, wie sie sich dem Auge des reisenden Malers darboten.

Im Mai 1885 sollte einer meiner Jugendträume erfüllt werden. Brasilien, das tropische Wunderland, lag vor mir. Der nordamerikanische Postdampfer mit dem so überaus wohlklingenden Namen „Finance," an dessen Bord ich mich befand, hatte das herrliche, blaue Karaibische Meer hinter sich und durchwühlte jetzt die schlammigen Wassermassen der Amazonas- und Paráſtrom-Mündungen. Der eigentümliche, dumpfige tropische Waldgeruch mischte sich in die Meeresbrise, ein sicheres Anzeichen des nahen Landes. Bald tauchten auch die ersten Anhöhen auf, hinter welchen sich unabsehbare, dunkelgrüne Wälder ausdehnten. Wir befanden uns im Rio Pará Tocantine. Von Zeit zu Zeit ballten sich dichte Wolkenknäuel zusammen und sendeten einen schweren Regenschauer hernieder. Der Himmel hüllte sich für Augenblicke in düsteres Graublau, durchlief dann eine Reihe blauer und blauer schimmernder Farbennüancen, bis das Tagesgestirn siegreich durch die Wolkenschleier brach, und das Schauspiel mit der Entfaltung des herrlichsten Regenbogens abschloß. Dann strahlte die Gottessonne mit sengender Glut hernieder, bis neue Wolken sich sammelten und die Erscheinungen sich der Reihe nach wiederholten. Ein echtes, rechtes tropisches Regenwetter. Bei Fortaleza, einer kleinen, befestigten Insel, salutierte der Dampfer, worauf dort an einer Stange ein unbeschreiblicher Lappen von unerkennbarer



Pará (Belem).



Pferdebahn in Pará.

Farbe emporstieg, welcher zum Gegengruß augenscheinlich mit vieler Mühe dreimal herunter- und dreimal heraufgezerrt wurde. Dies flatternde Ding sollte die brasilianische Flagge vorstellen. Ahnte man vielleicht schon damals das Ende des Kaisertums, daß man es nicht mehr für nötig hielt, neues Flaggentuch anzuschaffen?

Noch einige Stunden Fahrt flußaufwärts, und der Dampfer warf vor der Stadt „Pará“ Anker. Der ganze Zauber einer Tropenstadt lag vor uns. Da fesselten die fremdartige Architektur, die Klöster und Kirchen in dem phantastischen Jesuitenstil, die Gärten mit den schlanken Königspalmen und immergrünen dunkelblätterigen Bäumen das Auge. Dazu kam das rege, eigenartige Leben und Treiben auf dem Flusse. Welch ein Gemisch der verschiedensten Völker! Die dunkelhäutigen Kerle, welche unser Schiff bestiegen, nach Farbe und Rasse zu analysieren, vermag wohl nur der gewiegteste Anthropologe. Besonders lebendig in Haltung und Benehmen waren die sehr gesprächigen Herren Zollbeamten, in deren Reden schon damals „a politica“ eine große Rolle spielte.

Die Stadt selbst ist nicht besser und schlechter als alle tropischen Städte. Bemerkenswert sind nur einige öffentliche Gebäude. Auch die welterobernde Pferdebahn klingelt durch die Straßen. Freilich ist es nur eine kleine Abart unsers Verkehrsmittels, auch ziehen nicht stolze, wiehernde Rosse den Wagen, sondern kleine vergnügte Maultiere, die lustig und munter das nach allen Seiten hin offene Gefährt die wackeligen Schienen entlangschleifen.

In kommerzieller Beziehung ist Pará als Hauptstapelplatz der ganzen reichen Provinz bedeutend.

In nächster Umgebung der Stadt dehnt sich der große Urwald aus, den wir in Anbetracht unserer europäischen Größenverhältnisse wohl unermeßlich nennen können.

Ein frommer Schauer, wie beim Betreten eines Heiligtums, erfaßt den Menschen, wenn ihn das düstere Waldesreich aufnimmt. Umgeben von den heimlich wirkenden Kräften der Natur, inmitten des ewigen Treibens und Blühens, empfindet er doch den Eindruck der tiefsten Einöde und Weltverlassenheit. Andächtig schaut er empor zu den gewaltigen Baumriesen, stummen, ehrwürdigen Zeugen einer fernen, fernen Zeit. Tausend Jahre sind hier vergangen wie ein Tag und eine Nachtwache.

Du großer Waldesstaat, wie ähnlich bist du der Menschheit; du edler Urwaldsbaum, wie gleichst du den Mächtigen der Erde! Mit der ganzen Urkraft seines Wesens ist er emporgestrebt über die Häupter seiner Genossen zu lichter Höhe, zu Luft und Sonnenschein. Wohl haben sich die Mitstrebenden mannhaft gewehrt, doch siegreich drücken seine knorrigen Äste die Andringenden danieder. So steht er da, erhaben und triumphierend, sein Wipfel atmet die freie Luft, seine Blüten trinken das Sonnenlicht. Unter dem schützenden Blätterdach bildet sich ein Reich des Blühens und emsigen Gedeihens. Da entfalten sich geschützt vor der sengenden Sonne die herrlichsten Blumen und Früchte, da steigen schlanke Palmen, lieblichen Frauenbildern gleich, empor, sich sanft an die heldenhafte Gestalt schmiegend, da lebt und webt, da summt und singt es zum Lobe des Großen. Doch den Blick zu den lichten Höhen ge-



Brasilianisches Flußbild.

wendet, beachtet dieser nicht, was tief unter ihm im Schlamme und Moraste vor sich geht. Da spinnt ein leichtes, luftiges Pflänzchen lange, lichtgrüne Fäden empor. Schleichend und kriechend strebt es von Ast zu Ast, immer höher und höher dringend, bis es, spielend und tändelnd mit dem Haupte des Gewaltigen, in den blauen Himmel guckt. Der achtlose Waldriese lächelt über den kecken Schmarotzer, der schmeichelnd ihn mit den schönsten Blumen und lichten Blättern schmückt. Doch dieser, nicht zufrieden, mit dem Großen vom ewigen Sonnenlicht zu trinken, sinnt darauf, seine durch Kriecherei errungene Macht zu vergrößern. Immer voller saugt er sich vom Safte des Edlen, dreister und



Pernambuco. In der rechten oberen Ecke die Kathedrale, in der Mitte der Hafen von Pernambuco. Unten Jangadas, d. s. primitive Fahrzeuge der Eingeborenen.

dreister, stärker und stärker werdend umklammert er jetzt wollüstig die Äste. Das harmlose, schmeichlerische Pflänzchen ist zum furchtbaren Würger geworden; zu Baumesstärke angeschwollen, preßt er den, der ihn ernährt, zu Tode. Der Lebenssaft schwindet, lange noch ragen die dürren Äste gen Himmel, bis der morsche Stamm zusammenbricht, noch im Fallen den mörderischen Schmarotzer mit sich reißend. So sinkt der Mächtige des Waldes dahin, ein Bild irdischer Vergänglichkeit. Doch die Kräfte der Natur bleiben ewig. Bald sind die Spuren des Todes verwischt. Blühend und grünend treiben neue Kämpfer um Licht und Luft empor. So wirkt und schafft die Urkraft in dem großen,


Der Leuchtturm von Bahia.

stillen Walde ein ewiges Sterben, ein ewiges Leben.

Die Kultur in diesen immergrünen Einöden ist kaum nennenswert, zumal der größte Teil derselben noch gar nicht erforscht ist. Die mächtigen Flußläufe werden zwar von Kanoes befahren, um mit den zerstreut wohnenden Eingeborenen Handel zu treiben. Auch keucht schon das Dampfschiff den Hauptstrom Amazonas hinauf, doch der Schall des zischenden, sprühenden Ungetüms stört die heilige Ruhe und Abgeschlossenheit nur wenig. Lassen wir den stillen Wald schlummern und folgen wir der Civilisation an den Küstenstrichen.

Pernambuco ist die nächste bedeutende Stadt auf dem Wege nach Süden, welche in ihrer Anlage sowohl, als durch die Eigentümlichkeit der umgebenden Natur viel Interessantes bietet.

Das gewaltige Meer drängt in hohen Wogen gegen die offene Küste, wild und ungestüm bricht das Wasser an niedrigen Klippen. Kein Fluß, keine Bucht bietet Unterkunft dem Schiffe, das dem Lande zueilt. Doch hinter der weiß emporsprühenden Brandung gewahrt das Auge den ruhig daliegenden Mastenwald des Hafens. Ein langgestrecktes Riff breitet sich vor der Küste aus, unter dessen Schutz die Schiffe sicher und bequem ankern können. Wenige Schritte davon donnert die verderbliche Brandung. Fahrzeuge von über fünf Meter Tiefgang müssen freilich draußen auf ungeschützter Rhede bleiben und sind manchmal nur auf sogenannte Jangadas angewiesen, um irgend eine Verbindung mit dem Lande zu unterhalten. Die Jangada ist ein originelles Gefährt. Schon draußen, weit von der Küste sieht man zwischen den hohen Wogen kleine weiße Punkte schimmern, die sich von weitem wie schwimmende Papierschnitzel ausnehmen. Kommt man näher heran, so entpuppen sich diese als winzige Fahrzeuge primitivster Art, aber für das dortige Wasser sind sie überaus praktisch. Die Jangada besteht nur aus zusammengebundenen Baumstämmen mit einem an einer gebogenen Bambusstange befestigten dreieckigen Segel. Auf einer Art Hutschengestell hocken die Führer, von denen einer mittels eines großen, von Klammern gehaltenen Schaufelruders das Floß lenkt. So wagen sich die verwegenen Kerle hinaus, selbst im schwersten Wetter, manchmal mehr unter, als über dem Wasser dahinsegelnd. Die schweren Wellen, welche den großen Schiffen gefährlich werden können, heben das kleine Ding immer wieder in die Höhe, und spielend gleitet es über die verderblichen Kämme hin.

Pernambuco selbst ist eine bedeutende Handelsstadt, trotz der großen Verluste, welche ihr durch das gänzliche Aufhören der Zuckerausfuhr erwachsen sind.

Hunderte von Schiffen passieren jährlich ein und aus, fast alle Postdampfer machen hier Station. Große, breite Straßen durchziehen die Stadt, prächtige Brücken führen über zwei kleine Flüsse. An Gotteshäusern



Einfahrt in die Bai von Rio de Janeiro. Blick von Sta. Cruz aus auf den Zuckerhutfelsen.



Blick auf Rio de Janeiro.



Die Kirche von St. Franzisko de Paula.

ist kein Mangel, namentlich ist die große Kathedrale bemerkenswert. Eine prächtige Markthalle trägt das Gepräge echt großstädtischen Lebens. Wie gleich doch die Civilisation die Menschheit gemacht hat! Hier finden wir die getreuen Kopieen unserer „Damen der Halle," nur ins Schwarze übersetzt. Dieselbe Lebendigkeit, dieselbe Sprachgewandtheit unserer Hökerinnen und Fischweiber, nur die Gestikulationen mit den bei der Negerrasse etwas langgedehnten Gliedmaßen sind ein wenig heftiger als die unserer Modelle, welche selbst in ihren größten Gemütsbewegungen es nur bis zum „Arme in die Seiten stemmen" bringen. Auch das kaufende Publikum ist lebhafter in Sprache und Bewegung; wenn man die Unterhandlungen um einen Gegenstand sieht und hört,

so muß man gestehen, daß auf der Bühne nicht besser gemimt werden kann. — Ein paar Tagereisen südlich von Pernambuco bringen uns nach Bahia, der ehemaligen Hauptstadt des Reiches. Die Einfahrt in die Allerheiligen-Bai ist überaus malerisch und trägt so recht den tropischen Charakter. Da blitzt auf einem kahlen Felsen uns der schneeweiß schimmernde Leuchtturm entgegen, dahinter dehnen sich ganze Haine von Kokospalmen aus, Jangadas umschwärmen das einlaufende Schiff, vor uns baut sich die Stadt auf einer Anhöhe, umgeben von Gärten und Wäldern, auf. Der Blick auf das bewegte Leben der Bai, auf die duftige Ferne zieht jedoch die Aufmerksamkeit mehr an als das eintönige Häusermeer. Bemerkenswertes bietet die Stadt außer Kirchen und einigen praktischen Einrichtungen nicht. In der Kathedrale befindet sich eine schwarze Maria mit weißem Jesuskinde. Die Gottesmutter wird auch den dunkelhäutigen Gläubigen hier einmal in dieser Fassung dargeboten. Daß der Jesusknabe weiß sich präsentiert, ist gewissermaßen eine Konzession an die Anwesenden weißer Hautfarbe.



Fest der Nossa Senhora da Sta. Gloria.

Dem Anscheine nach überwiegt die farbige Bevölkerung die europäische um ein beträchtliches. In Handel und Verkehr ist Bahia jedoch von der Reichshauptstadt Rio de Janeiro überflügelt worden.

Nach Verlassen der Allerheiligen-Bai führt uns eine drei- bis viertägige Dampferfahrt zur schönsten Stadt der Welt, Rio de Janeiro. Nach Passieren des Kap „Frio" fährt das Schiff mit verändertem Kurse auf eine langgestreckte, vom Morgennebel halbverhüllte Bergkette zu, welche wegen ihrer Ähnlichkeit mit einer liegenden menschlichen Figur der schlafende Riese genannt wird. Im Osten hebt sich majestätisch der Sonnenball aus dem langatmenden Meere empor, bald erglühen die zarten Umrisse der Bergspitzen in rötlichgelbem Lichte. Eine muntere Brise weckt die schlummernde Natur aus ihrer Ruhe und scheucht die luftigen, traumhaften Nebelgebilde von den Felsenhäuptern. Näher und näher eilt das Schiff, in der tiefblauen Dünung schwer rollend, auf einen hohen, steil abfallenden Bergkegel zu, seiner Form wegen der Zuckerhut genannt. Zwischen diesem und einer niederen Bergkette, an deren Fuß das Fort Sta. Cruz weit in das Wasser hinausragt, befindet sich die schmale Einfahrt in die Bai von Rio de Janeiro.



„Achtung! Präsentiert das Gewehr!"
Brasilianisches Militär.

Die Wogen rollen lang aus. Zur Rechten und Linken schließen sich die Berge zusammen, immer phantastischere Formen zeigend. Vor uns dehnt sich die weite Bucht aus, im Hintergrunde abgeschlossen durch die blauschimmernden Spitzen des Orgelgebirges. An den Hügeln zu beiden Seiten schimmern die weißen und bunten Häuser, welche, am linken Ufer immer größere Massen bildend, die Lage der Großstadt verraten. Nach Erledigung der Formalitäten darf das Schiff frei passieren und wirft hinter der Ilha das Cobras Anker.

Rio de Janeiro ist gewissermaßen die Summe aller landschaftlichen Schönheiten: Land, Wasser, Berge, Felsen, Wälder, Ebenen und Dünen, alles vereinigt. Man möchte glauben, die liebe Gottesnatur habe eine Ausstellung ihrer besten Werke hier veranstaltet. Das herrliche Schauspiel fesselt jeden Augenblick, sei es, daß der Himmel klar, sei es, daß die Allmacht im gewaltigen Aufruhr der Elemente, im rollenden, die Berge erschütternden Donner ihre Größe zeigt. Steigt man hinauf auf die Anhöhen, so breitet sich das herrlichste Panorama vor den Augen aus. Da glitzern auf dem Wasser der weiten Bucht Millionen Sonnenreflexe, da lösen sich die duftigen Umrisse des fernen Gebirges von der schimmernden Luft, leise rauschen die blumenumrankten Kronen der Urwaldsbäume, es zittern, vom Winde bewegt, die lichten Fibern der graziösen Palmen. Unten aber zu den Füßen liegt die große Stadt, so festlich, so feierlich, so friedlich, als wäre aller Haß, alle Feindschaft aus dieser Welt gewichen, als könnte in all den menschlichen Herzen, die da unten schlagen, nur Liebe und Friede wohnen.

Phantasie ist eine schöne Sache, sie umspinnt unsere Sinne mit den lichten Fäden der Scheinwelt, die leider nur allzuschnell bei der Berührung mit der nüchternen Wirklichkeit zerreißen.

Rio de Janeiro, als Stadt selbst, bietet viel Interessantes, namentlich für ein Malerauge. Die bunten Fassaden der Häuser, die originelle Architektur der Kirchen, das lebendige Treiben in den nicht allzu reinlichen Straßen geben vorzügliches Material zu malerischen Studien. Es würde zu weit führen, alle die öffentlichen Gebäude und Plätze hier aufzuführen. Die beifolgenden Illustrationen der Largo San Franzisco und des Palastes San Christovão mögen dem Leser ein Bild der Physiognomieen der Straßen und öffentlichen Gebäude geben.

Die Bevölkerung der Stadt ist nach Farbe und Rasse eine sehr gemischte. Die Inhaber weißer Hautfarbe bilden gewissermaßen eine Aristokratie, Mode und gesellschaftlicher Ton werden von ihr angegeben,

und der Farbige bemüht sich mit mehr oder weniger Geschick, ihnen nachzueifern. Wer irgend kann, thut natürlich so wenig als möglich. Im schwarzen Gehrock, Cylinder, sowie tadelloser Wäsche in der Rua d'Ouvidor umherzulaufen, Cigaretten zu rauchen und im Café den Löwen zu spielen, gehört zu den Hauptfreuden der Welt. Ist der betreffende Stutzer ein Dunkelhäuter, deren Gliedmaßen oft von überirdischer Länge sind, so könnte man glauben, der Kerl wäre den „Fliegenden Blättern" entlaufen. Natürlich gibt es auch Ausnahmen, und ein tadellos gewachsener schwarzer Gentleman macht sich durchaus nicht übel. Der gebildete Brasilianer schwärmt selbstverständlich für Frankreich und vor allen Dingen für Paris, eine sehr natürliche Sache, da wohl keine Nation der Welt es besser verstanden hat, für sich Reklame zu machen, als die französische. Läden und Geschäfte sind nach berühmten Mustern eingerichtet. Der Franzose gibt in Mode und Lebensweise den Ton an. Auch die Pariser Demimonde hat sich auf die brasilianische Spekulation geworfen. Freilich sind es meist sehr veraltete Exemplare, denen das Pflaster der Boulevards schon etwas unter den Füßen brannte, welche Gastreisen nach dem sonnigen Süden unternehmen, jedoch der schneidige Brasilianer fühlt sich hochbeglückt durch die Zuneigung irgend einer französischen Weiblichkeit. Man findet es sogar sehr schick, am Arme solcher Trägerin der Civilisation bei hellem, lichtem Tage in den Straßen umherzuwandeln. Die niedere Bevölkerung portugiesischer Abstammung ist meist sehr arbeitsam, eine Eigenschaft, welche den unteren Schichten der farbigen Einwohner leider sehr wenig anhaftet, so daß jetzt, nach Aufhebung der Sklaverei, ein wirtschaftlicher Rückgang zu befürchten ist. Der gewaltige Welthandel hat der civilisierten Menschheit Genüsse zugeführt, welche zu den unentbehrlichsten Leibes- und Lebensbedürfnissen geworden sind. Die Erzeugung der verschiedenen Produkte aller Zonen erfordert ungeheuere Arbeitskräfte. Überall, wo es das Klima gestattet, hat der erwerbsüchtige, arbeitsgewohnte, im Kampfe um das Dasein gestählte Europäer die Hände thätig gerührt. Anders verhält es sich da, wo die erschlaffende Glut der Sonne, der tödliche Hauch des Erdreiches eine andere, klimagewohnte Rasse bedingt. Da nun den Kindern des Tropenlandes, denen die überschwengliche Natur die Sorge um das täg-



Typen aus Rio de Janeiro.



Kaiserliches Palais
San Christovão.

liche Brot abnimmt, die Begriffe der Notwendigkeit zu arbeiten vollständig abgehen, so mußte, falls die Civilisation nicht auf ihre Bedürfnisse verzichten wollte, der Arbeitszwang in der praktischen Form der Sklaverei eingeführt werden. Man hat letztere oft mit Unrecht angeschwärzt, doch ist die Sache nicht so schlimm, wie sie uns in den Schauerromanen erfindungsreicher Schriftsteller dargestellt wird. Das Verhältnis der Herren zu ihren Sklaven war ein mehr patriarchalisches; letztere führten, wenn man den von den Farbigen meist gar nicht verstandenen Genuß der persönlichen Freiheit abrechnet, ein menschenwürdigeres Dasein als viele Parias unserer Civilisation. Die gänzliche Aufhebung der Sklaverei wird die Städte und das Land noch mehr mit arbeitsscheuem Gesindel überfluten, wie es schon zur Zeit meines Aufenthaltes in Brasilien der Fall war. Ob sich die ehemaligen Sklaven zur freiwilligen Arbeit bequemen werden, ist mindestens sehr zweifelhaft.

Der farbige Lazzaroni findet sich in Rio de Janeiro in Massen, man thut gut, jede Berührung mit den zweifelhaften Existenzen zu meiden. Die Polizei der Stadt ist äußerlich gut organisiert, doch kann man sich auf ein paar gute Sechsläufer immer mehr verlassen als auf die dortigen Arme des Gesetzes, von denen manche sich schon selbst hinter Schloß und Riegel befunden haben. — Die holde Weiblichkeit strahlt uns auf den Straßen in allen möglichen Farben entgegen. Da sind die Negerköpfchen von geradezu reizender Häßlichkeit mit schwellenden Lippen von einigen Centimetern Dicke und beinahe von Ohr zu Ohr reichender Breite, bei denen der sich im Küssen übende „Querido“ Gefahr laufen muß, zu verschwinden. Doch es gibt auch Ausnahmen, oft sieht man Exemplare von geradezu klassischer Form, denen der Schimmer des schwärzesten Ebenholzes noch einen besonderen Reiz verleiht. Unter den Mischlingen trifft man wahre exotische Schönheiten, in der Farbe halb Milch, halb Kaffee, die sinnberückendste Weiblichkeit. Hätte ich nicht eine begreifliche Angst, daß diese Zeilen meinem Ehegespons in die Hände fielen, meine Beschreibung artete in Schwärmerei aus.

Ein wonniges Behagen durchzieht mein Gemüt, wenn ich der Soldateska gedenke. In Brasilien ist die allgemeine Wehrpflicht eingeführt, wird jedoch dadurch illusorisch, daß Loskauf und Stellvertretung gestattet ist. Die aristokratische weiße Hautfarbe findet sich daher recht wenig in den Reihen der Vaterlandsverteidiger, nur unter den Offizieren gewahrt man Bleichgesichter. Äußerlich macht der Soldat einen guten Eindruck in seiner braunen Jacke nach preußischem Muster und französischen Epaulettes und Czako. Die Bewaffnung ist ebenfalls durchweg gut, aber, aber das Exerzitium und die Disziplin!

Meine ganze, durch einjährigen Drill geläuterte preußische Seele empörte sich beim Anblicke dieser Gewehrgriffe. Mein verflossener Unteroffizier wäre sicher in schwere Krämpfe gefallen, wenn er das erlebt hätte. Schon die Sammlung der unmöglichsten menschlichen Antlitze wirkt überaus komisch. Dazu kommt, daß die Kerle wahrscheinlich nach dem Anfangsbuchstaben ihres Namens geordnet sind, so daß lange und kurze harmonisch abwechseln. So stehen die Reihen da, plaudernd und lachend. Jetzt wird „Stillgestanden" kommandiert, jedoch ohne den nötigen „Avec" unserer Leutnants. Eine tiefe Bewegung kommt in die Kolonnen, jeder rückt seine mehr oder weniger edle Figur in Positur. Der Herr General kommt. „Achtung! Präsentiert das Gewehr!" lautet lässig das Kommando, es klingt freilich beinahe bittend. Eine tiefe Bewegung kommt wieder in die Masse. Man hat die Güte zu präsentieren. Endlich stehen die Gewehre, d. h. sie wiegen mehr wie die Halme im Winde. Mit tiefem Ernste schreitet Excellenza die Reihen entlang, wahrscheinlich sehr befriedigt. Wie sich die farbigen Kerle im Kampfe benehmen, ist abzuwarten, jedoch glaube ich, daß es an der nötigen Blutgier nicht fehlen wird, und wehe denen, die als Besiegte diesen Dunkelhäutern in die Hände fallen! Daß der ihrem obersten Kriegsherrn geschworene Eid diese Vaterlandsverteidiger nicht sehr drückt, haben die Ereignisse bewiesen.


Ein piffeiner Farbiger.

Einen großen Prozentsatz der Bevölkerung Rio de Janeiros bilden die Fremden anderer Nationalität, welche meist dem Handels- oder Handwerksstande angehören. Sie leben mehr oder weniger abgeschlossen, haben ihre eignen Vereine, in denen die Geselligkeit gepflegt wird. — An der Spitze des großen Völker- und Rassengemisches stand der Kaiser Dom Pedro II, ein Mann von großer Liebenswürdigkeit, hoher wissenschaftlicher Begabung und wahrhaft väterlicher Liebe für seine Unterthanen. Seine Hauptschwäche war wohl eine fast krankhafte Liberalität. Alle möglichen und unmöglichen Wünsche wurden ihm von seinen Landeskindern, die er aus allen Volksschichten in öffentlicher Audienz empfing, meist mündlich übermittelt. Jeder schied mit Versprechungen, deren häufige Nichterfüllung viel Unzufriedenheit hervorrief. Der Kaiser liebte es, sich zwanglos im Volke zu bewegen. In den Theatern zweiten Ranges habe ich ihn oft gesehen, während der Zwischenpausen, am Arme seine hohe Gemahlin führend, sich unter das mit der zweifelhaftesten Damenwelt durchsetzte Publikum mischend. Man mußte sich ordentlich in acht nehmen, Sr. Majestät im Gedränge nicht auf die Fußzehen zu treten. Auf die Politik näher einzugehen, ist hier nicht der Platz, es mag den Geschichtschreibern vorbehalten bleiben, den tiefen Gründen der antimonarchischen Bewegung nachzuforschen und die Person



Reiche Mulattin im Theater.

des entthronten Kaisers von allen möglichen politischen Standpunkten aus zu beleuchten.

Daß nach dem Tode des greisen Herrschers der Thronfolger, der Conde d'Eu, Schwierigkeiten haben würde, war ein öffentliches Geheimnis. Nun hat die regierungsfeindliche Partei vor der Zeit gesiegt. In der Fremde klagt der verbannte, schuldlose Kaiser über sein Schicksal, während die Schöpfer der Republik sich in das Erbe des Entthronten teilen.

Vorläufig herrscht in Brasilien, den Berichten nach zu urteilen, unheimliche Ruhe. Ob ein großer, zerstörender Parteikampf beginnen wird, ist bei dem Indifferentismus des großen Mischvolkes zweifelhaft. Möge das gewaltige Reich, welches die gütige Natur mit so herrlichem äußerem Schmucke bedacht hat, vor dem verderblichen politischen Dilettantismus bewahrt bleiben!

Ruhm.

Novelle von Hans Hoffmann.

(Fortsetzung.)

Indessen trank er doch gelassenen Mutes weiter von dem trefflichen Wein. Er blieb eine gute Weile noch einsam in dem kühlen Gemache; doch als er endlich Gesellschaft erhielt, war sie nicht sehr anheimelnder Art: zwei wohlbewehrte Polizeidiener traten ein.

„O meine Ahnung!" dachte Wiegand recht ernsthaft betroffen.

Jedoch zu seiner eignen Verwunderung fast unternahmen diese Beamten durchaus nichts Feindseliges oder Bedrohliches gegen ihn, setzten sich vielmehr ganz ruhig wie be-

scheidene Gäste in eine Ecke, nachdem sie allerdings einige schräge und etwas sehr polizeimäßige Blicke auf den fremden Zecher geworfen hatten: doch das mochte nichts weiter als eine amtliche Angewohnheit sein. Gleich hinter ihnen erschien der Wirt, trat an ihren Tisch, fragte anscheinend nach ihrem Begehren und brachte ihnen Wein.

Das ließ sich denn doch genugsam beruhigend an.

Danach näherte der Wirt sich wieder seinem ersten Gaste, gab die friedliche Versicherung ab, das Essen werde binnen wenigen Minuten fertig sein, und eröffnete sogar von selbst ein gelindes Gespräch über das Wetter. Dabei that sich eine auffallende Veränderung in seinem Benehmen kund. Vorher ganz in kühle Gemessenheit gekleidet, zeigte er jetzt eine sehr geflissentliche, unruhige, beinahe ängstliche Höflichkeit. „Freilich! Freilich! — Aber natürlich ist es so! — Sie haben vollkommen recht! — O bitte, versteht sich!“ Dergleichen Redensarten führte er beständig, manchmal ohne rechten Sinn, im Munde.

Zum guten Glück entfernte er sich, ehe Wiegand seiner aufsteigenden Ungeduld einen heftigen Ausdruck geben konnte, und zu dessen voller Beruhigung erschien endlich das Essen.

Die Magd, welche es brachte, benahm sich auch wieder etwas sonderbar. Sie setzte das Kredenzbrett mit verlegener und furchtsamer Hast nur eben auf die äußerste Kante des Tisches und entfernte sich rücklingsschreitend, wie man wohl einen bissigen Hund, dem man sein Futter bringt, vorsichtig im Auge behält und achtgibt, nicht zu weit in den Bereich seiner Kette zu geraten.

Ein stärkerer Grimm erwuchs in seiner schon gereizten Brust. Er wollte das alberne Frauenzimmer zurückrufen und ihr ihre Höflichkeitspflichten erklären; allein sie war ihm in stürmischer Eile schon entwischt, ehe er noch recht zum Entschlusse kam. Ärgerlich zog er das Brett an sich heran und begann zu essen. Die Speisen waren allerdings tadellos, und das besänftigte ihn einigermaßen.

Währenddem füllte sich das Zimmer überraschend schnell mit anderen Gästen, die sich an die Tische verteilten. Es konnte auffallen, daß sie sämtlich das Bestreben zeigten, sich ihren Platz möglichst weit ab von dem Fremden zu suchen, jedoch so, daß sie ihm das Gesicht zukehrten und mit größter Ausdauer teils dumpf starrende, teils sprunghaft lauernde Blicke auf ihn hefteten.

„Es scheint, ich werde hier als eine seltene Menageriebestie den Eingeborenen vorgezeigt,“ dachte er in heimlichem Unmut, „sollte wirklich der Prussien hier ein so seltenes Ereignis sein, oder ist's die Spezies Hinterpommer, die ihr wissenschaftliches Interesse in so hohem Maße erregt?“

Da jedoch niemand eine böswillige oder spöttische Miene zeigte, vielmehr sich neben der scheuen Neugier eher eine Art schaudernden Mitleids darin auszudrücken schien, so fand er zunächst keinen Anlaß, sich durch irgend einen Akt gesunder Grobheit zur Wehr zu setzen. Um so mehr aber durchquoll ihn langsam, doch unwiderstehlich aufsickernd eine nervöse Unrast, ein zuckendes Unbehagen, zuletzt sich mehr und mehr zu stummer Raserei aufsteigernd. Es ward ihm unmöglich, den saftigen Braten ganz aufzuessen; er schob den Teller mit einer zornigen Bewegung zurück, die leider wider seinen Willen so heftig geriet, daß der Teller laut klirrend in zwei Stücke zersprang.

Gerade in diesem Augenblicke war ein neuer Gast hereingetreten, ein wohlbeleibter und wohlgekleideter Herr mit rundem, ziemlich menschenfreundlichem und unendlich wohlweisem Gesicht; er kam gestützt auf einen Stock mit goldenem Knopfe; jede Miene und jede Bewegung schien zu sagen: „Hier bin Ich: nun paßt auf, welche kluge und gute That ich wieder von mir geben werde.“ Dicht hinter ihm schritt ein ganz junger Mann, ebenfalls wohlgekleidet, doch nicht auch wohlbeleibt, in einer bescheidenen, sogar schüchternen Art auftretend. Wiegand schätzte diesen auf einen armen Studenten oder Kandidaten der Medizin; daß der andere der Arzt des Städtchens sei, war überhaupt nicht füglich zu bezweifeln.

Die beiden Männer waren nach kurzer Umschau eben im Begriffe, vorsichtig auf den Tisch des Fremdlings zuzuschreiten: da krachte der Teller. Der Arzt machte schnell eine leichte Wendung zu seinem Begleiter herum, hob den Stock bedeutend ein wenig in die Höhe und wechselte einen kurzen Blick mit ihm. Dieser Blick war auch für Laien bequem zu deuten: „Aufgepaßt! Ein Symptom!“

Darauf setzten sich beide an Wiegands Tisch und grüßten unbefangen mit aller Höflichkeit. Im ersten Augenblick that es

dem Vereinsamten wahrhaft wohl, ein paar durchgeistigtere Gesichter in seiner Nachbarschaft zu haben: hier war doch nicht jenes blöde Glotzen, das ihn durch seine Dauerhaftigkeit so qualvoll aufregte. Im ersten Gefühl der Erleichterung bestellte er einen neuen halben Liter.

Die Herren zeigten sich in der That zuthulich und furchtlos; der ältere begann gemächlich ein freundschaftliches Gespräch mit ihm einzuleiten, sprach von den Ernteaussichten, dem elsässischen Weinbau, dem Fremdenverkehr, der Belästigung durch den Paßzwang und dergleichen harmlosen Dingen mehr, wie man sie nach gethaner Arbeit in einer Weinstube zu behandeln pflegt. Eines Viertelliters Zeit war etwa so in gefälligem Plaudern hingegangen, als der Arzt so nebenher einen verlorenen Blick auf das lorbeerbekränzte Bild des Herrn Spilling fallen ließ und, jetzt ganz nur zu seinem Begleiter gewendet, gleichgültig hinwarf: „Unser Freund, der Baurat aus St. Petersburg, muß ja auch in diesen Tagen wieder auftauchen."

Er dämpfte darauf seine Stimme zu einem halben Flüstern, das gleichwohl laut genug blieb, um auch einem schwerhörigen Tischnachbar zum Verständnis zu kommen, und fuhr fort: „Wenn man nur wüßte, was an dem Manne eigentlich ist. Gewissermaßen bleibt er doch eine unklare Erscheinung —"

Plötzlich schien ihm einzufallen, der Fremde könne ihn hören und etwa gar glauben, es sei von ihm die Rede, und er beeilte sich, diesen anblickend, hinzuzufügen: „Ich spreche von dem Urbilde des photographischen Kunstwerkes da — Sie kennen den Herrn wohl nicht zufällig? Er soll ja eine bekannte Persönlichkeit sein in Preußen oder Rußland; jedenfalls weit her von außerhalb —"

„Gut, daß er es zur Sprache bringt," dachte Wiegand, „ich hätte sonst wohl selber davon angefangen. Ein glücklicher Zufall, daß ich mit einem Arzte mich aussprechen kann." Doch dann empfand er plötzlich unter dem schärfer gespannten Blicke des Fragenden ein sonderbares, leise wühlendes Mißbehagen, und eine Ahnung stieg ihm auf, daß hier kein Zufall walte, sondern eine ausforschende Absicht. Doch er sah auch so durchaus keinen Grund, mit seinem Wissen hinter dem Berge zu halten, sondern antwortete gerade darauflos, doch fast schon ein wenig trotzig: „Ein hinterpommerscher Zeichenlehrer ist es, der anscheinend schon seit längerer Zeit von der fixen Idee besessen ist, irgend ein berühmter Künstler zu sein; bei uns, am Orte seiner Wirksamkeit, ist der Irrsinn jedoch erst in den allerletzten Tagen zum Ausbruch gekommen; vorher lag nicht das leiseste Anzeichen vor, die gesunde Vernunft des Mannes in Zweifel zu ziehen. Ich bin zu dem Zwecke hierhergekommen, um seiner hier lebenden Mutter schonende Mitteilung von dem verhängnisvollen Vorgange zu machen. Nun muß ich aber gestehen: diese unglückliche Mutter machte mir nur zu deutlich, daß auch ihre Geistesfunktionen einer bestimmten Störung unterliegen, wenn nicht etwa eher anzunehmen ist — ich weiß nicht, mein Herr, ob ich recht geraten habe, wenn ich in Ihnen einen Arzt vermutete —"

„Zu dienen, mein Herr; richtig geraten, richtig!" versetzte der ältere der beiden Tischgenossen, „Dr. Häberle — und hier mein junger Assistent, cand. med. Schnaudigl. Sie thun recht daran, sich uns anzuvertrauen; freilich, freilich! Und natürlich ist das alles so! Sie haben ganz vollkommen recht. Dieser Herr — wie sagten Sie doch? Richtig, Zeichenlehrer — muß ja irrsinnig sein, ganz vollkommen irrsinnig; ohne allen Zweifel! Natürlich, o natürlich! Ganz ohne allen Zweifel. Irrsinnig, versteht sich, Sie haben ganz vollkommen recht, dieser Zeichenlehrer ist irrsinnig —"

Er sprach diese ewig wiederholten Versicherungen in einem überaus milden, herzlichen, sozusagen väterlichen Tone, ungefähr wie man ein fieberndes Kind oder ein aufgeregtes Pferd beruhigt. Hinter jedem seiner Worte schien vernehmlich der summende Grundton mitzuklingen: „Nur nicht reizen! Nur nicht widersprechen!" wobei er wiederholentlich recht sonderbare heimliche Verständigungsblicke mit seinem Assistenten wechselte. Zugleich fühlte Wiegand jetzt von neuem, wie all die starren und lauernden Blicke der zahlreichen Umsitzenden sich mit gedrängterer Aufmerksamkeit auf ihn hefteten, sich gleichsam in ihn hineinbohrten — — und plötzlich ging es ihm auf: kein Zweifel mehr, sie hielten hier alles Ernstes dich für





Auf der Rutschbahn. Gemalt von Hans Bachmann.

wahnsinnig! Du bist hier schon unter ärztlicher Beobachtung in bester Form!

Er wollte laut auflachen über diese Entdeckung, doch er vermochte es nicht mehr, die Galle war ihm schon zu weit übergelaufen, die Nerven über das Erträgliche hinaus gereizt.

Dieses entsetzliche, verfluchte, alberne, niederträchtige, freche, blödsinnige Glotzen!

Dies blödsinnige, freche, niederträchtige, alberne, verfluchte, entsetzliche Beruhigungsgelalle! ‚Freilich, freilich! O natürlich! Versteht sich! Sie haben ganz vollkommen recht!‘ Brr!

Er fühlte ein wahrhaft bedenkliches Rucken und Zucken in den Schulterknochen, Handgelenken und Fingerspitzen. Und dennoch bezwang er sich und redete mit krampfhafter Gelassenheit und mit einem Lächeln, das aber wahrhaft unheimlich ausfiel, weiter: „Ich begreife ja vollkommen, daß diese Eröffnung hierorts, wo man den Herrn genau zu kennen glaubt, wo man niemals Grund gehabt hat, an seinen Angaben zu zweifeln, etwas eigentümlich Überraschendes haben muß, gewiß sogar schwer glaublich erscheinen mag — es ist nur natürlich, daß die eigentümliche Konsequenz dieser fixen Idee bei dem Sohne und bei der Mutter entweder dieselbe Wahnvorstellung oder aber eine wahrhaft naive Einfalt des Glaubens" — „jetzt habt ihr Esel auch euren Hieb," dachte er befriedigt. Doch schon unterbrach ihn der wohlwollende Arzt wieder mit seinem väterlichen: „Freilich! Freilich! Sie haben ganz vollkommen recht! Die Frau ist natürlich auch irrsinnig. Ganz natürlich. Dieselbe fixe Idee, ganz dieselbe. Kein Zweifel, gar kein Zweifel."

Jetzt war es mit Wiegands Fassung aber doch zu Ende. Eine maßlose Wut riß ihn hin, er mußte sich notwendig Luft machen, oder er fürchtete zu ersticken. „Herr, Sie sind der albernste Hanswurst, der mir je in meinem Leben vorgekommen ist!" schrie er überlaut, nahm sein Glas und schmetterte es mit aller Kraft auf den Tisch, daß es in hundert Scherben zersprang.

Das fuhr wie ein Blitzschlag in die versammelte Schar der schauenden Bürger. Ein dumpfes Gemurmel erhob sich, alle sprangen von ihren Sitzen empor und begannen langsam näher zu rücken, allerdings die meisten mit wohlerwägender Vorsicht, indem sie entweder ihren Stuhl als Schild vor sich hertrugen oder hinter dem Rücken ihrer Mitbürger Deckung suchten. Die beiden Polizeidiener aber wurden durch den Druck der Masse mit unwiderstehlicher Kraft ohne irgend ihr drängendes Zuthun ins Vordertreffen geschoben: zum Glück waren beide von ihren Drängern so fest umlagert, daß ihnen die Möglichkeit, zu ihren Waffen zu gelangen und Schaden damit zu stiften, so ziemlich abgeschnitten war.

Nur zwei Männer blieben in diesem Aufruhr bei voller Besinnung: der Arzt, welcher als Kenner derartiger Tobsuchtsausbrüche mit aller Lungenkraft seine Beruhigungsrufe über die Menge hinschallen ließ und allerdings dabei weit mehr Lärm verübte als sie alle zusammengenommen.

„Ohe, ohe, ruhig, ruhig! — Ordnung, meine Herren, an die Plätze! Sie verderben alles, lassen Sie mich machen! Ohe! Ohe! Ohe!"

Der andere Besonnene war Wiegand selbst. Der Ausbruch hatte ihm wohlgethan; der Wutstoff war hinausgeworfen, ruhige Klarheit blieb zurück.

Er verhehlte sich nicht, daß er mit dieser innerlich notwendigen Selbstbefreiungsthat nach außen hin doch auch eine erhebliche Dummheit gemacht hatte. Seine Lage war wirklich, das sah er, die angenehmste gar nicht. Nun ja, was Wunder? Ein wildfremder Preuße kommt ohne ersichtlichen Grund in eine kleine Vogesenstadt, dringt in das Haus einer alleinstehenden Frau mit der Behauptung, ihr leiblicher Sohn sei nicht, wie sie als Mutter doch wissen muß, ein hochberühmter Baurat in der russischen Kaiserstadt, sondern ein armer Zeichenlehrer in Hinterpommern; er wiederholt diese Behauptung ohne jede Spur eines Beweises vor allen Bürgern, denen dessen Persönlichkeit wohlbekannt und wohlbeliebt ist; er wirft ferner einer ehrbaren und hübschen jungen Dame lebhafte Blicke zu, die er für bedeutungsvoll, sie aber für Grimassen hält; er klettert und springt wie ein wilder Indianer über eine Mauer und bricht in den Frieden eines fremden Gartens ein; er ergreift auf demselben mindestens ungewöhnlichen Wege die Flucht; endlich zerschmettert er im Angesicht zahlreicher Zeugen ohne jede gerechte Veranlassung aus bloßer innerer Wütigkeit erst einen Teller, dann ein Weinglas — ja, zum Teufel, was

sollen denn die guten Leute anders von ihm denken, als daß er seines Verstandes ledig ist?

Nun aber weiter, was wird daraus werden? Ganz einfach: man wird mich als gemeingefährlich dingfest machen und an das nächste Irrenhaus abliefern; die Absicht ist schon völlig unverkennbar — und wer will sie hindern? Die beiden Hauptsachen haben sie: die Polizeimacht und das ärztliche Gutachten. Und was habe ich dagegen in die Wagschale zu werfen? Halt! Ich habe ja den Brief des Spilling an seine Mutter in der Tasche, jenen Brief, der zuerst die ganze Tiefe seines Irrsinns aufdeckte; die Handschrift muß mir hier als Legitimation dienen — ja, zum Kuckuck, aber der Brief beweist ja diesen Leuten gerade nur nachdrücklicher, daß jener Spilling wirklich der berühmte Petersburger Baurat ist und dieser Herr Wiegand also der Verrückte! — Keine Rettung! — Man wird mich mit Gewalt ergreifen, jeder verzweifelte Widerstand wird erst recht meine offenbare Tobsucht bestätigen. Eine Zwangsjacke wird man im Notfall schon zu beschaffen wissen. Man schleppt mich ins Irrenhaus, man beobachtet mich. Nun freilich, meine gesunde Vernunft wird ja schließlich siegreich hervortreten wie die Sonne aus dem Morgennebel — man wird von Stolpenburg her mich und meine Aussagen beglaubigen — aber wie lange kann das dauern, bis diese Aufklärung vollendet ist? Acht Tage schon mindestens, wenn alles glatt verläuft. Ein schönes Vergnügen das, eine Ferienwoche im Irrenhause zuzubringen statt im Berner Oberlande! Und wie, wenn dieser weise Dr. Häberle erst einige Wochen lang selbst die Beobachtung des Kranken übernimmt? Wenn man mich hier einsperrt und mein telegraphisches Notgeschrei vielleicht als Wahnsinnsäußerungen einfach zu den Akten legt? Vielleicht die ganzen herrlichen Sommerferien im Ortsgefängnisse dieses verruchten Nestes — — Himmelkreuz, und das alles zum Lohne einer menschenfreundlich naseweisen Anteilnahme an fremdem Geschick!!

An diesem Rande der Verzweiflung angekommen und rund um sich her die andringenden Feinde musternd, fühlte er auf einmal in seiner Brust einen ebenso jähen als vollkommenen Umschlag der Stimmung vor sich gehen. Ein grimmiger Humor blitzte in ihm auf, eine gewaltige Begierde, irgend eine recht ausbündige Tollheit anzustiften, die denn zum mindesten seinem Ansehen als Verrückter eine reale Unterlage geben, seinen Sturz gleichsam tragisch motivieren sollte.

„Meine Herren," rief er plötzlich laut mit heiterstem Angesicht den Männern entgegen, indem er das volle Glas des jungen Mediziners, der totenbleich noch neben ihm saß, mit raschem Griff aufhob und ihnen zutrank. „Verzeihen Sie den schlechten Spaß, den ich mir machte! Der Wein gefiel mir nicht. Ich wette, Herr Wirt, Sie haben noch einen besseren in Ihrem Keller! Her damit! Die Herren sind sämtlich meine Gäste! Die ganze heutige Zeche kommt auf meine Rechnung."

Er reichte dem Wirte zum Erweise seiner reinen Absicht ein Zwanzigmarkstück hinüber und beobachtete dann die Wirkung seiner Worte.

Die Leute blickten zunächst ein wenig verlegen und zögernd einander an und danach fragend zu dem Arzte hinüber.

„Nicht widersprechen!" flüsterte dieser den Vordersten zu, welche es weiter gaben, „nur nicht reizen!" Damit war die Sache entschieden und vorläufig ein Waffenstillstand gewonnen.

„Jetzt gilt es, die gute pommersche Kehle bewähren!" dachte Wiegand, und da der Wirt in kluger Erwägung seines Vorteils sich durchaus nicht lange drängen ließ, so begann nun ein Zechen von ebenso großer Ausdehnung als Tiefe. Denn wenn die menschliche Natur überhaupt so geartet ist, daß der Lockung eines völlig freien Trunkes auch scheue und nüchterne Seelen kaum je zu widerstehen vermögen, so stehen zumal die Leute zwischen Schwarzwald und Vogesen ohnehin dem Weingenusse, auch wenn er reichlich wird, weder mit furchtsamen noch mit feindlichen Gefühlen gegenüber.

Wiegand aber gab obendrein gut acht; wenn er einen glaubte zögern oder nur träge verfahren zu sehen, so machte er sich seine Stellung als Verrückter zu nutze und trank ihm zu mit rollenden Augen und so wüster Drohgebärde, daß jener alsobald in sich hineingoß, was irgend von ihm verlangt wurde. So ward denn bald eine allgemeine wahrhaft hochzeitliche Stimmung erzielt, in der jedes weitere Drohen und Drängen erstaunlich überflüssig war. Er konnte demnach jetzt mit aller Kraft den Liebenswürdigen

herauskehren und that dies, da er auch selbst dem Weine eine wachsende Heiterkeit verdankte, mit so viel Gewandtheit und Erfolg, daß nach wenigen Stunden gar niemand mehr das Bewußtsein bewahrte, es mit einem Gemütskranken zu thun zu haben, vielmehr wohl jeder gerne fröhliches Zeugnis abgelegt hätte für die eiserne geistige Gesundheit des hochherzigen Festgebers.

Einzig der Arzt — der ältere nämlich: der jüngere war nach dem ersten Liter eingeschlafen — behielt diesen dunkeln Punkt mit ausharrender Pflichttreue fest im Auge. Es durchdrang ihn aber je mehr und mehr eine große Liebe zu dem Gegenstande seiner Obsorge wie die Liebe eines Vaters zu seinem kranken Kinde; er wich ihm gar nicht mehr von der Seite, und nachdem er Brüderschaft mit ihm getrunken hatte, wurde er nicht müde, ihm mit glückseligem Lächeln den Rücken zu klopfen und ihm zuzuflüstern: „Laß nur gut sein, alter Bursche, dich wollen wir schon kurieren. Mit so einer fixen Idee wollen wir schon fertig werden. Laß mich nur machen. Laß mich nur machen."

„Freilich! Freilich," entgegnete Wiegand, „in einem so vorzüglich organisierten Tollhause, wie dies hier ist, kann es uns nicht fehlen."

Dr. Häberle war entzückt von dieser Bemerkung. „Wahrhaftig, wie im Tollhause, ganz wie im Tollhause!" rief er überrascht und blickte freudestrahlend in das tosende Gewirre um sich her.

Wiegand erkannte mit Behagen die freundliche Fügung der Dinge. „Ich habe Oberons Horn gefunden," dachte er, „ich kann sie tanzen lassen nach meinem Belieben. — Doch es wird immer gut sein, die Gunst der Stunde zu benutzen und das Freie zu gewinnen. Eine kurze Wanderung durch die Sommernacht bringt mich in Sicherheit, und der ganze Spuk liegt hinter mir. Vielleicht glauben sie beim morgenden Katerfrühstück, den Unsinn nur geträumt zu haben."

Während dieser Betrachtung hörte er, wie der dicke Doktor dem Wirte überlaut die Frage ins Ohr raunte:

„Welche Nummer haben Sie ihm gegeben?"

„Nr. 9," antwortete dieser.

„Das ist meine Stubennummer," sagte sich Wiegand etwas befremdet.

Er sah nun weiter, wie Dr. Häberle den eingeschlafenen Kollegen unter großer Mühsal so weit ermunterte, daß er aufstand und sich vorwärts ziehen ließ. So traten die beiden an Wiegand heran, schüttelten ihm herzlich die Hände und erklärten, daß sie für heute von ihm Abschied nehmen wollten, da sie sich satt getrunken hätten. Er verwunderte sich ein wenig der unerwarteten Pflichtvergessenheit seines gewissenhaften Wärters; doch belehrte ihn ein gewisses dummschlaues und wohlwollendes Schmunzeln desselben, daß er wohl noch etwas im Hinterhalte haben müsse. Gleichwohl verschwanden die beiden ohne weitere Anstalten aus der Thür.

„Sie werden doch nicht die Hausthür belagern wollen?" dachte er ein klein wenig beunruhigt.

Eine rasche Umschau in dem Zimmer überzeugte ihn, daß er hier jetzt wirklich freier Herr sei zu gehen und zu kommen. Jeder war schreiend nur mit sich selbst oder höchstens mit dem allernächsten Nachbar beschäftigt; um ihn kümmerte sich keiner mehr. Ruhig, aufrecht und unangefochten schritt er aus der Thüre.

Nun stieg er die matt erleuchtete Treppe hinauf, um Nr. 9 zu suchen und seine Reisetasche zu holen, die ohne Zweifel seinem Auftrage gemäß inzwischen angekommen war.

Nr. 6 — Nr. 7 — Nr. 8 — Nr. 9: was der Tausend, was bedeutet dies? — Quer vor der Zimmerthür war eine große Matratze ausgebreitet, und auf ihr lagen im schwersten Schlafe die beiden ungleichen Mediziner; der Dr. Häberle hatte allerdings den Genossen so weit beiseite gedrängt, daß er ganz elend zwischen Thür und Matratze eingeklemmt war.

„Aha, sie bewachen dich!" dachte Wiegand, sich vor Lachen schüttelnd, „die kleine Verwechselung von draußen und drinnen ist ja wohl zu verzeihen."

Er klinkte die Thüre auf, stieg über ihre Leichname hinweg, nahm drinnen seinen Ranzen vom Haken, hängte ihn um, kam zurück, eilte beschleunigten Schrittes die Treppe hinab und gewann ungesehen die Straße. Er war frei.

Tief atmete er auf in der reinen Nachtluft und blickte freudig zu der stolzen Herrlichkeit des Sternenhimmels empor. Es war ganz still auf der Gasse; nur vom Wirtshause scholl das dumpfe Brausen hinter ihm

her wie das Wehen eines fernen Sturmes. So schritt er in dauernder Munterkeit seines Weges weiter.

Allein dieser Weg führte ihn an dem Garten und Hause der Frau Spilling vorüber. Er stand still und blickte durch das Gitter. Auch hier war alles dunkel und lautlos; ein feiner Rosenduft drang aus der Finsternis herüber.

„Und wem verdanke ich all diesen Wirrwarr?“ fragte er grollend sich selbst, „wem all die Leiden und Gefahren? Wem das Ungemach einer nächtlichen Flucht?“ Man ist nach starkem Weingenusse geneigt, sich etwas malerisch und kraftvoll auszudrücken. „Wer hat zuerst diesen scheußlichen Verdacht auf mich geworfen und hinterlistig den rohen Pöbel gegen mich aufgehetzt? Kein anderer als sie — die schöne Schlange!“

Ein halb erbitterter Trotz ergriff ihn.

„Ich will ihr schon zeigen, wer ich bin. Beschämt und errötend soll sie das Unrecht mir abbitten und die ungewöhnliche Verständigkeit meines Geistes bewundernd anerkennen. Ich weiche nicht vom Platze, bis ich den reizenden Triumph genossen habe. — Und übrigens soll man nicht sagen, ich habe ein gutes Werk aus Feigheit unvollendet liegen lassen. Ich will nicht pflichtvergessener sein als der betrunkene Doktor. Ich bleibe hier. Die Belagerung wird aufgenommen. Was gibt es Schöneres, als eine Sommernacht im Freien zu verträumen?“

Von einem inneren übermächtigen Drange getrieben, umwandelte er die Hecke, gewann die Stadtmauer, fand seinen Paßübergang, kletterte, sprang und stand getrost in dem schwarzen Schatten der hohen Gartenbäume.

„Für einen Verrückten gibt es keine strafbare Handlung!“ beruhigte er sein leise klopfendes Herz, „und kein Engel mit feurigem Stockdegen soll mich zum zweitenmal vertreiben. Hier bin ich, hier bleibe ich.“

Er wandelte den leise schimmernden Gartenweg entlang, bis er die Bank erreichte, die er schon kannte. Gemächlich streckte er sich auf ihr, die nicht so unbequem war, der Länge nach aus, legte seinen Ranzen unter den Kopf, sein leichtes Reisetuch über den Magen und schaute in Friedensstimmung gegen den Himmel empor.

Die Rosen dufteten; über ihm wölbte sich eine prachtvolle Esche, und durch das lichtere Blätterdach dieses edlen Baumes flimmerten seltsam schwankend einige Sterne: über den ausdauernden Versuchen, sie zum Stehen zu bringen, sank er in einen tiefen Schlummer.

* * *

Die Morgenröte und die Kühle erweckten ihn, vielleicht auch das Knarren einer Thüre und das Geräusch von leichten Tritten auf dem Kies des Gartenweges. Mit mäßigem Erschrecken fuhr er auf, reckte den Kopf und sah durch das Gezweig der Büsche das nun schon wohlbekannte helle Kleid des Fräuleins Konstanze der Ausgangsthür entgegenschweben. Gleich darauf klang der Riegel, die Gitterthür bewegte sich und fiel mit kräftigem Schlage wieder zu; und die Erscheinung war verschwunden.

„Jetzt aber hab' ich sie!“ rief er freudig aufspringend und eilte mit vorsichtiger Weile ihr nach. Ein Blick durch die zurückgebogenen Zweige belehrte ihn, daß sie den Weg zur Stadt hinaus nehme.

„Also ein romantischer Sonnenaufgangsspaziergang,“ dachte er. „Da ist sie nun ganz und gar verloren.“

Er nahm sich nach dieser Erkenntnis Zeit, seine Kleidung ein wenig zu ordnen, sich im nahen Brunnen die Augen auszuwaschen und sogar sein Haar zu kämmen.

Indem er hinausschreitend an der Hausecke vorüberschritt, stieß er an etwas leise Klirrendes; er blickte nieder und erkannte den am Boden liegenden Stockdegen, durch den er gestern in die Flucht geschlagen worden. Er hob ihn auf, zog ihn auseinander und betrachtete mit einem gewissen Zorne die feine, scharfe Dolchspitze.

„Du gehörst mir von Rechtswegen,“ sagte er, nahm ihn mit sich und legte seinen eignen, nicht wertlosen Wanderstab an seine Stelle, „diese Verwechselung kann für alle Fälle als ein Vorwand zu einem neuen Besuche gelten.“

Aus der Gartenthür getreten, sah er die lichte Gestalt bereits in genügender Entfernung schreiten, um ihr langsam folgen zu dürfen, sie im Auge behaltend und doch ohne starke Gefahr früher als erwünscht bemerkt zu werden. Der Weg war, im engen Thale laufend, von starken Bäumen begleitet, zur Seite Weinpflanzung; das machte es ihm möglich, sich fast beständig unter Deckung zu halten.

Eine Viertelstunde lang mochte er so sein ahnungsloses Opfer verfolgt haben, nicht ohne dauernde Freude an der stillen Festigkeit ihres Ganges, als sie ganz plötzlich seinen Augen entschwand, als habe der Boden sie verschlungen. Er beschleunigte seinen Schritt, indem er die Stelle ihres Verschwindens nach den Bäumen sich merkte, und stand nach wenigen Minuten vor der verschlossenen Thür einer Weinbergsmauer.

„Also doch wieder ausgesperrt," dachte er nicht ganz ohne Entrüstung, „so ist denn jede Gewalt und List gerechtfertigt. Daß ich hier gesittet warten soll, bis die Sonne höher steigt und Leute kommen, mich Ausreißer einzufangen, kann sie unmöglich von mir fordern. Überdies — einem Verrückten ist alles erlaubt."

Er trat ein wenig auf die Straße zurück, um die Gelegenheit auszuspähen; von hier aus bemerkte er in einiger Höhe ein weißes Winzerhäuschen.

„Das muß ihr Ziel sein — und jedenfalls ein hübscher Aussichtspunkt. Es gilt nun bloß, womöglich noch vor ihr oben zu sein, dann haben wir sie in der Mausefalle."

Es gelang ihm mit einer starken Anstrengung, ein gut Stück seitwärts die Mauer zu übersteigen und auf einem seitlichen Stufensteige wohlverborgen aufwärts zu eilen, bis er durch die Rebenstöcke das weiße Häuschen schimmern sah. Mit hastigen Sprüngen erreichte er auch dieses und versteckte sich dahinter.

„Man gewöhnt sich ans Einbrechen," dachte er, „das Gewissen läßt mit sich handeln. Und einem Verrückten —"

Kaum hatte er seinen keuchenden Atem so weit gebändigt, um nicht durch ihn verraten zu werden, als schon der flotte Tritt des Mädchens auf den steilen Stufen erklang. Noch eine Minute, und sie stand still, ein Schlüssel klapperte, sie war eingetreten.

„Jetzt! —" sagte sich Wiegand. „Einen jämmerlichen Schreck zwar wird das arme Würmchen kriegen; aber Not kennt kein Gebot. Sie hat mich zum Verrückten gestempelt, so muß sie sich auch diese Verrücktheit gefallen lassen. Jedenfalls habe ich sie hier fest — höchstens kann sie sich noch die Ohren zustopfen, und so schlecht wird sie nicht sein."

Er zog schnell zugreifend den außen steckenden Schlüssel heraus, stieß die Thüre auf, trat hinein und warf sie hinter sich wieder zu. So stand er mit dem Rücken dagegen gelehnt und den Ausgang deckend.

Das Fräulein war eben im Begriff, ein Fenster der frischen Luft und der Aussicht zu öffnen, was Mühe kostete, da es sehr hoch angebracht war: da hörte sie zusammenschreckend den fremden Schritt und sah mit Entsetzen, wer es war.

Daß sie in keinerlei Ohnmacht fiel, bewies eine kraftvolle Natur; denn sie schien verloren zu sein: das Fenster lag viel zu hoch, um sich dort hinaus zu retten, und war noch nicht einmal geöffnet. In dieser Enge allein mit einem Wahnsinnigen!

In der äußersten Todesangst versuchte sie das Mittel der festgedrängten Gemse, den Jäger zu überrennen. Die Zähne zusammenbeißend, stürzte sie auf den frechen Eindringling los, hoffend, ihn im ersten überraschenden Ansturm beiseite stoßen zu können. Der Angriff geschah mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit, und ehe er noch eine erklärende Anrede beginnen konnte: und dennoch fand er ihn fest und vorbereitet; denn er war seit gestern gewohnt, sich auf alles gefaßt zu halten. Er ließ den Stock zur Erde fallen, fing mit ruhigem Griff ihre beiden Handgelenke und nahm so den gemäßigten Anprall auf.

Sie zeigte sich als ein tapferes und derbes Persönchen und rang gewaltig gegen seine überlegene Kraft, allein vergebens. Er bekam nur immer festeren Griff um ihre Knöchel, ward immer gelassener und empfand ihre wilde Umarmung bald als etwas äußerst Angenehmes, fast noch Schöneres, als wenn er in feurigem Tanz mit ihr dahinflöge.

„Und er soll dein Herr sein," klang es ihm von irgendwoher fremdartig und aufregend ins Ohr.

„Ich will ihr Herr sein!" Die Überlegenheit der rohen Kraft schien ihm in diesem Augenblicke viel süßer als jeder herrlichste Geistessieg. Mit ruhiger Freude blickte er hinab auf diese geschmeidig kämpfenden Glieder, auf das tiefglühende schöne Antlitz, jetzt mehr von Zorn noch als von Angst erregt — da sah sie auf und verstand diesen Blick bewundernden Wohlgefallens. Sofort riß sie sich los, noch heißer erglühend, sprang zurück und lehnte sich trostlos ergeben in eine Ecke.

„Sie vergaßen, mein Fräulein," sagte er mit einem wahrhaft sanften Lächeln, „daß

den Tobsüchtigen bekanntermaßen eine fast unnatürliche Körperkraft zu eignen pflegt."

Unter diesen Worten gelang es ihm, mit einer schnellen Bewegung den Schlüssel ins Schloß zu stoßen, umzudrehen und wieder in seine Tasche zu schieben. Darauf nahm er sein Ränzel vom Rücken, legte es seitwärts auf die Erde, nahm statt dessen den Stockdegen wieder vom Boden auf und sprach gemütlich:

„So, mein Fräulein, jetzt ist die Bewilligung einer Audienz mir sicher. Es liegt mir jedoch gar nichts daran, Sie in unnötiger Angst zu halten. Darum gestatte ich mir, Ihnen zur Gewähr Ihrer persönlichen Sicherheit diese gute Waffe anzubieten. Ich selbst, sehen Sie wohl, bin nun vollkommen waffenlos zu Schutz und Trutz. Bitte, nehmen Sie."

Er zog den kurzen, blinkenden Stahl aus der Hülle und überreichte ihn ihr, mit den Fingern die Spitze fassend.

Ihrer Angst oder Entrüstung ging das Verständnis für diese Großmut ab: statt sich zu beruhigen und das weitere abzuwarten, packte sie nicht nur das dargebotene Mordwerkzeug, sondern setzte es auch alsbald in die grimmigste Thätigkeit, indem sie von neuem auf den fremden Mann eindrang, die scharfe Spitze gegen seine Brust richtend mit dem Drohruf:

„Den Schlüssel! Geben Sie mir sofort den Schlüssel, oder ich stoße Sie nieder!"

„Ei zum Teufel," dachte Wiegand, im ersten Schreck zurückprallend, „das ist wider die Abrede. Aber freilich, gegen einen Verrückten ist alles erlaubt. Das kann beinahe ernsthaft werden."

„Den Schlüssel, den Schlüssel!" drängte sie mit halberstickter Stimme.

Doch er hielt stand. Ein seltsamer Trotz half ihm am besten. „Ich werde dieser wilden kleinen Person doch nicht nachgeben!" ermahnte er sich. „Wenn das geschieht, ist es für alle Zeiten aus mit uns beiden. Und das ist nicht wünschenswert. Sie ist wirklich noch hübscher, als sie aussieht, am hübschesten im Zorn. Man könnte sie stundenlang so ansehen, wenn nur die verdammte Eisenspitze nicht wäre. Sie sticht am Ende doch. Wie reizend das lose Haar sich über der Stirne kraust! Aber wenn man ihr einmal nachgibt, ist man verloren für alle Zeiten, das steht fest. Und er soll dein Herr sein. Mag sie stechen: sobald sie Blut sieht, ist's doch aus mit ihrer Tapferkeit. Im schlimmsten Falle stechen Damen nicht so sehr tief."

Indessen lag in den heiß erregten Augen dieser Dame doch ein Ausdruck, der allenfalls ein ziemlich tiefes Stechen befürchten ließ; und er leugnete es sich nicht: es war ihm höllenangst zu Mute im Hinblicke auf diese blankgeputzte Eisenspitze in der Hand einer Verzweifelnden, die sich einem Wahnsinnigen gegenüber wähnte.

Da griff er entschlossen in die Tasche, riß den Schlüssel heraus und schleuderte ihn durch das Fenster weit hinaus ins Freie, daß die eine Scheibe klirrend zersplitterte.

„Diese Versuchung zur Feigheit wäre aus dem Wege geräumt," dachte er mit stiller Genugthuung, und es gelang ihm nun sogar ein Lächeln aufzubringen.

Jetzt war es vorbei mit ihrer Haltung. Sie ließ den Dolch sinken, wich schnell in ihre Ecke zurück und rief in jähe Thränen ausbrechend: „Was wollen Sie denn eigentlich von mir? Wie können Sie wagen? — Ich kenne Sie ja gar nicht. Das ist ja ganz unerhört. Was bilden Sie sich überhaupt ein? Ich will und mag nichts von Ihnen wissen, nie, im ganzen Leben nicht. Ich finde Sie einfach abscheulich."

Diese Worte klangen ihm ungefähr wie eine etwas fremdartige, nicht ganz verständliche, ziemlich herbe, aber doch sehr angenehm herwehende Musik.

„So spricht man wohl kaum zu jemand, den man für einen ganz Verrückten hält," dachte er, „höchstens für einen zwar halb übergeschnappten, aber noch immer menschlich beachtenswerten verliebten Polen — oder Hinterpommern, das ist hier im Westen ein und dasselbe. Da ist immer schon etwas gewonnen."

Und er vermochte nun mit desto größerer Sicherheit weiter zu ihr zu reden.

„Von mir, mein gnädiges Fräulein," sagte er, „brauchen Sie im Grunde auch gar nichts zu wissen oder doch nur verschwindend wenig. Es handelt sich einzig um das traurige Schicksal des Herrn Spilling und die Art, wie die Schreckensbotschaft seiner Mutter beizubringen ist. Hätten Sie mir gestern auf meine diskreten Winke Gehör geschenkt, so wäre Ihnen eine und mir ziemlich viele Unannehmlichkeiten erspart geblieben."

Sie blickte verwundert auf; ja, es lag eine sehr merkbare Enttäuschung in ihrem Gesicht und auch in dem Ton ihrer Stimme, als sie fast vorwurfsvoll fragte: „Herr Spilling? Was geht mich denn Herr Spilling an?"

Es war, als ob sie es leise mißbillige, daß ein zwar furchtbar aufregendes, aber darum doch nicht uninteressantes Abenteuer plötzlich einen so harmlos alltäglichen Abschluß gewinne.

„Je weniger Sie Herr Spilling angeht, desto lieber ist es mir," versetzte er, ohne sich recht etwas dabei zu denken, und doch mit dem Gefühl, daß es seine innere Bedeutung habe. „Dagegen werden Sie mir aus Teilnahme für seine Mutter vielleicht doch ein Viertelstündchen Gehör schenken. Und ganz besonders liebenswürdig wäre es, wenn Sie für diese kurze Frist den Glauben an meine Verrücktheit etwa versuchsweise ein wenig beiseite schieben möchten, ich meine nur, Sie sollen einmal die schwache Möglichkeit prüfend ins Auge fassen, ich spräche ganz vernünftig, zusammenhängend und sachgemäß — es soll nur so eine Art von wissenschaftlicher Hypothese sein, deren Wahrscheinlichkeit wir an der Hand der Thatsachen bestimmen wollen. Aber bitte, haben Sie die Menschenfreundlichkeit, sich zu setzen; Ihre kampfbereite Stellung mit gezücktem Mordstahl nimmt mir jedes freiere Behagen — und Sie wissen doch, daß man Verrückte nicht durch Widerspruch oder Zweifel reizen darf! Dies vorausgesetzt, bin ich in der That ganz unschädlich, und man kann mich ohne Sorge frei herumlaufen lassen."

Nach einem verwirrten, immer noch mißtrauischen und durchaus kläglichen Blicke gehorchte sie, setzte sich, doch immer den Dolch in der Hand behaltend, auf eine Bank, die an der Rückwand des Häuschens stand, während sonst der kleine Raum fast nur mit Gerätschaften des Weinbaues ausgestattet war. Wiegand blieb unbewegt ihr gegenüber an der Thüre stehen und erzählte nun in klarer und geordneter Darstellung und mit aller Ernsthaftigkeit die Dinge, welche sich in den letzten Tagen zu Stolpenburg und dann hierorts zu Thannweier vor seinen Augen zugetragen hatten; erst bei der Schilderung des Bacchanals im Gasthause konnte er sich eines scherzenden Tones nicht mehr enthalten.

Fräulein Konstanze hörte vorerst noch sehr unruhig, dann immer tiefer erstaunend und zuletzt mit ganz erschrockenen Augen zu. Den Dolch ließ sie währenddessen langsam sinken und legte ihn endlich geräuschlos seitwärts auf die Bank. Sie faltete die Hände über den Knieen und blickte mit thränenfeuchten Wimpern zur Erde.

„Aber das ist ja ganz entsetzlich!" rief sie aus, als er nun schwieg und sie erwartend ansah. „Da bleibt doch wirklich gar keine andere Annahme übrig als entweder, daß dieser unglückliche Herr Spilling wahnsinnig ist oder —"

„Oder ich," ergänzte Wiegand trocken. Konstanze stand auf, trat auf ihn zu und reichte ihm die Hand entgegen. „Verzeihen Sie mir," hauchte sie mit gesenkten Blicken, „ich bin unsagbar dumm gewesen. Aber Sie müssen auch bedenken — es war doch wirklich alles in der Welt wahrscheinlicher als eben dies. Ein Mensch, den man so lange kennt und so genau zu kennen glaubt! — Nein ‚Entweder — oder' aber war jetzt anders gemeint. Entweder, wollte ich sagen, ist er wahnsinnig oder — und können Sie denn so recht im Ernste an einen Wahnsinn glauben, der jahrelang regelmäßig nur in einem bestimmten Monat auftritt und sonst niemals das geringste von sich merken läßt? Es mag ja vieles Unglaubliche möglich sein in der Welt; aber so lange es noch eine andere Erklärung gibt —"

„Mir scheint dann nur die eine übrig zu bleiben," fiel Wiegand ein, „daß Sohn und Mutter abgefeimte Betrüger sind und diese tolle Posse hier aufführten zu keinem anderen Zwecke, als einer kindischen Eitelkeit zu frönen. Dem armen Burschen freilich so Sträfliches zuzutrauen, fällt mir schwer; er hatte ein ehrliches und trauriges Gesicht — vielleicht daß er nur ein schwächliches Opfer war der rücksichtslosen Ehrsucht seiner Mutter —"

„Nein!" unterbrach ihn Konstanze sehr lebhaft und mit größter Bestimmtheit, „die Mutter ist es nicht: sie mag alles sein, eine Betrügerin ist sie nicht, unter keinen Umständen, auch nicht einmal aus Eitelkeit. Sie ist ein wenig närrisch vor überschwenglicher Mutterliebe und Mutterstolz, das ist wohl wahr, und ein bißchen sehr geschwätzig auch, und ich will gern bekennen: als ich vor anderthalb Jahren nach dem Tode meines

Vaters aus Not diese Stellung angenommen hatte, da dachte ich im Herzen manchmal: das ist ja eine unausstehliche Person! Nicht vier Wochen wirst du dies Geschwätz ertragen können. — Und dann habe ich schließlich doch das bißchen Geduld mit ihr gelernt, weil ich von Tag zu Tage mehr es merkte: sie ist bei diesem Fehler dennoch eine seelengute Frau, mitleidig und hilfreich und thätig, vor allem aber ehrlich, grundehrlich wie ein Kind. Nein, glauben Sie mir, mein Herr, diese Frau vermag keine einzige bewußte Lüge zu sagen, geschweige denn einen so fein gesponnenen Betrug durch Jahre hindurchzuführen. Und dann sehen Sie: so beweglich und hilfsbereit wie die Natur sie geschaffen hat, ist es für sie ein wahres, bitterliches Herzeleid, daß sie für ihren geliebten Sohn nichts, gar nichts mehr zu thun vermag, wie sie es vielleicht in seiner Jugend nur allzusehr gewohnt gewesen: und wenn sie die allergeringste Ahnung hätte, es könne ihm schlecht ergehen, sie würde unverzüglich alles in der Welt verlassen und ihm zu Hilfe eilen — sie würde sogar ihre Eitelkeit zu vergessen im stande sein. Nein, wirklich, die ist keine Betrügerin. Und gestörten Geistes ist sie auch nicht, da müssen Sie mein Zeugnis schon gelten lassen: wenigstens müßte sonst auch ich selbst — aber wer weiß, wie Sie hierüber denken," fügte sie mit einem Aufblick voll leiser Schalkheit hinzu.

„Sie wollen mich reizen, eine unedle Rache zu nehmen," entgegnete er mit lachender Feierlichkeit, „aber das sei ferne! So wird denn doch nichts übrigbleiben, als den Herrn Sohn unter Anklage des Betruges zu stellen, so sehr es mich überrascht. Vielleicht jedoch, daß Sie auch ihn weit besser kennen als ich, der ich bei jahrelangem Nebeneinanderleben doch nie den kleinsten Blick in sein Inneres gethan zu haben mich rühmen kann. Dergleichen gelingt mitunter jungen Damen um vieles leichter, auch bei verschlossenen Charakteren."

„Ich will Ihnen erzählen," sagte Konstanze ruhig, „was mir bei seinem letzten Besuche hier an ihm aufgefallen ist. Sie haben selbst gemerkt, wie viele Umstände hier gemacht werden zu seinem Empfange, nicht allein in unserm Hause, sondern in der halben Stadt. Sie können sich also denken, wie ich damals gespannt sein mußte auf den Anblick eines Mannes, von dem man so viel Wesens machte und der berühmt sein sollte in ganz Deutschland und noch weit darüber hinaus. Und nun kam er und war da und hatte wirklich, wie ich es erwartete, ein ganz besonderes Wesen an sich."

„Das nimmt mich wunder," bemerkte Wiegand, „bei uns zu Lande war er die Schlichtheit selbst; nichts interessant an ihm für junge Damen, als etwa sein schwermütig schönes Profil und die schwarzen Locken und düstern Brauen —"

„Das aber doch sehr interessant," meinte sie schalkhaft, „zumal für uns weltferne Kleinbürgerinnen."

„So —?" fuhr er etwas hastig dazwischen, „also doch! — Man findet das öfter, daß ein gar zu interessantes Profil einen Dummkopf bedeutet."

„Hier aber doch erst recht einen Schlaukopf, der uns alle in die Tasche gesteckt hat: und wir sind die Dümmsten hier sonst doch auch nicht, mein Herr."

„Behüte Gott, das hellste Gegenteil! Man versteht sich hier zum Beispiel glänzend darauf, verborgene Geistesstörungen herauszuwittern."

„Ihnen darf man den Spott nicht übel nehmen, nachdem Sie den Schaden gehabt haben. Doch Sie wollten von Herrn Spilling hören. Daß er etwas Besonderes an sich hatte, steht nun einmal fest, etwas freilich, von dem ich jetzt sagen muß, daß es mir von Anfang an heimlich mißfallen hat, obgleich ich damals kaum gewagt hätte, dies auch nur mir selbst zu gestehen. Wie durfte ich armes Ding denn einen solchen Mann kritisieren! Darum half ich mir eben damit, daß ich es so unbestimmt etwas ‚Besonderes' nannte; wissen Sie, so eine vornehm-nachlässige Art, ein keckes und prahlerisches Auftreten mit einer lärmenden Liebenswürdigkeit, ein Tänzeln und Hochschreiten und dann plötzlich ein wunderliches Aufzucken, als wenn er von inneren Gesichten ergriffen würde, und lauter solcher Firlefanz, schon in seiner Kleidung, seinem zappelnden Samtröckchen und dem wüsten Schlapphute und einem prachtvoll geschlungenen Halstuche — das soll ja alles bei Künstlern so Mode sein und mag wohl mit zum Handwerke gehören: Sie werden das besser wissen als ich."

„Gewiß," versetzte er lachend, „zum Handwerk der Kunst gehört's; zur Kunst gehört's gerade nicht. Von dem Manne aber

muß ich sagen: nach Ihrer Schilderung scheint er vor allen anderen Künsten Talent zur Schauspielerei zu haben."

„Ich fürchte, auch da kein recht ordentliches," meinte Konstanze. „Ich wenigstens, so gläubig und ungeübt meine Augen waren, hatte doch zuweilen und immer wieder das Gefühl, als ob diese Künstlerfaxen ihm doch nicht so recht vom Herzen kämen; er sah oft mitten in seinem hochtrabenden oder ausgelassenen Gethue so müde und innerlich gleichgültig aus und so, als ob er sich immer mühsam zusammennehmen und zurechtzerren müßte: wissen Sie, so gerade, als ob er einen schlecht sitzenden Mantel trüge, der ihm beständig von den Schultern rutschen wollte und den er nur notdürftig immer wieder in die Höhe rückte. — So ist der Mensch mir vorgekommen: einiges davon gestand ich mir schon damals und einiges wohl erst jetzt. Ich hatte Muße ihn zu beobachten; denn er ließ mich ungestört und hat mich kaum angesehen. Ich habe ihm das wirklich nur wenig übel genommen: die arme Gesellschafterin seiner Mutter — es war doch eigentlich sehr taktvoll von ihm. Manchmal nur bildete ich mir ein, daß sein Blick auf mir liege; doch wenn ich aufblinzelte, schien er vielmehr ganz über mich hinweg ins Leere zu sehen, oder höchstens war ich für ihn ein Farbenfleck, der seine schweifenden Blicke ohne sein eignes Wissen festhielt. Ein einziges Mal nur war es anders: da hat er mich wirklich angesehen, ganz fest und starr und so lange, daß ich rot wurde und zu zittern anfing, genau so, als wenn man lange vor dem Photographenkasten sitzen muß; denn ich wagte mich ebensowenig zu rühren. Zuletzt konnte ich es nicht mehr aushalten, stand hastig auf und wollte hinauslaufen: doch ich besann mich, daß es zu dumm aussehen würde, stand still und versuchte ihn trotzig anzublicken. Da machte er auf einmal wieder eine von seinen Künstlergrimassen, fuhr mit einem verdrehten Blicke auf und murmelte wie geistesabwesend, aber laut genug, daß ich es hören mußte: ‚Das ist ein glänzendes Motiv; diese Säulenstellung muß großartig wirken; ein rein originales Kunstprinzip!' und noch mehr solches Zeug. Merkwürdig war nur, daß ich diesmal ganz genau empfand und wußte, daß es eine Unwahrheit war und daß er meine leibhaftige Person angesehen hatte und keine ausgegrübelte Säulenstellung. — Und danach ging er eilig hinaus, als müßte er sein Kunstprinzip in Einsamkeit noch weiter überdenken. Ich weiß nicht mehr genau, ob ich mich mehr befreit oder mehr gekränkt fühlte: ein bißchen aber, glaube ich, von beidem. Ich bemerkte auch, daß sein Gang beim Hinausschreiten müde und schwerfällig war und gar nichts hatte von seiner zappeligen Flottheit sonst. Eine Stunde vielleicht nachher sah ich ihn auf der Bank im Garten sitzen: da erschrak ich ordentlich, wie trübselig er aussah und bleich und zerdrückt, und seine ganze Gestalt schien förmlich verfallen vor Kummer: und da wußte ich, daß ihm etwas Schweres auf der Seele liegen mußte und vielleicht gar auf dem Gewissen. Aber ich hatte doch kein rechtes Mitleid mit ihm, wie ich wohl gesollt hätte, weil ich bei mir denken mußte: wozu treibt er denn alle diese Possen und sagt nicht ehrlich, was ihm fehlt? Ich konnte aber doch die Augen nicht von ihm lassen, so merkwürdig erschien mir die große Veränderung an ihm. Nicht lange danach kam seine Mutter aus dem Hause; und sobald er deren Tritt vernehmen konnte, fuhr er in die Höhe, schüttelte sich, als wenn er eine Last von sich würfe, und eilte ihr entgegen. Und da war er auf einmal wieder ganz der alte, lächelnd und zappelnd und hoffärtig wie immer. Doch niemals habe ich ihn so unausstehlich gefunden wie in diesem Augenblicke, wo ich ihn bei besserem Besinnen ernstlich hätte bemitleiden müssen; und ich ärgerte mich ganz boshaft über die gute Frau, daß sie ihm mit der Hand so zärtlich und bewundernd über den Arm strich und zu ihm aufsah wie zu einem höheren Wesen. Und abends ärgerte ich mich noch dreimal mehr über sie, als wir zu Bett lagen und sie mich nicht einschlafen ließ mit ihren närrischen Schwärmereien von der Herrlichkeit und dem Glücke ihres großen Sohnes und dann wieder von ihrem eignen Kummer, daß sie nicht einmal den Mut habe, die großen Ausgaben, die er hier im Wirtshause für ihre Mitbürger mache, statt seiner zu bezahlen, was ihr doch von Rechts wegen zukäme, da er ihr Gast sei. Allein er habe eine so vornehme Art, das abzulehnen, daß sie sich schäme mit ihrem bißchen Armut und all ihrer Dummheit und Unwissenheit. — Mich ärgerte das alles, und ich wußte doch nicht

recht, warum; ich hatte eben meinen verdrießlichen Tag. Am anderen Morgen war es besser: da schickte ich mich in alles, weil mir alles gleichgültig war. Jetzt aber kann ich mir sagen: es ist doch wohl eine geheime Ahnung in mir gewesen, daß der Mensch ein Betrüger war gegen uns alle und am meisten gegen seine Mutter. Wie das nur möglich geworden ist und welche Gründe ihn dazu getrieben haben, ist mir freilich unverständlich — und ebensowenig weiß ich noch, wie ich es übers Herz bringen soll, der unglücklichen Frau gewaltsam die Augen zu öffnen: denn ich meine, im ganzen genommen ist denn doch so eine Betrügerei noch schmerzlicher für sie, als wenn er bloß von einer Geisteskrankheit befallen wäre."

Sie schwieg und blickte mit banger Frage zu Wiegand auf; auch dieser war nachdenklich geworden und zögerte mit der Antwort.

„Wenn er wirklich nichts als ein Betrüger wäre," entschied er sich endlich, „so würde ich keine Verpflichtung, vielleicht nicht einmal ein Recht mehr haben, mich da weiter hineinzumischen. Zum Polizeispion und Denunzianten fühle ich keinen Beruf in mir. Nun ist jedoch einerseits der Fall in seinen Beweggründen auch für mich so völlig rätselhaft, und anderseits bleibt außer dem nur wahrscheinlichen Betruge doch noch die sichere Thatsache einer schweren Krankheit, eines sicher beobachteten Wahnsinnanfalls bestehen: da wird man sich also mit Anstand nicht beiseite schleichen können. Jedenfalls aber wäre es, nachdem ich durch Sie diese neue und unerwartete Anschauung der Sache gewonnen habe, durchaus übereilt, schon jetzt einen weiteren Schritt bei der Mutter zu thun. Ich bin vielmehr entschlossen, noch einen Tag oder, wenn es sein muß, ihrer mehrere meiner Schweizerreise abzuziehen und hier in der Gegend eine weitere Nachricht aus meiner Heimat abzuwarten; ich habe bereits gestern an den dortigen Arzt telegraphiert und werde dies heute wiederholen: vielleicht daß seit meiner Abreise noch eine neue Wendung sei es zum Bessern, sei es zum Schlimmern, sei es auch nur zu einer näheren Aufklärung eingetreten ist —"

„Und die gestrige Postsendung, den großen Brief, haben Sie doch erhalten?" fiel das Fräulein lebhaft ein.

„Einen Brief? Ich? Wie wäre das möglich? Ich depeschierte erst gestern —"

„Gestern abend spät kam ein riesengroßer Brief an Sie unter unserer Adresse an, mit der Bemerkung: ‚Falls Adressat schon abgereist, sofort zurückzusenden an Dr. Scheele, Sanitätsrat in Stolpenburg.' Wir schickten den Brief in das Gasthaus, wo man Sie hatte eintreten sehen. Er ist also nicht abgegeben?"

„Der Wirt wird ihn angenommen und entweder in der Weinlaune vergessen oder auch als ein Indizium mit weiser Absicht zurückbehalten haben. Er wird also mutmaßlich dort noch lagern, da meine Abreise keine zu Recht bestehende und anerkannte Thatsache ist, sondern eine heimtückische Hinterziehung meiner beschlagnahmten Person als eines amtlichen Beobachtungsobjekts. Nun bekenne ich allerdings, daß ich mich nur ziemlich ungern zum andernmal in diese Löwengrube wagen würde, ehe ich völlig gereinigt dastehe — jener Arzt besonders flößt mir einen abergläubischen Schauder ein: wer weiß auch, ob man das Schriftstück überhaupt meinen verdächtigen Händen ausliefern würde. Und doch ist es nach aller Wahrscheinlichkeit von einer entscheidenden Bedeutung für uns, sonst würde es der Sanitätsrat nicht so beflügelter Eile aufs ungewisse hin mir nachgeschickt haben —"

„Ich werde es holen," entschied Konstanze schnell, „mir soll man es nicht weigern; einen erklärenden Vorwand werde ich finden. Dann bleibt das eine nur zu überlegen, wo ich es Ihnen zustellen kann —"

„Und warum nicht hier am Platze?" fragte er, „an Geduld soll es mir nicht fehlen. Ich bin wohl nirgends sicherer vor einer Entdeckung durch meine Häscher."

„Das eben ist zu bezweifeln," versetzte sie nachsinnend. „Der Winzer wird kommen, und Sie könnten zum zweiten Male den Verdacht eines Einbruchs auf sich ziehen. Auch wünschte ich Ihnen einen schöneren Warteraum. Denn es kann manche Stunde dauern, bis ich wiederkomme: ich kann mich nicht zu jeder Zeit ohne Aufsehen entfernen. Und inzwischen möchten Sie vor allem Hunger leiden."

„Sie haben einen tiefen Blick in mein Inneres gethan," rief er lachend. „Ich fürchte, dieses Leiden ist bereits in galoppierender Entwickelung begriffen."

Konstanze fuhr schweigend in die Tasche, zog ein eingewickeltes Butterbrot heraus,

brach es in zwei Teile und überreichte ihm die Hälfte. In das andere Stück grub sie selbst ohne weiteres ihre gesunden weißen Zähne.

„Ah, eine Klappstulle!“ rief er mit einer dankenden Verbeugung aus.

„Wie mich das Wort anheimelt!“ sagte sie heiter, „meine schönsten Kindheitserinnerungen hängen daran.“

„So sind Sie auch eine Norddeutsche?“

„Meine Eltern stammen aus der Mark; ich selbst bin im Elsaß groß geworden. Mein Vater war Stationsvorsteher; er ist Offizier gewesen und vor Straßburg invalide geworden. Er starb vor anderthalb Jahren, die Mutter noch früher. Ich habe mein Examen gemacht und könnte Lehrerin sein; aber offen gestanden, ich fürchte mich vor der Schulstube und habe es lieber erst noch ein Weilchen in frischer Luft versucht.“

„Ich bewundere Ihre Weisheit. Und Sie fühlen sich wohl im Reichslande unter diesen Halbfranzosen?“

„Man braucht sie nur sehr wenig zu schaben, so kommen die allerreinlichsten Deutschen heraus; schon ihre Dickköpfigkeit beweist es sicher genug.“

„Da müßte sich ein Hinterpommer hier wahrhaft zu Hause fühlen. Und in der That, ich bekenne, ich sehne mich gar nicht von hier weg, nicht einmal nach dem Berner Oberlande; es ist ein lieber, heimatlicher Hauch, der mich hier anweht — ich weiß nicht, ob die Klappstulle allein die Ursache ist.“

Sie errötete leicht und lachte; dann aßen beide ehrbar ihr Butterbrot zu Ende.

„Ich mache Ihnen folgenden Vorschlag,“ begann Konstanze nach Vollendung dieser Thätigkeit: „Sie wandern zunächst diese Straße weiter entlang bis zur nächsten Ortschaft, woselbst Sie ein leidliches Wirtshaus finden. Nachdem Sie sich gründlich gestärkt und ausgeruht, steigen Sie hinter dem Hause einen steilen Fußpfad zwischen Weinbergen hinan, bis Sie den Wald erreichen; hier verlassen Sie den Pfad, der waldeinwärts höher ins Gebirge führt, und schreiten am Waldrande entlang ein halbes Stündchen auf hier zurück: dann treffen Sie auf eine Stelle, an der Sie auch ohne meine Weisung nicht leicht vorübergehen würden. Zwei mächtige Edelkastanien, von weitem wie Eichen aussehend, stehen dort so nahe bei einander, daß ihre Äste sich verflechten und ein einziges Laubdach von dichtestem Schatten bilden; an jedem der Stämme aber ist ein Bänkchen angebracht und dazwischen aus einem alten Tannenstumpf ein Tisch gezimmert: wenn Sie an diesem Platz verweilen und auf mich warten wollen, so haben Sie alle Bequemlichkeit und die freundlichste Aussicht und sitzen doch nicht wie ein böses Gewissen im Verborgenen, sondern schauen gelassen dem offenen Lande ins Gesicht. Sollte aber ja ein Überlästiger sich aus der Stadt dorthin verirren, so sehen Sie ihn weither kommen, und wenige Schritte verbergen Sie im dichtesten Walde. — Gefällt Ihnen mein Vorschlag, dann lassen Sie uns aufbrechen; den Sonnenaufgang habe ich doch versäumt.“

„Ich bin bereit,“ versetzte Wiegand, — „wie aber kommen wir aus diesem Gefängnisse heraus? Die Thür ist unerbittlich verschlossen . . .“

„Sie müssen ohne Gnade aus dem Fenster springen und den Schlüssel suchen. Die kleine Strafe haben Sie reichlich verdient durch Ihren Gewaltstreich.“

„Nun, an Turnübungen bin ich hierorts gewöhnt,“ lachte Wiegand, öffnete das Fenster, kletterte mit Hilfe der Bank ohne Schwierigkeit hinauf und that den tüchtigen Sprung auf den Erdboden. Hier spähte er eifrig nach dem Schlüssel; doch ohne Erfolg: er war irgendwo ins dichteste Weinlaub gefallen.

„Wenn Sie nur noch zwölf bis fünfzehn Stunden Geduld haben, Fräulein,“ rief er endlich, „so will ich ihn schon finden; sollte Ihnen aber diese Tugend fehlen, so müssen Sie schon gleich mir den rauheren Weg durchs Fenster wählen.“

Ihr Kopf erschien in der Fensteröffnung.

„Hinauf komme ich schon,“ sagte sie nach einem messenden Blicke, „ich baue mir eine Treppe aus der Bank und einem Kübel; aber der Sprung hinunter ist mir zu hoch.“

„So nehmen Sie an, Sie sollten vom Pferde steigen; da macht man das so,“ rief er näher herantretend und die offene Hand hinhaltend, „so baut man auch eine Treppe.“

Nach kurzem Zögern entschloß sie sich, kletterte hinauf, stand auf dem Rande und setzte den Fuß auf die lebendige Stufe. Wiegand wankte ein wenig unter dem kräftigen Tritt und dachte vergnüglich: „Wahrhaftig, sie ist nicht bloß noch hübscher und noch klüger, sondern auch um vieles gewichtiger, als sie aussieht.“

So stiegen sie miteinander die Stufen des Weinbergs hinab, schritten jetzt ehrbar durch die Pforte und trennten sich mit einem kräftigen Händedruck.

Wiegand marschierte seines Weges weiter. Nach einer Minute hielt er ein Weilchen an und lauschte auf ihre verklingenden frischen Tritte; aber er blickte nicht nach ihr um.

„Ich will ihr nicht nachsehen," sprach er zu sich, — „ich will ihr binnen kurzem entgegensehen."

Und eine starke Glücksfreudigkeit durchströmte ihn.

„Und wenn sie nun nicht wiederkommt?" dachte er plötzlich. „Sie kann ja auch einen Boten schicken mit jenem Briefe — — Aber nein, das wagt sie nicht! Sie weiß, daß sie es mit einem gefährlichen Einbrecher zu thun hat, vor dem sie doch nirgends sicher ist, und wenn sie sich bis an die Zähne bewaffnet — schade doch, daß sie nicht wirklich ein bißchen gestochen hat! Ein Tropfen Blut wirkt immer besonders auf weibliche Herzen."

Unter solchen flatternden Gedanken erreichte er das nächste Dorf und das Wirtshaus; trotz der immer noch zeitigen Stunde vermochte er gewaltig zu frühstücken; dann stieg er den Bergpfad hinauf zwischen den herrlichen Weinstöcken und am Waldrand entlang bis zu den zwei stolzen Kastanien, die aus der Nähe noch uralten Eichen gleich sahen.

Hier setzte er sich und schaute ins Thal. Im rebengrünen Kessel lag das Städtchen grau und freundlich, von leisen Rauchwolken überwallt; in stattlicher Höhe darüber die malerische Burgruine; nach Westen zu schlängelte sich das duftigste Waldthal höher und höher strebend in die Berge hinein, freudig von Sonnenschein durchleuchtet; nach Osten öffnete sich die Ebene zum Rhein: doch ein dichter Nebel verschloß hier den Blick in die Weite.

„So sind diese Dickköpfe von Elsässern," dachte er, „nach Osten hin bauen sie sich gewaltsam den dicksten Nebel vor und wissen den Teufel, wie es dahinter aussieht; da kann ihnen einer jedes Märchen aufbinden, sie müssen es glauben: und nach Westen kokettieren sie mit lächelndem Sonnenschein. Die Ärmsten, es sollte ihnen höllisch schwül werden, wenn sie wieder einmal unter diese westliche Sonne gerieten! Zum Glück sind Morgennebel nicht von Dauer."

Lange jedoch fesselte ihn die Allgemeinheit der landschaftlichen Betrachtung nicht: seine Augen wanderten bald mit ausdauernder Geduld fast ausschließlich den Pfad am Waldrand auf und nieder, von wo er seine Gesellschaft erwartete. Hundertmal sah er die frische Gestalt im Sonnenglanze wandelnd vom Waldesdunkel sich abheben, und hundertmal versank sie wieder in dieses Dunkel.

Endlich beschloß er, alle Hoffnung fahren zu lassen: und daran merkte er, wie sicher er sich fühlte, daß sie kommen würde. Doch er schämte sich dieser Sicherheit und beeilte sich, immer noch kräftiger zu verzweifeln, bis er auf einem Friedhofe aller schönsten Lebenshoffnungen in einen Schlaf voll blühender Träume versank.

Als er wieder aufwachte, war der Tannentisch vor ihm mit dem saubersten Leinentuche gedeckt, und darauf standen Teller mit kaltem Braten, Brot, Salat und eine Flasche Wein. Kein menschliches Wesen war zu sehen noch zu hören. Und als er nun auch den großen Brief auf dem Tische entdeckte, da dachte er tieftraurig: „Sie ist wieder gegangen — und ich bin verurteilt, diese verdammte Schweizerreise zu machen. Ich weiß kein Reich der Erde, das mich so langweilt wie dies protzige Berner Oberland. Ich kenne es nicht, aber ich mißbillige es."

Doch begann er zuzulangen, und es schmeckte ihm.

„Das ist wenigstens noch ein gutes Zeichen," sprach er zu sich, „ich werde an diesem Herzeleid nicht ganz und gar zu Grunde gehen."

Als er aber fertig gegessen und auch ein wenig getrunken hatte, da sprang er plötzlich auf und rief laut in den Wald hinein: „Sie sind ja doch hier, mein Fräulein! Eine Hausfrau kann doch ein leinenes Tischtuch nicht schutzlos im Walde lassen."

Und bei dem Wörtchen „Hausfrau," das ihm ohne seine Verantwortung eigenmächtig herausschlüpfte, durchrieselte ihn der angenehmste Schauder. Auch wunderte er sich ehrlich, daß er nicht im geringsten überrascht war, als sie nun ruhig aus einem Haselgesträuch hervortrat und ihm gegenüber am Tische Platz nahm.

„Es ist sehr edelmütig von Ihnen," sagte sie, „daß Sie das Tischtuch wirklich nicht eingesteckt haben und davongelaufen sind."

„Weiß Gott, ich hätte es mitgenommen, wenn Sie nicht erschienen wären," versetzte er ernsthaft. „Ein Andenken mußte ich haben."

Er nahm nun den Brief und erbrach ihn. Zuerst fiel ein kleineres Schreiben des Sanitätsrats Scheele heraus mit folgenden Zeilen, die er vorlas:

„Verehrter Herr Doktor! Unter den Papieren unsers Patienten wurde nachträglich das beigegebene Schriftstück gefunden, das ein vollkommen neues Licht über die Krankheit verbreitet. Ich beeile mich, Ihnen dasselbe, wenn möglich, noch zu Sicht zu bringen: es könnte auf Ihr Verfahren von entscheidendem Einfluß sein. Nachher ersuche ich um Rücksendung. Da wir nun den Faden in der Hand haben, ist sichere Aussicht auf Heilung. Wenn es noch angeht, können Sie der Mutter die psychische Störung ganz verbergen und nur von der Fieberkrankheit (Typhus) mit Halluzinationen reden. Daß sie herkomme, ist wünschenswert, günstiger Einfluß ihres Anblicks wahrscheinlich.

Mit hochachtendem Gruße

Ihr ergebener Scheele."

Das beigeschlossene größere Manuskript von der Hand des Zeichenlehrers trug die Aufschrift: „Für meine Ärzte;" es waren sehr leserlich und schön geschriebene Blätter.

Wiegand las auch diese mit lauter Stimme vor:

„Am 2. April. Ein heutiger Vorfall veranlaßt mich, die nachfolgenden Bekenntnisse zu Papier zu bringen; denn ich habe Grund, in ihm ein Vorspiel und ersten Ausbruch einer Geistesverwirrung zu fürchten, deren Heranschleichen ich seit langem zitternd bemerke. Vielleicht entnimmt mein künftiger Arzt sich aus ihnen nützliche Winke für meine Heilung oder doch Behandlung.

„Ich bin geboren als das einzige Kind eines kleinen Beamten im Königreich Sachsen; im Jahre 1871 ließ sich dieser ins Elsaß versetzen, wodurch sich seine bescheidenen Einkünfte ein wenig verbesserten. Mein Vater war ein kleiner, stiller Mann von sehr großer Schüchternheit und einem etwas melancholischen Temperament; seine Arbeit wurde von den Vorgesetzten stets als sorgsam und zuverlässig geschätzt. Ich glaube, daß ich den größten Teil meiner Eigenschaften von ihm geerbt habe; von der feurigen, unruhigen und etwas phantastischen Art meiner Mutter habe ich in mir bis auf die allerletzte Zeit kaum etwas beobachtet als höchstens einen leichten Hang, in stillen Stunden meine Einbildungskraft ein wenig in die Weite schweifen zu lassen: wobei ich mir doch allezeit bewußt blieb, daß solches Träumen nichts sei als eine unterhaltsame, aber wertlose Spielerei, während es ihr nur allzu oft geschah, daß sie den Gebilden ihrer wogenden Phantasie eine lebendige Wirklichkeit unterschob.

„Am allermeisten zeigte sich dies in der ausschweifend hohen Meinung, die sie von meinen Gaben und Fähigkeiten gefaßt hatte. Es mag das ja wohl das Gewöhnliche und Alltägliche sein, daß eine Mutter ihren Sohn und zumal ihren ersten und einzigen für ein unvergleichliches Wunderkind ansieht: aber die meinige unterschied sich von anderen doch durch die unverwüstliche Zähigkeit, mit der sie diesen Glauben trotz aller Gegenbeweise festhielt, und besonders auch durch die praktischen Folgen, die sie ihm gab. Während in allem übrigen ihr Wille stets mehr hitzig als kräftig, mehr zugreifend als ausdauernd war, blieb sie in diesem einen Punkte fest bis zur Starrheit. Sie wurde nicht müde, mich mit heißen Augen zu beobachten, ich möchte sagen, zu belauern und immer neue herrliche Gaben an mir zu entdecken und leider auch mit lauter Freude anderen kundzuthun. Daß sie bei solchen anderen meist nur eine sehr laue Zustimmung fand, das merkte sie nicht und wollte sie nicht merken; sie deutete sich jedes mürrisch zugegebene Ja als eine begeisterte Anerkennung. Wenn ich durch dieses Wesen trotzdem, wie ich glaube, nicht gerade zu übermäßiger Eitelkeit und Selbstüberhebung erzogen wurde, so lag das gar nicht an einer besonderen Festigkeit oder Klarheit meines Charakters, sondern sicherlich einzig an meiner angeborenen Furchtsamkeit und Scheu vor irgend welchem Hervortreten. Wenn ein Mitschüler in meinem Beisein stark gelobt und ans Licht gestellt wurde, so beneidete ich ihn darum niemals, sondern empfand weit eher ein mit heimlichem Grauen gemischtes Mitleid. Ich dachte es mir entsetzlich, von anderen so angegafft und bewundert zu werden.

„Auf der Schule bin ich der Gefahr einer so gefürchteten Auszeichnung durchaus immer entgangen. Ich war nicht geradezu faul, aber noch weniger fleißig; ohne richtig dumm zu sein, verriet ich doch auf keinem Gebiete

eine merkliche Befähigung. Auf diese Weise würde ich mich in der Schule äußerst wohl befunden haben, wenn meine Mutter mich in Ruhe gelassen hätte.

„Diese aber vermochte sich in meine geringen Erfolge durchaus nicht zu finden und schob die Schuld ohne Schwanken dem mangelnden Verständnis oder dem übeln Willen meiner Lehrer zu. ‚Sie wissen mit einem besonders gearteten Kinde nicht umzugehen,‘ pflegte sie zu klagen, ‚sie urteilen nach der Schablone und verstehen sich nur auf die Dutzendware.‘ Da mich bei dieser glücklichen Betrachtungsweise meist nur ein geringer Teil ihres Tadels traf, so hätte ich allenfalls zufrieden sein können, nur daß mir ihre Thränen und Klagen doch bitterlich ins Herz schnitten, so daß ich mich immer wieder einmal zu einer gewaltsamen Anstrengung aufraffte, ohne doch jemals auch nur die obere Grenze der Mittelmäßigkeit zu berühren, nicht einmal mit meinem Fleiße, geschweige denn mit den Leistungen. Auch ist, so glaube ich, ein ganz rechtschaffener Fleiß für keinen Menschen möglich, der etwas betreiben muß, das er doch nicht kann.

„Und so mußte ich Lateinisch und Griechisch, Mathematik und alle diese schmerzhaften Dinge betreiben, die ich ein für allemal nicht konnte. Denn es ist selbstverständlich, daß ich auf das Gymnasium gethan worden war, obgleich die Verhältnisse meines Vaters es ihm sehr sauer machten, das hohe Schulgeld zu erschwingen, an einen Erlaß desselben aber bei meinen dürftigen Fortschritten nicht zu denken war. Mein Vater aber vermochte dem heftigen Glauben meiner Mutter keinen Widerstand zu leisten und opferte lieber einige Nachtstunden für einen kärglichen Nebenverdienst durch Schreiberarbeit. Daß er hierdurch seine schwache Gesundheit völlig untergrub, kam mir erst später bei seinem vorzeitigen Tode zum Bewußtsein, meiner Mutter sicherlich nicht früher. Von ihr selbst aber weiß ich auch: sie wäre jeden Augenblick ebenso bereit gewesen, Jahre um Jahre ihres Lebens für mich und meine würdige Ausbildung hinzugeben, wie sie sich denn in Wahrheit redlich bemühte, durch eigne kleine Handarbeiten das ihrige beizusteuern, was freilich wohl kaum der Rede wert war und dem Vater nur ein gutmütiges Lächeln abgewann.

„Endlich kam sie doch zu einer gewissen Erkenntnis. So schwer es ihr wurde zuzugeben, daß irgend ein Gebiet des menschlichen Könnens meiner Kraft verschlossen bleiben möge, so konnte sie sich bei aller Glaubenskühnheit auf die Länge nicht mehr verhehlen, daß ich für eine gelehrte Laufbahn doch wohl im Zuschnitt verdorben sein müsse und es wahrscheinlich niemals weder zum Minister noch zum Generalarzt noch zum Konsistorialrat bringen werde. Sie gab dieser Erkenntnis aber sogleich eine neue freudige Wendung.

„Nachdem sie sich reichlich daran ersättigt hatte, ihre bittere Verachtung der trockenen und unfruchtbaren Gelehrsamkeit, alles toten Wissens auszudrücken — worin ich ihr von Herzen zustimmte —, klammerte sie sich desto heftiger an eine glückliche Erfindung, die sie schleunigst gemacht hatte: daß meine besondere Begabung nicht sowohl auf dem Felde dieses kalten Denkens und Wissens als auf den blühenden Auen der Phantasie und des sogenannten Gemütes zu suchen sei.

„Die Tiefe meines Gemütes erschloß sich ihr aus dem Umstande, daß ich meiner stillen Natur nach, wenn mir etwas Übles geschah, weit leichter zu heulen geneigt war als mich mit tüchtiger Faust dagegen zu wehren; und die Fülle der Phantasie vermochte sie ebenso leicht aus meinem Hange zu einem dumpfsinnigen Träumen und zu den natürlichen Spielereien eines noch unverbildeten Kindes herauszulesen. Da sie von Hause aus nicht ungebildet war und mancherlei Bücher las, so hatte sie sich beibringen lassen, daß Phantasie und Gemüt die vornehmlichen Kräfte seien, die den Dichter und den Künstler machen: und hiermit war denn meine künftige Bestimmung glücklich herausgefunden.

„Sie begann hinfort mir die Vernachlässigung meiner Schularbeiten gerne nachzusehen und mich dafür desto emsiger zu Thätigkeiten anzuspornen, denen sie eine künstlerische Bedeutung beimaß. Es handelte sich zunächst darum, herauszubringen, für welche der schönen Künste ich vermöge der Eigenart meines jungen Genius den inneren Beruf hätte.

„Am schnellsten wurde festgestellt, daß es mit dem Dichten nichts wäre. Es war wirklich nichts. Zur Erklärung bemerkte meine Mutter, daß die Dichtkunst unbeschadet ihrer sonstigen Vorzüge doch einen bedenklich nahen Zusammenhang mit dem kalten Denken

und dem trockenen Wissen nicht verleugnen könne: selbst von Goethe und Schiller sei es bekannt, daß sie eigentlich ganz gewöhnliche Gelehrte gewesen seien, und Schiller habe sich sogar sein schönes Talent zum Teil dadurch verdorben.

„Von diesem Standpunkte aus schien nun für meine Eigenart die Musik gerade das richtige Fahrwasser zu sein. Denn daß man bezaubernd die Geige spielen könne, ohne je einen einzigen Gedanken gehabt zu haben, war durch reichliche Erfahrung beglaubigt, und ein in unserm Hause verkehrender Musiker bewies es besonders, der sogar vier Instrumente bewundernswürdig spielte und doch nach dem Ausdrucke meines weder lieblosen noch anspruchsvollen Vaters in seinen Mußestunden ein Rindsvieh erster Klasse mit Eichenlaub war.

„Diesem Manne wurde ich in die Mache gegeben, und da sich sein Lehrtalent bald als nicht ausreichend erwies, noch einem anderen vielgerühmten Lehrer, dessen Bezahlung meinem Vater noch eine Nachtstunde täglich und nach mäßiger Berechnung ein Jahr seines Lebens mehr kostete. Dieser Musiker war ehrlich genug, mir schon nach einem Jahre den Rat zu geben, ich möge mir einen besseren Lehrer oder eine andere Kunst erwählen; für die Musik eigne ich mich gerade so gut, wie er selbst zum Balletttänzer: und das war ziemlich viel gesagt, denn er hatte einen Klumpfuß und wog nicht unter 120 Kilo. Ich empfing diese Belehrung ohne Trauer; denn so große Verehrung ich den Namen Mozart und Beethoven der Theorie nach zollte, so gestand ich mir doch, daß ich einen fröhlichen Trommelschlag bei weitem lieber hörte als ihre verwickelten Musikstücke.

„Auch meine Mutter ward nichts weniger als niedergedrückt durch diesen Fehlschlag; sie schien vielmehr mit der engeren Begrenzung meiner Aussichten nur eben desto festeren Boden unter die Füße zu bekommen. Zunächst war jetzt zweifellos bewiesen, daß ich zu nichts anderem als zum bildenden Künstler geboren sei.

„Nun besaß ich wirklich einige kleine Fähigkeiten, die zur Ausübung dieses Berufes vor allem erforderlich schienen, nämlich eine recht geschickte Hand, Lust an allerhand mechanischen Fertigkeiten, Schnitzeln, Drechseln, Graben, Bauen und ähnlichem, und auch im Zeichnen vornehmlich gerader Linien und mathematischer Figuren konnte ich mich sehen lassen. Ferner hatte ich früh einen lebhaften Farbensinn, und es war mein liebstes Spielwerk, mit bunten Tüchern, Lappen, Gardinensetzen und dergleichen zu hantieren und sie zu hübschen Figuren und kleinen Schmuckwerken zusammenzuordnen. Ich bin auch heute durchaus der Überzeugung, daß aus mir ein sehr geschickter Tapezierer oder sonst ein feinerer Handwerker zu machen gewesen wäre, wenn man mich rechtzeitig zu einem verständigen Meister in die Lehre gegeben hätte.

„Statt dessen wurde es mit der hohen Malerei versucht, und ich kam nun nach Karlsruhe auf die Kunstakademie; Gott mag wissen, wie mein Vater es möglich gemacht hat, mich dort zu unterhalten, und was er darangesetzt hat. Bald sollte mir eine Ahnung dessen aufgehen.

„Mit dem Malen ging es allerdings weit besser als mit der Musik: ich vermochte gegebene Vorlagen getreulich und sauber nachzuzeichnen; nur sobald ich mich daran wagte, der Natur selbst das Geringste nachzubilden, sei es nur ein Stein oder ein Baum oder eine Nase, so scheiterte ich vollständig. So schien denn mein armer Genius auch hier immer noch auf einem Holzwege herumzulaufen.

„Aber noch war der Kreis der freien Künste nicht erschöpft; wir entsannen uns schnell, daß ich einst aus den mehrfarbigen Steinen eines mir geschenkten Baukastens höchst anmutige Schaustücke herzustellen verstanden hatte, und uns ging nun endlich die Wahrheit auf, daß die Natur mich zweifellos zum Architekten bestimmt habe.

„Ich war über diesen Versuchen ein sehr ausgewachsener Bursche geworden, und so wagten meine Eltern es, mich gleich ganz weit in die Fremde zu schicken, nämlich nach Berlin, weil ich dort ohne Zweifel die beste Gelegenheit finden würde, die neue Kunst aus dem Grunde zu lernen und besonders mein Auge durch reiche Anschauung zu bilden.

„Meine Erfahrungen auf dem neuen Lern- und Schaffensgebiete waren, wie sich das begreifen läßt, von vornherein die denkbar traurigsten. Zuvörderst mußte ich erkennen, wovon wir zu Hause keine Ahnung hatten, daß es mit dem Bausache doch noch eine andere Bewandtnis hat als mit der Malerei, zu deren erfolgreicher Ausübung man bei

angeborenem Talent im Notfall in der That keiner sonderlichen Vorbildung bedarf, wie es denn mancher geradeswegs vom Bauernjungen her zum großen Künstler gebracht hat. Hier aber war es eben anders. Die allerbescheidenste Thätigkeit in diesem Fache erforderte, wie ich nun sah, eine so entsetzliche Fülle der ernsthaftesten Vorkenntnisse auf mathematischem und zahllosen technischen Gebieten, daß ich sogleich von Anfang vollkommen verzweifelte und auch verzweifeln mußte. Mit aller Sicherheit gewann ich die trostlose Einsicht, daß es auf diesem letzten mir gebliebenen künstlerischen Acker für mich am allerwenigsten zu ernten gab.

„Ich hätte mich nun, da ich mir wirklich keinerlei Vorspiegelungen machte, mit einem raschen Sprunge auf das sichere Gebiet irgend eines der Kunst benachbarten ehrlichen Handwerks retten können und zwar noch mit leidlichem Anstande, da doch der klingende Schmuckname des Kunsthandwerks bereits erfunden war; ich fand sogar eine besonders glückliche Gelegenheit, indem ich die Bekanntschaft eines geschickten jungen Tapezierers und Dekorateurs Namens Ernst Siewert machte und seine Freundschaft gewann, der bereits sein eignes gutes Geschäft besaß und mich gern in die Lehre genommen hätte, wobei mir eine angenehme Stellung gewiß gewesen wäre.

„Allein zum Unglück konnte ich mich doch nicht sogleich zu diesem Schritte zusammenraffen; ich war zu wenig an eigne Entschlüsse gewöhnt. Und so wenig ich jetzt wie früher nach irgendwelchem Ruhme begierig war, vielmehr in dem Wogen dieser ungeheuren Menschenmassen der Hauptstadt jedes Hervorragen erst doppelt gefürchtet hätte, so war mir doch das Künstlertum bereits ein wenig ins Blut gedrungen. Der bloße Name eines Künstlers auch ohne Leistung gab ein so angenehmes, mäßiges Ansehen in der Welt, wie es mir gerade behagte; man kam mit gebildeten Menschen als mit seinesgleichen zusammen, und auch das war mir wohlthuend, denn ich hatte in der Gymnasialzeit, wenn auch keine ehrlichen Kenntnisse, so doch eine gewisse äußere Bildung gewonnen, einen feineren Schliff im Sprechen und Benehmen, den ich an den Fachgenossen meines Freundes mit Unbehagen und ein wenig auch an ihm selber vermißte, obwohl er auch in diesem Punkte tapfer vorwärtszustreben verstand, wobei er meine Hilfe aufs dankbarste annahm. Auf jeden Fall war der Übergang zum Handwerk für mich ein Hinabsteigen in einen niederen Luftkreis, das mir vorerst weit größere Beschwerden machte, als ich selbst geglaubt hätte. Auch redete ich mir ein, ich würde unter den Handwerkern naturgemäß alsbald eine hervorragende und weit sichtbare Rolle spielen, als Einäugiger unter den Blinden König sein: und auch vor dieser bescheidenen Abart des Ruhmes empfand ich ein zagendes Grauen.

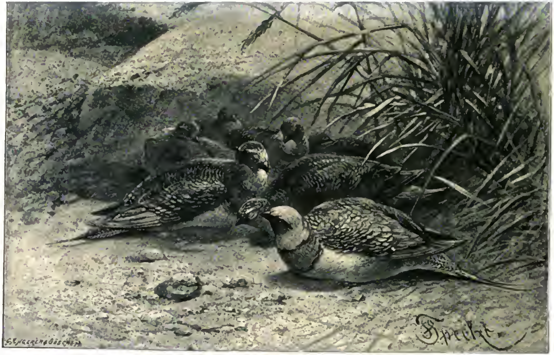
„Weit schwerer noch als diese Bedenken wog aber die Furcht vor dem unsäglichen Kummer, den meiner Mutter ein solcher Schiffbruch ihrer höchsten Lebenshoffnung verursachen mußte. Der Gedanke, ihr absichtlich mein Schicksal zu verheimlichen oder die Sachlage zu entstellen, kam mir damals noch nicht in den Sinn; ich war an Lügen niemals gewöhnt gewesen, am wenigsten im Verkehr mit meiner Mutter, der stets mein Herz so offen lag, wie sie in allen Stücken die Aufrichtigkeit selbst bis zur Einfalt war. Jetzt aber wußte ich doch, daß mein offenes Bekenntnis ihr schier das Herz brechen würde.

„Darum schob ich den notwendigen und rettenden Schritt von Woche zu Woche hinaus und beschwichtigte meine innere Unruhe unterdessen damit, daß ich mir einen kümmerlichen Nebenverdienst durch kleine mechanische Zeichenarbeiten verschaffte, die in verschiedenen großen Baubüreaus für mich abfielen. So konnte ich immerhin der Wahrheit gemäß nach Hause berichten, daß ich im Baufache thätig sei; über das Nähere hüllte ich mich in Schweigen.

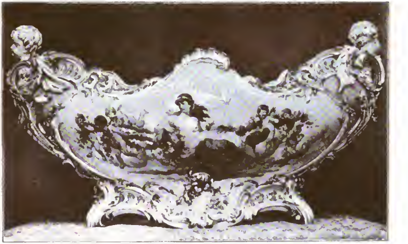
„Trotzdem mußten sich diese Berichte mit einer stillen Notwendigkeit allmählich so drehen, daß sie von der nackten Wahrheit wohl die äußere Gestalt behielten, aber doch in einer sehr abdämpfenden und verklärenden Färbung. Dafür sorgte schon die still auftreibende Einbildungskraft meiner Mutter, eine gefällige Hilfsmacht, auf deren Wirkung zu rechnen ich schwerlich unterlassen konnte, so wenig ich schon den Mut hatte, mir das klar zum Bewußtsein zu bringen.

(Schluß folgt.)





Fennek, Sandhühner beschleichend. Gemalt von Fr. Specht.



Große Rokoko-Jardiniere, Modell aus neuester Zeit. Länge 1,03 Meter.

Die Königliche Porzellanmanufaktur in Berlin.

Von Otto Felsing.

(Abdruck verboten.)

In früherer Zeit ist kaum etwas mit ängstlicherer Geheimhaltung umgeben worden als die Herstellung des Porzellans; und heute wird denjenigen, welche ein Interesse daran haben, gerade nichts so bereitwillig mitgeteilt, als alles, was die Herstellung und Verbesserung des Porzellans angeht.... wenigstens geschieht das mit unübertrefflicher Zuvorkommenheit von seiten der Königlichen Porzellanmanufaktur in Berlin! Sucht diese doch ihr Ziel nicht etwa allein darin, selber mustergültige Leistungen auf dem ausgedehnten Gebiete der künstlerischen Porzellane wie der Porzellanfabrikware hervorzubringen, sondern mindestens eben so sehr darin, auch der Privatindustrie dieses Faches die Mittel und Wege zu zeigen, wie sie mustergültige Leistungen zu erzielen vermöge. Das gerade ist es, was jenes königliche Institut so wesentlich von den meisten anderen staatlichen Porzellanmanufakturen unterscheidet: daß es nicht danach trachtet, die „Konkurrenz" in den Schatten zu stellen und darin zu belassen, indem es seine Arbeitsmethoden und Materialien sorgsam geheimhält, sondern daß es direkt die Rolle des Ausprobierers und des Lehrmeisters der Privatindustrie übernommen hat und mit seinen reichen finanziellen Mitteln, seinen bedeutenden wissenschaftlichen und technischen Kräften nach neuen Errungenschaften trachtet, um das Gefundene wie das Erfundene, das Erforschte wie das Entdeckte sofort und ohne Entgelt den Fabriken Privater zu übermitteln! Denn, um es gleich von vornherein zu sagen: ein sehr wesentlicher Teil der Königlichen Porzellanmanufaktur ist ihre, unter der Leitung des Professors Dr. Seger stehende „chemisch-technische Versuchsanstalt," in welcher ebenso wie in den übrigen Abteilungen des ganzen großartigen Etablissements unablässig wissenschaftliche Arbeiten wie technische und künstlerische Versuche in allen Zweigen der Porzellan- und Porzellanwarenerzeugung vorgenommen werden, Versuche, deren Resultate in besonderen Druckschriften unverzüglich gratis der „Konkurrenz" zugänglich gemacht werden, gleichviel, ob diese Versuche auf Ansuchen Privater oder auf Grund von Anregungen der Direktoren der Manufaktur oder schließlich der Mitglieder der chemisch-technischen Versuchsanstalt selber unternommen wurden. Auf diese Weise schädigt das königliche Institut nicht etwa die Privatindustrie, es nützt ihr



Garnitur für einen Damenschreibtisch. Modelle aus neuester Zeit.

vielmehr völlig selbstlos in erheblichem Maße, denn die Manufaktur, resp. die Versuchsanstalt ist es gerade, welche es in vielen Fällen erst ermöglicht, daß die Privatindustrie an eigenartige Aufgaben, an die Herstellung großer und kostbarer Stücke zu schreiten vermag, und sie ist es auch, welche nach der anderen Seite hin die Privatindustrie davor bewahrt, an Aufgaben heranzutreten, Versuche zu machen, die Zeit und Geld kosten, ohne ein befriedigendes Resultat zu geben. Ein Beispiel davon für Hunderte: Es handelte sich vor längerer Zeit darum, die Aufgabe zu lösen, einfache Gebrauchsgegenstände von ungewöhnlichen Größenverhältnissen herzustellen, d. h. im wesentlichen: die sich beim Brennen so großer Stücke ergebenden Schwierigkeiten zu bewältigen (wie das fast gänzlich unberechenbare „Schwinden“ des Materials 2c.), beispielsweise bei einer großen Porzellanbadewanne aus einem Stück. Die Königliche Porzellanmanufaktur stellte nun in dieser Richtung unablässig Versuche an, bis es ihr, zur Stunde wenigstens annähernd, auch gelang, eine solche Badewanne allen Anforderungen gemäß fertigzubringen. Wenn ich anführe, daß diese Versuche bei dem einen einzigen Stücke, außer einem ungeheueren Zeitaufwande, an barem Gelde die Summe von 20000 Mark ver-



Neues Modell Rokoko-Jardiniere. 49 Centimeter lang.

schlungen haben .... bis jetzt, wo die Versuche noch nicht für endgültig abgeschlossen gelten .... so habe ich wohl kaum noch nötig, hinzuzufügen, daß keine Privatfabrik im stande wäre, solche Beträge, solche Zeitopfer zu riskieren, und um so weniger dazu geneigt sein wird, als ein großer Prozentsatz aller Versuche in der Porzellanfabrikation resultatlos, d. h. ohne greifbaren, in Kassenziffern ausdrückbaren Nutzen bleibt!

Unter solchen Umständen versteht es sich ziemlich von selber, daß die Königliche Porzellanmanufaktur keinen Gewinn abwirft, trotzdem sie jährlich Werte im Betrage von ungefähr einer Million produziert; sie arbeitet sogar mit Schaden, und zwar belief sich derselbe beispielsweise im vorigen Rechnungsjahre auf nicht weniger als 70000 Mark. Man sieht: wenn auch die Kunst des Porzellanmachens (in Europa) aus den Versuchen hervorgegangen ist, Gold zu machen, so bringt sie wenigstens der Berliner Manufaktur absolut kein Gold ein!

Allerdings, es war nicht in Berlin, wo man Gold suchte und Porzellan fand, wenngleich es auch an der Spree weder zur kurbrandenburgischen Zeit noch in den ersten Zeiten des preußischen Königtums an „Goldmachern" gefehlt hat. Die Erfindung des Porzellans ist vielmehr bekanntermaßen in Meißen geschehen, und die Berliner Porzellanmanufaktur wurde erst errichtet, als man auch in Meißen schon lange das Goldmachen aufgegeben und an Stelle des schwindelnden Alchymisten, aber glücklichen Porzellanerfinders Böttger Leute gesetzt hatte, die nicht irrlichterierend Tinkturen zum Verwandeln minderwertigen Materials oder Erde in Gold zu finden suchten, sondern zielbewußt auf stetige Verbesserung der einmal glücklich gefundenen Porzellanmasse und auf die künstlerische Formung wie Dekorierung der aus dieser Masse hergestellten Gebrauchs- und Kunstgegenstände ausgingen. Man hatte sogar, als die Berliner Manufaktur gegründet wurde, schon die Meißener Porzellane zu einer solchen Vollendung gebracht, daß sie, auch heute in vieler Beziehung kaum erreicht und nur in wenigen Punkten übertroffen, den Neid aller Fürsten erregten und man



Rokoko Vase mit Schilfhenkeln und Blumenbelag, altes Modell, mit reicher Blumenmalerei und zarter Ausmalung.

sich allerorts bemühte, entweder auf dem Wege des Probierens hinter das Geheimnis der Porzellanerzeugung zu kommen, oder aber durch Geld und Überredungskünste, manchmal freilich auch durch Gewaltmaßregeln, Arbeiter der Meißener Fabrik zu gewinnen, damit sie, wenn auch unter dem gröbsten Vertrauens-, ja Eidbruche, an anderen Orten Porzellanfabriken errichteten oder etwa schon vorhandene zu besserer Leistungsfähigkeit brachten. Wie die Begründung aller deutschen Porzellanfabriken... mit Ausnahme einiger thüringischer ... ist



Kronleuchter mit Bronzearmen für 15 Kerzen, wird weiß und farbig hergestellt. Modell aus ältester Zeit. Höhe 120 Centimeter.

auch die Errichtung der Berliner Manufaktur wenigstens durch die Folgen eines Vertrauensbruches gegen die Meißener Fabrik ermöglicht worden. Es war nämlich ein Obermeister, Namens Stötzel, aus der Meißener Fabrik heimlich entwichen, nachdem er das Rezept zur Porzellanbereitung unrechtmäßigerweise an sich gebracht hatte: das „Arkanum," wie der eigentlich ganz unzutreffende Ausdruck dafür damals allgemein lautete. Dieser Stötzel errichtete im Jahre 1720 eine Fabrik in Wien, aus welcher sich ein gewisser Ringler das „Arkanum" auf irgend eine Weise verschaffte. Dieser Ringler trug die Rezepte, um sie besser zu behüten, stets bei sich. Sie wurden ihm aber in der Trunkenheit von seinen eignen Arbeitern abgenommen. Diese schrieben sie sich ab und verkauften sie, unter anderem auch nach Sèvres. Einige der Ringlerschen Arbeiter nun, die auf solche Weise in den Besitz des „Arkanums" gekommen waren, wandten sich nach Berlin, woselbst sie mit einem Kaufmanne Namens Wegely in Verbindung traten, und dieser errichtete die später zu einem königlichen Etablissement gewordene Manufaktur in Berlin auf einem Grundstücke der Neuen Friedrichstraße. Das war im Jahre 1750. Aber schon sieben Jahre später gab Wegely die Manufaktur wieder auf; wahrscheinlich erwies sich das Unternehmen trotz der verhältnismäßigen Güte des aus erzgebirgischer weißer Erde gefertigten Materials als nicht rentabel genug. Er verkaufte einen Teil der Formen und Vorräte an seinen Modelleur Reichard, der das „Arkanum" von einem, wahrscheinlich auch nicht auf geradem Wege dazu gekommenen Sachsen, Namens Paul, kaufte. Da dem Reichard aber bald die Mittel zur Fortführung der Fabrik fehlten, so verkaufte er sie an den Bankier Gotzkowsky, der gegen hohes Geld tüchtige Kräfte aus Meißen zu sich herüberzog. Das letztere muß besonders betont werden, da von mehreren Geschichtschreibern der Porzellanfabrikation behauptet worden ist und auch allgemein geglaubt wird, Friedrich der Große sei es gewesen, welcher Meißener Arbeiter, Modelleure und Dekorateure nach Berlin brachte, und zwar mit Waffengewalt. Das ist vollständig unrichtig!

Auch Gotzkowsky mußte bald seine



Urbino-Vase, 71 Centimeter hoch mit Figurenmalerei „Die Musik“ nach Wach's Deckengemälde im Kgl. Schauspielhaus. Erzeugnis aus den sechziger Jahren, wird auf Wunsch wieder angefertigt.

Zahlungen einstellen .... wenn auch nicht deshalb, weil die Fabrik nicht rentiert hätte.... und so wäre die Manufaktur wohl eingegangen, wenn nicht **Friedrich der Große**, welcher ein schwärmerischer Liebhaber guter Porzellane war und unter allen Umständen eine solche Fabrik in seinen Landen haben wollte, auf Antrag des bankerotten Besitzers die Manufaktur samt den Vorräten (am 8. September 1763) gekauft und mit 225000 Thalern weit über den Wert bezahlt hätte. Solch ein Interesse nahm der große König an dieser Fabrik, daß er sie schon am 11. September besuchte und von da an sehr häufig in ihr vorsprach, ihr weit reichende Privilegien verlieh, Bestellungen für sich selber wie zu Geschenkzwecken machte (z. B. ein kostbares, noch jetzt nicht zu übertreffendes Tafelservice mit Tafelaufsatz für die Kaiserin Katharina von Rußland) und auf *jede*, oft sehr merkwürdige Weise, für den Absatz der Fabrikate sorgte. — Die Manufaktur hatte damals ein Personal von 146 Köpfen und arbeitete mit drei Brennöfen, steigerte sich aber schon im Jahre 1771 auf 400 Personen und zehn Öfen, nachdem der König zur Erweiterung der Manufaktur eine Anleihe von 140000 Thalern bei der „Kurmärkischen Landschaft“ aufgenommen hatte, die, nebenbei bemerkt, von der Generalpostkasse in lauter Zweigroschenstücken ausbezahlt wurde! Nunmehr hoben sich sowohl die Leistungen als auch die Erträgnisse der Fabrik sehr schnell, so zwar, daß nicht nur die Anleihe wieder bezahlt werden konnte, sondern schon ultimo Mai 1787 ein in die königliche Kasse geflossener Gesamtreingewinn von beinahe einer halben Million Thalern gebucht werden konnte.

Dies gute Resultat war *lediglich* den *vorzüglichen* Leistungen und der relativen Billigkeit der Erzeugnisse zuzuschreiben, da beides eine Vorliebe für das Berliner Porzellan und die Möglichkeit seines Erwerbes durch das Publikum zur Folge hatte; *nicht* aber haben etwa zu dem Aufblühen der Manufaktur die mancherlei, wie gesagt sehr merkwürdigen Anordnungen beigetragen, durch welche Friedrich der Große den Absatz der Fabrik sozusagen *gewaltsam* zu heben suchte. Unter diesen Anordnungen lautete z. B. die eine, daß die „Lotteriepachtsozietät“ für ihr Lotterieprivilegium außer den von ihr zu leistenden baren Zahlungen *jährlich ein gewisses Quantum Porzellan* (anfänglich für 6000, dann für 9600 Thaler) kaufen und im *Auslande* absetzen mußte;

und eine zweite, daß die Juden in der preußischen Monarchie bei gewissen Anlässen, wo sie einer obrigkeitlichen Erlaubnis bedurften, Porzellan zu bestimmten, genau vorgeschriebenen Beträgen kaufen und gleichfalls im Auslande verkaufen mußten. Beide Maßregeln wurden später wieder aufgehoben, resp. man gestattete der Lotteriepachtsozietät wie den „Schutzjuden," die ihnen auferlegten Verpflichtungen zu Zwangskäufen durch einmalige Zahlung größerer Summen abzulösen: man hatte schließlich doch erkannt, daß der Fabrik durch diese Art des Verkaufes weniger genützt als geschadet würde, namentlich ihren mannigfachen, unweit der Staatsgrenze belegenen Filialen; denn einerseits konnte weder die Judenschaft noch auch die Lotterie jemals die Kaufsummen gleich ganz bezahlen, so daß man fortwährend gezwungen war, ihnen größere Beträge des Kaufpreises zu stunden .... bis die Schuldsumme ins Kolossale angeschwollen und überhaupt nicht mehr hereinzubekommen war .... und andererseits ward zwar das den Lotteriepächtern und den Juden aufgebürdete Porzellan richtig über die Grenze geschafft, aber gleich darauf aus Mangel an Käufern heimlich wieder zurückgebracht und im Lande zu jedem Preise losgeschlagen! Und so kam es, daß man in Preußen bald das „Judenporzellan" sehr viel billiger kaufen konnte als in der Fabrik, sie also auch auf diese Weise geschädigt wurde. Daß es den Juden und den Lotteriepächtern immer schwerer, schließlich sogar ganz unmöglich wurde, im Auslande Käufer für das ihnen aufgezwungene Porzellan zu finden, begreift sich um so leichter, wenn man den Umstand berücksichtigt, daß ihnen sehr häufig gerade die teuersten Stücke „verkauft" wurden, gerade die, für welche sich im Lande ihres hohen Preises wegen keine Käufer finden wollten. Es waren das z. B. große Tafelservice, Figurengruppen 2c., die einen solchen Kaufpreis hatten, daß selbst Friedrich der Große einmal allen Ernstes zu dem damaligen Direktor der Manufaktur, Grieninger, sagte, als er endlich mit den gefertigten Stücken zufrieden war: „Sieht er, das ist schön, und schöner, als Ich es zu Meißen gesehen habe; aber Ich kann's nicht kaufen; Ich habe kein Geld!" — Die Berliner Manufaktur war nunmehr in guten Gang gebracht worden und entwickelte sich unter ihren verschiedenen und verschieden begabten technischen wie künstlerischen Leitern und unter oft wechselnden Verwaltungsmodalitäten, wenn auch nicht gerade stetig, zu immer besseren Leistungen. Es soll daher aus den folgenden Perioden der Geschichte dieses Etablissements nur noch erwähnt werden, daß es bald mit jeder anderen europäischen Fabrik in Konkurrenz treten konnte und sich, eben auf Grund seiner vorzüglichen Leistungen, wie der Gunst des Großen Friedrich, so auch andauernd der persönlichen Gunst seiner Nachfolger auf dem preußischen Königsthrone zu erfreuen hatte und heutigestags sich der besonderen Vor-



Glockenförmiger Blumenkübel. 42 Centimeter hoch. Unter Glasur gemaltes Seger-Porzellan. (Produkt der Versuchsanstalt.)

liebe Kaiser Wilhelms II rühmen darf. Gleichwohl hatte das Institut in so manchen Zeitläufen schwere Bedrängnisse zu erleiden. So war es wie für ganz Preußen auch für die Porzellanmanufaktur eine böse Zeit, als die Franzosen das Königreich in Trümmer geschlagen hatten. Der damalige Direktor der Manufaktur, Rosenstiel mit Namen, brachte es zwar zuwege, daß sie auch da noch weiter arbeiten konnte, als die Truppen des korsischen Eroberers das Land besetzt hielten (1806 bis 1808), nichtsdestoweniger hatte sie großen Schaden zu erdulden, direkt an barem Gelde wie an Waren: mußte sie doch z. B. bar 15000 Thaler hergeben und überdies gratis an die französischen Großen Waren liefern, die, um nur von dem einen, auf Befehl für die Kaiserin Josephine angefertigten, kostbar gemalten Tafelservice zu sprechen, zuweilen 18000 *Thaler das Stück* gekostet haben! Immerhin aber und trotz alledem entwickelte sich die Manufaktur wie selten ein gleiches Unternehmen, und *heute* steht sie höher denn jemals, wenigstens in Hinsicht auf die Güte ihrer Erzeugnisse, in der sie sogar teilweise selbst die chinesischen und japanischen Porzellane zu übertreffen weiß, *nicht* aber in bezug auf ihr finanzielles Ergebnis, da sie, wie schon eingangs angedeutet, weniger Nachdruck darauf legt, einen Gewinn abzuwerfen, als vielmehr darauf, der Landesindustrie dieses Faches nacheifernswerte Vorbilder zu liefern und ihr die Wege zu immer weiterer Vervollkommnung zu weisen.



Große Rokoko-Uhr, neues Modell, in zarten Farbentönen dekoriert 98 Centimeter hoch. (Erstes Stück, ausgeführt für die vorjährige Ausstellung in München.)

Die Manufaktur befindet sich übrigens nicht mehr auf der Stelle, wo sie ursprünglich vom Kaufmann Wegely angelegt wurde. Ihre enorme Ausdehnung, die sich nicht sowohl in der Zahl der Arbeiter (jetzt 350 und 15 Beamte) als in der Zahl und Raumentfaltung der Fabrikationslokalitäten wie der Ateliers für die Maler aussprach, veranlaßte im Jahre 1871 ihre Verlegung nach dem *Tiergarten*.

Von der Stadtbahnstation „Tiergarten“ führt eine zwischen Gärten mit ganz vereinzelten, stillgelegenen Villen hinlaufende Straße (sie heißt „Wegelystraße“) auf den riesigen, von mehreren zum Transport der



Spitzen-Figuren und Gruppen, alte Modelle, welche wieder hergestellt werden.

Materialien geeigneten Wasseradern durchzogenen Gebäudekomplex zu, der die Manufaktur ausmacht. Wenn wir durch das gewaltige Thor in den Haupthof eintreten, so haben wir rechts, jenseits des einen Kanals, das kolossale Gebäude für die „Öfen" (mit der Feuerungsanlage), und passieren linker Hand ein äußerst langgestrecktes zweistöckiges Gebäude, das eine Unmenge von Sälen, Zimmern und Zimmerchen für die eigentlichen Porzellanarbeiter, die Former, Modelleure, Dekorateure ꝛc. wie für die Maler enthält, sodann im Erdgeschoß die Verwaltungsräume und die Büreaus des „Technischen und Verwaltungsdirektors" (Chemiker Dr. Heinecke) und schließlich im zweiten Stockwerk das Atelier des artistischen Direktors (Maler Alex. Kips). Es mag gleich hier erwähnt sein, daß beide Herren für das Etablissement unschätzbare Kräfte sind und



Alte Gruppen, die noch hergestellt werden und deren Modelle zum Teil erst in neuester Zeit einer Wiederumarbeitung im Sinne der ältesten Periode unterzogen wurden.

dasselbe im Verein mit den Herren von der chemisch-technischen Versuchsanstalt, namentlich des Prof. Seger, auf eine vordem noch nicht gekannte Höhe der Leistungen gebracht haben. Wir lassen aber bei unserm Gange durch die Manufaktur vorläufig diese Herren in ihren Laboratorien und Ateliers und begeben uns über die Kanalbrücke hinweg zu einer Flucht von Schuppen. In diesen lagert einmal der sogenannte „Kapselthon" und sodann die eigentliche Porzellanerde. Der erstere, ein grauer, grober, sich körnig anfühlender Thon, wird lediglich zur Herstellung jener, feuerfesten Schachteln gleichenden Gefäße benutzt, in welchen die aus der weichen, thonartigen Porzellanmasse gefertigten Gegenstände der geradezu ungeheuerlichen Glut der Brennöfen ausgesetzt werden. Die Porzellanerde, das Kaolin, das aus den eignen Gruben der Manufaktur (bei Halle a. S.) stammt, hat eine schneeweiße Farbe und sieht, wenn es gemahlen ist, wie der feinste Puder aus . . . thatsächlich ist das Kaolin denn auch in Sachsen als Puder gebraucht worden, als man die Entdeckung machte, daß gerade dieser „Puder" das einzig wahre Erdmaterial zur Porzellanerzeugung sei.



Renaissance-Kanne mit Untersatz. Kopie einer italienischen Renaissanceform, in den Farbentonen der alten Majoliken bemalt. Dekorationsart, welche in den letzten Jahren nur noch auf besonderen Wunsch ausgeführt wird.

Das Kaolin hat eine Reihe von Prozeduren zu überstehen, ehe es zur Verarbeitung geeignet ist, und alle diese Prozeduren laufen auf das eine hinaus, es zu reinigen, es von dem in ihm steckenden Sande, Staube und sonstigen Unreinigkeiten zu befreien und ihm sodann das Wasser wie die Luftbläschen zu entziehen, die das Kaolin während dieser Reinigungsprozesse (beim „Schlämmen") in sich aufgenommen hat. Würde doch jedes Sandkörnchen, jedes Luftbläschen oder der winzigste Prozentgehalt überschüssiger Feuchtigkeit das oft zu Tausenden von Thalern bewertete Stück beim Brande zerstören oder ihm wenigstens ein solches Aussehen geben, daß es nicht verkäuflich wird. Ist der Reinigungsprozeß vorüber, so wird der ganz dünne Kaolinbrei auf einen bestimmten Feuchtigkeits- d. h. Konsistenzgrad eingedickt und ihm nun eine genauestens abgemessene Menge ganz fein gemahlenen Feldspats zugesetzt. Danach werden aus dieser Mischung durch eine Reihe weiterer Prozeduren, nämlich Durchpressen durch feine Siebe und Filterpressen, oftmaliges Zerschneiden mittels feinen Drahtes (an Stelle eines Messers) und neues Zusammenschlagen zu Klumpen von 60 Pfund Schwere, von neuem alle Luftbläschen herausgetrieben, und die Masse sieht nun aus wie ein fetter, hellgraublauer Töpferthon von der Konsistenz eines steifen Brotteiges. Jetzt ist die Masse fertig zur Verarbeitung . . . ein „Arkanum," das etwa zugesetzt würde und das Geheimnis der Porzellanerzeugung bildete, gibt es dabei heutzutage nicht.

Die Verarbeitung geschieht je nach dem darzustellenden Gegenstande auf mehrerlei



Fruchtkorb, altes Modell.
Kandelaber mit Bronzearmen, anlehnend an ein altes, kleineres Leuchtermodell, in jüngster Zeit hergestellt.

Weise. Die eine derselben ist das „*Gußverfahren*,“ durch welches z. B. Figuren, Büsten u. a. hergestellt werden. Da wird die Masse in auseinandernehmbare Gipsformen gegossen resp. gedrückt ... fast genau so wie bei der Anfertigung von Gipsfiguren..., die poröse Form saugt das überschüssige Wasser auf, und die Figur, oder was sonst in der Form war, wird aus dieser herausgenommen und nachdem sie „lufttrocken“ geworden, den Brennern übergeben. Beim *zweiten Verfahren*, durch welches z. B. unsere Teller und Schüsseln, überhaupt alle *Porzellangefäße* (aber auch jährlich viele Hunderttausende von Porzellanisolatoren für die Telegraphenleitungen ꝛc.) angefertigt werden, wird die Porzellanmasse auf der *Drehscheibe* behandelt wie gewöhnlicher Töpferthon. Ein nach Augenmaß bestimmtes Stück Masse wird auf die mit dem Fuße regierte Drehscheibe gesetzt und mit einem nassen Schwamm und der Hand in die rotierende Gipsform gedrückt, worauf dann eine „Schablone“ zu Hilfe genommen wird, d. h. ein am Rande mit zackigen oder bogigen Einschnitten versehenes, an einem kleinen Pfahl befestigtes Stück Metall, das von der sich unter ihm fortdrehenden, roh geformten Masse soviet wegnimmt, daß ein Teller mit schön geschwungenem Rande, ein gefällig geformter Brotkorb ꝛc. übrigbleibt. Ist es ein durchbrochener Brotkorb, der z. B. ein Flechtwerk imitieren soll, so werden danach die Zwischenräume mit freier Hand ausgestochen; und wird ein Gerät gefertigt, das Henkel hat, oder eine Gruppe, die aus mehreren Teilen besteht, oder schließlich ein Schmuckstück, bei welchem Blumen aus Porzellanmasse aufgelegt werden müssen, so werden diese Teile mit sogenanntem „*Schlicker*,“ d. h. mit stark verdünnter Porzellanmasse, auf das Hauptstück geklebt.

Diese aufzulegenden Blumen aus Porzellan gehören wie die einzeln als Blumenimitation zum Verkauf kommenden, so geringfügig sie sich auch gegenüber den großen Arbeiten der Manufaktur ausnehmen, mit zu dem Interessantesten, was aus Porzellan hergestellt wird. Sie werden zumeist aus freier Hand, und zwar unter Zuhilfenahme einiger spitzer Hölzchen und Zängelchen geformt und zeigen fast durchweg eine nicht genug zu bewundernde Naturtreue auf. Bei einem meiner Besuche der Manufaktur

wurde u. a. eine weiß und gelbe Wasserrose (Nymphaea alba), sowie eine köstliche Marschall Niel-Rose vor meinen Augen von geschickten Künstlerhänden gefertigt, und zwar hat die Marschall Niel-Rose kaum länger als zehn Minuten in Anspruch genommen! Der Verfertiger nahm ein nicht viel mehr als erbsengroßes Klümpchen der Masse in die linke Handfläche, drückte zwei-, dreimal mit den Fingern der rechten darauf ... und ein dünnes Rosenblatt war fertig bis auf die Biegung des Randes nach hinten, die durch einen leichten Stubbs mit der Fingerkuppe besorgt wurde. So ging es fort mit etwa zwanzig Blättern, die samt und sonders in der Form absolut naturgetreu waren. Die einzelnen Blätter wurden dann mit „Schlicker" aneinandergeklebt, die ganze Rose nach unten zu naturgemäß gerundet und oben die Blätter ein wenig auseinandergebogen ... die Rose war geformt und konnte nun nach der Trocknung bemalt und gebrannt werden. Ist solch eine Rose nur der Teil eines Blüten- und Blattgerankes, so wird sie wieder mit Schlicker den anderen Teilen angefügt und schließlich das Ganze in leichter, gefälliger Lage, z. B. auf ein großes Prunkstück, vielleicht auf einen Spiegelrahmen oder einen der köstlichen in der Manufaktur gefertigten Tafelaufsätze befestigt, natürlich gleichfalls mit „Schlicker."

So verhält es sich mit der Formgebung beim Porzellan, und das ist noch der Teil der Arbeit, der sich am glattesten vollzieht, bei dem am wenigsten Schaden zu befürchten ist. Die Verluste geschehen hauptsächlich beim Brennen, da aber leider trotz aller Sorgsamkeit, trotz alles theoretischen Wissens vom Brennprozeß, trotz aller Berechnungen der „Schwindung" des Materials während des Brennens, sehr häufig.

Sehen wir uns einmal an, was mit den Porzellangegenständen nach ihrer Formung, resp. nach dem Gusse vor sich geht. Da haben wir z. B. einen schönen Kuchenteller vor uns, der so geformt ist, als bestehe er aus Weinblättern. Die Zwischenräume der Blätter sind herausgestochen, der Modelleur ist mit dem Teller fertig. Nun kommt der Teller zunächst in eine Hitze, die zwar etwa 1000° C. beträgt, aber von den Porzellanleuten eigentlich für gar nichts gehalten wird; der Teller wird „verglüht." Dadurch wird alles chemisch wie mechanisch gebundene Wasser in der Masse ... „Scherben" nennt man den Gegenstand jetzt ... herausgetrieben, und der „Scherben" ist nun so fest geworden, daß er im Wasser nicht zerfällt, zugleich aber auch so porös, daß er Wasser aufzuschlucken vermag. Das ist eine wichtige Eigenschaft, weil dadurch erst die



Neue Modelle. Das Mittelstück ein Wandleuchter, dessen Form in abweichender Dekoration zur Silberhochzeit Kaiser Friedrichs zuerst hergestellt wurde.



Gruppe „Mars und die Geschichte," in jüngster Zeit nach dem ursprünglichen Modell aus der ältesten Periode wieder hergestellt.

„Glasur" ermöglicht wird. Die Glasurmasse ist nämlich ein ungemein dünnflüssiger Brei, der aus Wasser mit sehr fein zermahlenen „Scherben"-Teilen, Quarzsand, Kaolin und Marmor besteht. Wird der „verglühte" Teller nun schnell durch diesen wässerigen Brei gezogen, so schluckt er etwas von demselben ein, und zugleich bedeckt er sich mit einem fast trocken aussehenden weißen, mehligen Überzuge . . . der Glasursubstanz. Jetzt kommt der Teller mit vielen seinesgleichen in die schon erwähnten Thonkapseln und in diesen hinüber zu den Öfen . . . wenn er nämlich weiß bleibt, nicht bemalt wird . . . und wird nun in einer der „Kammern" des enormen Ofens dem 1800—2000 Grad heißen „Gut- oder Scharffeuer" ausgesetzt. Darin bleibt der Teller etwa zwölf Stunden lang, wird dann herausgenommen und nach der Verkühlung noch einmal gebrannt, da die Stellen, wo er auflag (namentlich die erhöhten Ränder des Bodens) noch rauh, ohne Glasur erscheinen und einen zweiten Brand erfordern. — Es gibt indes noch eine andere Art von Porzellan, das sogenannte „Biskuitporzellan." Dasselbe unterscheidet sich von dem gewöhnlichen, dem „Hartporzellan," nur dadurch, daß der „Scherben" nicht durch die Glasurmasse gezogen, sondern gleich nach der Trocknung „verglüht" und dann gebrannt wird. Es entsteht dadurch eine weiße mattglänzende, „weich" aussehende Masse, die sich besonders für Büsten, Figurengruppen u. dgl. eignet. — Höchst interessant und auch für den Laien, der von solchen Dingen wenig versteht, geradezu imponierend ist das gewaltige System der vorerwähnten „Gutfeuer"-öfen. Dieses aus feuerbeständigen Steinen aufgebaute Ofensystem hat 21 „Kammern," die nebeneinander liegen und durch Generatorgas befeuert werden. In mehrere solcher Kammern zugleich werden nun die

Kapseln mit dem zu brennenden Porzellane übereinandergeschichtet so eingesetzt, daß die glühenden Gase zwischen den Stößen von Kapseln hindurchstreichen und diese ringsum gleichmäßig erhitzen können. Ist eine Kammer voll „beschickt," so wird der Ofen zugemauert, nachdem noch „Scherben"-Stückchen so gelegt worden sind, daß sie während des Brandes durch kleine, mit farbigem Glase versehene, von der Hitze nicht getroffene Öffnungen mit eisernen Zangen herausgenommen werden können, und ferner unweit dieser Scherbenstückchen, drei etwa zwei Zoll hohe Kegel von rotbrauner Farbe aufgestellt sind, die zum Teil aus Quarz bestehen. Sie haben den Zweck, die Stärke der Glut ohne komplizierte Meßvorrichtungen zu bestimmen: wenn sie heruntergeschmolzen sind, so hat die Kammer gerade die Glut, welche sie braucht, nämlich die höchste, welche sich im großen technisch erzeugen läßt. Die vorerwähnten Scherbenstückchen werden während des Brandes in verschiedenen Zeitabständen einzeln rotglühend herausgenommen und auf eine Tafel gelegt, welche eine Brenndauer-Stundentabelle enthält. Sind die Proben dann abgekühlt, so sieht man von Stück zu Stück, wie der Brennprozeß von statten geht und welche Resultate er zeitigt.



Friedrich der Große. Nach Schadow'schem Modell neuerdings erst in Porzellan hergestellt. Größe 1,12 Meter.

Außer diesen riesigen Öfen für den „Gutbrand“ gibt es noch eine Anzahl anders gearteter Öfen, die sogenannten „Muffelöfen.“ Das sind backofenartig gestaltete Aufmauerungen, die je eine Nische haben. In diese werden die Porzellane gesetzt, welche keine höhere Glut als 8—900 Grad vertragen, nämlich die mit gewissen Farben vor der Glasierung, also auf dem „verglühten“ Scherben dekorierten Porzellane. — Und damit sind wir bei einem Zweige der Porzellantechnik angelangt, der die merktragen, das z. B. das bekannte Zwiebelmuster erfordert, sondern ein schmutziges Graubraun; und wenn goldene Ränder und Verzierungen auf einer Tasse erscheinen sollen, so wird eine Substanz aufgelegt, die ebenfalls eine braune Tönung und ein ganz rauhes Ansehen hat. So wie in diesen beiden Fällen verhält es sich mit jeder Farbe! Es gibt nun Farbenskalen, welche nur das schwächere Muffelfeuer vertragen (die der Emailfarben), und andere Farben, welche das Scharf- oder Gutfeuer auszuhalten ver-



Rokoko-Truhe (Kommode). Modell aus neuester Zeit, 55 Centimeter lang.

würdigsten und schwierigsten Prozeduren umschließt. Die farbige Dekorierung ist deshalb so merkwürdig, weil sie auf Rechnung basiert: es muß die Nüancierung, ja die oft vollkommene Veränderung der Farbe durch den Brennprozeß auf dem Wege stöchiometrischer Rechnung herausgebracht, das heißt für jede einzelne Farbe und für jeden Hitzegrad festgestellt werden, bis die Erfahrung derartige Feststellung überflüssig macht. So wird, um nur das Allerhäufigste anzuführen, auf den „verglühten“ Scherben vor dem Glasieren und Brennen in der Gutfeuerglut nicht etwa das schöne kräftige Blau aufgemögen. Die letzteren werden auf den „verglühten“ Scherben gemalt, bevor derselbe durch die Glasur gezogen ist. Sie werden von der weißen mehlartigen Schicht völlig verdeckt und kommen erst während des Brennprozesses, bei welchem sie sich sowohl mit der Masse des Scherbens als auch mit der Glasur innig vereinen, wieder zum Vorschein. Die „Muffelfarben“ dagegen werden erst aufgetragen, nachdem der Scherben seine Glasur erhalten hat und diese eingebrannt worden ist. Das Stück wird dann mit dem Farbenauftrage bei 800 Grad in der Muffel ein zweites Mal gebrannt.



„Plat de menage“ und Fruchtkorb. Alte Modelle, werden noch angefertigt (älteres Fabrikat).

Die Künstler der Porzellanmanufaktur stellen neuerdings ganze Gemälde auf Porzellanplatten her und wissen auch Schmuckstücke großen wie kleinen Formates, ja unsere Tafelservice und Kaffee- wie Theekannen und Geschirre mit schönen Szenen von wirklichem Kunstwerte zu bemalen. Es sind dieser Künstler eine große Anzahl, die unter der Leitung des artistischen Direktors Kips, der selber ein hochbedeutender Maler ist, im oberen Stockwerke des Hauptgebäudes arbeiten. Wie ernst man es in der Manufaktur mit dem Bestreben nimmt, wirklich Hervorragendes zu schaffen, das geht wohl



Zeger-Porzellan mit Malerei unter der Glasur. Neuere Erzeugnisse der Versuchsanstalt.


Figur „Amor." 37 Centimeter hoch, nach Ernst Wagners Modell, in zarten Farben getönt.

sich übrigens nicht einmal hinaus zu bemühen in den Tiergarten. Das große Lager der Manufaktur in der Leipzigerstraße an der Ecke des Leipzigerplatzes zeigt ihm schon in seinen gewaltigen Schaufenstern, welch schöne, früher nie für möglich gehaltenen Gemälde jetzt auf Porzellan ausgeführt werden können. Da steht z. B. eine Platte von sechs Fuß Höhe und etwa vier Fuß Breite. Sie ist bestimmt, die Wände der großen, mit fast übertriebenem Luxus ausgestatteten Ozeandampfer zu verzieren, und zeigt eine sich den Felsen hinaufziehende italienische Stadt, in der Perspektive so gelungen, in den Farben so naturgetreu, daß man auf wenige Schritte Entfernung meint, man sehe aus einem Fensterrahmen hinaus ins Freie und erblicke die in der Ferne liegende Stadt! — Da steht weiter ein großer Teller, auf dem wir eine geradezu unübertrefflich ausgeführte Szene sehen: aus dunklen Wolken bricht der goldig helle Mond und wirft seine Strahlen auf die bewegten, glitzernden Wellen einer Meeresbucht. — Dicht neben diesem Teller steht eine enorme Vase mit einer ganz vorzüglich ausgeführten Schäferszene nach Watteau, und über ihr hängt ein aus Porzellanblumen gebildeter, für elektrische Beleuchtung eingerichteter Kronleuchter herab, dessen Blütenbüschel

aus dem Umstande hervor, daß die Künstler zwei Tage in der Woche nicht für die Manufaktur zu arbeiten, sondern nach der Natur zu malen haben, um sich zu vervollkommnen. In den Ateliers, wo die Blumenmaler sitzen, findet man an jenen Tagen die herrlichsten Sträuße in natura, und zwar nur aus Blumen und Blattpflanzen 2c. bestehend, die für diesen Zweck in den eignen großen Pflanzenhäusern und Gärten der Manufaktur gezogen sind. Wer sich von den Berlinern überzeugen will, zu welcher Kunsthöhe die Porzellanmalerei der Manufaktur gediehen ist, braucht

und Blättergerank man beinahe für natürlich halten möchte, so echt sind sie in der Form wie in der Farbe ausgefallen. — Und so legt Stück für Stück Zeugnis ab von der ausgezeichneten Leistungsfähigkeit der Fabrik in rein technischer wie in eigentlich künstlerischer Beziehung!

Es erübrigt mir nun noch, von einigem zu sprechen, das zu den ganz besonderen Arbeiten der Königlichen Manufaktur gehört und seine Existenz den Leitern derselben verdankt. Das ist z. B. ein Service in schöner blauschwarzer, ins Grünliche spielender Farbe, die man bis vor kurzem noch nicht darzustellen vermochte Die damit gemalten Land-

schaften auf Vasen rc. zeigen eine Weichheit der Tönung, wie sie bisher nur bei Majolikageräten zu finden war. Es ist das eine durch Rechnung gefundene Scharffeuerfarbe, die Direktor Dr. Heinecke erzeugt hat, ebenso wie er (neben vielem anderen Wertvollen) ein dem japanischen und chinesischen gleichwertiges Porzellan mit anscheinend netzartig rissiger Oberfläche hergestellt hat: das bisher nur an ostasiatischem Porzellan gekannte „Craquelé.“ Und schließlich wären außer einigen anderen Arbeiten, welche gleich diesem „Craquelé“ mehrere übereinander lagernde, verschiedenfarbige Glasurschichten haben, von denen aber mosaikartig stellenweise die obere und stellenweise die untere zu sehen ist, noch die Arbeiten mit den erst jüngst ausfindig gemachten chinesischroten Glasuren zu nennen, sowie als eine ganz besondere Spezialität der Berliner Manufaktur das nach seinem Erfinder, dem Vorsteher der Versuchsanstalt genannte „Segerporzellan,“ das in der Masse wie in der Glasur Ähnlichkeit mit dem besten japanischen hat; es unterscheidet sich von dem gewöhnlichen „Hartporzellan“ durch seine gelbliche, an Elfenbein gemahnende Farbe und größere Transparenz, sowie dadurch, daß es eines weit geringeren Hitzegrades bedarf als das gewöhnliche Porzellan und demgemäß die Anwendung einer weit umfangreicheren Farbenpalette und eine größere Zahl und Verschiedenheit der farbigen Glasuren gestattet. — Wir haben unsere kurze Wanderung durch die Berliner Porzellanmanufaktur beendet. Sie hat nur einen ganz flüchtigen Überblick gewähren, uns nur sozusagen die rohen Umrisse der Herstellung jener tausendfältig verschiedenen, aber in jedem einzelnen Stücke interessanten Gegenstände geben können, welche hier für Zwecke des täglichen Gebrauches fabriziert, wie als Erzeugnisse einer besonderen, an sich bedeutenden Kunst geschaffen werden. Wir haben dabei weder auf den inneren Werdegang dieser Erzeugnisse, das heißt den Wechsel wie die Verbesserung des Materials und den Wandel der Stilarten, noch auf das Detail der Herstellung feinerer und besonders eigengearteter Stücke auch nur einen Blick thun können; immerhin wird aber selbst dieser nur orientierende Gang durch die äußere Geschichte wie die jetzige Thätigkeit dieses Etablissements haben erkennen lassen, wie sich diese Thätigkeit ungefähr vollzieht, und auf welche Höhe der Leistungen das Institut neuerdings wieder gelangt ist. Daß es auf dem jetzt erreichten Standpunkte nicht stehen bleiben, sondern, rüstig weiterstrebend, künftighin selber noch Ausgezeichneteres leisten und noch mehr als bislang der Lehrer und Pfadfinder für die ausgedehnte, schaffensfrohe Privatindustrie dieses Zweiges der Keramik sein wird, dafür bürgt die Thätigkeit und der Strebenseifer der wissenschaftlich und technisch hervorragenden Männer, denen die Königliche Porzellanmanufaktur jetzt unterstellt ist!

Auf Hayti.

Mein Ritt zum schönsten Fleck der Erde.

Von Kapitän Jerrmann.

(Fortsetzung.)

Die Kathedrale ist ein wirklich schönes, imposantes Gebäude, welches noch aus älterer Zeit stammt und mit großer Sorgfalt in gutem Zustande erhalten wird. Sein schönster Schmuck sind zahlreiche überlebensgroße Statuen von Heiligen, alle künstlerisch vollendet aus Holz gearbeitet und mit Geschmack bemalt, so daß man sofort in ihnen die Erzeugnisse nordischen Kunstfleißes erkennt. Selbstverständlich zeigen sie alle weiße Hautfarbe, und trotz seiner bodenlosen Eitelkeit und Selbstüberschätzung findet es der Neger aus Gewohnheit ganz natürlich, den Herrn der Welt und die Heiligen als Weiße abgebildet zu sehen. So fest er in seinem Dünkel davon überzeugt ist, daß seine Bildung, seine Staatseinrichtung, sein Militärwesen jeder europäischen Nation als Muster dienen können, so mächtig zieht es ihn doch, sich nach weißem Vorbilde zu idealisieren. Man hat ja stündlich Gelegenheit, auf dem haytianischen Papierdollar die schönste deut-

sche Jungfrau als Schutzgöttin des Niggerstaates zu bewundern; man braucht nur die alten Silbermünzen zu betrachten, um über die kindische Anstrengung zu lächeln, mit welcher die Präsidenten Bayer, Pétion und Geffrard versucht haben, ihrem Bildnisse einen Anflug von kaukasischem Typus zu geben. Auf dem neueren Gelde prangt die aus Frankreich gebürtige Frau des kürzlich in Paris verstorbenen Präsidenten Salomon als Freiheitsgöttin.*) Ich habe nur einmal einen schwarzen Christus, eine echte Negerfigur, in der Hauptkirche von Port-au-Prince gesehen, und habe nie gehört, daß diese Beweisführung der schwarzen Gleichberechtigung wiederholt worden wäre. Der Neger fühlt sehr wohl, daß er dem Weißen gegenüber nur eine dienende Stelle einnehmen sollte; er weiß, obwohl er es nie ausspricht, daß der Weiße weit über ihm steht, und deshalb wählt er die Modelle zu seinen Idealgestalten aus der verhaßten herrischen Rasse. Seinem Geschmacke, seinem Schönheitsgefühle entspricht solche Wahl durchaus nicht. Ich habe zuweilen in Hayti junge Negerinnen gesehen, welche in der That nach europäischen Begriffen für schön und anmutig gelten konnten, begegnete aber, wenn ich dies einem Vollblutneger gegenüber aussprach, nur einer Höflichkeitsbeistimmung, welcher aber sofort entgegengetreten ward mit der Lobpreisung der Schönheit eines anderen Mädchens, dessen Gesicht die afrikanischen Züge in ausgeprägtester Weise zur Schau trug.

Die große, hochgewölbte Kirche und der darin abgehaltene Gottesdienst unterscheiden sich in nichts von dem, was man in südlichen katholischen Ländern zu sehen gewohnt ist, und der damit verbundene äußere Sinnenreiz des Marienkultus, sowie die bei festlichen Gelegenheiten von der gar nicht üblen Militärkapelle ausgeführte Musik mit ihren südlich glühenden, oft etwas trivialen Melodieen verfehlen auch hier nicht den hinreißenden Eindruck, welchen sie anderswo selbst auf das kalte nordische Blut auszuüben pflegen. Die große Pauke hat eben überall eine außerordentliche Gewalt, aber die kleine Trommel der Mamanloi ist in Hayti doch mächtiger. Und dort, auf dem großen, freien Platze vor der Kathedrale, ruht einer ihrer vornehmsten Anhänger, der ehemalige Präsident der Republik, General Salnave.

Etwa fünfzig Schritt vor dem Hauptportale liegt unter dem Schatten zierlicher Akazien, von einem leichten Gitter eingezäunt, das Grabmal des Präsidenten, ein mächtiger steinerner Würfel mit einer Inschrift, welche den „tapferen General, den großen Staatsmann, den tugendhaften Bürger" verherrlicht. Der Stein steht wie ein Denkmal afrikanischer Verlogenheit aus; dieser selbige Salnave hat die Präsidentenwürde durch eine von ihm angezettelte Verschwörung und Revolution usurpiert; seine politischen Gegner hat er durch Massenmord unschädlich gemacht; im Dunkel der Nacht ist er auf Meuchelmord ausgegangen; den Präsidentschaftspalast hat er allnächtlich zum Sammelplatze der gemeinen Frauenzimmer und zum Schauplatze wilder Orgien gemacht, und nach zweijähriger, von Blut dampfender Herrschaft ward er im Januar 1870 als Brandstifter und Mörder kriegsrechtlich erschossen. Großer Bürger! Glänzender Soldat!

Salnave ist der einzige Mulatte, welchem man Gemeinschaft mit den Vaudaux nachsagt. Bei Antritt seiner Regierung soll er noch nichts mit dieser Sekte zu thun gehabt haben, aber sein Unglück im Bürgerkriege von 1869 führte ihn aus Aberglauben in die Arme eines berüchtigten Papaloi, und in einem Humfort bei Port-au-Prince hat er sich unter feierlichem Beistande des Priesters und der Priesterin mit dem Blute der weißen Ziege gewaschen, dasselbe, mit Tafia vermischt, getrunken und sich bis zu völliger Erschöpfung an den wilden Tänzen der Sektierer beteiligt. Sein Sohn ist ein liebenswürdiger, eleganter junger Mann, mit welchem ich öfter zu verkehren Gelegenheit hatte; er ist im Finanzdepartement angestellt und man spricht von seinen Fähigkeiten.

Der Vaudoux ist die wundeste Stelle Haytis, und der damit zusammenhängende Kannibalismus das einzige, dessen sich der Haytianer wirklich schämt. Es ist daher nicht leicht, sich über diese schauderhafte Religionsgemeinschaft zuverlässige Nachrichten zu verschaffen, und jeder darauf gerichtete Versuch pflegt sofort mit dem entschiedensten Proteste gegen solche Verleumdung zurück-

*) Man sieht also, daß der Neger, trotz aller Eitelkeit und Überhebung, wenn auch nicht geradezu, so doch indirekt bekennt, daß die weiße Rasse nicht nur der seinigen überlegen, sondern überhaupt etwas von Grund aus anderes, etwas höheres ist.

gewiesen zu werden. Und doch ist es ganz allgemein bekannt, daß diese Pest selbst in den guten, ja in den höchsten Gesellschaftskreisen sich eingefressen hat, und sogar Kaiser Faustin I, der ehemalige General Soulouque, ein fanatischer Anhänger der Vaudouxverehrer war.

Wer Hayti nur flüchtig in seinen Hafenstädten besucht, wird nichts gewahr von dem eigentümlichen Volke, welches auf dem Lande und in den Bergen lebt und in all seinen Lebensgewohnheiten an die Heimat der Ahnen jenseits des Atlantischen Ozeans erinnert. Man nennt Afrika ganz allgemein den dunkeln Weltteil, aber es ist wenig bekannt, daß inmitten der amerikanischen Civilisation, rings umgeben von christlicher Aufklärung, und nur durch schmale Meerengen von den unter europäischer Herrschaft stehenden Antillen, Hayti ein getreues Abbild des centralen Afrika bietet und mit demselben Rechte verdient, ein dunkles Land genannt zu werden. Die unter französischer Herrschaft eingeführten Sklaven haben die heimatlichen Sitten und Gebräuche von Afrika mit herübergebracht, und von Generation zu Generation haben sich die alten Überlieferungen auf die späten Enkel vererbt, die heute noch als freie Bürger einer freien Republik in dem alten Wahne befangen sind, dessen Opfer ihre Väter geworden waren. Viel hat dazu die große Ähnlichkeit des Klimas und der Pflanzenwelt Haytis mit derjenigen Afrikas beigetragen, so daß die importierten Hexen und Zauberer in den Wäldern der neuen Heimat eine große Menge von Heil- und Giftpflanzen vorfanden, deren Verwendung ihren Urahnen schon wohl bekannt war, und deren Wirkung und Zubereitung sie schlau vor ihren Herren als tiefstes Geheimnis bewahrten. Diese Wissenschaft und ihr alter Götzendienst erhielten sich um so leichter, als es streng verpönt war, dem Sklaven auch nur die oberflächlichsten Schulkenntnisse beizubringen, und die Religion nur dazu dienen durfte, den Schwarzen sicherer in Unterwürfigkeit zu halten; und so findet man heute in Hayti den Fetischdienst von Dahomey und Loango seltsam mit den Ceremonieen des Katholizismus verquickt, woraus dann Mysterien entstanden sind, welche jeder menschlichen Vernunft geradezu Hohn sprechen.

Vaudouxanbetung ist über alle Teile des Landes verbreitet, und die spukhaften Ceremonieen werden, unter dem Schleier der Nacht, sorgsam vor jedem profanen Auge gehütet, von einem eignen Priester geleitet. Derselbe heißt Papa oder Roi, auch wohl in korrumpierter Zusammenziehung beider Worte Papaloi, und das von ihm durch die Macht der freien Liebe zur Priesterin erhobene Weib wird Mamanloi genannt. Ihre Macht über die Mitglieder der Gemeinde ist unbeschränkt; niemand würde es wagen, sich dem Ausspruche einer Priesterin zu widersetzen; jedes Weib der Sekte willfahrt der brutalsten Forderung eines Papaloi, und geforderter Tribut an geistigen Getränken und Geld wird reichlich dargebracht. Wer in Not und Bedrängnis ist, wen Krankheit befallen, wer sich durch einen Nebenbuhler geschädigt fühlt oder einem Feinde zu schaden wünscht, er wendet sich an einen Papa- oder eine Mamanloi, und gegen gutes Entgelt regnet es in seinem Interesse Zauberformeln und Ratschläge der heiligen Schlange, oder er empfängt ein geheimnisvolles Gift, welches auf seinen Feind je nach der Bestellung wirkt. Der Papaloi versteht aus zahlreichen Kräutern und Wurzeln dies Ouanga so zuzubereiten, daß das unglückliche Opfer rasch oder auch langsam stirbt, daß es in Scheintod verfällt, oder auch nur in Tiefsinn, Blödsinn oder andere krankhafte Zustände; der Haytianer pflegt dann zu sagen, li gaigné chagrin, und nur ein Gegengift des Papaloi vermag den davon Befallenen wiederherzustellen.

Das der heiligen Schlange dargebrachte Opfer ist entweder ein weißes Huhn oder eine weiße Ziege; das Fleisch wird gegessen, mit dem Blute Gesicht und Hände der Adepten beschmiert, der Rest, mit berauschenden Getränken vermischt, während der auf den Gottesdienst folgenden Gelage getrunken. An der Westküste von Afrika habe ich zuweilen in den Dörfern der Neger an hohen Stangen angenagelte weiße Hähne gesehen und bin fest überzeugt von dem Zusammenhange dieser Erscheinung mit dem auch im äquatorialen Afrika üblichen Schlangenkultus. Das dort verehrte Reptil findet sich in reichlicher Menge auch auf Hayti, und die Vaudoux beten in ihm die allwissende und allmächtige Gottheit an, welche durch den Mund der Priester zu ihren Gläubigen spricht. Diese teilen sich in zwei sich auffallenderweise tödlich hassende

Sekten, deren eine, welche sich Les Mystères nennt, nur weiße Hühner oder Ziegen opfert; ihre Andachtsstätten finden sich selbst innerhalb der Städte, sind den Behörden wohl bekannt und von diesen stillschweigend geduldet. Die andere Sekte aber sind die wirklichen Vaudoux, und über ihrem Ritus, welcher sich in unverfälschter afrikanischer Weise erhalten haben soll, schwebt ein geheimnisvolles Dunkel. Auch sie bringen der heiligen Schlange weiße Hühner und Ziegen dar, aber bei feierlichen Gelegenheiten erbitten sie von der Mamanloi statt des gewöhnlichen Opfers „die Ziege ohne Hörner," den Menschen. Diese mit Kannibalismus verbundenen religiösen Morde werden nur bei Nacht in den einsam gelegenen Humforts vollzogen und die Polizei muß bei dringendem Verdachte, wenn auch oft mit Widerstreben, gegen diese Werwölfe einschreiten, denen dann der Prozeß gemacht wird; aber nur wenn gerade die Mulatten die Herrschaft in den Händen haben, büßen die Schuldigen mit dem Leben.

Ernstliche Versuche, das Unwesen dieser Fanatiker zu bekämpfen, sind nur ganz vereinzelt gemacht worden, und haben stets, selbst unter Präsident Geffrard, welcher wirklich guten Willen hatte und zeitweise auch Mut und Energie zu zeigen verstand, Fiasko gemacht. Wie kann es auch anders sein in einem Lande, wo die Furcht vor Verrat, Rache, Verschwörung, Meuchelmord, und vor allem die Furcht vor Verlust der Popularität alle Gemüter, und das Getriebe der politischen Parteien alle Leidenschaften beherrscht?

Furcht und Mißtrauen schwebt wie ein Gifthauch über dem ganzen Lande. Jedermann fürchtet seinen Nachbar; der Arme fürchtet den Reichen, der Hohe den Niederen; der Soldat fürchtet den Vorgesetzten, nicht etwa wegen strenger Disziplin, welche im Heere unbekannt ist, sondern wegen schikanöser Verfolgung; aber der General fürchtet auch seine Truppen; die Minister fürchten die Generale und den Präsidenten, der Präsident fürchtet die Generale, seine eignen Kreaturen, die Parteien und die Revolution. Und er hat Grund zum Mißtrauen, denn ein General, welcher, seinem Eide getreu, die Sache eines wankenden Gouvernements vertreten wollte, würde von dem glücklichen Usurpator einfach standrechtlich erschossen werden. Die Furcht der Richter vor dem Einflusse oder dem Anhange des Angeklagten ist maßgebend für die Behandlung des Prozesses; die Furcht der Regierung verhindert oft die Exekution an einem rechtskräftig verurteilten Verbrecher. Der Haytianer fürchtet alles, nur nicht das Gesetz, und die cynische Unverschämtheit, mit welcher jedermann, der Gelegenheit dazu hat, den Staat plündert, setzt niemand in Erstaunen. Selbst aufgeklärte und verhältnismäßig gebildete Leute fühlen für einen an öffentlichen Kassen verübten Unterschleif keine Verachtung und beneiden nur den geschickten Betrüger mit der glücklichen Hand, denn man bewirbt sich ja nur um ein Amt, um darin reich zu werden. Und Salnave, der „große Tote, der bewunderungswürdige Patriot," er hat sein prahlerisches Denkmal verdient, er hat sein Lebelang geraubt, betrogen, gestohlen und sich damit ein ehrendes Andenken bei seinen Landsleuten gesichert.

Doch nun war es hohe Zeit, meine Reisegefährten aufzusuchen, und wirklich sah ich auch schon, als ich in die Rue Taranne einbog, vor dem Hause des Mr. Nelson ein Dutzend gesattelter und bepackter Pferde, darunter auch das meinige, ihrer Reiter harrend. Ich trat ein, ward vom Hausherrn herzlich empfangen und fand die Gesellschaft bereits vollzählig. Der Doktor, welcher Wort gehalten hatte, stellte mich vor und verabschiedete sich dann sehr bald. Wir waren fünf Damen und fünf Herren, außer mir lauter „gens de couleur," alle reisefertig, die Damen in dunklen Reitkleidern. Madame Nelson, eine junge, elegante Frau von auffallender Schönheit und ziemlich heller Hautfarbe, führte mich meiner Dame zu, Mlle Claircine Duval, welche huldvoll meine Ritterdienste für die bevorstehende Reise annahm und sich sofort angelegentlich danach erkundigte, ob ich Kreolisch spräche, da ihr das bißchen in der Schule gelernte Französisch nicht sehr bequem sei. Die junge Dame war sehr dunkel, hatte sehr krauses Haar und starke Lippen, war aber in ihrem lebhaften Geplauder wirklich angenehm und schien sich höchlichst darüber zu amüsieren, daß ihr die Begleitung des einzigen weißen Herrn zugefallen war; sie war zum Besuch bei Nelsons von Limbé herübergekommen, einem kleinen Landstädtchen an der Bay von Acul, und war noch selten in Verkehr mit Fremden getreten.

Es war Frühstückszeit, und die Hausfrau lud zu Tische. Sämtliche Speisen waren in der landesüblichen Weise zubereitet, in dicken

Saucen übermäßig mit Wurzeln, Kräutern und scharfen Gewürzen eingekocht, besonders der Fisch und ein Wildhuhn, welches man Rameau nannte, doch schmeckten mir diese pikanten Gerichte vortrefflich; zum Schluß ward auf gute Reise und fröhliche Kameradschaft angestoßen und dann in heiterster Stimmung aufgesessen. Jeder von uns hatte die Pistolen im Halfter und einen Packsattel hinter sich; die Damen, alle vorzügliche Reiterinnen, nahmen die Tete und in sausendem Galopp folgten wir ihnen durch die Straßen der Stadt, mittenhinein in die scheu zurückweichenden Haufen umherlungernder Weiber und Kinder, vorbei an den hölzernen Buden auf dem großen Marktplatze, vorüber an den grünüberrankten Trümmern verfallener Paläste, bis vor dem breiten steinernen Thore ein Gewühl von Karren und Eseltreibern uns zum Schrittreiten zwang.

Der Weg außerhalb der Stadt zieht sich noch eine Strecke am Meeresufer entlang, und hier mußten wir eine widerliche Stelle passieren, eine zur Zeit des Hochwassers von der See teilweise überflutete, von Mangroven bestandene Sumpfwiese, welche der Stadt und nächsten Umgebung als Schindanger dient. Hunderte von Kadavern gefallener Ochsen, Esel und Pferde lagen auf derselben herum, die meisten hart an der Straße, und verpesteten die Luft in entsetzlicher Weise. Des Nachts fallen die verwilderten Hunde darüber her und halten ihr ekelhaftes Mahl, und bei Tage bleichen die Gerippe in den Strahlen der sengenden Sonne. Zum Glück hatte sich das Gedränge etwas verringert, und wir konnten in schärferer Gangart dem häßlichen Anblick entfliehen und am Fuße der steilen Felsen die sanft ansteigende Straße gewinnen, welche nach dem reizenden Dörfchen Haut du Cap führt. Zu beiden Seiten der breiten, gut erhaltenen Straße ziehen sich die von anmutigen Gärten umgebenen Häuser entlang, bis man auf einer hochgewölbten steinernen Brücke den Fluß überschreitet und dann in die fruchtbare Ebene gelangt, welche sich bis zum Fuße des Hochgebirges erstreckt. In sausendem Galopp jagten wir durch üppigen Wald oder zwischen Plantagen und Bauergütern hindurch; bald über saftige Wiesen, bald wieder auf der noch immer ganz leidlichen Heerstraße dahin. Erst jenseits des einige Meilen vom Kap entfernten Fleckens Petite Anse fängt die ehemals so prachtvolle Straße an, unwegsam zu werden und auch ihrerseits Zeugnis abzulegen von dem Verfall, in welchen die Faulheit der jetzigen Herren alles geraten läßt, was einst unter den Franzosen mit Kunst und Fleiß geschaffen worden war. Die Führung unseres Reiterzuges hatte ein Herr Rozeville übernommen, welcher die ganze Gegend genau kannte. Es war ein intelligent aussehender älterer Herr, der sich jedoch durch etwas stutzerhaftes Wesen auszeichnete. Er ritt einen wundervollen Esel, ein teures, edles Tier, auf welchem er mit großer Bravour über alle ihm in den Weg kommenden Hecken und Gräben wegsetzte, und duftete auf zehn Schritte nach allen Wohlgerüchen der civilisierten Welt. Dabei war er aber ein liebenswürdiger Gesellschafter und mit seiner Erfahrung in haytianischen Inlandsreisen für uns von großem Nutzen. Von Zeit zu Zeit kamen wir an seitwärts abzweigende Wege, welche zu einsamen Gehöften führten, die früher blühende Zuckerplantagen waren, jetzt ärmlichem Bauernvolk in halbverfallenen Hütten ein dürftiges Dasein gewähren; und überall sahen wir die mächtigen eisernen Zuckersiedepfannen an den Kreuzwegen oder Hofthoren umgestürzt, als Prellsteine dienend, an der Straße liegen.*) Welche Schätze liegen dort ungehoben unter freiem Himmel, wenn der Mensch nur zugreifen wollte! Das Zuckerrohr wächst wild um seine Hütte herum, aber aus Haß gegen die Weißen und die Arbeit hat der freigewordene Sklave alle Maschinen und Geräte zum Einkochen des Saftes zertrümmert; Baumwolle und Tabak würden ohne sonderliche Pflege ungeheuere Ernten geben, und dennoch war im Kap oft wochenlang nicht soviel Rohtabak zu haben, daß sich meine Matrosen hätten ihren ausgegangenen Vorrat ersetzen können! Welche reiche Erwerbsquelle könnte das Schlagen von Blauholz bieten, wenn es nur Wege gäbe, um die Blöcke zum Hafen hinunterzuschaffen! So bleibt als einziger mit Vorteil benutzter Handelsartikel nur noch der Kaffee, aber mit Unwillen muß man sehen, daß nur gepflückt wird, was gerade bequem zur Hand ist, und mindestens die Hälfte der ganz wild wachsenden Bohnen achtlos dem Verderben überlassen

*) Es ist ein Jammer zu sehen, wie das schwarze Gesindel alles hat verkommen lassen, und wie der reiche Segen dieses herrlichen Landes gleichgültig mit Füßen getreten wird.

wird! Man weiß, daß die Berge große Schätze an Mineralien hegen, besonders Gold und Quecksilber, aber die Regierung selber hat das Graben danach verboten, um den Zustrom der Fremden von ihrem Lande abzuhalten. So ritten wir meilenweit durch ein Paradies und mußten überall gewahr werden, daß die darin hausende Rasse der einzige Schandfleck darin sei. Das Wort klingt hart, und mancher Menschenfreund wird es verurteilen; wer aber aus eigner Erfahrung die Afrikaner hat kennen lernen, weiß, daß ich nicht übertreibe, daß der Neger nur ein Zerrbild des Menschen ist, und, sich selbst überlassen, sogar von einer ihm aufgedrungenen Kultur wieder herabsinkt zu völliger Verwilderung. Es soll ja nicht geleugnet werden, daß einzelne Individuen selbst einen gewissen Grad von Bildung erlangt haben, aber auch bei diesen fühlt der aufmerksame Beobachter nur zu bald heraus, daß alles nur ein kindisches Nachäffen dessen ist, was er dem weißen Manne abgesehen hat. Die aus dem Bewußtsein eigner Kraft entspringende Initiative fehlt ihm, und wenn wir einen selbständigen, unabhängigen, freien Negerstaat unter eigner, nicht von außen beeinflußter Regierung als Prüfstein anerkennen wollen, so sehen wir in Hayti nichts als den mißglückten Versuch, ein civilisiertes Staatswesen zu kopieren. Das Kopieren ist beim Neger ein wahre Leidenschaft, er ist ein geborener Schauspieler, aber ein schlechter, dem das Wiedergeben des Gesehenen, Abgelauschten nur mangelhaft gelingt. Er liebt es, den eleganten Stutzer zu spielen, aber er thut des Guten zu viel, und seine Sucht nach Extravaganzen macht ihn lächerlich. Seine unglaubliche Eitelkeit verhindert ihn, seine Schwächen zu erkennen und an seiner Ausbildung ernstlich zu arbeiten. Genau so wie mit den Äußerlichkeiten verhält es sich auch mit jedem Versuch, den der Schwarze auf dem geistigen Gebiete unternimmt. Das Wenige, was er in der Litteratur geleistet hat, wimmelt von Vorurteilen und Fehlern: man lese nur Madious „Histoire d'Hayti." Alle Poesieen sind sklavische Nachäffungen französischer Dichter, in denen zuweilen zwar eine oberflächliche Gewandtheit in der Behandlung der Sprache nicht zu verkennen ist, denen aber Charakter und Originalität völlig abgeht, so daß der Leser wohl an Europa, aber nicht an Hayti erinnert wird. Es gibt sicherlich keinen besseren Spiegel für den Geist eines Volkes als seine Gesetzgebung und seine Verfassung, und hier finden wir wiederum die erwähnte Unselbständigkeit, welche in völliger Unfähigkeit, die eignen Verhältnisse zu beurteilen, sich europäische Muster zu Vorbildern genommen hat. Das verhindert jedoch nicht, daß bei jedem Regierungswechsel nach der Laune des jeweiligen Machthabers eine „Revision" stattfindet, so daß dies glückliche Gemeinwesen die ihm von Dessalines im Jahre 1805 verliehene Konstitution schon zehnmal zu revidieren sich gezwungen sah, was übrigens gar keine praktische Bedeutung hat, da jeder thut, was ihm beliebt, wenn er die Macht hat, seinen Willen durchzusetzen. So ist der Affe recht eigentlich in Hayti daheim, obwohl man in seinen Wäldern keinen findet. Seine tollsten Sprünge jedoch macht er im Kriegsministerium; aber nicht der wilde Affe auf dem Baume, sondern der abgerichtete, wie er im roten Röckchen und Federhut auf dem Leierkasten des Savoyarden hüpft. An glitzerndem Tand fehlt es wahrlich nicht, und ein goldstrotzender Generalstab mit Tressen, Epauletten und Federn macht sich überall breit; große Paraden werden abgehalten, zahllose Kriege geführt, aber wirkliches Militär gibt es nicht. Der Neger ist eben nichts weniger als Soldat und kennt weder Pflicht noch Disziplin oder Mut. Daß den Truppen die europäische Straffheit fehlt, liegt am Klima und der schlotterigen Figur der Schwarzen; daß sie schlecht bewaffnet und ausgerüstet sind, daß die Uniformen aus dem Kasernenabfall eines halben Dutzends nordischer Staaten zusammengekauft sind, liegt in den Verhältnissen; aber daß er sich nur maulschellieren, jedoch nicht schlagen kann, liegt in der feigen Natur des Negers, der die Waffe nur zum Meuchelmord, aber nicht im Kampfe zu gebrauchen versteht. Elende Mörderbanden legen dem politischen Gegner Hinterhalte oder schleichen sich an seine Häuser, um aus sicherem Versteck den Feind zu treffen. Auf solche Weise fiel Präsident Geffrards Tochter, Madame Blanfort, in ihrem Zimmer sitzend, durch die Kugeln der gegen ihren Vater Verschworenen. Sogar der spätere Präsident Salnave schoß bei dunkler Nacht nach dem auf seiner Veranda sitzenden Kriegsminister General Philippeaux; möglich, daß dies Attentat mißglückte, weil

der Neger gewöhnlich beim Abdrücken eines Gewehres wegschaut.

Wirklich militärische Ausbildung kommt nicht vor. Obwohl die Verfassung in Artikel 180 bestimmt, daß nur Soldaten militärischen Rang bekleiden dürfen, so ist doch die Mehrzahl der Offiziere niemals Soldat gewesen.

Dieser erbärmliche Zustand der Truppen ließ während des langen Krieges mit der Nachbarrepublik San Domingo mehrmals ganze Armeen nach den ersten Schüssen davonlaufen, ohne einen Toten oder Verwundeten auf der Walstatt zu lassen. Soulouque, oder wie er sich nach seiner Krönung nannte, Kaiser Faustin I, gab in dieser Beziehung seinen Soldaten selber das Beispiel, ließ aber dann stets einige seiner Generale standrechtlich wegen Feigheit vor dem Feinde erschießen.

Und doch kann der Neger einen eigentümlichen Mut beweisen, wenn ihm keine Wahl mehr bleibt. So feige er ausreißt, wenn sich ihm nur noch irgendwo ein Schlupfwinkel bietet, so heroisch tritt er dem unabwendbaren Geschick entgegen. Man kann dies oft bei Gelegenheit der häufigen Exekutionen beobachten, welche nach politischen Prozessen oder wegen Menschenfresserei stattfinden. Erst vor wenigen Jahren wurden Vaudouxanhänger in Port-au-Prince wegen Kannibalismus öffentlich erschossen und ertrugen den Tod standhaft, obwohl dabei äußerst barbarisch zu Werke gegangen ward. Vor mehreren Jahren wurde eine Bande von acht Vaudoux, Männer und Weiber, hingerichtet, welche, aus weiter Entfernung getroffen, im Todeskampfe lagen, bis die immer näher rückenden Soldaten, deren stets ein halbes Dutzend für je zwei zusammengefesselte Delinquenten bestimmt sind, die Metzelei beendeten. Dabei stießen die Verwundeten keinen Schrei aus, und selbst die Frauen erregten Bewunderung durch ihr stolzes, furchtloses Verhalten. Als der in Paris verstorbene Präsident Salomon zur Regierung kam, ließ er sofort 150 der angesehensten Männer der Gegenpartei auf dem Marsfelde der Hauptstadt erschießen. Alle waren in langer Reihe, nebeneinander gefesselt, aufgestellt, eine kurze Zeit ward ihnen gegeben, um von den Ihrigen Abschied zu nehmen und dann begann das Blutbad. Es dauerte sehr lange, bis die ungeschickten Schützen ihre scheußliche Arbeit gethan hatten; einer nach dem anderen stürzte in der Reihe der Hinzurichtenden oder schwankte verwundet, aber alle zeigten dieselbe Todesverachtung.

„Moin Dieu, Capitaine, ou pas di yon mot," „Sie sagen ja kein Wort," rief mir Mademoiselle Claircine zu und riß mich aus meinen niederschlagenden Betrachtungen über den Verfall ihrer Landsleute. „Sie sind in tiefen Gedanken und sollten jetzt, wo wir ins Gebirge kommen und die Dunkelheit hereinbricht, wohl besser auf den Weg achten, wobei Sie jedoch nicht zu vergessen brauchen, daß ich dieselbe Straße reite."

Ich fuhr wie aus einem Traume empor und bemerkte, daß die Sonne längst untergegangen, und auf die kurze tropische Dämmerung bereits die Nacht gefolgt war. Wir stiegen schon die ersten steilen Anhöhen hinan und waren, da wir die Straße verlassen hatten und nun den von Gebirgswässern ausgewaschenen Saumpfad verfolgten, zum großen Teil auf die Sicherheit unserer Tiere angewiesen. Keins derselben war beschlagen, aber der stahlharte Huf schritt mit bewunderungswerter Sicherheit über das Geröll im Bette des Sturzbaches und die großen darin gelagerten Felsblöcke hinweg, welche die Ströme der Regenzeit blank abgeschliffen hatten.

„Vergebung, Fräulein, mich macht das Staunen vor der erhabenen Schönheit Ihres Landes stumm; wie glücklich die Menschen, denen hier zu wohnen beschieden ist!"

„Beneiden Sie uns so sehr, ist es so ganz anders dort im Norden? Ich kenne nichts als unsere Insel, und von dieser nur wenig. Erzählen Sie mir von Ihrer Heimat."

So gut ich dem einfachen Naturkinde eine so völlig fremde Welt zu schildern vermochte, that ich es, und mit unverhohlenem Staunen lauschte sie der Beschreibung unserer großen Städte mit ihrem Luxus der Civilisation, der weiten Ebenen mit wohlangebauten Feldern, unsers lieblichen Sommers und des Winters mit seinem Schnee und Eis.

„Ich habe niemals Schnee gesehen, es muß schrecklich in der Kälte dieser langen Winter sein; aber auch unser Land erfreut sich nicht ununterbrochen der Wohlthaten des warmen Klimas. Oft haben hier schon gewaltige Erdbeben unsere Häuser und Städte zerstört und von den entsetzlichen Orkanen, welche uns so häufig heimsuchen, von der

unbeschreiblichen Verwüstung, die sie verursachen, wissen Sie im fernen Norden nichts. Wenn hier der Orkan wütet, schwebt unser aller Leben in Gefahr. Zuerst ist es still, und kein Blatt bewegt sich; die Luft ist heiß und feucht, so daß man nur mit Mühe atmen kann; der Himmel verfinstert sich allmählich, ein banger Schauer erfaßt alles Lebende, die Vögel flattern scheu umher, alle Tiere suchen nach einem Versteck, und der Mensch flüchtet in die festesten Gebäude. Auf einmal bricht der Sturm los, ein prasselnder, mit großer Gewalt aufschlagender Regen droht mit einer Sündflut von oben, während die ungeheuerlich aufgewühlten Meereswogen alle Ufer überschwemmen und der Gischt einer gigantischen Brandung, vom Sturm über das Land hinweggefegt, als salziger Regen auf meilenweite Strecken allen Pflanzenwuchs vergiftet. Das unaufhörliche Flammen der Blitze beleuchtet eine Luft, in welcher sich die aufgewirbelten Staubmassen, mit dem Wasser des Regens vermischt, in Schlamm verwandeln; aber vor dem gewaltigen Heulen und Tosen des Sturmes vermag das Ohr weder das Rollen des Donners noch das Krachen des einstürzenden Mauerwerkes zu vernehmen, und nur während der zuweilen ganz plötzlich einfallenden Windstillen hört man die vom Winde in die Luft geschleuderten und weit mit fortgerissenen Balken und Steintrümmer zur Erde fallen. Die stärksten Mauern, selbst diejenigen der Festungswerke, bersten bis in ihre Fundamente; in den Kellern steigt das Wasser, von dem man nicht weiß, woher es gekommen, ellenhoch; rasende Fluten stürzen von den Bergen, Häuser, Bäume und Felsstücke mit sich fortreißend. Die furchtbar empörte See reißt die Schiffe von ihren Ankern, begräbt sie in den Wellen, schleudert sie gegen die Felsen oder wirft sie, in gewaltigem Ansturm hoch über das Ufer rollend, ganze Schiffslängen weit auf das feste Land hinauf, wo sie als hilflose Wracks liegen bleiben, von denen in späteren Zeiten der fremde Besucher nicht begreifen kann, wie sie dahin gekommen sind. Elektrische Flammen fliegen wie feurige Fetzen in der Luft umher, der rasende Sturm entwurzelt den Wald auf weite Strecken, und der Erdboden zittert wie unter dem Hufschlag einer Herde angstgepeitschter Rosse. Ich hab's erlebt und werde das Entsetzliche nie vergessen."

Es war jetzt völlig Nacht geworden, und nur mit großer Vorsicht konnten wir in dem dichten Urwalde uns auf dem schmalen, von Gestrüpp überwachsenen Pfade vorwärts bewegen. Oft stießen wir mit den Knieen oder den Schultern an vorspringende Felsblöcke und ritzten das Gesicht an überhängenden Zweigen. Die Tiere keuchten den steilen, vielfach gewundenen Weg hinauf oder setzten sich tief hinten hinunter, wenn es galt, eine steile Schlucht hinabzuklettern. Als wir nach geraumer Zeit besseren Weg gewonnen hatten und es wieder möglich war, miteinander zu sprechen, bat ich Mademoiselle Duval, in ihrer Erzählung fortzufahren und mir von ihren Erinnerungen mitzuteilen. Schwer seufzend hub sie an: „Ich war noch ein kleines Kind, als einst der ganze Norden der Insel durch einen Orkan vollständig verwüstet wurde. Der goldige Morgen lachte sonnig in unseren kleinen Garten, in welchem ich mit den drei Geschwistern spielte, als uns auf einmal angst wurde, ohne daß wir wußten weshalb. Es regte sich kein Lüftchen, aber alles sah so anders aus und bekam plötzlich eine fremdartige Farbe. Da stürzte die Mutter voll Schrecken aus dem Hause und riß uns mit sich fort: ‚Der Sturm kommt,‘ rief sie, ‚wir müssen festes Obdach suchen.‘ Wir flüchteten durch die Straßen, in denen erschreckte Menschen durcheinander liefen, nach dem steingewölbten Hause des Generals Saget, wo wir den Vater zu finden hofften. Unterwegs ward es stockfinster und ein glühendheißer Staub drohte uns zu ersticken. Kaum hatten wir mit Mühe das große Gebäude erreicht, als auch mit einem Schlage das Unwetter losbrach, wie ich es nicht beschreiben kann. Vergebens schrieen wir nach dem Vater, er war als Offizier vom Dienst mit dem General über Land geritten, und ich habe ihn nie wieder gesehen. Der unendliche Wolkenbruch verwandelte die Straße in einen reißenden Strom, dessen Wogen sich an den Mauern brachen. Das Heulen des Windes war markerschütternd, und beim Scheine der furchtbaren Blitze tastete die Mutter ängstlich nach uns Kindern, als wollte sie sich vergewissern, daß wir noch alle beisammen wären. Plötzlich erdröhnte das ganze Haus, es war nicht ein Ton wie Donner, es war wie ein fürchterlicher dumpfer Schrei, die Thüre krachte und gewaltige Wassermassen schossen herein. ‚Die Treppe hinauf,‘ schrie die Mutter — es war das letzte, das

ich von ihr gehört. In der Angst verlor ich ihr Kleid, an das ich mich geklammert hatte, im Dunkel fand ich nicht den Weg den anderen nach, ich tappte hilflos umher, und als das Wasser mir schon über die Kniee ging, erreichte ich halb bewußtlos einen dicken von außen vermauerten Fensterbogen, schwang mich auf den breiten steinernen Sims und sank auf ihm erschöpft zusammen. Wie lang ich da gelegen, weiß ich nicht; als ich wieder zu mir kam, lag das Haus in Trümmern und im Obergeschoß hatten all die Meinen unter dem eingestürzten Dache den Tod gefunden. Monsieur Rozeville, meines Vaters Freund, hat mich zu sich genommen und erzogen; er sagte mir später, das feste Thor sei durch eine vom Wind herübergeschleuderte Kanone der Festungsbatterie eingedrückt worden."

„Halt," hörte ich von der Spitze unsers Zuges rufen, „größte Vorsicht!" Der Wald hatte sich plötzlich vor uns geöffnet, wir hielten am Rande eines schroff abfallenden Felsens und sahen jenseits des Flusses eine sanft ansteigende große Wiese, hinter ihr den Wald und darüber das Hochgebirge, über welchem gerade der Mond emporstieg und alles um uns her mit zauberischem Lichte übergoß. Vor uns, am Rande des Waldes, jenseits der Wiese, lag das Dorf Millot, aus einzelnen Häusern schimmerte Feuerschein, rechts auf einem Hügel erhob sich die kleine Kirche mit dem tief im Gebüsch versteckten Pfarrhause, und das Ganze beherrschend ragten, an der Berglehne staffelartig hinaufgebaut, die vom glitzernden Mondlichte hell bestrahlten Ruinen des Königsschlosses Sanssouci.

Da lag er vor mir, der märchenumwobene Prachtbau des blutdürstigen Tyrannen, in feierlicher Stille des Urwaldes! Wie Gespenster huschten düstere Schatten zwischen den weißen Säulen und Fenstergewölben hindurch, und das leise Flüstern des Windes im Laube der schwermütig herniederhangenden Zweige gemahnte wie schüchterne, verratene Geheimnisse aus der Schreckenszeit, als in den Prunkgemächern, durch deren Decken jetzt die Sterne funkeln, ein goldbeladener Troß sich um den allgewaltigen Herrscher scharte, um ihm heute für Orden, Ehrentitel und reiche Ämter dankend die Hand zu küssen, und morgen aus demselben Munde mit sklavischer Unterwürfigkeit sein Todesurteil entgegenzunehmen; oder es zischelt mit scheuer Stimme von den Wahnsinnsqualen der Todesschrecken, die den entmenschten Wüterich schließlich zwangen, in der Kirche von Limonade selber sein gebrandmarktes Dasein durch einen Schuß zu enden.

III.

Mühsam kletterten wir den steilen Felsenhang hinab und ritten durch den Fluß. Rozeville, des Ortes kundig, führte uns vor das Haus des Maire von Millot, welcher uns gastfreundlich einlud, bei ihm zu übernachten; mehr freilich als das Nachtlager konnte er uns nicht bieten. Rasch hoben wir die Damen aus den Sätteln und besorgten dann die Pferde, wobei jeder Herr dasjenige seiner Dame mit übernehmen mußte. Die Packtaschen mit Proviant und Kleidungsstücken, die Waffen und Sättel wurden ins Haus geschafft, die Tiere an den Fluß hinunter zur Tränke geführt, und dann durchstreiften wir das Dorf auf der Suche nach Futter. Es kostete viel gute Worte und Geld, um einen Arm voll Riedgras aufzutreiben, den wir noch dazu selber nach Hause schleppen mußten, aber, müde und hungrig, deuchte es uns doch als das schlimmste, daß wir nun noch bei den Pferden warten mußten, bis sie gefressen hatten, damit ihnen das Futter nicht wieder gestohlen werde. Mich dauerten die armen Tiere, denn sie mußten die Nacht unter freiem Himmel im Hofe zubringen, welchen ein dichtes Gebüsch als Zaun umgab, und da es alsbald heftig zu regnen begann, fragte ich besorgt nach einem Schutzdache oder Decken, allein man bedeutete mich lachend, daß sie es nicht anders gewohnt seien und sicherlich froh wären, wenigstens nicht hungern zu müssen.

Im Hause hatten inzwischen die Damen sich eingerichtet. Sie erschienen alle in leichtem Morgenanzuge und luden uns zum Essen. Wo die Teller nicht ausreichten, wurde geradezu aus den blechernen Konservenbüchsen gegessen, aber guter Wein und heitere Gespräche über unsere Fahrt ließen uns die kleinen Unbequemlichkeiten leicht vergessen.

Nach dem Abendbrote wurden reizende Pfänderspiele eingerichtet, und mit unverhohlenem Staunen und Ergötzen sahen unsere Wirte dem lustigen Treiben zu. Bald hatten sich auch die nächsten Nachbarn eingefunden

und sich ohne Scheu in unser Zimmer gedrängt. Jetzt, wo ich das Bergvolk so recht in der Nähe sehen konnte, erschienen mir die schwarzen Damen unserer Gesellschaft wie Idealgestalten. Der Neger des Binnenlandes, der Bauer im Gebirge ist von einer widerlichen Häßlichkeit, wie man sie in den Küstenstädten selten trifft; fast alle Leute, die ich in den einsamen, spärlich bewohnten Flecken gesehen, hatten in den Gesichtszügen etwas unheimlich Wildes, und ihre Sprache war mir völlig unverständlich.

Das Haus unsers Wirtes war ganz aus Holz erbaut und hatte nur zwei Zimmer im Erdgeschoß, welche uns eingeräumt wurden; der Maire zog für die Nacht mit seiner Familie auf den darüber befindlichen Heuboden. Unsere Damen erhielten das Schlafzimmer mit den Betten, für uns Männer wurden Laken über eine dicke Streu auf dem Fußboden gebreitet. Um für diese Platz zu machen, wurden Tische und Stühle zur Seite geschoben, wobei wir am Fenster eine Nähmaschine entdeckten. Hier inmitten der Urwaldwildnis eine wirkliche, leibhaftige Nähmaschine! Auch erfuhren wir bald, daß sich die ganze Familie mit Hemdennähen beschäftige, wofür sie im Kap guten Absatz hätten. Erst als die Damen sich zur Ruhe begeben hatten, zeigten sich die scheuen Dorfbewohner zutraulicher, und selbst die Frauen und Mädchen wurden gesprächig, nachdem wir ihre Holzpfeifen mit Rauchtabak gefüllt hatten. Ein paar Gläser Kognak gewannen uns ihr volles Vertrauen, und um sich dankbar zu erweisen, fragten sie um die Erlaubnis, die Bamboula tanzen zu dürfen.

Die afrikanischen Tänze sind alle geradezu unanständig und drücken mimisch aus, was jedermann am meisten bestrebt ist, vor den Augen anderer zu verbergen. Wir hatten also vollen Grund, unter Hinweis auf die Ruhebedürftigkeit der Damen höflich für den zugedachten Genuß zu danken. Am liebsten tanzt der Neger die Chica und die Calinda; der Name Bamboula ist von den begleitenden Musikinstrumenten entnommen, welche gewöhnlich aus sandgefüllten Kalabassen und Trommeln von hohlem, an einem Ende offenem Bambus bestehen. Diese wilden Tänze sind genau das, was man an der Westküste Afrikas findet, und enden stets damit, daß die von Tafia berauschten Männer und Weiber in allen Winkeln umherliegen. Den Anfang dieser Orgien pflegen professionsmäßige, bezahlte Tänzerinnen zu machen, aber sehr bald mischen sich in den Wirbel auch junge Mädchen der Nachbardörfer und werden von der Leidenschaft des Tanzes bis zu konvulsivischen Zuckungen fortgerissen. Am tollsten nimmt sich der ganze Spuk aus, wenn die Tänzer des Nachts im Walde bei Fackelschein ihr Wesen treiben, und oft kann man dann bemerken, daß sogar den Zuschauern vor leidenschaftlicher Gier die Augen aus den Höhlen treten.

Wir hatten, wie gesagt, für solches Schauspiel gedankt und bereiteten uns zur Nachtruhe vor. Unsere Streu erwies sich als leidlich bequem, aber an Einschlafen war lange nicht zu denken, denn hinter der dünnen Bretterwand des Nebenzimmers hörten wir die halblauten, von mutwilligen Scherzen unterbrochenen Gebete der Damen, welche ihrem religiösen Gewissen erst Genüge thun zu müssen glaubten. Sie ließen sich darin auch von uns nicht stören, wenn wir, um sie zu necken, nach Ruhe riefen, so daß es eine ganze Weile währte, bis die Lichter verlöschten und wir alle in tiefen Schlaf versanken, unbekümmert um den prasselnden Regen, den wir auf das Dach des Hauses und die mächtigen Blätter der Bananen schlagen hörten.

Vor Tagesanbruch waren wir wieder munter, wuschen uns notdürftig in einem kleinen Blechnapfe und benutzten dann die Zeit vor dem Frühstück zu einer Wanderung durch das Dorf. Zuerst kamen wir an die schön gelegene kleine Kirche, in welcher die Damen ihre Morgenandacht verrichteten, während wir die Ruinen des Schlosses besuchten. Dieselben ziehen sich am Abhange des Berges hinauf und heben sich mit ihrem hellen Weiß scharf vom dunkeln Hintergrunde des dicht herantretenden Waldes ab. Das Hauptgebäude streckt sich in seiner ganzen Länge quer über die Berglehne hin, vor der imposanten Front des Palastes senken sich mehrere, durch breite Steintreppen untereinander verbundene Terrassen bis zu einem ebenen, von niederen Mauern umgebenen Platze, zu welchem rechts und links prachtvolle Auffahrtsrampen im Zickzack hinaufführen, deren schön gepflasterte Wege breit genug sind, um zwei Wagen bequemen Raum zum Ausweichen zu lassen. An den rechten Flügel lehnen sich die ebenfalls in Absätzen

übereinander hängenden Gärten, an den linken stoßen die Überreste des rundgebauten, ehemals kuppelgewölbten Domes. Nur mühsam kann man in dem hohen Grase und Gestrüppe sich bewegen, aber an dem ganz versunkenen, von Schlingpflanzen überwucherten Hochaltare aus edlem Marmor mit reichem Bildwerk läßt sich auf die Pracht und den Überfluß schließen, mit dem einst diese großartigen Bauten ausgestattet waren. Alles Holzwerk, Treppen und Dächer sind längst verfallen, doch sind von dem Mauerwerke, besonders im Mittelbaue, mehrere Stockwerke so erhalten, daß das Ganze einen großartigen Totaleindruck hervorruft. Durch Dornen, Gestrüpp und Ranken hatten wir uns bis zu dem berühmten Balkonzimmer des Königs Henri I, des Erbauers dieses zauberhaften Schlosses, durchgearbeitet. Wir traten gerade in das niedere Bogenfenster, als die Sonne aufging. Vor uns lag das ganze Land, zweitausend Fuß bis zur Küste abfallend; wir sahen die Wälder, Berge und Thäler im herrlichsten Grün, in weiter Ferne den Küstensaum, dahinter bis zum Horizont die großartige, gewaltige Fläche des Weltmeeres, und aus seinen Fluten erhob sich, majestätisch aufgehend, der feurigrote Sonnenball. Immer höher stieg die glühende Scheibe am wolkenlosen Himmel empor, immer mehr wichen die Schatten der Dämmerung um uns her in das düstere Laubwerk des Waldes zurück, immer deutlicher hoben sich die Farben auf der vor uns ausgebreiteten Landschaft ab, und plötzlich war es voller, heller Tag überall, auf dem Meere, in den Thälern, auf den Bergen, und mit frommem Läuten ihrer Glocke grüßte ihn die bescheidene, seitwärts im Busch versteckte Kirche. Wie ein unermeßlicher Garten dehnte sich vor unsern erstaunten Blicken das meilenweit steil zum Meere hinabfallende Hügelland aus, während sich hinter uns das schroffe Gestein der Felsen übereinandertürmte, immer höher und höher hinauf bis zu den kühn in den blauen Äther ragenden Gipfeln, um deren Zacken sich luftige Schleier dunstiger Wölkchen lagerten. Über allen aber thronte, düster aus einem Nebelflore heruntergrollend, der ungeheure Steinkoloß, die Zwingburg Haytis, die Citadelle La Ferrière.

Und hier an dem Fenster des kleinen Saales, am Ende eines langen Bogenganges, hatte König Henri sein Lieblingsplätzchen; hier erfreute er sich an der bezaubernden Pracht der Natur, hier ersann er den großartigen Plan zum Baue der furchtbaren Citadelle, von welcher jeder Stein, wie es noch heute im Volksmunde heißt, ein Menschenleben gekostet hat. — Ein abgebröckeltes Mauerstück weckte das unheimlich klagende Echo in den öden Räumen, als ob die Seufzer der Gemordeten mit ihrem Fluche den furchtgehetzten Schatten des wahnwitzigen afrikanischen Wüterichs verfolgten.

Ich blickte auf und fand mich allein; meine lustige Gesellschaft war schon die Terrassen hinabgestiegen, von fernher tönte ihr fröhliches Gelächter zu mir herauf, und durch die Schießscharten der Mauern und die wundervoll erhaltenen, kunstvoll durchbrochenen Balustraden der Rampen sah ich die hellen Damenkleider im grünen Gebüsche hin und wieder huschen; sie spielten Kämmerchenvermieten hinter dem versunkenen Hochaltare des Domes.

Nach dem Frühstück mußten wir dem Kommandanten des Militärbezirkes unsere Aufwartung machen. Wir fanden ihn, von einigen Adjutanten umgeben, auf einer rohen Bank vor seinem kleinen, schilfgedeckten Häuschen sitzen. Es waren durchweg Neger der dunkelsten Rasse, gekleidet in leinene Hemden und Hosen, nur die kurze, militärisch aufgeputzte Tuchjacke und der dreieckige Federhut verrieten ihre Würde als Offiziere der Republik. Unsere von General Telemaque, dem Militärgouverneur des Norddepartements, ausgestellten Pässe wurden sehr sorgfältig geprüft, jedes einzelne Mitglied der Gesellschaft mußte seinen Namen nennen, und nach verschiedenen Kreuz- und Querfragen erhielten wir die Erlaubnis zum Besuche des Forts. Einer der Adjutanten bekam den Auftrag, einen Soldaten als Führer zu kommandieren, und wir nahmen Abschied, um uns zur Reise zu rüsten.

Während wir die Pferde sattelten, trat Liauland, unser Führer ein, der längste, schlotterigste Schlingel, den ich je gesehen, in blauleinwandener französischer Infanterieuniform, barfuß, das Käppi mit der roten Troddel auf dem schwarzen Wollkopfe. Er stellte sich an die Spitze des Zuges, und in langsamem Schritte begannen wir gleich außerhalb des Dorfes, dicht hinter der Kirche, den Waldweg hinanzusteigen. Die Hitze war noch nicht zu groß, und im Schatten

des dichten Laubdaches fühlten wir uns recht behaglich.

Je weiter wir ritten, desto mehr verengerte sich der Weg, desto dichter ward um uns her der Wald. Die hohen Stämme dicker Urwaldsriesen ragten aus dem Gebüsch majestätisch heraus, unter welchem wir die steilen Felsen immer höher hinanklimmten. Von Zeit zu Zeit lichtete sich stellenweise das Dickicht, wir blickten dann in enge, tiefe, mit undurchdringlichem Pflanzenwuchse angefüllte Thäler, oft hatten wir sogar einen Fernblick bis zum Meere. Dann wieder in den dichten Wald eindringend, sahen wir uns umgeben von den üppigsten breitblätterigen Bäumen und Sträuchern, mit grotesk dazwischen hindurchgerankten Schlinggewächsen, unter denen sich zuweilen der schöne Kaffeebaum mit seinen länglichen mattgrünen Blättern und zarten weißen Blüten bemerken ließ. Der niedere Wald bestand zum großen Teil aus Blauholz, Mimosen und Bambusrohr, die meisten der hohen Bäume waren Mahagoni, Magnolien, Cedern und Kokos.

Im Gezweige des mehrere Klafter hohen Gebüsches huschten in den schönsten Farben buntschillernde Vögel hin und wieder, aber kein fröhliches Gezwitscher, kein Laut, kein Ton unterbrach die tiefe, schwermütige Stille der Einsamkeit in dieser Wildnis.

An einem Felsenvorsprunge machte unser Führer Halt. Rechts türmte sich der waldige Berg über unsern Häuptern auf, zur Linken blickten wir senkrecht hinab in ein enges Thal, ein Meer von Laub und Buschwerk, in welchem das Gehöft eines großen Grundbesitzers liegen sollte; wir sahen vor Laub und Ästen nichts davon. An dieser Stelle hört der Weg vollständig auf, und das trockene Bett eines Wildbaches, das wir nun wieder benutzen mußten, führt so steil hinan, daß wir absitzen mußten, um den einen Sattelgurt vorn um die Brust der Pferde zu schnallen, sonst würden die Sättel in Gefahr gekommen sein, hinten herunterzurutschen. In der That war unsere fernere Reise den hohen Fels hinauf ein wahrhaftiges Klettern, bei welchem ein Fehltritt der Tiere uns hätte unbedingt verhängnisvoll werden müssen. Die aber traten mit ihren harten, unbeschlagenen Hufen fest auf und schritten, zwar sehr vorsichtig, aber mit bewunderungswerter Sicherheit, über die großen, vom Wasser glatt gewaschenen Felsplatten hinweg, welche uns zuweilen im Wege lagen. Dessenungeachtet waren wir mehrmals gezwungen, abzusitzen und die Pferde langsam über die gefährlichsten Stellen hinwegzuführen. So klimmten wir stundenlang den entsetzlichen Pfad hinan, aber zum Glücke peinigte uns dort oben nicht die schwüle Hitze der Thäler, denn in einer Höhe von fünftausend Fuß herrscht, auch so nahe dem Äquator, eine frische, reine Frühlingsluft, die uns von allen Seiten balsamische Düfte der wilden Waldgewächse zuführte.

Endlich sahen wir vor uns durch die Baumstämme ganz in der Nähe rotes Mauerwerk hindurchschimmern, wir waren am Fuße der Cidatelle, wir waren oben! Aus dem Dickicht hervortretend, gelangten wir auf einen kleinen Wiesenplatz vor dem Festungsthore, wo wir abstiegen und uns fröhlich hier oben willkommen hießen. Das war ein Händeschütteln wie nach langer Trennung; und wirklich hatten wir, den ganzen Vormittag schweigsam hintereinander reitend, der eine den anderen fast gar nicht gesehen. Desto geselliger sollte es nun werden, denn sofort packten wir die Pferde ab, welche unter Liaulauds Obhut weiden durften, breiteten Tücher auf dem Rasen aus und ließen uns zum Frühstück nieder. Die Aussicht war wundervoll, in langgestreckte tiefe und enge Thäler; aber vor uns der Wald und hinter uns die achtzig Fuß hohe Festungsmauer gestatteten doch nur eine beschränkte Umschau — diese harrte unser dort oben auf den Zinnen des Kastells! Einstweilen aber stärkten wir uns nach dem beschwerlichen Ritte und vergnügten uns die Zeit mit heiterem Gespräche, dem unter dem Einflusse des belebenden Weines bald scherzhafte Trinksprüche folgten, und als wir die Cigarren anzündeten, ergriff ich die Gelegenheit, meinen lang im Grase ausgestreckten Tischnachbar, Mr. Moïse, nach dem Erbauer der majestätisch über uns ragenden Feste zu fragen.

„Sie können uns sicherlich manches von ihm berichten,“ sagte ich, „denn gestern abend hörte ich Sie doch Ihres Großvaters erwähnen, der, wenn ich recht verstanden, als junger Offizier am Hofe des Königs Christophe Dienst gethan hat.“

„Freilich, Kapitän, ich habe oft meinen Vater erzählen hören von den wunderlichen Dingen, die hier oben vorgegangen sind. Es war eine große Zeit für unser Vaterland,

welche die Alten mit durchlebt haben, als die 400000 Sklaven ihre Ketten zerrissen und die Insel für sich in Besitz nahmen. Am 23. August 1791 brach bei Kap Haytien, welches damals noch Kap François hieß, der Aufstand unter Toussaint l'Ouverture aus, und zwei Jahre später ward die Stadt von unsern Leuten genommen, die Weißen flohen, und der französische Konvent ernannte unsern Führer zum General. Als er aber das Land von Frankreich losreißen wollte, landete Leclerc mit großer Truppenmacht, nahm ihn verräterischerweise gefangen und führte ihn über den Ozean weg. Fast schien unsere Sache verloren, da sammelte Dessalines 1803 aufs neue die zersprengten Haufen, und die Revolte verbreitete sich mit Allgewalt über das ganze Land.

„Aber vier Parteien stritten um den Sieg, denn die Truppen der französischen Republik hetzten die Sklaven gegen die royalistisch gesinnten Pflanzer, und die Mulatten, die ihren Vater haßten und ihre Mutter verachteten, fürchteten nur den Verlust ihrer eignen Sklaven und schlossen sich den Großgrundbesitzern an, obwohl sie im Herzen gegen sie von glühendem Hasse erfüllt waren. Die Greuel dieses Bürgerkrieges sind unbeschreiblich, auf allen Seiten ward geraubt, gebrannt und gemordet, die Gefangenen wurden zu vielen Tausenden hingerichtet. Als aber der Krieg mit England ausbrach, mußte sich die französische Besatzung, von Hunger und Krankheiten geschwächt, der Blockadeflotte ergeben, und was noch an Weißen auf der Insel zurückgeblieben war, ließen die Generale Dessalines und Christophe mit Weib und Kind ermorden.

„Am 1. Januar 1804 erklärte Dessalines zu Gonaives die Unabhängigkeit und ward zum Präsidenten der Republik Hayti erwählt. Sobald er aber von Bonapartes Thronbesteigung hörte, ließ er sich sofort ebenfalls krönen und nannte sich nun Kaiser Jakob I. Seine furchtbare Grausamkeit verursachte schon im nächsten Jahre eine Empörung, an deren Spitze sich seine Generale Petion und Henri Christophe stellten, und als er herbeieilte, seine Hauptstadt zu retten, fiel er im Kampfe unweit Pont Rouge. Nun rangen die beiden Verschwörer um die höchste Gewalt, Petion ließ sich in Port-au-Prince zum Präsidenten der Republik erwählen, der Norden entschied sich für Christophe, beide Gegner bekriegten sich in jahrelanger Fehde auf unmenschliche Weise, und Mord und Brand verwüsteten wiederum das Land. Christophe war ein wilder Barbar, der kein Mitleid kannte. An der Goldküste in Afrika geboren, hatte er die Civilisation erst in der Gefangenschaft als Sklave kennen, aber niemals schätzen gelernt, und all sein Dichten und Trachten ging auf Macht und Reichtum aus, wobei er die eignen Stammesbrüder grausam hinschlachtete oder zu schwerer Arbeit mit der Peitsche treiben ließ, wie er es von seinem ehemaligen Herrn gelernt hatte. 1811 ließ er sich am Kap als Henri I zum König krönen, und wenn auch der beständige Krieg Unsummen verschlang, so wußte er doch aus dem reichen Lande solche Schätze zu ziehen, daß er im stande war, prachtvolle Bauten aufzuführen und einen glänzenden Hofstaat zu halten. Französische Baumeister errichteten ihm das romantische Schloß Sanssouci inmitten des tiefsten Urwaldes, und auf dem Gipfel der Felsen, welche dahinter in den Himmel ragen, führten sie ihm die Feste La Ferrière auf. Was diese Bauten für Elend, Not und Tod über das Land gebracht, rührte nicht das harte Herz des Barbaren. In Scharen wurden Männer und Weiber herzugetrieben, an der Riesenarbeit zu helfen. Der Cocomacaque der Aufseher sauste beständig über den Köpfen der Elenden, welche kaum erst das Joch der Sklaverei abgeschüttelt hatten, und Hunderte erlagen den übermenschlichen Anstrengungen. Aber der König triumphierte, auf stolzer Bergeshöhe thronte ihm die unbezwingbare Burg, und von duftenden Gärten umgeben, tummelte sich in den Sälen seines Schlosses ein Schwarm übermütiger Gäste, und dort — sehen Sie jenseits des Thales jene Mauerreste im Gebüsch am Berge hängen? — dort hatte die Königin ihren Pavillon, dort spielte sie Marie Antoinette in ihrem Trianon.

(Schluß folgt.)

Die Musik der armen Leute.

Von Heinrich Seidel.

(Abdruck verboten.)

Der Herr Musikprofessor spricht:
„Die Drehorgeln, die dulde man nicht!
Sie sind eine Plage und ein Skandal!"
Mein lieber Professor, nun hören Sie mal:

Ein enger Hof — kein Sonnenschein
Fällt dort das ganze Jahr hinein.
Da herrscht ein seltsam muffiger Duft,
Nach Armut riecht's und Kellerluft.
Da blüht keine Blume, da grünt kein Laub,
Die Kinder spielen in Müll und Staub.
Nun kommt ein Leiermann hervor
Und schleppt seinen Kasten durchs offne Thor.
Den Schunkelwalzer spielt er auf:
Da rennt es herbei in schnellem Lauf.
Da krabbeln aus ihren Höhlen heraus
Die Kinder in dem ganzen Haus,
Und über die blassen, ernsten Gesichter
Fliegt es dahin wie Sonnenlichter.
Sie tanzen und wiegen sich hin und her
Beim Schunkelwalzer — was will man mehr?
In der Kellerthür steht ein schlumpiges Weib,
Ihr hängen die Kleider um den Leib,
Den Säugling hält sie auf dem Arm,
In ein Wollentuch gewickelt warm.
Sie läßt ihn tanzen, und wie er sich regt
Und mit den magern Ärmchen schlägt,
Ist über die vergrämten Wangen
Ein Strahl von Mutterfreude gegangen.
Das Mädchen für alles im ersten Stock,
Es faßt mit den Fingerspitzen den Rock
Und trällert den Text und dreht sich und lacht:
An den blauen Dragoner hat sie gedacht.
Er war so unbeschreiblich flott
Und tanzte den Walzer wie ein Gott.

Der Leiermann hat die Blicke erhoben
Und wartet auf den Segen von oben. —
Dann kommt — das hört ja ein jeder gern:
„Einst spielt' ich mit Zepter, Krone und Stern!"
Der arme Schreiber in seiner Kammer
Vergißt eine Weile den täglichen Jammer.
Er läßt die kritzelnde Feder stehn
Und seinen Blick zu den Wolken gehn,
Die über die Dächer dahingezogen.
So hoch sind einst seine Träume geflogen
Von Ruhm und Glück und Sonnenschein:
„O selig, o selig, ein Kind noch zu sein!"

Der Leiermann dreht seine Kurbel um,
Seine Blicke wandern ringsherum.
Ein andres Stück nun stellt er ein:
„Ich bitt' euch lieben Vögelein!“
Die Nähterin läßt die Maschine stehn,
Und ihre Traumgedanken gehn
Zum letzten Roman, den sie gelesen:
Wie edel ist doch der Graf gewesen,
Daß er das arme Mädchen nahm,
Obgleich es doch fast zur Enterbung kam.
Dann seufzt sie. Ach, sie weiß, wie es geht:
Die edlen Grafen sind dünne gesät!
Doch wenn auch kein Graf — wenn einer nur käme,
Den sie möchte, und der sie nähme.
Draußen schießen die Schwalben vorbei,
Sie blickt ihnen nach und summt dabei:
„Ich bitt' euch, lieben Vögelein,
Will keins von euch mein Bote sein?!“

Der Leiermann hat die Blicke erhoben
Und wartet auf den Segen von oben,
Zieht sein Register und spielt mit Schall:
„Es braust ein Ruf wie Donnerhall!“
In seiner Werkstatt der Schuster nun
Läßt eine Weile den Hammer ruhn:
Er war bei Wörth und bei Sedan
Und vor Paris und Orleans.
Und wie er denkt an jene Zeit,
Wird sein Soldatenherz ihm weit.
Da klopft er mit kampfgewohnter Hand
„Mit Gott für König und Vaterland“
Gar mächtig auf das Leder ein:
„Lieb Vaterland, magst ruhig sein!“

Der Leiermann aber blickt und späht,
Damit sein Lohn ihm nicht entgeht.
Und sieh, der Segen bleibt nicht fern,
Denn Armut gibt der Armut gern.
Bald da, bald dort mit leisem Klapp,
In Papier gewickelt, fällt es herab.
Und ob der Herr Professor schreit —
Hier fühlt man nichts als Dankbarkeit,
Denn ein wenig Licht ins graue Heute
Bringt die Musik der armen Leute!

Richard von Volkmann.

Von Bernhard Rogge.

Am 2. Dezember vorigen Jahres ist mit dem Professor und Direktor der chirurgischen Klinik an der Universität Halle, Geheimen Medizinalrat Dr. Richard von Volkmann, einer der hervorragendsten Vertreter der medizinischen Wissenschaft, insbesondere einer der größten Meister auf dem Gebiete der Chirurgie zu Grabe getragen worden. Wir wissen, daß wir einem tiefempfundenen Bedürfnis zahlreicher Leser der Monatshefte entsprechen, wenn wir dem Heimgegangenen auch hier einen Nachruf widmen. Mögen doch auch unter ihnen gar viele sein, die an sich selbst oder an einem der Ihrigen durch die geschickte Hand dieses ausgezeichneten Chirurgen wirksame Hilfe und Heilung von schweren Gebrechen erfahren haben. Kaum aber wird es einen unter unsern Lesern geben, dem Richard von Volkmann nicht unter seinem Dichternamen Richard Leander bekannt geworden wäre, und der nicht an seinen sinnigen Dichtungen sich schon einmal erquickt hätte.

Am 17. August 1830 in Leipzig geboren, war Richard Volkmann der älteste Sohn des damaligen außerordentlichen Professors der Zootomie und Physiologie Alfred Wilhelm Volkmann. Seine reichbegabte Mutter, Adele Härtel, war die Tochter des bekannten Vorstehers und zuletzt alleinigen Eigentümers der berühmten Firma Breitkopf & Härtel, durch welchen die Musikalienhandlung dieses Namens zu einer der hervorragendsten in Deutschland erhoben worden ist. Ihr Vaterhaus war ein Mittelpunkt für alle idealen Bestrebungen, namentlich auf dem Gebiete der Kunst, und zeichnete sich durch einen höheren Schwung des Geistes und eine feinere Bildung aus, als man damals anderwärts gewohnt war. Das lebhafte Interesse und sinnige Verständnis für ästhetische Genüsse in Richard Volkmanns eignem Hause ist wohl nicht zum geringsten Teile ein von der Mutter ihm überkommenes Erbe gewesen. Die ersten sieben Jahre seines Lebens verbrachte der junge Volkmann in seiner Geburtsstadt, bis sein Vater einem Rufe nach Dorpat folgte. Hier verflossen ihm weitere sechs Jahre glücklicher Kindheit in einem an mannigfachen Anregungen reichen Vaterhause. Die in der damals noch ganz deutschen Universitätsstadt der russischen Ostseeprovinzen empfangenen Eindrücke sind ihm zeitlebens unvergessen geblieben. Vom Jahre 1843 an sollte Halle seine zweite Heimat werden, um es bis an sein Lebensende zu bleiben. Der Vater erhielt in diesem Jahre einen Ruf an die dortige Universität als Professor der Physiologie und wurde bald Direktor des physiologischen Institutes. Seine physiologischen Forschungen sind für die Entwickelung des medizinischen Studiums von bahnbrechender Bedeutung geworden. Daneben hat er sich als Lehrer in der Anatomie einen bleibenden Ruf erworben. Die staunenswerte Vielseitigkeit und Arbeitskraft, die der Vater entfaltete, ist dem Sohne allezeit ein leuchtendes Vorbild gewesen, dem er schon früh nachzueifern sich bemühte. In Halle besuchte Richard Volkmann zuerst die lateinische Hauptschule der Franckeschen Stiftungen, wurde aber dann von seinem Vater zur Vollendung seiner Erziehung und Vorbildung der berühmten sächsischen Fürstenschule zu Grimma übergeben, die damals neben den gleichzeitig vom Kurfürst Moritz gestifteten Fürstenschulen zu Meißen und Schulpforta unter den deutschen Lehranstalten eine hervorragende Stellung behauptete. Es ist bezeichnend für den damals in Deutschland selbst auf dem Gebiete der Schule noch herrschenden Partikularismus, daß Richard Volkmann trotz des in Grimma wohlbestandenen Abiturientenexamens sich auch in Preußen noch einer zweiten Prüfung unterziehen mußte, um ein vollgültiges Zeugnis der Reife zu erlangen. Aus eigner Neigung, wie durch den Einfluß des Vaters veranlaßt, wählte er das Studium der Medizin. Nachdem er seine Studien an der Universität Halle begonnen, setzte er dieselben mit stetig wachsendem Erfolge in Gießen fort, um sie in Berlin zu vollenden. Seine außergewöhnlich reiche Begabung und rasche Auffassungskraft ermöglichten es ihm, bei allem Ernste, mit dem er der medizinischen Wissenschaft oblag, doch auch als flotter Korpsstudent das akademische Leben in vollen Zügen zu genießen, und zeitlebens hat er als „alter Herr" dem Korps der Starkenburger, dem er in Gießen, den Märkern, denen er in



Fischfang unter dem (



'e. Gemalt von J. Ekenaes.

Halle und Berlin zugehörte, die treuste und dankbarste Erinnerung bewahrt.

Wenn auch die in den meisten dem Heimgegangenen gewidmeten Nachrufen enthaltene Mitteilung, daß er in Berlin ein Schüler Langenbecks gewesen sei und als Student zu den Füßen dieses großen Meisters der neueren deutschen Chirurgie gesessen habe, auf einem Irrtum beruht, so hat er doch noch als junger Dozent demselben die reichste Anregung zu verdanken gehabt und bis an sein Ende die dankbarste Verehrung gezollt. Auch unterliegt es keinem Zweifel, daß Langenbecks bahnbrechende Erfolge auf dem Gebiete der Wundarzneikunde neben den Leistungen des Vaters auf dem Gebiete der physiologischen Wissenschaft für die Wahl seines Spezialfaches entscheidend gewesen sind. — Nach vollendetem akademischem Studium ließ sich Volkmann in Halle zunächst als praktischer Arzt nieder. Schon in kurzer Zeit gehörte er zu den gesuchtesten Ärzten der Stadt, und es wurde ihm bald schwer, den an ihn als Hausarzt gestellten Anforderungen zu genügen, zumal er gleichzeitig mit glühendem Eifer sich wissenschaftlich weiter beschäftigte. Wenn er am Abend ermüdet und abgespannt aus seiner Praxis heimgekehrt war, saß er oft die halbe Nacht hindurch bei ernster wissenschaftlicher Arbeit. Diese doppelte Thätigkeit steigerte sich noch, als ihm von dem damaligen Direktor der chirurgischen Klinik zu Halle, Geheimrat Blasius, eine Assistentenstelle an derselben angeboten wurde. Die Annahme derselben veranlaßte ihn, sich als Privatdozent der Chirurgie zu habilitieren, und damit war seine fernere Laufbahn entschieden. Wie schwer es ihm auch wurde, der Privatpraxis mit so manchen in ihr angeknüpften persönlichen Beziehungen zu entsagen, so ließ sich die Fortsetzung derselben doch mit der Thätigkeit in seinem Spezialfache nicht vereinigen, und er sah sich genötigt, sich ganz auf die letztere zu beschränken. Je weniger Blasius bei zunehmender Altersschwäche im stande war, den Anforderungen zu genügen, welche die neuere Chirurgie an die Leiter einer chirurgischen Klinik zu stellen berechtigt ist, um so mehr wurde Volkmann schon als Assistent die eigentliche Seele dieses Institutes. Eine reiche praktische Erfahrung brachte ihm das Jahr 1866, in welchem er während des Feldzuges gegen Österreich das wichtige Amt eines Chefarztes der Kriegslazarette zu Trautenau bekleidete. Nicht lange hernach wurde ihm, nachdem Blasius inzwischen aus seinem Amte geschieden war, unter Ernennung zum ordentlichen Professor die Leitung der chirurgischen Klinik in Halle übertragen. Von nun an beginnt die umfassende Thätigkeit, die Volkmann zwanzig Jahre hindurch als berühmter Operateur, als akademischer Lehrer, als medizinischer Forscher und Schriftsteller ausgeübt hat, und in welcher er trotz wiederholt an ihn ergangener, ehrenvoller und verlockender Rufe nach außerhalb doch allezeit der Universität Halle und seiner Vaterstadt treu geblieben ist.



Richard von Volkmann. (Richard Leander.)

Seitdem wesentlich auf seine Veranlassung und in Ausführung der unter seiner Leitung ausgearbeiteten Pläne für die chirurgische Klinik zu Halle den Anforderungen der Neuzeit entsprechende Neubauten geschaffen waren,

ist dieselbe zu einer Musteranstalt geworden, deren Einrichtungen für andere ähnliche Anstalten vorbildlich gewesen sind. Aus weiter Ferne kamen die Chirurgen hierher, um von Volkmann zu lernen, um die von ihm geschaffenen, zweckmäßigen Einrichtungen zu bewundern, um ihn mit kunstgeübter Hand operieren zu sehen, um seinem geistvollen Vortrage zu lauschen, um ihn auf seinem Umgange von Bett zu Bett zu geleiten. Als akademischer Lehrer und Arzt übte Volkmann einen ganz eigentümlichen Zauber aus, dem sich kein Besucher seiner Klinik entziehen konnte. Die Sicherheit seiner Diagnose, die Gewandtheit und Bestimmtheit seines operativen Handelns, die fast graziös zu nennende Art, mit welcher diese glückliche Hand jede Schwierigkeit zu überwinden wußte, mußte jeden sachverständigen Zuschauer mit Bewunderung erfüllen, ja zur Begeisterung fortreißen. Sein Vortrag, in welchem er jede ermüdende Breite zu vermeiden wußte, war trotz gelehrter Gründlichkeit immer anziehend und packend. Dabei war er in der gemütvollen Art, in der er mit seinen Kranken zu verkehren wußte, von so herzgewinnender Güte und wohlthuender Teilnahme, daß der Zauber seiner Persönlichkeit vielfach noch mehr wirkte, als seine bewährte ärztliche Kunst. Selbst den Ärmsten und Elendesten gestalteten sich die flüchtigen Augenblicke, in denen er an ihrem Lager verweilte, zu Lichtblicken der Freude und Erquickung. Rührend war es namentlich, ihn im Verkehr mit den kleinen Leidensgestalten seiner Kinderstation zu beobachten. Wie leuchteten die Augen, wenn der „Herr Geheimrat" in den Krankensaal dieser Station eintrat. Da ging von Bettchen zu Bettchen der Freudenruf: „Guten Morgen, Herr Geheimrat," mit dem die Kleinen ihn begrüßten. Unter den nach Hunderten zählenden Spenden, an prachtvollen Kränzen und Palmenzweigen, die seinen Sarg und dessen Umgebung schmückten, war keine ein beredteres Zeugnis der Liebe, die sich der Heimgegangene zu erwerben gewußt hat, als zweiunddreißig kleine Veilchensträußchen, welche die kleinen Bewohner der Kinderstation seiner Klinik unter vielen Thränen eigenhändig gebunden hatten, und die ihm in den Sarg mitgegeben worden sind. Volkmanns Klinik ist durch die vielseitige persönliche Anregung, die von ihm ausging, die Pflanzschule einer großen Schar ausgezeichneter Chirurgen geworden, die sich zum Teil schon längst als Leiter und Vorsteher anderer Kliniken bewährt haben. So stand er zuletzt, nachdem Langenbeck und andere heimgegangen waren, unbestritten als der Führer seiner deutschen Fachgenossen da, und nicht sein geringstes Verdienst ist es, in Verbindung mit Langenbeck die deutsche Gesellschaft für Chirurgie gegründet und auf die Höhe gebracht zu haben, auf welcher sie heute steht.

Von seinen größeren wissenschaftlichen Werken, welche ihm in der medizinischen Wissenschaft einen Ruf erworben haben, erwähnen wir hier nur seine Bearbeitung der „Krankheiten der Bewegungsorgane" und seine „Beiträge zur Chirurgie." Die „Sammlung klinischer Vorträge" hatte ihn zum Herausgeber, und er hatte außerdem seit 1877 in Verbindung mit den Professoren König in Göttingen und Richter in Breslau die Redaktion des „Centralblattes für Chirurgie" übernommen.

Wenn man es als den Grundzug der deutschen Chirurgie bezeichnen darf, daß sie danach trachtet, von dem verletzten Gliede so viel als möglich zu erhalten, daß sie keine Mühe und Arbeit scheut und auch die Dauer des Heilungsprozesses hintansetzt, sofern nur mit dem geringsten Eingriffe Heilung zu erzielen ist, so darf gerade in dieser Beziehung Volkmann als ihr hervorragendster Vertreter angesehen werden. Alle seine Studien und Bemühungen für die Heilung von Gelenkleiden sind vornehmlich auf dieses Ziel gerichtet, zumal bei solchen des kindlichen Alters, ein Gebiet, in welchem Volkmann ein allgemein anerkannter Meister gewesen ist, und in dem er bahnbrechend gewirkt hat. Es war vor allem die von Josef Lister in London im Jahre 1869 angegebene antiseptische Wundbehandlungsmethode, deren hohen praktischen Wert Volkmann sofort erkannte. Er war der erste Chirurg in Deutschland, der sie in seiner Klinik einführte, und er erzielte damit niegeahnte Erfolge. Er lehrte aber auch den anfänglich sehr umständlichen Listerverband vereinfachen, er hat die antiseptische Behandlungsweise durch mehrfache Veränderungen und Verbesserungen ihrer heutigen Vollkommenheit entgegengeführt. Vor allem aber trat er frühzeitig und mit voller Thatkraft dafür ein, daß allerorten in Deutschland, in Krankenhäusern und Kliniken, wie in der privaten Praxis Listers Wund-

behandlung ohne Verzug in Brauch komme. Besonders waren es die sogenannten komplizierten Knochenbrüche, bei denen neben den Knochen auch die Weichteile verletzt sind, und die bisher fast immer tödlich endeten, welche Volkmann der neuen Behandlung zugänglich machte. Ein weiteres Feld seiner Thätigkeit waren, wie sein großer Fachgenosse Professor von Bergmann in den Worten dankbarer Erinnerung hervorhob, die er dem Dahingeschiedenen unmittelbar nach seinem Heimgange beim Beginn der nächsten Vorlesung, die er in der chirurgischen Klinik in Berlin hielt, gewidmet hat, die Forschungen in der Behandlung der Krebsgeschwülste. Volkmann hat über dieselben ein bedeutendes Werk hinterlassen, an welches er noch in den Tagen seines Aufenthaltes in Jena die letzte Hand anzulegen gedachte.

Mit reichen Kenntnissen seiner Wissenschaft und mit großen Erfahrungen auf dem Gebiete der Operationskunst ausgestattet, folgte Volkmann im Jahre 1870 dem Armeekorps seiner heimatlichen Provinz ins Feld, um als konsultierender Generalarzt desselben auf den Verbandplätzen der Schlachtfelder und in den Feldlazaretten die großartigste Thätigkeit zu entfalten. Die Verdienste, die er sich in derselben erworben, und die Erfolge, die er in ihr erzielt hat, würden allein hinreichen, ihm für alle Zeiten ein bleibendes Andenken zu sichern. Im weiteren Verlaufe des Feldzuges wurde ihm die gleiche Stellung bei der Maasarmee unter dem Oberbefehl des Königs von Sachsen und später bei der Südarmee unter General Manteuffel übertragen. In allen diesen Stellungen bewies er eine bewundernswürdige Pflichttreue und einen nie ermüdenden Eifer, zu jeder Stunde des Tages wie der Nacht zu hilfreichem Dienste bei den Verwundeten bereit. Es war ihm aber auch in der Erinnerung an die großen Tage des Feldzuges, die er miterleben durfte, ein besonderer Stolz, seitdem dauernd als Generalarzt erster Klasse der Armee anzugehören. Die Uniform eines solchen blieb ihm das Ehrenkleid, das er bei allen festlichen Gelegenheiten am liebsten getragen hat. Außer vielen anderen Anerkennungen, die sein segensreiches Wirken in Krieg und Frieden auch von seiten seiner Könige gefunden hat, sei hier vor allem seiner im Jahre 1885 erfolgten Erhebung in den Adelstand gedacht, die wohl selten eine wohlverdientere gewesen ist als in diesem Falle.

So vielen aber auch Volkmann als großer Chirurg, als hervorragender Gelehrter auf dem Gebiete der medizinischen Wissenschaft, als geschickter und glücklicher Operateur bekannt geworden sein mag, noch größer mag doch die Zahl derer sein, die ihn als Dichter liebgewonnen und schätzen gelernt haben. Dem engeren Kreise seiner näheren Freunde war seine reiche dichterische Begabung durch so manches launige wie ernste Lied, zu dem er seine Harfe gestimmt hatte, schon längst nicht fremd geblieben. Aber erst die große Zeit des deutsch-französischen Krieges bot ihm eine fast ungesuchte Veranlassung, mit dieser ihm verliehenen Gabe in die Öffentlichkeit hervorzutreten. In den Mußestunden, die auch ihm während der Belagerung von Paris beschieden waren, nachdem die Verwundeten aus den Schlachten zum größten Teil in die Heimat zurückbefördert waren, sind ihm unter der Hand die „Träumereien an französischen Kaminen" entstanden, anmutige, kindlich schöne Märchendichtungen, die ihm in der Geschichte der deutschen Litteratur einen bleibenden Namen sichern. „Da saßen wir," so erzählt er selbst im Vorwort der ersten Auflage seiner ‚Träumereien,' „wenn des Tages Arbeit gethan und der Abend von den anmutigen, die Seinestadt umkränzenden Höhen herabstieg, einsam an den Kaminen der verlassenen französischen Villen und Schlösser. Und wenn das Feuer knisterte und die Funken flogen, überkamen gar manchen alte, sonderbare Gedanken. In Leib und Gestalt traten sie hervor hinter den großen dunklen Gardinen und aus den bunten Kattuntapeten und drängten sich dicht an den Träumer heran. Und wenn er ihnen verwundert ins Gesicht sah, so waren es alte Bekannte und darunter viel langvergessene — wohl aus der Kinderzeit." Und dann und wann, wenn draußen die Flocken stoben, nahm er die Feder und suchte mit flüchtigen Strichen die Traumgestalten auf das Papier zu werfen. Die Feldpost trug die leichten Zeichnungen treulich nach Hause als Grüße an Weib und Kind. Aus dem Felde heimgekehrt an den eignen, kinderumstandenen Herd, sah er mit Verwunderung, wie aus den einzeln gesandten Blättern ein förmliches Bändchen geworden war, das er nun, dem Drängen seiner Freunde nachgebend, unter dem Namen

Richard Leander — der griechischen Übersetzung seines Namens — veröffentlichte und seiner Hausfrau, der „Mutter Anne," widmete. In den siebzehn Auflagen, welche diese Märchen seitdem erlebt haben, sind dieselben ein Gemeingut des deutschen Volkes geworden. Gemütvolle Tiefe, harmlose Heiterkeit und ernste, sinnige Lebensweisheit sind in ihnen in wunderbarer Weise vereinigt. Eine von Olga von Fialka illustrierte Prachtausgabe derselben hat den dichterischen Wert dieser Träumereien durch künstlerischen Schmuck zu erhöhen versucht, und in mehrfachen Übersetzungen in fremde Sprachen, zuletzt sogar in die französische, haben dieselben auch bei fremden Nationen Eingang gefunden. Die günstige Aufnahme, welche die Träumereien allenthalben fanden, ermutigte den Dichter, sich später auch als Novellist zu versuchen durch die Herausgabe von drei kleinen Geschichten, die zuerst in der von Kögel, Frommel u. a. herausgegebenen Christoterpe erschienen. Auch sie waren von gleichem Erfolg begleitet. Unter den Überschriften: „Die beiden Weiser," „Die Rumpelkammer" und „Francesco," in formvollendetem und geistvollem Stile geschrieben, gewähren dieselben die tiefsten Einblicke in das reiche und innige Gemütsleben des nun heimgegangenen Verfassers. Auch auf dem Gebiete der lyrischen Poesie hat Richard Leander Hervorragendes geleistet. Da singt er in seinen auch bereits in dritter vermehrter Auflage vorliegenden Gedichten von Lenz und Liebe und alter Burschenherrlichkeit, da läßt er sich durch die auf dem klassischen Boden Italiens, der immer wieder das liebste Ziel seiner Erholungsreisen blieb, empfangenen Eindrücke sowie durch des Deutschen Reiches neuerstandene Herrlichkeit zu so manchem tiefempfundenem Liede begeistern.

Noch kurz vor seinem Ende hat er unter dem Titel: „Alte und neue Troubadourlieder" eine Sammlung von Gedichten erscheinen lassen, die, wie er selbst in der Zueignung an Frau Bertha Binswanger schreibt, „meist in schlaflosen Nächten erdacht und niedergeschrieben sind," als er auf Schloß Brunegg bei Konstanz im letztvergangenen Winter von schwerem Nervenleiden Erholung und Heilung suchte. Es sind meist freie Nachbildungen provençalischer Lieder im Geiste vollendeter Ritterlichkeit, christlicher Frömmigkeit und huldigender Frauenliebe, wie sie den alten Troubadouren eigen gewesen sind, aber in das warme Leben der Gegenwart hineingetaucht. „Wir wollen," so schreibt er selbst, „auch in Dichtungen, die sich mit längst entschwundenen Geschlechtern beschäftigen, Menschen sehen und hören, die wie die besten von uns handeln, denken und lieben." Nach diesen Grundsätzen ist Richard Leander in diesen zartempfundenen Liedern verfahren, die er bei der Vermählung seiner ältesten, in künstlerischer und dichterischer Begabung ihm gleichgearteten Tochter den Hochzeitsgästen auf den Tisch legte, und die nun für dieselben eine wehmutsvolle Abschiedsgabe geworden sind.

Um aber Richard von Volkmann nicht bloß als berühmten Chirurgen und gefeierten Dichter, sondern auch als Mensch vollkommen zu würdigen, muß man ihn in seinem Hause gesehen und kennen gelernt haben, das ihm an der Seite seiner „Frau Anne," einer Tochter des auch in weiteren Kreisen bekannten Professors der Botanik von Schlechtendal, zu einer Stätte des reichsten Glückes geworden ist. Zehn fröhlich und glücklich gedeihende Kinder, die ihm aus der Ehe mit ihr erblüht sind, erinnerten unwillkürlich an die „Ölzweige um den Tisch her," von denen der Psalmist singt. Hier in seinem Hause kam seine tief innerliche, gemütvolle Eigenart erst zu ihrer vollen Geltung, während er solchen, die ihn nur von flüchtiger Begegnung her kannten, wohl eine aristokratische Vornehmheit zeigen konnte, die manchen zu einem ungerechten Urteil verleitet hat. Hier war er für jeden, der sein Haus betrat, von geradezu bezaubernder Liebenswürdigkeit. Als ein besonders wohlthuender Charakterzug des Heimgegangenen darf seine manchmal ans Verschwenderische grenzende Uneigennützigkeit und Bereitwilligkeit, anderen zu helfen, nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Wie manchem Unbemittelten, den er in seiner Klinik unentgeltlich geheilt und gepflegt hat, ließ er auch noch auf seine Kosten die erforderlichen Hilfsmittel an Schienen, Krücken oder künstlichen Gliedern herstellen, deren er bedürftig war.

Schon seit Jahren konnten sich die Näherstehenden und Tieferblickenden nicht darüber täuschen, daß seine Kraft gebrochen war. Wiederholt war er genötigt, seine sonst so rüstige und unermüdliche Thätigkeit durch längere, über die akademischen Ferien sich hinauserstreckende Urlaubsreisen zu unter-



Traudl. Gemalt von F. von Defregger.

brechen, aber immer wieder raffte er sich durch die ihm eigne Willenskraft zu neuem schaffensfreudigem Wirken auf, bis gegen Ende des letzten Sommersemesters ein Verfall seiner Kräfte eintrat, der ihn nötigte, den Gedanken, sich von aller amtlichen Thätigkeit zurückzuziehen, aufs ernstlichste ins Auge zu fassen. Noch einmal wollte er den Versuch machen, in der Nervenheilanstalt des Professors Binswanger zu Jena Heilung zu suchen, als eine Lungenentzündung, der seine geschwächten Kräfte nicht mehr gewachsen waren, seinem reichgesegneten Wirken noch früher, als er selbst und die Seinen es gedacht hatten, ein unerwartetes Ziel setzte. Am 28. November vormittags $8^1/_2$ Uhr ist er fern von den Seinen nach kurzem Krankenlager zur ewigen Ruhe eingegangen. Die Anerkennung und Verehrung, die er in den weitesten Kreisen sich erworben hat, gab sich noch an seinem Sarge und Grabe in einer Fülle von Liebes- und Ehrenbeweisungen kund, wie sie sonst nur einem Fürsten ins Grab zu folgen pflegen. Und als er am 2. Dezember v. J. auf dem Friedhofe zu Halle bestattet wurde, trauerten mit der ganzen Bevölkerung der Stadt Halle, die ihn zu ihren Ehrenbürgern zählt, Tausende in der Nähe und Ferne in dem Gefühle, daß in ihm einer der edelsten und besten Männer unserer Zeit zu Grabe getragen wurde. Sein Andenken wird noch lange in Segen fortleben!

Der Lindenbaum.

Von Heinrich Seidel.

Vor längerer Zeit hielt ich mich einige Jahre hindurch in einer kleinen Stadt auf und war dort an einen alten Herrn empfohlen, der ein Studiengenosse meines Vaters gewesen war. In dem Hause dieses Mannes ging ich aus und ein und genoß dort viel Freundlichkeit. Herr Doktor Lindow war ein stattlicher und jovialer Sechziger und ein großer Natur- und Gartenfreund, der köstliches Obst zog und aus einem Gemisch von Stachel- und Johannisbeeren einen vortrefflichen Wein zu keltern verstand. Sein Garten, der sich in glücklicher südlicher Lage in Terrassen zu einem kleinen See hinabzog, war im Sommer und Herbst ein wahres Füllhorn köstlicher Dinge, und als ein Wunder erschien es mir immer, was durch kluge Ausnutzung des Raumes auf einem verhältnismäßig kleinen Fleck Erde alles erzeugt werden kann. Am Ende dieses Gartens befand sich auf einer kleinen Erhöhung eine mächtige Lindenlaube, die auf den stillen, von Schilf und Weiden umkränzten See sich öffnete, und dort saß ich eines schönen Abends im August in heiterem Gespräche mit dem alten Herrn, der an jenem Tage besonders aufgeräumt war. Vor uns auf dem Tische stand eine mächtige Schale mit köstlichen Pfirsichen, Reineclauden und Aprikosen, in den Gläsern schimmerte hochrötlich eine vorzügliche Sorte von Johannisbeerwein, und ringsum ertönte in den stillen Abend hinein das fröhliche Getöse spielender Kinder, der Enkel und Enkelinnen meines Gastfreundes. Unter diesen war ein zwölfjähriger Junge, der sich durch große körperliche Gewandtheit auszeichnete. Plötzlich hörten wir dessen Stimme aus dem Wipfel eines Baumes, der seine Zweige wagerecht nach dem Ufer des Sees hin ausstreckte. „Großvater!" rief der Junge, „nun passe mal auf, wie ich es jetzt schon gut kann!"

Damit war er auf einen der wagerechten Zweige hinausgerutscht und hing plötzlich an den Knieen daran, mit dem Kopfe nach unten. Zu meinem Schreck ließ er sich dann los, griff aber geschickt in das Laub des unteren Zweiges, daß sein Körper im Fallen sich wendete und der Kopf wieder nach oben kam, und so von Ast zu Ast rutschend und stürzend gelangte er, indem er rechtzeitig seinen Fall durch wiederholtes Eingreifen in die Zweige milderte, glücklich unten an.

„Gut, mein Sohn," rief Herr Lindow, „kannst mal herkommen!" Nachdem er den Knaben für seine Leistung reichlich mit Obst belohnt hatte, wandte er sich zu mir und sagte: „Eine alte Familienkunst, die ich schon von meinem Vater gelernt habe und die hoch in Ehren gehalten wird, seit sie mir einmal einen so großen Dienst geleistet hat."

„Welcher Art war dieser Dienst?" fragte ich etwas verwundert.

Der Doktor lehnte sich in seinen Gartenstuhl zurück und sah sinnend vor sich hin wie einer, der sich eine Geschichte im Geiste zurechtlegt, und sagte dann: „Sie wissen doch, daß ich als Student zu zehnjähriger Festungshaft verurteilt worden bin?"

„Ja gewiß!" antwortete ich, „damals, als auch Fritz Reuter zu dieser Strafe verdammt wurde, und aus denselben Gründen."

„Gewiß," fuhr Lindow fort, „allein ich hatte es in einer Hinsicht besser als Reuter, da ich meine Zeit in der einzigen kleinen Festung meines engeren Vaterlandes absitzen durfte, wo ich es verhältnismäßig gut hatte. Diese war nun eigentlich gar keine Festung mehr, denn die Außenwerke hatte man längst geschleift, und nur ein auf einem steilen Felsen gelegenes Kastell war übriggeblieben, welches zu Gefängniszwecken diente. Dort hatte ich ein ganz wohnliches Zimmer, allerdings mit schwerer, eisenbeschlagener Thür und einem tief in die dicke Mauer eingeschnittenen, stark vergitterten Fenster. Ich war der einzige Festungsgefangene dort, denn mehr dergleichen Verbrecher hatte das kleine Fürstentum nicht hervorgebracht, und man ließ mir am Tage ziemlich viel Freiheit, nachts allerdings wurde ich sorglich eingeschlossen. Wohin sollte ich auch entkommen, da dieser Felsen an drei Seiten wohl an die hundert Fuß steil abfiel, während er an der vierten, wo der gewundene Weg hinaufführte, durch Mauern und mächtige Thore mit Schildwachen davor genügend versperrt war. — Über Mangel an Aussicht konnte ich mich an diesem Orte nicht beklagen, denn der Felsen war ein letzter Ausläufer des am

Horizonte dämmernden Gebirges und lag als einzige wesentliche Erhöhung in einer sanft gewellten Ebene. Aber nichts ist wohl geeigneter, die Sehnsucht nach der Freiheit zu verschärfen, als ihr steter ungehinderter Anblick. Zum körperlichen Schmerze fast wurde diese Sehnsucht, wenn an schönen Sommersonntagen die Menschen aus dem Städtchen wie aus einem Ameisenhaufen auf allen Wegen hinauskribbelten in die freie Natur, wenn auf der Straße nach dem blau dämmernden Gebirge zu die Wagen rollten und leichtfüßige Wanderer munter dahinschritten, wenn auf den Gasthäusern vor dem Thore die Fahnen wehten, während farbige Mädchenkleider und helle Strohhüte aus dem Grün hervorschimmerten und bald von hier, bald von dort ein dumpfes Paukenschlagen oder ein anderes musikalisches Getöse oder ein unablässiges Rollen von Kegelkugeln zu mir hinaufschallte. Dann kamen wohl auch leichtgeflügelte Schmetterlinge aus der Tiefe flatternd emporgetaucht, glätteten ihre Flügel ein wenig auf dem durchsonnten Rasen des Walles und taumelten dann sorglos weiter in die Freiheit. Die Schwalben, die sich um das alte Gemäuer des Kastells jagten, schossen dicht über mir hin und riefen wie zum Hohne: ‚Komm mit, komm mit,‘ und als dies alles wieder einmal an einem Sommersonntag geschah, ward es mir zu viel, und ich begab mich auf die andere Seite, wo mir der Anblick auf die Stadt und das fröhliche Getümmel um sie her entzogen war. Hier wurde die eine Wand des Felsens von dem Flusse bespült, und hinter diesem dehnte sich eine weite Heidefläche aus. Zu meinen Füßen aber in den Winkel, welchen der herannahende Fluß mit dem Felsen machte, lief ein großer Garten aus, welcher zu dem Landhause eines wohlhabenden Fabrikanten gehörte. Wie eine Karte lag er mit seinen sauberen Steigen, Rasenflächen und Gebüschgruppen unter mir, aber auch so öde wie eine Landkarte war er meist, denn außer einem alten Gärtner, der sich dort zu thun machte, und seiner ebenso alten Frau hatte ich dort noch niemals einen Menschen gesehen. — Als ich dort nun saß, meine Beine über den Rand des Felsens baumeln ließ und abwechselnd in die saubere grüne Einsamkeit zu meinen Füßen und dann über den Fluß hinweg auf die eintönige Heide schaute, da überkam mich mit einemmal ein Gedanke, der mein Gehirn mit einem solchen Rausche erfüllte, daß ich mich zurücklehnte und meine Hände in das Gras klammerte in der Furcht, von einem Schwindel ergriffen, plötzlich hinabzustürzen. In dem letzten Winkel des Gartens stand nämlich ein uralter Lindenbaum, so nahe am Felsen, daß seine Zweige ihn fast berührten. Seine ungeheure grüne Kuppel war gerade unter mir, die Entfernung konnte nicht mehr als etwa zwanzig Fuß betragen. Daß mir das sonst noch nie so aufgefallen war! Wenn ich dort hineinsprang, war ich ja so gut wie unten. Es hatte auch gar keine Gefahr, denn die dichtbelaubten, elastischen Zweige würden mich sanft aufnehmen und den Sturz mildern, und dann: wie oft hatte ich mich nicht als Knabe so von Zweig zu Zweig absichtlich aus Bäumen fallen lassen. Das war eine Kunst, die gefährlicher aussah als sie war und mir schon manchmal den Beifall erstaunter Zuschauer eingebracht hatte. Wenn ich das hier ausführte, konnte ich ja in ein paar Sekunden unten sein. Und dann war ich frei. — Aber wie lange? Ich war ohne Mittel, denn Geld bekam ich als Gefangener natürlich nicht in die Hände, und obwohl die Grenze nicht allzuweit entfernt war, so wäre mir doch wohl nur in einem bereitstehenden Wagen mit schnellen Pferden die Flucht gelungen. Auch fehlten mir Legitimationspapiere, und diese waren in jener Zeit höchst nötig, um sich an der Grenze auszuweisen. Woher dies alles nehmen? Doch diese Gedanken kamen mir alle erst später bei ruhiger Überlegung; zunächst berauschte mich der Gedanke, wie leicht ich entkommen konnte, wenn ich wollte, so, daß ich in ihm förmlich schwelgte. Im Falle ich dort hinabsprang und mich von Zweig zu Zweig stürzen ließ, war Gefahr nur dann vorhanden, wenn zu große Lücken zwischen den Ästen sich fanden oder diese in bedeutender Höhe vom Boden aufhörten. Ich suchte mir einen anderen Ort auf dem Felsen, legte mich dort auf den Bauch und betrachtete die Linde aus größerer Entfernung von der Seite. Sie war so normal gewachsen, wie dies für einen Musterbaum ihrer Art nur möglich ist, die grüne Kuppel zeigte keinerlei Unterbrechung und die untersten Zweige hingen bis auf den Boden hinab.

„Plötzlich ertönten stramme, taktmäßige Tritte und riefen mich aus meinen Gedanken



Der humoristische Toast. Nach einer Zeichnung von C. W. Allers.
Aus dessen Prachtwerk: Klub Eintracht. (Verlag von C. Boysen in Hamburg.)



Der Toast auf die Damen. Nach einer Zeichnung von C. W. Allers.
Aus dessen Prachtwerk: Klub Eintracht. (Verlag von C. Boysen in Hamburg.)

zurück. Der Posten, der in dieser Gegend stand, ward abgelöst, und es erschien mir klug, mich zu zeigen, da man sonst wohl nach mir geforscht hätte. Ich ging schnell hinter den Wällen herum und kam an einer anderen Stelle scheinbar gelangweilt wieder zum Vorschein, setzte mich auf eine alte Kanone und schaute wieder auf die Stadt und das fröhliche Treiben der Landstraßen hin. Im Geiste aber war ich bei meinem alten Lindenbaum. Ich stand am Rande des Felsens und suchte mit dem Fuße nach einem sicheren Absprung. Nun war es so weit. Los! Mich schauderte zwar ein wenig, aber es mußte sein. Wie mir das grüne Laubwerk um die Ohren sauste. Ich war gerade richtig gesprungen, der Ast gab mächtig nach, aber er brach nicht. Ich ließ ihn nicht los, bis er sich tief auf den nächsten gebeugt hatte, und dann rauschte und rutschte ich durch die knickenden kleineren Zweige tiefer und tiefer von einem Aste zum anderen und schnell war ich unten. Jetzt hinab an den Fluß und durch die seichten Sommergewässer an das andere Ufer. Hier das kleine Kieferngehölz verbarg mich einstweilen. Aber ich mußte weiter — weiter über freie Räume, wo ich fernhin sichtbar war. Nur immer vorwärts der Grenze zu. Vielleicht bemerkt mich doch niemand. Ein Flüchtling muß Glück haben. Da: ‚Bum!‘ Was war das? Ein Alarmschuß von der Festung. Nun ging die Hetzjagd an.

„Ich hatte mich so in diese Gedanken vertieft, daß es mich wie eine Erleichterung überkam, als ich mir plötzlich klar machte, daß ich noch kein gehetztes Wild sei, sondern ganz gemächlich am Sonntagnachmittag auf einer alten Kanone säße und spintisierte.

„Von nun ab ließ mich der Fluchtgedanke nicht mehr los, und sobald ich es nur ohne Aufsehen zu thun vermochte, studierte ich meinen alten Lindenbaum, so daß ich ihn zuletzt fast auswendig konnte. Den verhängnisvollen Sprung habe ich im Geiste so oft gemacht, daß es nicht zu zählen ist. Dabei zermarterte ich mich mit Grübeleien, wie ich mir Geld und alles sonst zur Flucht Nötige verschaffen möchte, verwarf einen Plan nach dem anderen und kam zu keinem Ende damit. Denn alles hing davon ab, daß ich Briefe sicher aus der Festung beförderte, und ich fand niemand, dem ich mich hätte anvertrauen mögen.

„Unterdes war die Zeit der Sommerferien herbeigekommen, und als ich eines Tages wieder in den sonst so verlassenen Garten des Landhauses hinabschaute, bemerkte ich dort eine wundervolle Veränderung. Was mir an weiblichen Wesen auf der Festung zu Gesicht kam, war nicht dazu angethan, mich zu verwöhnen, denn es gehörte zu der Gattung der Regimentsmegären und Scheuerdrachen; deshalb erschien mir wohl das junge, etwa siebzehnjährige Mädchen dort unten wie ein Wunder von Schönheit und lieblicher Bildung, und es überkam mich etwas wie Dankbarkeit gegen den Schöpfer, der solche wohlgerundete Anmut mit leichter Meisterhand in die Welt gestellt hatte. Während das junge Mädchen, langsam alles betrachtend, durch den Garten ging, wurde sie umschwärmt von einem ungefähr vierzehnjährigen Knaben, der mit einem Bogen von Eschenholz leichte Rohrpfeile in die Luft schoß und sich an ihrem hohen Fluge vergnügte. Durch einen Zufall stieg der eine dieser Pfeile bis zu mir empor und fiel neben mir nieder. Dadurch wurde der Knabe meiner gewahr und machte seine Schwester auf mich aufmerksam. Ich nahm meinen Hut ab und warf, indem ich grüßte, den Pfeil wieder hinunter. Mein Schicksal und meine Anwesenheit auf der Festung waren in der ganzen Stadt bekannt, und so mochten diese jungen Leute auch wohl gleich wissen, wen sie vor sich hatten. Denn sie sprachen miteinander und sahen zu mir empor, der Knabe unverhohlen und voll Neugier, das Mädchen flüchtiger, aber wie es mir schien mit einem Ausdruck von Mitleid in den schönen Zügen.

„Da ich nun fortwährend mit Fluchtgedanken beschäftigt war und alles gleich mit diesen mich ganz beherrschenden Ideen in Verbindung brachte, so fiel es mir gleich auf die Seele, daß ich hier eine Verbindung mit der Außenwelt zu gewinnen vermöchte. Wenn das schöne Mädchen mir vielleicht auch nicht helfen konnte, so würde sie doch gewiß nicht einen armen Gefangenen verraten, der sich vertrauensvoll in ihre Hand gab. Aber ein Zweifel fing sofort an mich zu plagen, ob ich das Mädchen wiedersehen würde. Vielleicht war sie nur auf einem kurzen Besuch in diesem Landhause und kam nie wieder. Aber dennoch arbeitete ich im Geiste schon an einem ausführlichen Briefe, in welchem ich meine Lage und alles, was zu meiner Befreiung nötig war, gründlich auseinander-

setzte. Als ich gegen abend wieder in meine Zelle eingeschlossen wurde, schrieb ich alles sorgfältig auf und setzte die Mittagsstunde von 12—1 Uhr zu einer Antwort von ihrer Seite fest. Dann befand sich alles auf der Festung beim Essen und ich war am wenigsten beobachtet, zumal auch die Schildwache in meiner Nähe um diese Zeit sich einer stillen innerlichen Beschaulichkeit hinzugeben pflegte. Ihre Antwort sollte das Mädchen auf ein Zettelchen schreiben, diesen mit ein wenig Wachs oder Pech an einen Rohrpfeil kleben und durch ihren Bruder zu mir hinaufschießen lassen.

„Mit fieberhafter Spannung wartete ich am anderen Tage darauf, daß die Schöne wieder im Garten erschien, doch vergebens, alles blieb leer. Nur der Knabe tollte eine Weile dort herum und übte sich mit langen, schlanken Gerten, die er als Wurfspieße benutzte. Endlich am Nachmittage sah ich das helle Kleid aus dem Grün leuchten. Das Mädchen ging langsam durch den Garten und verschwand unter dem alten Lindenbaume. Es dauerte eine Ewigkeit, bis sie wieder zum Vorschein kam, nun aber wandelte sie auf dem Steige unter mir hin. Jetzt galt es. Ich räusperte mich, so laut ich konnte, und sobald sie aufblickte, zeigte ich meinen mit einem Steine beschwerten Brief. Als sie verwundert und etwas verwirrt wegsah, warf ich ihn hinab. Er fiel ihr gerade vor die Füße, und ich bemerkte, wie sie erschrak und im ersten Augenblicke weiterging, ohne ihn aufzunehmen. Dann besann sie sich, kehrte um, hob das Papier auf und ging damit unter den Lindenbaum zurück. Nach einer Weile kam sie wieder hervor und schritt, mir den Rücken wendend, langsam auf das Haus zu. Wie im Krampfe zog sich mein Herz zusammen, als sie so, ohne ein Zeichen zu geben, davonging. Doch da, plötzlich stand sie und ließ flüchtig den Blick zu mir hinaufgleiten. Dann wendete sie sich wieder ab, nickte dreimal eindringlich mit dem Kopfe und lief eilig auf das Haus zu.

„Beinahe hätte ich laut aufgejauchzt, als ich dies bemerkte, und den ganzen Abend hatte ich die größte Not, die außerordentliche Heiterkeit zu unterdrücken, welche mich erfüllte.

„Am anderen Tage ging alles gut. Der Knabe kam und schoß mit seinen Rohrpfeilen wie zur Übung an dem Felsen in die Höhe. Dann nahm er einen anderen Pfeil, zielte sorgfältig und schoß ihn zu mir empor. Es war zu kurz; ich sah den leichten Boten bis dicht an meine Hand steigen und dann wieder zurücksinken. Das zweite Mal gelang es; ich löste schnell den kleinen schmalen Zettel ab und warf den Pfeil wieder hinunter.

„Sie schrieb: ‚Ich will alles thun, was ich kann. Mein Onkel will mir dabei helfen. Sie dürfen ihm vertrauen, wie auch meinem Bruder Paul, der alles weiß und stolz auf dies Geheimnis ist. Haben Sie guten Mut; in vierzehn Tagen kann alles bereit sein.‘

„Diesen kleinen Zettel drückte ich an meine Lippen, las ihn wohl hundertmal und bewahrte ihn als meinen größten Schatz. Über die nächsten vierzehn Tage will ich kurz hinweggehen. Genug, die Stunde war da, wo alles bereit war, und zwar sollte die Flucht am hellen Mittage stattfinden. Das Glück begünstigte mich in jeder Hinsicht. Am Vormittage stieg ein Gewitter auf; über der Heide stand eine blauschwarze Wolkenwand, in welcher die Blitze zuckten, und der Donner ertönte lauter und lauter. Einige Minuten nach zwölf Uhr stand ich an dem Rande des Felsens und wartete auf den nächsten Donner, der das Geräusch meines Sturzes übertäuben sollte. Da zuckte ein greller Blitz auf: ‚Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht …‘ zählte ich, und nun knatterte und rollte es mächtig in den Wolken. ‚In Gottes Namen!‘ sagte ich innerlich und sprang zu. Wie ich hinuntergekommen bin, weiß ich noch heute nicht. Es donnerte, rauschte und sauste mir um die Ohren, Zweige schlugen mir ins Gesicht, und mit einemmal hatte ich Boden unter den Füßen. Ich eilte schnell durch Laubengänge, die mich den Blicken verbargen, dem Ausgange zu. Wie oft hatte ich diesen Weg schon im Geiste gemacht! Da, in der Nähe des geöffneten Gartenthores stand von Buschwerk gedeckt eine helle Gestalt. Sie war es. In überschwellender Dankbarkeit reichte ich ihr beide Hände entgegen, und da Worte unsere Empfindungen nicht ausdrücken konnten, so küßten wir uns, als könne es gar nicht anders sein. Aber sie drängte mich bald von sich: ‚Schnell, schnell,‘ rief sie, ‚und reisen Sie glücklich!‘ O Wonne und Qual, in der Nußschale eines kurzen Augenblickes vereinigt. Aber ich mußte weiter. Auf der Straße sah ich den Knaben Paul, dem ich in einiger Entfernung folgen sollte. Er führte mich zu einem kleinen Gehölz in der Nähe, wo eine Kutsche mit zwei schönen



Alte Liebesbriefe. Gemalt von J. G. Meyer von Bremen.

Pferden hielt. Ein ältlicher Mann, der dabei stand, schob mich hinein und rief mir zu: ‚Im Wagenkasten ist ein neuer Anzug und was Sie sonst noch brauchen, in der Seitentasche Geld und Papiere. Reisen Sie mit Gott!‘

„Ich wollte ihm danken, allein die Pferde zogen an, und fort ging es in Sturm und Regen und rollendem Donner, was die Gäule laufen konnten. Nun, ich kam nach allerlei kleinen Abenteuern über die Grenze und weiter und war frei. Frei und doch wieder gefangen, denn den Kuß am Gartenthor vergaß ich mein Lebelang nicht."

Frau Lindow, welche schon eine Weile in der Nähe bei einigen Gemüsebeeten sich beschäftigt hatte, kam jetzt näher und fragte: „Nun, was erzählst du da wieder für eine lange Geschichte?"

„Es ist die Geschichte von dem berühmten Kusse am Gartenthor!" antwortete Herr Lindow.

„Ach du!" sagte Frau Lindow, „ja, das kommt davon, wenn man sich mit Verbrechern einläßt."

Mir ging plötzlich ein Licht auf, entzündet an dem schimmernden Glanze der Augen, mit welchem die beiden alten Leute einander ansahen.

„Alte," rief der Doktor, „denkst du daran, daß es heute gerade vierzig Jahre sind seit jenem verhängnisvollen Kusse? Komm, laß uns anstoßen auf ein glückliches Alter!"

Wir erhoben uns, und die Gläser klangen aneinander. Dann küßten die beiden Alten sich, und ein Abglanz wie von ewiger Jugend verklärte ihre glücklichen Gesichter.

Stanley und Emin Pascha.

(Abdruck verboten.)

Henry Stanley, der große Entdeckungsreisende, von dessen letztem Zuge wir, soweit es an der Hand der vorliegenden Berichte möglich ist, hier einen kurzen Überblick geben wollen, ist in der That ein außerordentlicher Mann, der im Verlaufe der letzten zwanzig Jahre durch seine Energie, sein Glück, seine Entdeckungen die ganze gebildete Welt in Erstaunen gesetzt hat. Wiederholen wir hier kurz, was Henry Rowland — so ist der eigentliche Name des aus Wales stammenden Afrikareisenden — alles geleistet hat.

Gerade vor zwanzig Jahren, im Oktober 1869, erteilte ihm der in Paris weilende Eigentümer der großen amerikanischen Zeitung „New York Herald" den Auftrag, nach Innerafrika zu gehen und den dort seit Jahren verschollenen berühmten Reisenden David Livingstone aufzusuchen, von dem manche annahmen, er sei tot. Stanley, der wohl viel im Orient gereist war, hatte von Afrika keine Kenntnis; aber mit der Entschlossenheit und dem Mute, welche ihn auszeichnen, machte er sich sofort ans Werk, rüstete in Sansibar eine Expedition aus, zog unter Gefahren und Abenteuern aller Art tief nach Afrika hinein, und im Oktober 1871 trifft er in Udschidschi am Tanganika-See einen alten Mann mit weißem Barte. Stanley lüftet den Hut und sagt: „Doktor Livingstone, wie ich vermute?" „Ja," antwortete dieser. „Ich danke Gott, Herr Doktor, daß ich Sie gefunden."

Als echter Zeitungsreporter macht er sich bald wieder auf den Heimweg, berichtet darüber, was er gehört, gesehen, macht die Welt bekannt mit den großen Entdeckungen Livingstones am oberen Kongo und schreibt ein Buch: „Wie ich Livingstone fand," das bei der Frische seiner Darstellung und wegen der spannenden Ereignisse reißenden Absatz fand. Stanley war ein gemachter Mann.

Livingstone war in Afrika geblieben, um dort sein Werk fortzusetzen. Aber er sollte es nicht wieder lebend verlassen, und nur seine Gebeine wurden von den treuen Dienern in die Heimat zurückgeführt, wo unter der trauernden Teilnahme eines ganzen großen Volkes sie in Englands Ruhmeshaus, in der Westminsterabtei, beigesetzt wurden. Unter den hervorragenden Männern, welche einen Zipfel des Bahrtuches hielten, befand sich auch Henry Stanley, und damals gelobte sich dieser, Livingstones angefangenes Werk zu vollenden und das Geheimnis des Kongo zu enthüllen. „Mein Kopf," so schrieb er, „wurde förmlich zu einem Kompendium der afrikanischen Geographie." Diesmal war es die Londoner Zeitung „Daily Telegraph," welche, im Verein mit dem „New York Herald," den Reisenden ausrüstete, der bereits im August 1874 England verließ, um sich nach der Ostküste Afrikas einzuschiffen. Sein beispiellos kühner Zug „durch den dunklen Weltteil," der ihn von Sansibar bis an die Kongomündung führte, dem wir die Kenntnis des Kongolaufes verdanken, ist zu bekannt, als daß wir hier näher darauf einzugehen brauchten.

Das war Stanleys zweites großes Werk. Ein Mann, der so großes geleistet und noch in der Vollkraft des Mannesalters stand — er ist 1840 geboren —, konnte damit sich nicht zufriedengeben. „Wie sind die Ergebnisse meiner Reise wirtschaftlich und philanthropisch zu verwerten, welchen Nutzen kann die Welt daraus ziehen, wie kann dieselbe zum Segen der schwarzen Menschheit werden?" So fragte sich Stanley, als er sich kaum von den Mühseligkeiten und dem Hunger erholt hatte, die ihn auf seiner Kongoreise mehr als einmal dem Tode nahe gebracht hatten. Das war in der Zeit, als die Afrikaforschung einen erhöhten Aufschwung nahm, als Deutsche, Engländer, Franzosen, Portugiesen sich scharenweise nach dem schwarzen Erdteile begaben und als der König der Belgier sich hochherzig an die Spitze dieser Bewegung stellte. Kaum in der Schweiz wiederhergestellt, empfand Stanley den „Luxus des Faulenzens" und ging mit Freuden auf den Vorschlag des Königs Leopold II ein, den herrlichen, tief in das Innere Afrikas führenden Kongo der Welt dienstbar zu machen. Es ist noch frisch in aller Gedächtnis, wie, diesmal vom Westen aus, Stanley den Kongo aufwärts fuhr, Handelsstationen errichtete, eine Verwaltung einsetzte, Straßen baute und den Grund zu dem großartigen Reiche legte, welches zukunftverheißend nun als unabhängiger Kongostaat auf unsern Karten von Afrika eingetragen ist.

Sind solche Thaten nicht genug für ein Menschenleben, für den kurzen Zeitraum von zehn Jahren? Und doch hat Stanley noch mehr geleistet, denn schon wieder ertönt sein

Name, von neuer Siegesglorie umwebt, durch die Welt. Er hat abermals Afrika durchkreuzt, er hat den von der Welt abgeschnittenen Gouverneur der ägyptischen Äquatorialprovinz, Emin Pascha, aus der Höhle des Löwen befreit und er ist mit ihm triumphierend in Sansibar eingezogen. Eine vierte Großthat!

Mit dem Schlusse des Jahres 1886 traf Stanley von New York aus wieder in London ein, um sich an die Spitze einer Unternehmung zu stellen, welche die ägyptische Regierung und einige englische Millionäre zum Entsatze Emin Paschas ausrüsten wollten. Lange genug hatte es gedauert, bis die ägyptische Regierung sich erinnerte, daß im äußersten Süden ihrer ehemaligen Besitzungen der energische Gouverneur Dr. Schnitzer (Emin) trotz seiner Vereinzelung und verlassen von der ganzen civilisierten Welt die ihm anvertraute Herrschaft gegen die aufrührerischen Anhänger des Mahdi aufrecht erhielt; die Notschreie Emins blieben in Kairo ungehört. Aber das allgemeine Interesse für den tapferen Statthalter, die energischen Vorstellungen Professor Schweinfurths hatten der ägyptischen Regierung endlich die Überzeugung beigebracht, daß sie eine moralische Verpflichtung habe, für die Rettung ihres in die Äquatorialprovinz entsendeten Beamten einzutreten, und so entschloß sie sich, die Summe von 200 000 Mark zu diesem Zwecke auszusetzen. Emin selbst wurde in Anerkennung seiner Verdienste um die erfolgreiche Erhaltung der ägyptischen Herrschaft in seiner Provinz zum Pascha ernannt. Es war die höchste Zeit, daß etwas zur Rettung dieses Mannes geschah, da er, völlig von Ägypten durch die Mahdisten abgeschnitten, bereits mit Mangel an Kleidern und Munition zu kämpfen hatte. Trotz seiner bedrängten Lage nützte der tüchtige Mann aber jede Gelegenheit aus, für die Erforschung seines Gebietes thätig zu sein, indem er Aufnahmen machte, Sammlungen anlegte und die verschiedensten Wissenszweige bereicherte. Dabei dachte er aber keineswegs an ein Aufgeben seiner Provinz, keineswegs daran, seine 2000 Soldaten und Beamten im Stiche zu lassen; nur Vorräte, Pulver und Blei, moralische Stütze verlangte er.

Reich mit Mitteln versehen, brach Stanley am 21. Januar 1887 von England auf und begab sich über Ägypten nach Sansibar, wo er seine Expedition zusammenstellen wollte. Sein Name, seine bisherige Thätigkeit waren Bürgschaft dafür, daß auch das neue Unternehmen gelingen würde. In Sansibar lag ein Dampfer bereit, welcher die Expedition von da aus um das Kap der Guten Hoffnung nach der Kongomündung brachte, wo sie am 18. März eintraf. Alles in allem bestand sie aus 9 Europäern, 61 Sudanesen, 13 Somali und 620 Trägern von Sansibar; praktisch eingerichtete Boote, eine kleine Mitrailleuse, die vorzüglichsten Instrumente und Waffen waren vorhanden. Außerdem hatte sich ein bekannter, am oberen Kongo sehr einflußreicher arabischer Sklavenhändler, Tippu Tipp, angeschlossen, von dessen Bundesgenossenschaft Stanley viel hoffte. Der Marsch entlang dem unteren Kongo bis zum Stanley-Pool bot viele Schwierigkeiten, da es an Lebensmitteln für die 700 Mann starke Expedition fehlte. Als aber am Stanley-Pool die schiffbare Straße des mächtig dahinflutenden Kongo erreicht war und die Dampferflottille des Kongostaates der Expedition zur Verfügung stand, ging es rasch vorwärts; man fuhr den Strom aufwärts und erreichte bereits am 28. Mai die Mündung des Aruwimistromes, den eigentlichen Ausgangspunkt des Unternehmens. Entlang demselben mußte Stanley in gerader Richtung nach Osten vordringen, um zu Emin Pascha zu gelangen, und jeder Schritt, den er hier vorwärts that, führte ihn in neue, unbekannte Gebiete.

Wie ein guter Feldherr sich stets den Rückzug deckt, so machte es auch Stanley. Oberhalb der Mündung des Aruwimi in den Kongo errichtete er ein befestigtes Lager, in welchem er reiche Vorräte und einen Teil seiner Mannschaften unter dem Befehl des Majors Bartellot zurückließ. Von hier aus konnte er Nachschub und, im Falle er umkehren mußte, eine Zufluchtsstätte finden. Dann brach er mit der Hauptmacht, die noch aus fast 400 Mann bestand, am 28. Juni 1887 auf, um, entlang dem Südufer des Aruwimi, nach Osten vorzudringen. Sehr bald gelangte er in die große mittelafrikanische Urwaldgegend, die ihn auf seinem ganzen Marsche, das letzte Stück ausgenommen, nicht verlassen sollte. Einhundertsechzig Tage gebrauchte er dazu, dieselbe zu durchkreuzen. Da dieselbe nach allen Himmelsgegenden noch ungemein viel weiter reicht, als Stanley sie uns kennen lehrt, so darf man sie mit den brasilianischen Urwäldern vergleichen, mit denen sie viel Ähnlichkeit besitzt. Die bis

fünfzig Meter hohen Baumriesen mit ungeheurem Blätterdach verursachen eine ewige Dämmerung; das hauptsächliche Hindernis beim Durchqueren bildete das dichte Gewirr der Schlinggewächse, deren Dicke zwischen 10 und 400 Centimetern wechselte. Dabei herrschten Feuchtigkeit und starke Niederschläge in diesen Wäldern. Machte so schon die Natur des Landes den Marsch zu einem schwierigen, so gesellte sich dazu die Feindseligkeit der Bewohner. Alle die Schwarzen, welche entlang dem Aruwimi wohnen, sind ausgesprochene Menschenfresser. Aus dem Hinterhalte des dunklen Waldes flogen vergiftete Pfeile in die Reihen der Karawane. Leutnant Stairs erhielt eine Wunde unmittelbar unter dem Herzen, von der er sich erst nach einmonatlichem Leiden erholte. Viele Leute erkrankten an Dysenterie und mußten auf Booten den Strom aufwärts gerudert werden. Der Tod hielt eine reiche Ernte. Aber es ging trotzdem mutig vorwärts. Am mittleren Laufe des Aruwimi stieß man auf eine Niederlassung des arabischen Sklavenhändlers Ugarowwa, mit dem sich Stanley in ein freundschaftliches Verhältnis setzte und bei dem er, als zweite Rückhaltstation, 56 Mann zurückließ. Der Oktober war „ein furchtbarer Monat." In diesem verlor Stanley durch Verhungern und Davonlaufen allein 55 Mann. Wildwachsende Früchte und Pilze machten die Hauptnahrung der Expedition aus, deren Mitglieder sich, skelettartig abgemagert, nur mühsam durch den Urwald fortschleppten, aber stets ihr Ziel, den Entsatz Emin Paschas, vor Augen. Bei einem aus Sansibar stammenden Arabersklaven, Kilinga Longa, wurde am Aruwimi die dritte Station errichtet, in welcher der Arzt Dr. Parke, Hauptmann Nelson und das Boot samt einer Menge Güter und einer Anzahl Leute zurückgelassen werden mußten, weil sie nicht weiter marschieren konnten.

Endlich, Anfang November, war der Urwald und die Hungergegend durchschritten, und man gelangte in wohlbevölkertes, reiches Land. „Von 389 auf 174 herabgeschmolzen," schreibt Stanley, „beschlossen wir, hier eine längere Rast zu halten, um uns wieder zu erholen. Die Entartung unter den Leuten war zuletzt eine so schlimme geworden, daß dieselben nur noch durch Androhung und Ausführung der Todesstrafe zur Ordnung gezwungen werden konnten. Es war, als ob wir sie an einer Kette, die wir um unsern Hals geschlungen hatten, vorwärtsschleppten." Die reiche Gegend hieß Ibwiri, dort blieb man dreizehn Tage und schwelgte in Geflügel, Ziegen, Bananen, Mais, süßen Kartoffeln, Yams und Bohnen. Dann waren sie hinreichend gekräftigt, um in der Richtung nach dem Albert-Nyanza aufbrechen zu können.

Ehe aber dieser erreicht wurde, waren mit dem mächtigen Häuptling Mosamboni noch harte Kämpfe zu bestehen. In ungeheuren Mengen stürmten die Schwarzen gegen die 170 Mann Stanleys heran, der auf einem Hügel sich eine Seriba, einen Dornenverhau, erbaute. Dort verteidigte er sich und schlug durch seine Feuergewehre die nur mit Lanzen und Bogen bewaffneten Neger zurück. „Kurwana, Kurwana," Krieg, Krieg brüllten die wütenden Scharen, welche fortwährend Unterstützung erhielten. Erst als Stanley zwei Schützenabteilungen unter den Leutnants Stairs und Jephson den Schwarzen in den Rücken sandte, war der Sieg vollständig, der Weg frei.

Am 13. Dezember trat der Führer vor seine Leute und hielt eine Anrede, in welcher er ihnen sagte: „Bereitet euch auf den Anblick des Albert-Nyanza vor!" Wiewohl er auf Unglauben stieß, hatte er doch richtig gerechnet, und bald, nachdem von der Hochebene ab ein tiefer Abstieg zurückgelegt war, lag die blaue Fläche des herrlichen Wasserbeckens vor ihnen, das eins der großen Nilreservoirs ist. An der südwestlichen Ecke des Sees angelangt, erfuhr Stanley, daß am anderen Ufer sich ein weißer Mann befände — das konnte nur Emin Pascha sein. Um zu ihm zu gelangen, mußte Stanley sein bei Kilinga Longa zurückgelassenes Boot holen lassen, worüber die Zeit bis Ende April 1888 verging! Eine harte Prüfung, die Stanley, so nahe seinem Ziele, ertragen mußte. Um diese Zeit, als Stanley sich abermals dem Südende des Albert-Nyanza bei Kawali näherte, erschienen Eingeborne bei ihm mit der Botschaft, ein weißer Mann habe ihnen ein Paket für ihn eingehändigt; sie erzählten von wunderbaren Schiffen, die so groß wie Inseln und ganz mit Leuten gefüllt seien. Es waren diese Emin Paschas Dampfer, die er auf dem Albert-Nyanza besaß. Am folgenden Tage erhielt Stanley in der That ein Schreiben Emins, in welchem dieser seine Ankunft meldete. Leutnant Jephson wurde ihm auf dem Boote entgegengesandt, und am



Emin Pascha.



Henry Stanley.

29. April 1888 abends gegen sieben Uhr erschien Emin Pascha mit dem bei ihm weilenden Italiener Casati in Kawali bei Stanley, wo sie bis zum 25. Mai beisammen blieben. Um die für Emin bestimmten und in den verschiedenen Forts am Aruwimi zurückgelassenen Vorräte herbeizuschaffen, machte Stanley noch einmal die ganze Reise zurück, wobei er die meisten seiner Leute gestorben oder ermordet fand. Auch Major Barttelot in Jambuja war getötet worden und von den 257 Mann der Nachhut waren im ganzen noch 71 Mann übrig, von welchen wieder nur 52 diensttauglich waren.

Die geographischen Entdeckungen, welche Stanley auf diesem Wege vom Kongo bis zum Albert-Nyanza machte, erweisen sich als sehr beträchtliche. Die Ausdehnung des mittelafrikanischen Urwaldes wurde schon erwähnt. Der Aruwimi, welcher bei den verschiedenen Volksstämmen verschiedene Namen führt, erwies sich als ein Strom von 1300 Kilometer Länge, der in seinem mittleren Laufe schiffbar ist; an anderen Stellen hat er starke Stromschnellen. Sein Hauptzufluß, vom Norden her, ist der kaum minder große Nepoko. Vom Albert-Nyanza aus erblickte Stanley im Südosten die gewaltige Bergmasse Ruwensori, deren Gipfel etwa 300 Meter tief mit Schnee bedeckt war und dessen Höhe auf 5000 Meter geschätzt wird. Also wieder ein fast unter dem Äquator liegender gewaltiger Schneeberg Afrikas! Was die Bevölkerung betrifft, so ist der Nachweis einer Zwergrasse, der Wambutti, am oberen Aruwimi von Interesse. Sie stimmen überein mit den weiter nördlich von Schweinfurth nachgewiesenen Akka und leben wie diese vom Ertrage der Jagd; auch bedienen sie sich vergifteter Pfeile, durch welche Stanley bedeutende Verluste erlitt.

Das Ziel der Expedition, die Auffindung Emin Paschas und die Zuführung von Vorräten, war erreicht. Aber auffallen muß es, daß in den Berichten Stanleys von Emin eigentlich wenig die Rede ist. Der Pascha gebot damals, im Mai 1888, über zwei Bataillone regulärer Truppen, etwa 1400 Mann, mit welchen er die 14 Stationen seiner Provinz am oberen weißen Nil besetzt hielt. Dazu kam noch ein Heer von Irregulären, Matrosen, Handwerkern, Beamten und Dienern, im ganzen 8000 Mann mit 10000 Weibern und Kindern. Alle diese Leute lebten frei und glücklich, hatten ihre Harems und reichlich zu essen. Sie wollten nicht fort, und Emin wollte sie, damals wenigstens, nicht verlassen. Auch der Italiener Casati versprach bei Emin auszuharren. Das ist alles, was wir über das einmonatliche Beisammensein Stanleys und Emin Paschas erfahren, und das Ergebnis der Expedition war also, soweit es sich um das Zurückbringen Emin Paschas handelte, ein negatives. Erst als später ganz andere Verhältnisse eintraten,

welche Emin Pascha von seiner Stellung stürzten, da war der Rückzug geboten, und beide großen Männer erreichten am 4. Dezember 1889 die Ostküste Afrikas.

Ehe es uns aber an der Hand der noch ausstehenden Berichte möglich ist, den Lesern diesen letzten Abschnitt afrikanischen Ringens und Reisens zu schildern, müssen wir noch einiges zur Charakteristik der Hauptperson mitteilen, um welche der große merkwürdige Apparat in Szene gesetzt wurde, zur Charakteristik des Dr. Eduard Schnitzer, auf den die Augen der civilisierten Welt gerichtet sind.

Wie wir jetzt genau wissen und die Synagogalgeburtsregister der Stadt Oppeln ausweisen, wurde Isaak, Sohn des Lebel Schnitzer, am 24. des Monats Adar im Jahre 5600 geboren. Das ist, wie auch die Magistratsregister ausweisen, der 29. März 1840, doch erscheint Isaak dort unter dem Namen Eduard. Sein Großvater war ein aus Polen eingewanderter strenggläubiger Jude, seine Mutter die Tochter des Bankiers Schweitzer aus Neisse. In dieser Stadt besuchte Schnitzer auch das Gymnasium; seit 1858 studierte er in Breslau und Berlin Medizin mit dem besten Erfolge. Dann trieb ihn eine Sucht nach dem Unbekannten und die Liebe zu den Naturwissenschaften hinaus in die Fremde, in ein ungewöhnlich abenteuerliches und ereignisvolles Leben. Er wurde Arzt in der Türkei und besuchte im Gefolge eines Paschas Armenien, Syrien und Arabien. Aus dieser Sturm- und Drangperiode sind uns verschiedene merkwürdige Ereignisse bekannt geworden, deren Mitteilung indessen aus dem Rahmen unserer Darstellung herausfällt. In jener Zeit ist Schnitzer wohl auch zum Islam übergetreten, eine Frage, die von allgemeinem Interesse ist, die aber nicht ganz positiv sich erhärten läßt. Daß er jüdischer Abstammung, steht fest; seine Mutter, die in zweiter Ehe sich mit einem Christen verheiratete, ist zum Christentum übergetreten; ihr Sohn Eduard wurde im Jahre 1846 auf die Namen Eduard Karl Oskar Theodor getauft und am 1. April des Jahres 1855 in der evangelischen Kirche konfirmiert, beides in Neisse. Immerhin scheint Schnitzer zu den religiösen Fragen vollständig indifferent zu stehen. Ein katholischer Geistlicher (Missionar), mit dem er in Afrika Beziehungen hatte, schrieb über ihn: „Der Protestant konnte in ihm einen Protestanten vermuten, der Katholik einen Katholiken, da Emin mit allen Einrichtungen der katholischen Kirche und den verschiedenen Obliegenheiten ihrer Priester vollkommen vertraut ist. Dem Moslem sagt er den Koran auf und dem Juden den Talmud. Mit all deren religiösen Gebräuchen zeigt er sich vollkommen vertraut." Direkt hat er sich niemals darüber geäußert, daß er Mohammedaner geworden, und sein bester Freund, der in Chartum zur Zeit Gordons ermordete österreichische Konsul Hansal, wußte gleichfalls darüber keine Auskunft zu geben. Dr. Junker, der lange mit ihm in Innerafrika lebte, nennt ihn jedoch einen Mohammedaner.

Wie dem auch sein möge, mit Beginn des Jahres 1876 sehen wir den unternehmenden Mann als „Dr. Emin Effendi" in ägyptische Dienste treten und dann sich Gordon, dem berühmten Helden von Chartum, anschließen, der ihn zu würdigen wußte und im März 1878 zum Statthalter der südlichsten Provinz Ägyptens, der Äquatorialprovinz, ernannte, ein Posten, den er mit hoher Auszeichnung zehn Jahre lang verwaltet hat. Den Menschenräubern und Sklavenhändlern legte er das Handwerk, die Neger fanden an ihm einen Vater, Ordnung und Gesetz waltete, und reiche Erträge aus der Landwirtschaft und dem Handel wurden von ihm an die ägyptische Staatskasse abgeführt, bis der Aufstand des Mahdi allem diesen ein Ende bereitete. Alle, die ihn kennen lernten, voran Dr. Junker, sind seines Lobes voll. Seine Verdienste um die Wissenschaft sind den Vertretern der Geographie, Anthropologie, Zoologie und Botanik vollauf bekannt; nicht verwildert ist er in der innerafrikanischen Einsamkeit, sondern fortwährend hat er mit voller Frische der Empfindung auf naturwissenschaftlichem Gebiete, wie auf jenem der Kultur überhaupt rüstig fortgearbeitet. Emin Pascha redet oder schreibt die hauptsächlichen europäischen Sprachen, verschiedene slawische Idiome, das Türkische, Arabische, Persische und eine ganze Anzahl innerafrikanischer Sprachen.

Moderne deutsche Lyrik.

Ein kritisches Potpourri.

Von Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß.

Platz da! „Die Musik kommt:“

Klingling, bumbum und tschingdada,
Zieht im Triumph der Perserschah?
Und um die Ecke brausend bricht's
Wie Tubaton des Weltgerichts,
Voran der Schellenträger.

Brumbrum, das große Bombardon,
Der Beckenschlag, das Helikan,
Die Pikkolo, der Zinkenist,
Die Türkentrommel, der Flötist,
Und dann der Herre Hauptmann.

Der Hauptmann naht mit stolzem Sinn,
Die Schuppenketten unterm Kinn,
Die Schärpe schnürt den schlanken Leib,
Beim Zeus! Das ist kein Zeitvertreib,
Und dann die Herren Leutnants.

Zwei Leutnants, rosenrot und braun,
Die Fahne schützen sie als Zaun,
Die Fahne kommt, den Hut nimm ab,
Der sind wir treu bis an das Grab,
Und dann die Grenadiere.

Der Grenadier in strammem Tritt,
In Schritt und Tritt und Tritt und Schritt,
Das stampft und dröhnt und klappt und flirrt,
Laternenglas und Fenster klirrt,
Und dann die kleinen Mädchen.

Die Mädchen alle, Kopf an Kopf,
Das Auge blau und blond der Zopf,
Aus Thür und Thor und Haf und Haus
Schaut Mine, Trine, Stine aus,
Vorbei ist die Musike.

Klingling, tschingtsching und Paukenkrach,
Noch aus der Ferne tönt es schwach,
Ganz leise: bumbumbumbum tsching, —
Zog da ein bunter Schmetterling,
Tschingtsching, bum, um die Ecke?

Bitte, das ist — moderne deutsche Lyrik, nicht ganz so sinnig wie ein Goethesches Lied, nicht ganz so duftig wie ein Lenausches Naturbild, dafür aber stramm und forsch und schneidig und vor allen Dingen „modern.“ Ja, was gibt es denn Moderneres als den modernen Militarismus? Von der Poesie des Militarismus hat man bisher nicht viel gehalten. Wohl haben die Arndt und Körner u. a. in glühenden Liedern den Kampf für das Vaterland gefeiert, aber da war es eben das Vaterland, seine Freiheit und Würde, welche von diesen Dichtern besungen wurden, nicht der Krieg und das Kriegswesen an sich. Nun ist das Heer eine nationale Einrichtung, welche auch im Frieden die ganze Teilnahme der Bevölkerung in Anspruch nimmt, ja sogar, wie das obige Gedicht beweist, in den friedlichen Tempel der Kunst mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen einzieht. Man könnte den Verfasser dieses Gedichtes, Detlev Freiherrn von Liliencron, in gewissem Sinne als den „Dichter des Militarismus“ kennzeichnen. Er ist auf unserm Büchermarkte kein Neuling. Von dramatischen und Prosaarbeiten abgesehen, besitzen wir von ihm „Adjutantenritte und andere Gedichte“ und die kürzlich erschienenen „Gedichte“ (Leipzig, Wilhelm Friedrich). Aus beiden Sammlungen tritt uns ein echter Lyriker entgegen, dessen Talent weniger vielseitig als nach einigen Richtungen hin kräftig entwickelt ist. Liliencron ist ein Mann der That. Im Kriege ein schneidiger Leutnant, im Frieden ein schlichter Landedelmann, für die Reize ländlicher Schönheit nach jeder Richtung hin empfänglich — so stellt sich seine dichterische Persönlichkeit dar. Liberale Leser werden ihn vielleicht „junkerhaft“ nennen. Nun, meinetwegen mag er auch ein Junker sein, ein echter Dichter ist er doch. Kann man einen Paradezug anschaulicher, kräftiger, lebendiger schildern, als dies mit den obigen klirrenden und dröhnenden Strophen geschehen? Und welche wilde, dunkeläugige, malerische Schönheit weiß er in seine kleinen Schlachtenbilder hineinzulegen? Da ist zum Beispiel die

Kleine Ballade.

Hoch weht mein Busch, hell klirrt mein Schild
Im Walkenbruch der Feindesklingen,
Die malen kein Madonnenbild
Und tönen nicht wie Harfensingen.

Und in den Staub der letzte Schelm,
Der mich vom Sattel wollte stechen!
Ich schlug ihm Feuer in den Helm
Und sah ihn tot zusammenbrechen.

Ihr wolltet stören meinen Herd?
Ich zeigte euch die Mannessehne.
Und lachend trockne ich mein Schwert
An meines Rosses schwarzer Mähne.

„Ich schlug ihm Feuer in den Helm!“ Welche Kraft des Ausdrucks! Und dann dieser Schluß. Blutig, in die Nerven schneidend, „roh“ wie das Ganze, aber doch ungemein stimmungsvoll, zornlachend, poetisch-anschaulich wie das Ganze. Aber man darf

Liliencron um dieser Richtung willen nicht für kalt und gemütlos halten. Welch tiefe Tragik des Gemüts atmet die Schilderung der letzten Augenblicke eines schwerverwundeten Soldaten, der vergessen in einem Weizenfelde dicht vor seinem Heimatsdorfe liegt:

„Die Sense rauscht im Ährenfeld,
Er sieht sein Dorf im Arbeitsfrieden.
Ade, ade, du Heimatwelt —
Und beugt das Haupt und ist verschieden."

Liliencrons Gemüt bricht gelegentlich in ähnlich diskreter und doch kräftiger Weise hervor, wie bei dem Leutnant in dem Gedicht „Die Attacke," das mit den sturmsausenden, in ihrer lebendigen Anschaulichkeit unübertrefflichen Versen beginnt:

Platz da, und „Zieten aus dem Busch,"
Mit Hurra drauf in Flusch und Husch,
Und vorgebeugten Leibes rasen
In einem Strich die Pferdenasen;
Wir zwei weit voran den Husaren,
So sind wir in den Feind gefahren.
Die roten Jungen hinterher
In todesbringender Karriere,
Daß wild die Spitzen der Schabracken
Den Grashalm fegen wie der Wind.
Und hussa, hep, die bunten Jacken,
Sind wir am Waldesrand geschwind.
Geknatter, dann ein tolles Laufen,
Wir konnten kaum mit ihnen raufen,
So rissen die Gascogner aus
Vor unserm Säbelschnittgesaus.

Als nun der Leutnant, der Freund des Erzählers, nach der Attacke den Zug wieder sammelt, da fehlt von seinen Leuten nur ein einziger, der Trompeter:

„Bei meinem Freund zum erstenmal
Sah ich die Scherbe niederschnippen,
Und Thränen fielen ohne Zahl
Dem Toten auf die bleichen Lippen."

Seelenvoller wird das „Monokel" wohl niemals in der Poesie verwertet werden. „Im Sterben trägt er noch die Scherbe," aber beim Tode seines Kameraden, da ist sie dem Leutnant doch aus dem Auge gefallen — zum ersten und vielleicht zum letztenmal. Über den Reiz der Stimmung verfügen auch die meisten Landschaftsbilder des Dichters, nur treten hier seine „noblen Passionen" manchmal doch etwas zu aufdringlich in den Vordergrund. Hier und da ein hübsch geschildertes Jagdvergnügen, das läßt man sich noch gern gefallen, namentlich am Morgen, wenn die Lerchen „den Tau aus ihren Flügeln schütteln" und ihre Lieder „dem frischen Wandrer um die Mütze schmettern." Aber wenn die Hunde gar zu oft vorkommen, wünscht man zuweilen, daß deren weniger dem Dichter zur Verfügung stünden, und seinen ländlichen Harem möchten wir vollends ein wenig beschränkt wissen. Echte Leidenschaft ist schon an sich Poesie, aber öftere Verliebtheit, in ziemlich gleichen Fällen vorgetragen, ermüdet auf die Dauer und wirkt banal. Überhaupt ist er in der Schilderung seines Privatlebens zu eingehend. So läßt er z. B. auch seine Kutscher und Lakaien antreten, was seinen Gedichten einen gewissen „feudalen" Beigeschmack verleiht. Auf wenige moderne Dichter läßt sich mit gleichem Rechte die Charakteristik „realistisch" anwenden, wie auf diesen. Seine Natur ist wirkliche Natur, wenngleich er sie zuweilen auch in ihren minder schönen Erscheinungen abbildet und stark ins Derbe verfällt. Bedeutend ist Liliencron auch in der Ballade, die bei ihm noch den Zug ins Düstere und Geheimnisvolle bewahrt hat, die Eigenart ihrer nordischen Heimat. Jedenfalls ist er eine kraftvolle Gestalt auf dem deutschen Parnaß der Neuzeit, und wenn er einerseits den höheren und höchsten Flug des Gedankens oft vermissen läßt, so entschädigt er andererseits durch Schmelz und Urwüchsigkeit. Seine Poesie ist frisch aufgebrochenes Erdreich, treibt sie schon viele unzweifelhaft schöne Blüten und reife Früchte, so schießt auch das, was eine streng ethische Kritik als Unkraut bezeichnen könnte, farbig und saftstrotzend empor. Rohe Kräfte und Triebe sind zwar nicht die denkbar würdigsten Gegenstände der Poesie, — wer wollte aber dem Dichter darum zürnen, daß er auch aus den weniger edeln Blüten des Lebens den Honig der Schönheit zu saugen trachtet? Gründliche Formkultur könnte sein Blumengarten immerhin vertragen, auch manches Büschel unbedeutender Erzeugnisse hätte er ruhig ausjäten können: Gras bleibt immer Gras, mag es noch so sehr „Natur" sein.

Audiatur et altera pars: wie wär's, wenn wir dem lyrischen „Junker" einen lyrischen — Sozialdemokraten gegenüberstellten?

Vor mir liegen zwei ganz unscheinbar ausgestattete Sammlungen: „Stimmen im Sturm" und „Excelsior," beide aus der Feder von Maurice Reinhold von Stern und beide im bekannten „Verlagsmagazin" von J. Schabelitz in Zürich erschienen. Aus

der Vorrede des ersten, nunmehr in 2. Auflage vorliegenden Bändchens erfahren wir, daß vom ersten Abdruck 10000 Exemplare in die Welt geschickt und — vergriffen wurden. Der Verfasser ist stolz auf diesen Erfolg. Darf er es sein? Gewiß nicht. Vier Fünfteile des Inhalts sind Majestätsverbrechen gegen die Würde und Freiheit der Poesie. Wenn der Tempel der Dichtung von dem Haß und der Leidenschaft der Parteien entweiht werden darf, wohin sollte dann der Mensch flüchten, der wenigstens einige Stunden lang weiter nichts sein will als eben Mensch? Ein Gebiet muß es doch noch geben, in welchem die Menschheit ihre unveräußerliche Gemeinschaft empfinden kann. Und dieses Gebiet ist das Reich des Schönen. Die Empfindung des Schönen ist allen nicht ganz unentwickelten Menschen gemeinsam, und deshalb sollen die Pforten dieses Tempels einem jeden offenstehen, gleichviel welcher Partei und Konfession er sonst auch angehören mag. Von wem sollten wir nun die Anerkennung dieses Rechtes dringender verlangen dürfen als von demjenigen, der selbst als ein Kämpfer für das gleiche Recht aller in die Schranken tritt? Es ist nicht Sache der litterarischen Kritik, auf die Forderungen Sterns von irgend einem politischen Standpunkte aus einzugehen, wohl aber hat die Kritik das Recht und die Pflicht, diesen Forderungen entgegenzutreten, soweit sie gegen die Grundsätze des Sittlich-Schönen verstoßen. Was soll man aber zu alledem sagen, was Stern an derartigen Vergehen auf wenigen Seiten aufeinanderhäuft? Genug, daß er in wahnsinniger Leidenschaft die Sturmglocke läutet und die blutige „Rebellion“ als sein „stolzes, edles Lieb“ in die Arme schließt; daß er das Krähen des roten Hahnes auf den Dächern seiner Widersacher verkündet und mit „Pflastersteinen“ um sich wirft. Maßlose Ausfälle gegen die ganze nichtsozialdemokratische Gesellschaft, heisere Wutschreie gegen alles bestehende menschliche und göttliche Gesetz, glutroter Brandfackelschein, wallende schwarze Rauchwolken — alles das mag die Stimmung der Sammlung einigermaßen andeuten. Und dennoch — warum werfe ich das abscheuliche Buch nicht einfach in die Ecke? Warum wende ich Blatt um Blatt? Weil mich beim Lesen das Gefühl überkommt: alles das könne ja gar nicht der innersten Herzensmeinung des Verfassers entsprechen; alles das müsse der Ausbruch eines überaus leidenschaftlichen Gemütes sein, das so oder so sich „austoben“ muß und durch äußere Heftigkeit den inneren Zwiespalt ersticken will. Und wenn ich einen Augenblick von dem Buche aufblicke, dann verschwindet vor mir das rußgeschwärzte Gesicht des brandschleudernden Aufrührers und ich schaue in ein anderes unendlich, weiches Antlitz, dem die Thränen in den Augen stehen — Thränen über ein verfehltes, reichangelegtes Leben, unnütz verbrauchte Thatkraft und getäuschten lautersten Idealismus; Thränen über das große Leid der Welt! In den wüsten Lärm der „Stimmen im Sturm“ klingen Töne der innigsten und zartesten Empfindung hinein; unter all dem politischen Schutt und Geröll sind Liedesblumen aufgeblüht, die nur einem edlen Erdreich entsprossen sein können. Kindliche Weichheit, ein allumfassendes Sehnen, zu lieben und geliebt zu werden, ergreifend tiefes Heimweh nach dem Grabe des Vaters am fernen baltischen Strande — kann der Mann, der das empfindet, wirklich und wahrhaftig den politischen Bruderkrieg predigen? Man sollte es nicht für möglich halten, und ich halte es auch einfach nicht für möglich, trotzdem ich es schwarz auf weiß vor mir sehe. Glauben wir doch an das Gute im Menschen mehr als an das Böse! Zweifellos hat Stern diese Sturmperiode längst überwunden und er wird ebensowenig fähig sein, jemals mit jenen Theorieen Ernst zu machen, als Goethe fähig war, sich selbst das Leben zu nehmen, nachdem er sich in seinem Werther alle krankhafte Empfindsamkeit vom Herzen geschrieben und diesen selbst um die Ecke gebracht hatte. Charaktere wie Stern werden freilich immer in der Opposition bleiben müssen, das liegt nun einmal in der Natur der Dinge. Die stolzen Worte aus einem Gedicht, dessen eigne Poesie den Verfasser wegen ihrer Schändung in den letzten Strophen verklagt, die Worte:

„Scharf ist mein Sänger,
Mein Degen hart,
Auch ich bin ein Dränger
Der Gegenwart!“

die wird Stern freilich wohl auch in Zukunft auf sich anwenden können, aber dagegen hat die litterarische Kritik schon nichts mehr einzuwenden, wenn nur dieser „Drang“ die Grenzen des dichterisch und sittlich Schönen nicht überschreitet. Die lyrische Abteilung

der „Stimmen im Sturm" enthält einzelne Gedichte, welche nicht nur in keiner Weise anstößig sind, sondern auch Aufnahme in jede dichterische Anthologie verdienten. Kraft und Schwung einer echten poetischen Begabung atmete schon eine Reihe derjenigen Stücke, welche sonst die schärfste Verurteilung verdienen, aber wie freudig überrascht war ich, als ich nach diesem künstlich gesteigerten Pathos den einfachen Ton des Liedes so reizend und silberhell angeschlagen hörte, wie in:

Viola.

Über dem schimmernden lichten Gehölz
Sprühender Regen;
Tröpfelndes Laub, grünseidener Schmelz,
Rauschender Segen!

Lachendem Liebchen im luftigen Kleid
Ist es so wohl;
Während ich küsse die duftige Maid,
Pfeift der Pirol.

Tauiges Veilchen da — wonniger Fund —
Waldesjuwel!
Körnchen Saphir auf smaragdenem Grund —
Liebchen, o wähl'!

Lüfte des Busens schimmernden Schrein,
Reizendes Kind,
Schau, von den Zweigen streift dir hinein
Perlen der Wind.

Da von dem Riedgras pflücke geschwind
Den Diamant;
Schau, wie hernieder der funkelnde rinnt
Dir in die Hand!

Bräutchen, o schmücke dich, greif immer zu, —
Haben es ja!
Herzig-bescheidenes Mägdelein du,
O Viola!

Schau, die Natur ist mein Hofjuwelier!
Bin auch kein Lump!
Und bei der Göttlichen haben wir
Ewigen Pump!

Ist das nicht eine kleine Perle der Lyrik, — so duftig-zart und „herzig-bescheiden" wie ein eben erblühtes Waldveilchen, so frisch und glänzend wie ein Tautropfen? Und wie großartig-prächtig steuert „Der Traum einer Märznacht" taudampfend durch den tönenden Äther! Funkelnd und klingend schwingt sich „Orgie in Licht" empor — die Andacht eines modernen Sonnenanbeters!

„Mag er im Lichtrausch den Scheitel verbrennen,
Ikarus zieht es zur Sonne hinan!"

Ein sehr charakteristisches Gedicht ist das warmpathetische „Den Physiologen," wo der Dichter für die gequälte Kreatur und gegen die Vivisektion — mag man ihm nun beistimmen oder nicht — mit edler Begeisterung und ungewöhnlicher Innigkeit seine Stimme erhebt.

Gewinnt man schon aus dieser ersten Sammlung den Eindruck einer hoch über das Mittelmaß emporragenden dichterischen Begabung, so wird dieser Eindruck durch die neueste Veröffentlichung Sterns: „Excelsior!" zur unbestreitbaren Gewißheit erhoben. Nicht umsonst lautet der Titel: „Excelsior!" Wort für Wort lassen sich auf diese Sammlung des Verfassers eigne Verse anwenden:

„Nach all den Teufelei'n,
Nach Gischt und Gärung,
Perlt es wie milder Wein —
Goldige Klärung!
Jubelnde Melodien
Schlummern tief innen;
Reinere Harmonien
Rauschen darinnen!"

Des Proletariergewandes hat sich der Dichter hier fast ganz entledigt, die politische Brandfackel hat er fortgeschleudert und statt der roten Fahne das Banner der Kunst in die Hand genommen. Wohl finden sich noch einzelne wenige Rückfälle in den früheren Ton, aber auch diese sind unvergleichlich maßvoller als alles Ähnliche in den „Stimmen im Sturm." Gedichte wie „Gottesdienst," „Ihr und ich" und einige andere wären besser ganz fortgeblieben. Teils tragen sie den Stempel innerlicher Unwahrheit, teils den des Gemachten deutlich an der Stirne. Die weit überwiegende Mehrzahl der gebotenen Leistungen ist echte und zum Teil künstlerisch vollendete Poesie. Es finden sich Schöpfungen unter ihnen, deren sich keiner unserer besten Lyriker zu schämen brauchte; die wir in gleicher Güte bei manchem unserer beliebtesten Modepoeten vergeblich suchen würden. Die meisten dieser Gedichte lassen sich auf eine gemeinsame seelische Grundstimmung zurückführen, die etwas von dem goldigen Abendrote eines milden, klaren Spätsommerabends an sich hat. Ungemein weich und lind, träumerisch-müde, wehmütig-klagend ertönen diese Weisen, dabei größtenteils auf das reinste gestimmt, klar, melodisch und sehnsuchtstief. Aber die glimmenden, heimlich knisternden Kohlen jener träumerischen Weltmüdigkeit, deren dichterische Stimmung sich mit einem bläulichen, durchsichtigen, warmflutenden Dunste vergleichen ließe, bergen in sich das Feuer echter Leidenschaft, das gelegentlich in großartig aufjubelnden Natur-

hymnen und schwungvollen Gesängen emporschlägt. Ich kenne nicht allzuviele neuere Gedichte, welche über einen gleichen Zauber der Stimmung verfügen wie das folgende:

Schmiede im Walde.

In purpurnen Blättern säuselt der Wald,
Es spielen die goldigen Lichter, —
Mit kühlem Hauch kommt der Abend bald, —
Der Vögel Sang ist mählich verhallt,
Schon nicken die Nebelgesichter.

Noch lächelt der Himmel in zitterndem Blau,
Bald glüht er in rosiger Feier;
Schon perlt an den Gräsern der duftige Tau,
Im Wiesengrunde, da weben in Grau
Die Nebel phantastische Schleier.

Mild weht und leis ein ersterbender Hauch,
Es taumelt ein Blättlein hernieder;
Der Abend verklärt den entblätterten Strauch;
Am Saume des Waldes kräuselt ein Rauch,
Wie tönendes Erz hallt es wider.

Nun tönt es hell wie ein Hammerschlag —
Kling! kling! durch die tönende Halde.
Es taucht hervor dort hinter dem Hag
Im rauchgeschwärzten Bretterverschlag
Die einsame Schmiede im Walde.

Dort schwingt den Hammer der junge Schmied,
Daß stiebende Funken sprühen;
Es singt dazu, wie der Zugwind zieht,
Das Feuer sein uralt heiliges Lied
In der Kohlen blasendem Glühen.

Kling! kling! Du reisiger Schmiedegesell,
Dein Schwert, wann ist es vollendet?
Bald hat die Sonne, die jetzt so grell
Durchzittert der Bäume buntfarbiges Hell,
Die letzten Strahlen gesendet.

Kling, kling, in den sonnigen Abend hinein
Im Walde du liebliches Tönen!
Die Sonne gießt aus ihren Purpurschein,
Im Nachthauch flattern die Blätter darein,
Und im Herzen, da dehnt sich ein Sehnen . . .

Auf der anderen Seite ein Beispiel von der Kühnheit und Kraft Sternscher Naturpoesie:

Alpenglühen.

Sink' hin aufs Angesicht! Der junge König naht;
Es jauchzt das ew'ge Licht auf seinem Felsenpfad.

Ins Feuermeer getaucht, sein Haupt wie Purpur loht,
Vom Frühwind angehaucht, die Wangen morgenrot.

Das ist der junge Tag in seines Sieges Wucht,
Es sinkt von seinem Schlag die Nacht in dunkle Schlucht.

Auf goldnem Wolkenroß glutlodernd in der Pracht,
Mit glühendem Geschoß bohrt er ins Herz der Nacht.

Schon rieselt warm ihr Blut, es färbt sich das Gesteln,
Der Fels hüllt sich in Glut und roten Dämmerscheln.

Da lacht das starre Land; im Firn die Rosen blühn,
Und meiner Seele Brand verglimmt im Alpenglühn.

„Es jauchzt das ew'ge Licht" — das ist gewiß ein kühnes Bild, aber man braucht nur an Goethes: „Die Sonne tönt in alter Weise" zu denken, um dieses Bild gerechtfertigt zu finden, wenn es einer solchen Rechtfertigung überhaupt bedürfte und diese nicht schon in der Metapher der ersten Strophe selbst enthalten wäre. Ein grandioses Naturbild ist auch „Das Gewitter in den Alpen" und Strophen wie die aus dem „Wintermorgen am Vierwaldstätter See" sind nicht nur mit dem glühenden Griffel der Leidenschaft geschrieben, sondern auch mit dem erschauernden Herzen eines Mannes, der wohl ein Recht hat, von sich zu sagen:

„Der trunkne Schwärmer ist der Gottheit näher
Als der ernüchterte moderne Christ!"

Wer auf die Arbeit des Dichters größeres Gewicht legt als auf die des Buchbinders, Druckers und Papierlieferanten, der vergesse über dem Politiker Stern nicht den Dichter Stern. Nur den geringsten Teil seines Schaffens konnte ich in den obigen Zeilen berücksichtigen, noch vieles verdiente Erwähnung. Matthisson, unser berühmter Landschaftsdichter, und Salis-Seewis, der bekannte schweizerische Poet, haben keine schönern Herbstbilder gezeichnet als Stern in seinem nur etwas zu lang geratenen „Herbstmorgen." Und wie gedankenreich ist „Die Begegnung in der Wüste," „Am Ziel" und anderes, wie innig „Im Heidekraut," „Heimweh," „Rauschgold," wie edelschön „Phantasus und das Glück," wie glutvoll der — „Eislauf im Mondschein." Überall drängt und schmiegt sich der Dichter in leidenschaftlicher und doch rührend kindlicher Sehnsucht an das Herz der Natur:

„So wie die Erde in Regen und Sonne,
Bin ich verdüstert und wieder erhellt:
In Weh und Wonne
Eins mit der Welt!"

Maurice Reinhold von Stern ist einer angesehenen baltischen Adelsfamilie entsprossen. Hatte sich dieselbe wohl jemals träumen lassen, daß er sich dereinst als Blusenmann darstellen und in der Schweiz eine führende Stellung unter den Sozialdemokraten einnehmen würde? Sozialdemokrat dürfte er wohl auch noch heute sein, aber die Aus-

schreitungen seiner „Stimmen im Sturm" hat er gewiß längst eingesehen, denn sonst hieße und bedeutete seine jüngste Gedichtsammlung nicht — „Excelsior!"

Liliencron, der lyrische Junker, Stern, der lyrische Sozialdemokrat — beide haben Ideale, beide fühlen sich „eins mit der Welt." Anders Wilhelm Walloth, von dem mir zwei Sammlungen „Gedichte" und „Dichtungen" vorliegen (Leipzig, Wilhelm Friedrich). Walloth ist der geborene Hamlet unter den modernen Lyrikern, der pessimistische Skeptiker. An allem zweifelt er, nur an seiner dichterischen Unsterblichkeit nicht. Als Motto tragen seine Gedichte die Verse des Grafen Schack auf dem Titelblatte:

„Einst, ich weiß, doch wird mit höhern Schlägen
Manches Herz bei meinen Liedern klopfen,
Wenn das meine längst schon ausgeschlagen,"

und in einem „Schluß" versichert er uns, daß die „goldglänzenden Früchte" seines „Nachruhms" zwar langsam, aber sicher heranreifen. Wenn sie auch nicht „des Jünglings Gelock mit knospender Pracht" schmücken, so würden sie dafür „mit herbstlich gediegener Fülle einstmals den Greis erquicken," den „am Grab jegliche Hoffnung verließ." Der Verfasser scheint aber diese Beteuerung noch nicht für überzeugend gehalten zu haben, denn er erfindet einen — „Nachschluß," in welchem er sich mit drohender Faust an der Thüre noch einmal umkehrt und diejenigen, die ihn etwa „verschweigen" möchten, mit dem Donnerworte niederschmettert: „Werd' ich doch reden, wenn längst ewiges Schweigen euch deckt!" Ich weiß zwar nicht, wer Herrn Walloth „verschweigen" möchte, das aber weiß ich wohl, daß eine solche Besorgnis um den Nachruhm sehr verdächtig klingt und daß sie krankhaft ist. Und krankhaft ist die Individualität Walloths allerdings. Aber dennoch, oder gerade deshalb ist auch er ein echt moderner Dichter. Denn es ist die Krankheit der Zeit, an der er leidet. Er ist gewissermaßen von Himmel und Erde zerrissen: auf der einen Seite düster pessimistische Reflexion, ein Wühlen im Schmerze der Welt, ein Kampf mit der Gottheit, der bald titanenhaft, bald pygmäenhaft wirkt; auf der anderen glühende, zerfressende Sinnlichkeit, taumelnder Fleischeskultus bis zur äußersten Unnatur. Aber was gesellschaftlich eine Krankheit, das ist oft in der Dichtung echte Stimmung. Vom Standpunkte der medizinischen Wissenschaft aus werden die Anlässe mancher Lenauschen Dichtungen gewiß krankhafte sein. Auch vom ästhetischen? Kann wahre Schönheit krankhaft sein? Obwohl Herr Walloth in „Motto," „Schluß" und „Nachschluß" eigentlich schon seine „Lorbeern" eigenhändig abgepflückt hat und also keinen berechtigten Anspruch auf die Kränze der Mitwelt erheben dürfte, will ich ihm doch gern ohne weiteres zugestehen, daß er nicht nur ein begabter, sondern auch ein hochbegabter Lyriker ist. Wohlgemerkt: ich spreche zunächst von der Begabung, denn an künstlerischem Streben läßt er es in dem gereimten Teile seiner Dichtungen gar sehr fehlen. Man wird ordentlich betrübt, wenn man die Liederlichkeit betrachtet, mit der er Gedichte behandelt, die zu den Perlen deutscher Dichtung gehören würden, wäre die Form nicht so gröblich vernachlässigt. Denn um hier gleich eines von den wenigen heiteren Liedern anzuführen, die bei Walloth wohl ebenso selten sind wie bei Lenau — welche Fülle von bezaubernden poetischen Gedanken enthält das kleine Gedicht:

Frühling!

Der Frühling in den Winterschnee
Einen Brief geschrieben hat,
Man sieht vor lauter ABC
Nicht mehr das weiße Blatt.

Der Bach, der ist sein Tintenfaß,
Der Wind ist seine Feder,
Die Sonne diktiert ihm, was er schreibt,
Im stolzen Wolkenkatheder!

Die Lerche schreibt als Stenograph
Hoch in die Luft ihr Lied,
Das Veilchen kritzelt und müht sich brav
Und schreibt und weint und blüht.

Der Rabe, der schwarze Tintenfleck,
Wird schnelle ausradiert;
Der Schmetterling auf die Wiese schreibt,
Grasduft die Hand ihm führt.

Und wenn der Brief geschrieben ist,
Der blühende, glühende, große,
Dann siegelt die Sonne ihn lächelnd zu,
Ihr Siegel ist die Rose!

Da schleicht der Dichter herbei und bricht
Das Siegel von dem Blättchen,
Und liest und stiehlt ein hübsch Gedicht,
Das bringt er seinem Mädchen!

Man muß dichterisches Genie besitzen, um einen solchen Reichtum poetischer Gedanken gleichsam aus dem Ärmel zu schütteln, solche wunderliebliche, duftige Lyrik zu schreiben, wie das von dem Veilchen: ... „Müht sich brav und schreibt und weint und blüht."

Aber man muß auch künstlerisch sehr verbummelt sein, um solche lyrische Gedanken in solcher Form und mit solchen Fehlern in die Welt zu schicken. „Das Siegel von dem Blättchen?" Was für ein Blättchen? Ich denke, dieses Blättchen ist doch ein sehr großes Blatt, ist die ganze Frühlingslandschaft, die ganze Natur?! Hat nicht der Dichter einen Augenblick früher vom „Briefe" gesagt: „der blühende, glühende, große?" Und nun ist er plötzlich ein Blättchen geworden! Hat es sich wohl gelohnt, das schöne Bild so zu zerstören um eines so erbärmlichen Reimes willen wie: „Mädchen" auf „Blättchen!" Und das sind schon zwei häßliche Fehler in einem Atemzuge!

Ganz ähnlich ergeht es dem Leser mit der stimmungsvollen Ballade:

Die Chronik.

In dem alten Rittersaal
Liest der Knappe vor dem Grafen,
Bei der Ampel trübem Strahl
Ist der müde Greis entschlafen.

Nur die junge Tochter lauscht,
Und sie lauscht so tief und innig,
Wie vor ihr vorüberrauscht
Alte Sage süß und sinnig.

Um den Turm der Nachtwind summt,
Haucht so geisterkühl durchs Zimmer,
Jetzt der Greis im Schlafe summt,
Doch die beiden hören's nimmer!

Längst der Knappe schwieg gar still,
Lächelt ob des Alten Schlummer;
Sie vor Scham vergehen will,
Beugt die Stirn in süßem Kummer.

Welcher Friede, welche Anschaulichkeit, welche süße Innigkeit! Aber — wenn auch „die beiden es nimmer hören" und Herr Walloth es auch nicht hört: ich höre es doch: wie der Greis „im Schlafe summt" und das will mir gar nicht von ihm gefallen. Was hat er auch zu summen? Nicht daß ich sein Atemholen im Gedichte nicht hören möchte, bewahre! Gerade das möchte ich um keinen Preis missen, denn es trägt unendlich viel zur Stimmung bei. Daß ein anderer Ausdruck schwer zu finden war, will ich gleichfalls gern zugeben, aber was geht mich das an, mich, den Leser? Der „summende Greis" macht nun einmal einen komischen Eindruck. Man beachte auch in diesem Gedichte die gekünstelte, durch den Reim erzwungene Vertauschung der natürlichen Stellung von Subjekt und Prädikat: ein Familienfehler der Wallothschen Gedichte.

Es würde sehr schwer halten, dem Dichter alle Formfehler auch nur ihrer Gattung nach vorzuführen; denn es sind deren sehr viele. Aber es würde leicht sein, diejenigen Gedichte hier anzudeuten, die nicht nach der einen oder anderen Richtung hin wirklichen poetischen Wert besitzen; denn es sind deren sehr wenige. Stimmung, die ja allein hinreicht, um ein Gedicht als Poesie zu kennzeichnen, besitzen fast alle. Walloth versteht es, den Leser die Natur mit seinen eignen melancholischen Augen erblicken zu lassen. Das Bächlein schleicht sich mit leisem, unterdrücktem Weinen in die Einsamkeit, um dort sein Leiden ungesehen zu verwinden. Die Föhren schauen finster und weltverachtend, kranke Blumenkinder trauern auf kahlen Klippen, und selbst die Nachtigall ist krank und „schluchzt" bei unserm Dichter „im Fieber." Der Mond lugt „mit abgehärmtem, blassem Dulderantlitz durchs Gestrüpp, wie ein Gefangener durch das Gegitter seines Kerkers:" die ganze Natur duldet mit dem Dichter, ist krank mit ihm; krank, aber doch immer noch schön. Nur das ist nicht schön, daß Walloth einen kleinlichen Haß gegen — Christus zur Schau trägt, dessen Größe er nicht einmal vom rein menschlichen Standpunkte aus zu begreifen scheint. Das ist nicht nur sittlich, sondern auch dichterisch unschön, und dadurch verdirbt er oft genug seine Gedichte. Denn wenn der Dichter die allumfassende, allerbarmende Liebe nicht mehr zu begreifen vermag, wer soll sie dann begreifen? Ist nicht die Liebe auch der Grundton aller Poesie und muß ihre Leugnung in der Person ihres unvergleichlich größten Vertreters auf Erden nicht notwendig unpoetisch sein? Da ist doch der Sozialdemokrat Stern anders auf den Weltheiland zu sprechen, voll Liebe und schuldiger Ehrfurcht! Und weshalb dieses kleinliche Anbellen der erhabensten Gestalt in der Weltgeschichte? Immer das alte Lied: wegen des durch Christus überwundenen alten Hellenentums mit seiner Sinnenfreude. Nun braucht man nur die antikisierenden Gedichte desselben Walloth, die Oden und Elegieen und freien Rhythmen, zu lesen, um einen Begriff davon zu bekommen, was es mit diesem Griechentum auf sich hat. Die bezüglichen Dichtungen Walloths sind schön, teilweise das schönste, was er geschaffen. Hinreißender Schwung, Kühnheit der Ge-

danken, großartige Bilderpracht neben dem traulichsten Idyllenton, der lieblichsten Kleinmalerei, kunstreich poetischen Arabesken und schalkhafter Anmut — aber dennoch — wie weit ist das alles vom griechischen Geiste entfernt! Das ist bis auf einzelnes nicht die heitere und sorglose Genußfreude, die naive Sinnlichkeit der Hellenen, das ist die innerlich zerklüftete, gedankenzerwühlte Fleischesemanzipation der modernen philosophischen Materialisten. Es ist eben eine Emanzipation, ein bewußter Protest; keine natürliche, ganz selbstverständliche, kindliche Hingabe. Im übrigen sind gerade diese Gedichte unvergleichlich künstlerischer und formvollendeter als die anderen. Eine Ode wie „Das Wasser" würde in einer deutschen Ausgabe des Horaz allenfalls nur durch ihre Schönheit auffallen, und die himmelanstrebenden freien Rhythmen „Auf den Bergen" dürften mit ihren trotzigkühnen, gigantischen und doch die Landschaft blitzartig erhellenden Metaphern den Gipfel der Kunst fast erklimmen. Auch die immer stimmungsvollen Balladen verdienen Erwähnung. Alles in allem besitzen wir in Walloth einen Dichter, dem nur die schonungslose Kritik seiner selbst und anderer fehlt, um die „goldglänzenden Früchte des Nachruhms" schon bei Lebzeiten vorzukosten und nicht erst zu warten, bis ihn „am Grabe jegliche Hoffnung verließ."

Eine interessante dichterische Persönlichkeit ist auch Albert Möser, aus dessen Feder soeben eine neue Sammlung: „Singen und Sagen" (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.) erschienen ist. Möser schildert in seinem Gedichte „Unter dem Dachstein," wie er auf hoher Alp, geblendet und durchdrungen von der Größe der Natur, seinen Blick auf den Stein zu seinen Füßen gleiten läßt und dort einen Ameisenschwarm erblickt, der in zwei feindliche, miteinander kämpfende Hälften geschieden war:

„Ich schaut' und schaut' und zweifelte nicht mehr:
Hier rast' ein Krieg, hier kämpfte Heer mit Heer.

— — — — — — — — — — — — — —

Entschieden wird auch hier ein Völkerlos: —
Nun sprich, o Seele: was ist klein? was groß?

Was wichtig und was nichtig ist, sag' an!
Wo ist der Maßstab, der nicht täuschen kann?
Der Stein ist dieses Schwarmes Horizont,
Du schweifst, so weit die Welt im Licht sich sonnt.

Und doch! Wer weiß, ob nicht, wie weit er schweift,
Dein Geist vom All' ein Teilchen nur begreift,
Ob es nicht Wesen birgt, hoch über dir,
Wie du ob diesem wimmelnden Getier,

Und ob, was groß dir selber scheint zu sein,
Sie winzig nicht bedünkt wie dich — der Stein.

Möge dieses Gedicht gleichzeitig dem Leser einen Begriff davon geben, auf welche geistreiche, tiefsinnige und immer formgewandte Art der geachtete Dichter die Dinge der Erde unter den Gesichtspunkten des Ewigen betrachtet. Mösers neue Poesieen sind fast durchgängig Gedankendichtung. Ernst und würdig ist er bis auf wenige humoristisch gefärbte Sachen überall, ebenso ist er überall Meister der Form und ein Philosoph, der Kleines und Großes mit gleichem Nachdenken, mit gleicher Liebe behandelt. Nach alledem wäre an seinen Gedichten nichts auszusetzen, und man kann ihm auch wirklich nur sehr wenige Fehler vorwerfen. Aber mit den fehlerfreien Dichtern geht es uns in der Regel ebenso, wie mit den fehlerfreien Menschen. Ich komme bei ihnen zu keinem rechten Behagen, und wenn ich ihnen auch keine Fehler vorwerfen kann, so lassen sie mich doch sehr vieles vermissen. Ein volles Menschenherz muß einmal überfließen und ein volles Dichterherz erst recht, oder es ist eben nicht voll. Und nicht alle Gedichte Mösers sind mit vollem Herzen geschrieben. Die Gedankenlyrik hat nicht nur unstreitig eine große Berechtigung, sondern auch eine große Zukunft. Aber Lyrik ist eben Empfindung, und der Gedanke soll im Gedicht nicht nur kunstgerecht auseinandergesetzt, — er soll auch empfunden, er soll von der Empfindung ganz eingeschmolzen werden. Nun ist mir Möser im allgemeinen — zu kalt. Seine Gefühle und Gedanken sind mir zu vorschriftsmäßig. Erstere sind mir häufig nicht warm, letztere nicht neu genug. Viele seiner Gedichte möchte ich poetische Aufsätze nennen, sorgfältig durchdacht und nach einer vorher entworfenen verstandesmäßigen Disposition angefertigt. Das würde alles noch nichts schaden, aber ich frage mich: wären diese Gedichte auch nur um ein Haar schlechter ausgefallen, wenn deren Themata nicht vom Verfasser selbst gewählte, sondern ihm von einem anderen aufgegebene wären? Ist diese Frage zu verneinen — und ich müßte sie zuweilen verneinen —, dann wäre das eben ein Beweis dafür, daß den betreffenden Gedichten der innere Anstoß gefehlt hat. Es ist zweifellos sehr lobenswert, daß Möser seinen Schöpfun-

gen Stoffe aus dem modernen Leben zu Grunde legt. Wenn er das nur weniger systematisch thäte!

Sei denn mit Möser, einem würdigen Vertreter der älteren Dichtergeneration, unsere heutige Wanderung durch die „moderne deutsche Lyrik" beschlossen. Obwohl hier nur ein geringer Bruchteil ihrer schaffenden Individualitäten berücksichtigt werden konnte, dürfte doch schon aus den obigen An- und Ausführungen hervorgegangen sein, daß wir eine wirklich moderne Liederkunst besitzen, eine Dichtungsart wenigstens, deren Herz mit den Kämpfen und Stürmen, den Leiden und Freuden der Gegenwart schlägt. Und wen sollte das auch wundern? Ist doch die Lyrik thatsächlich das Herz eines Volkes und das letztere müßte schon völlig entartet und verlogen sein, wenn es in seine Lieder, diesem unmittelbarsten Ausdruck seiner Empfindung, etwas anderes hineinlegen wollte als das, was es wirklich fühlt, wovon es wirklich bewegt wird. Was uns aber mit besonderer Genugthuung und Befriedigung erfüllen muß, das ist die Thatsache, daß unsere Lyrik auch künstlerisch mehr oder weniger kräftig der Höhe ihrer Aufgabe zustrebt und die moderne Lyrik anderer Kulturnationen überragen dürfte. Das können wir leider von unserm Roman und unserm Drama zur Zeit ganz und gar nicht behaupten, jedenfalls nicht von den neuesten Erscheinungen auf diesen Gebieten. So wird denn unsere Lyrik zur Ehrenrettung unserer modernen Nationallitteratur. So ist es immer gewesen und so wird es immer sein: so sehr man es auch verlacht und verspottet und verachtet hat; so sehr es gerade von unserm Zeitgeiste wieder geringgeschätzt und unterdrückt wird; — wenn wirklich einmal ein rechter deutscher Sieg erfochten werden soll, dann muß es doch herhalten —: das deutsche Gemüt!

Neues vom Büchertisch.

Von Paul von Szczepański.

Es ist selbstverständlich, daß unter den Weihnachtsdichtern des letzten Jahres auch Julius Wolff und Felix Dahn nicht fehlen durften. Beide sind dem Gebiete treu geblieben, dem sie ihre besten Erfolge verdanken; Julius Wolff hat ein Epos, Felix Dahn eine Götter-, Riesen- und Menschengeschichte gedichtet. Verdenken kann man's ihnen nicht; es wäre sogar grausam von ihnen gewesen, wenn sie ihr Publikum enttäuscht und durch das Fehlen eines neuen Bandes von Wolff und Dahn dasselbe gezwungen hätten, unter anderen Büchern mit Verstand zu wählen. Grausam sind sie allerdings auch so gewesen; ganz so trivial brauchte Julius Wolff nicht zu werden, und Felix Dahn seinen Lesern nicht gar so unsinniges Zeug zuzumuten. Grausam sind sie sogar gegen sich selbst gewesen; sie haben augenscheinlich gar nicht bedacht, daß ein Modedichter bei lebendigem Leibe schon unmodern werden kann. Sie sind beide noch in den besten Jahren, sie können es beide noch an sich selbst erleben.

Weniger in der Wahl des Stoffes als in der Wahl des Titels hat sich Julius Wolff wieder sehr geschickt erwiesen. Der Pappenheimer-Stoff liegt dem Deutschen von 1890 so fern wie irgend ein anderer, aber seit Schiller seinen Wallenstein hat verkünden lassen, daß er über seine Pappenheimer nicht im unklaren ist, sind sie auch jedem Deutschen bekannt. So gemütlich, wie Wolff sie in seinem Epos „Die Pappenheimer" (Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung) schildert, wird sie sich freilich niemand vorgestellt haben. Zum Teil aber ist Schiller daran schuld, wenn die Charakteristik gar so zahm ausgefallen ist. Warum hat er Julius Wolff nur den Titel und ein Stück vom ersten Gesange geschenkt und ihn dann im Stich gelassen! „Wallensteins Lager" ist bekanntlich nur eine kurze Dichtung, was aber daraus zu machen ist, hat Julius Wolff daraus gemacht; er hätte seinen ersten Gesang nicht „Reiterwacht," sondern „Pappenheims Lager" nennen sollen. Sind auch die Pappenheimschen nicht alle da versammelt, sondern nur ein paar, so ist doch das, was sie miteinander reden, frei nach Schiller, nicht allzufrei, und ein durch solche Kapitelüberschrift angedeuteter Hinweis auf die Quelle hätte den Dichter Wolff nicht geschändet. Julius Wolff läßt den Pappenheim durch das Gespräch der Kürassiere auf Reiterwacht fast so lebendig malen, wie Schiller den Wallenstein durch das Lagergespräch. Der erste Kürassier sagt:

„‚Wenn ich beim Pappenheim bleiben kann,
Geht mich das andre weiter nichts an;
Er ist mein Kriegsgott, der Mann der That
Und wie der Schwed sagt, der wahre Soldat!'
‚Und als wär' er dazu geboren
Und vom Schicksal auserkoren,
Hat er,' spricht Rembert (der zweite), ‚als Zeichen und Segen
Sich vom Mutterleibe den Degen
Recht als künftiger Held der Schlacht
Selber mit auf die Welt gebracht.
Auf der Stirne zwischen den Brauen
Sind zwei gekreuzte Schwerter zu schauen,
Die, wenn die Augen im Zorn ihm sprühn
Blutrot wie ein paar Narben glühn.'
‚'s hat seine Richtigkeit mit dem Mal,
Darum ist er auch wie von Stahl,'
Spricht der Gefreite Helmut Schenk" 2c. 2c.

Diese Anklänge an Schiller verhallen freilich bald, und Julius Wolff besinnt sich auf sich selbst und auf das, was sein Publikum von ihm verlangt.

Der Gefreite Helmut Schenk also, ein Sohn aus gutem Hause, eigentlich Schenk von Varula, wird weich und erzählt seinen Kameraden, daß er bei einem Parlamentärritt nach Magdeburg hinein in einem lindwurmgeschmückten Hause ein Mägdlein gesehen habe, das seiner alten und seit acht Jahren verschollenen Liebe merkwürdig gleiche. Die beiden anderen braven Pappenheimer haben nichts Eiligeres zu thun, als sich das Haus zu merken und sich vorzunehmen, das hübsche Mädchen aufzusuchen, sobald Magdeburg von den Kaiserlichen genommen sein wird. Das letztere geschieht im zweiten Gesange. Julius Wolff behauptet, daß man in den Berichten über die Zerstörung Ilions, Roms und Karthagos nicht solche Schrecklichkeiten liest, wie sie bei der Zerstörung Magdeburgs vorgekommen sind. Das ist vielleicht übertrieben, aber schrecklich ist es ja in Magdeburg wirklich gewesen. Wenn nur Wolff von diesen Schrecknissen etwas in seine „Pappenheimer" hineingedichtet hätte, statt solche übertriebene Behauptungen aufzustellen und sie dann durch seine eigne Schilderung selbst zu entkräften. Bei ihm geht es höchst zahm zu. Die drei Pappenheimer suchen, sobald sie Magdeburger Boden erstürmt haben, das Haus mit dem Lindwurm auf, jeder, ohne dem anderen von seiner Absicht auf das schöne Mädchen etwas zu sagen. Der erste

„Tritt ein, und sieh! da ringt und kämpft
Ein Mädchen, schlank und wohlgeraten,
Schon an der Kehle halb gedämpft,
Mit einem schäbigen Kroaten."

Für das Mädchen, „schlank und wohlgeraten," ist das ja natürlich keine angenehme Situation, aber der Kürassier befreit sie selbstverständlich bald, und wie der Kroat seinesgleichen zur Hilfe ruft, kommen auch die beiden anderen Pappenheimer und jagen das Gesindel zum Teufel. Die Maid hat nun Zeit, ihre Lebensgeschichte zu erzählen, die Kürassiere haben Zeit, sich wegen des Mädchens in die Haare zu geraten und wieder zu versöhnen, und als sie beschließen, die schöne Beute auszutrudeln, bekommt das Mädchen Zeit, sich in den einen, den Schenk von Varula, zu verlieben.

„Die Lage, drin sie sich befand,
Ließ keinen Zweifel ihr bestehen,
Es frug sich nur, in wessen Hand
Sie fallt' als Reiterliebste gehen."

Der eine ist ihr zu alt, der andere zu jung, aber der dritte paßt ihr, wenn sie doch einmal Reiterliebste werden muß. Als die Würfel nun rollen,

„Ward es Editha bei dem Handel
Bald eisig schauerlich zu Sinn,
Bald schoß das Blut in raschem Wandel
Glühheiß ihr durch die Adern hin.

— — — — — — — — — — —

Beklommen saß sie da und drückte
Mit aller Kraft den Daumen ein,
Still wünschend, daß es Helmut glückte,
Der Sieger in dem Kampf zu sein."

Lieblicher ist der Bänkelsang in deutschen Landen sicher noch nicht erklungen; man darf deshalb aber nicht annehmen, daß nur das sinnige Daumeneindrücken Julius Wolff zu so schönen Versen begeistert, — man findet die gleiche gereimte banale Prosa auf allen Seiten des Buches. Übrigens hilft hier wie in den meisten Fällen das Daumeneindrücken nichts, Editha muß vielmehr mit kühnem Wagnis das Glück korrigieren, und so hat sie schon am Schlusse des dritten Gesanges ihren Helmut, Magdeburg aber ist inzwischen zerstört worden. Das Lied von den Pappenheimern wäre nun natürlich zu Ende, wenn Editha ihren Helmut wirklich hätte; Editha besinnt sich deshalb darauf, daß das noch nicht sein darf, sieht dem geliebten Pappenheimer fest und tief ins Auge und spricht:

„Erst schwöre mir auf Reiterehre,
Mir niemals mit Gewalt und List
Zu nehmen, solang' ich es wehre,
Was noch mein höchstes Eigen ist!"
„Auf Reiterehre schwör' ich's dir
Als Pappenheimscher Kürassier"

erwidert der brave Helmut wie in der Harlekinade. Damit ist Wolffs liederreicher Mund zu zwanzig weiteren Gesängen geöffnet. Ich kann das, was weiter noch Handlung an den „Pappenheimern" ist, trotzdem kurz zum Schluß bringen. Der brave Helmut ist an eine nette Pflanze geraten. Editha findet später, daß er seinen Schwur eigentlich zu ernst nimmt, aber ihre „Mädchenhaftigkeit" wagt nicht, ihn davon zu lösen. Lieber geht sie mit einem ausgewachsenen Troßjungen durch, der ihr nichts geschworen hat. Dann findet sie Helmuts erste Liebe wieder, die sich zugleich als ihre leibliche Schwester entpuppt, mit der kehrt sie zu Helmut zurück, kämpft mit ihr um den schönen Kürassier, da ihr der Troßjunge längst zuwider geworden, und findet sich mit dem Troßjungen wieder zusammen, nachdem Helmut und ihre Schwester auf dem Schlachtfelde ein Ende mit Schrecken genommen haben. In sechzehntausend Exemplaren ist diese neueste Wolffsche Dichtung, die von dem Reiz der Verse früherer Wolffscher Dichtungen leider nichts hat, bereits verbreitet, und wie wohl mit Recht angenommen werden kann, ist sie wie seine früheren zumeist in die Hände deutscher Frauen und Mädchen gelangt. Ich habe nicht die geringste Lust, den Moralprediger zu spielen; zudem habe ich die Überzeugung, daß alles Triviale nur in verschwindendem Maße moralisch vergiftend wirken kann. Wenn das liederliche Weibsbild Editha als solches geschildert wäre, würde ich gegen eine solche Figur gar nichts einzuwenden haben; die Methode eines Wolff aber, bis hart an die Grenze des Obscönen zu gehen, wie in der Szene im Planwagen, wo Editha mit ihrem Troßjungen buhlt, und sich dabei den Anschein zu geben, als handelte es sich um eine Portion Apfelkuchen mit Schlagsahne, ist einfach widerwärtig. Es ist auch nicht Naivität, wenn Wolffs Heldin mit ihrem Troßbuben vierzehn Tage in wilder Ehe lebt und dann mit allen Ansprüchen einer Jungfrau und ohne Spur von Schuldbewußtsein oder Reue sich wieder an ihren Helmut drängt, es ist die peinlich wirkende Berechnung einer männlichen Dichterseele, die sich zum Zweck des besseren Büchervertriebes auf die Geschlechtslosigkeit herabstimmt. Wolffs „Pappenheimer" sind wie gesagt zu trivial, als daß viel Gefallen an ihnen gefunden werden könnte; es hat also auch gar keinen Zweck, sich über sie moralisch

zu entrüsten. Viel eher hätte man ein Recht dazu den Frauen gegenüber, die sich diesen scharfgewürzten Brei gefallen lassen und empört jedes Buch zuklappen, das eine ernsthafte Frage ernsthaft behandelt und etwa das Schicksal eines Kindes zum Vorwurf nimmt, das keinen Vater hat. In Edithas wilder Ehe wird freilich kein Kind gezeugt, aber Vater Wolffs Kraftlosigkeit macht die Sache doch nicht besser.

Für Felix Dahns neueste Erzählung „Skirnir“ (Leipzig, Verlag von Breitkopf & Härtel) ist natürlich gerade das Gegenteil charakteristisch; da strotzt alles von Kraft, von unnatürlicher Kraft, und vielleicht gibt diese Übertreibung nach der anderen Seite die Erklärung dafür, daß Wolff mit Dahn den Vorzug teilen darf, ein in Goldschnitt gebundener Frauenliebling zu sein. Schon das dem Buche vorangesetzte Motto klingt stark und süß zugleich: „Lieber um Liebe sterben als ohne Liebe leben!“ Welches Jungfräulein mag dabei nicht ein angenehmer Schauer überrieseln. Aber wenn man am Ende des Buches dieselben Worte, und zwar von Dahns Göttergott Odhin in höchsteigner Person gesprochen, noch einmal liest, dann lacht man über die hohle Phrase, zu deren Vertiefung Dahn in seiner Erzählung auch nicht den geringsten Versuch gemacht hat. Das Material, in dem dieser Modedichter arbeitet, läßt allerdings auch eine Vertiefung nicht zu. Er verzichtet von vornherein darauf, seine Götter, Riesen und Menschen — außerdem spielt noch ein Riesenpferd mit, das auf den hübschen Namen „Hvitchen“ hört — etwa zu Vertretern verschiedener Ideen zu machen. Sie denken, fühlen und reden alle gleich, und selbst ihre verschiedene Leibeslänge geniert den Dichter nicht, denn das Riesenmädchen — die Tochter eines Riesenmannes und einer Menschenfrau nach Dahnscher Redeweise — heiratet am Schlusse einen Gott, und das Riesenpferd „Hvitchen“ läuft nicht schneller, als daß der Menschenmann Skirnir viele Raststrecken nebenher laufen und dann noch ohne Rast mit zwei Riesen einen siegreichen Kampf bestehen kann. Die Dahnsche Redeweise, unnatürlich, geschraubt, ein allitterierender Bombast, ist nicht immer ganz verständlich; das „um Liebe sterben“ kann doch aber kaum etwas anderes bedeuten, wenn es überhaupt etwas bedeuten soll, als für die Geliebte oder für seine Liebe sterben. Hätte Dahn den Tod aus verschmähter Liebe, das „am gebrochenen Herzen“ sterben, verherrlichen wollen, hätte er sagen müssen: „Lieber aus Liebe sterben.“ „Um Liebe“ stirbt in dem Buche niemand; unglücklich verliebt sind sie alle. Der Göttergott Odhin in eine tote Jugendflamme Gundlödh — ich kenne die nordische Göttersage nicht genug, um zu wissen, ob Gundlödh ganz ein Wesen Dahnscher Phantasie ist —, Freia in den Menschenmann Skirnir, Freir, Skirnir und die beiden Riesen Beli und Steingrimr in das Riesenmädchen Gerdha. Um Liebe oder vielmehr aus Liebe stirbt nur Skirnir. Er hat das Unglück gehabt, mit dem Gott Freir Brüderschaft zu trinken, und das verpflichtet ihn, für diesen um Gerdha zu werben. Das Riesenmädchen liebt auch nicht ihn, sondern den Gott; er hat also weiter gar keine Schwierigkeiten. Aber er überlebt's trotzdem nicht; den einen Riesen schlägt er ganz tot, dem anderen säbelt er nur die Flechse durch, und dann tritt er ganz nahe an ihn heran und bittet ihn freundlichst, ihn doch mit seinem eignen Schwerte durch und durch zu rennen. Der Riese Beli ist natürlich so frei, was ihm niemand verdenken kann, da das geraubte Riesenmädchen ihm Schwester und Geliebte zugleich war, und der Göttergott Odhin kommt dazu und preist diesen freiwilligen Tod aus unglücklicher Liebe als etwas Heldenhaftes. Man kann wirklich vor dem Riesenunsinn nur aufs dringlichste warnen, und ich möchte Dahns eigne Worte hinzufügen: „Wenig weise wähn' ich den Mann, welcher die Warnung wirft in den Wind.“

Wen dieser anspruchsvolle Wahnwitz angeödet hat, der atmet wie befreit auf, wenn ihm ein Roman unserer jüngeren realistischen Schule — ich spreche nicht vom naturalistischen „jüngsten Deutschland“ — in die Hand fällt. Ist man auch am Schlusse meist mit dem Autor nicht ganz einverstanden, so ist man doch durch Menschen und Menschenschicksale gefesselt worden und hat nicht das traurige Bewußtsein, die Zeit über bedrucktem Papier vergeudet zu haben. Der kräftigste unter diesen jüngeren Realisten ist zweifellos Hermann Sudermann; er ist auch derjenige, der sein großes Talent nach der technischen Seite hin am weitesten und in bewußtem Vorwärtsstreben entwickelt hat, zugleich aber auch derjenige, der am heftigsten zum Widerspruch reizt, soweit es die Tendenz, den Gehalt, den Schlußpunkt seiner Romane betrifft. Der letzte Roman Sudermanns „Am Katzensteg“ (Berlin, Verlag von F. & P. Lehmann) spielt in Ostpreußen in der Zeit zwischen dem ersten und zweiten Freiheitskriege gegen den ersten Napoleon. Der alte Baron Schranden, eine Despotennatur und von mütterlicher Seite her mit dem polnischen Adel verwandt, hat in der Franzosenzeit Vaterlandsverrat geübt, indem er durch seine Zuhälterin den Franzosen den Weg über den Katzensteg weisen ließ und ihnen einen Überfall über preußische Truppen ermöglichte. Die Beweise gegen ihn sind nicht stark genug, um ein gerichtliches Verfahren gegen ihn statthaft zu machen, aber seine Umgebung ächtet ihn, sein Schloß wird ihm über dem Kopfe angezündet, seine Bauern kündigen ihm den Gehorsam. Er lebt mit seiner Zuhälterin, die der gleichen Acht verfallen ist, in dem verfallenen Gärtnerhause, und nur ein System von Fußangeln und Selbstschüssen schützt beide davor, wie wilde Tiere totgeschlagen zu werden. Auch sein einziger Sohn, zur Zeit der That kaum im Jünglingsalter und zudem fern von dem Schauplatze des Verrates, ist dem Bann verfallen. Er hat sich von seinem Vater losgesagt, ist seine eignen Wege gegangen und unter angenommenem Namen in das Lützowsche Freikorps eingetreten, als der Freiheitskampf gegen Napoleon begann. Durch Tapferkeit glaubt er die Schmach seines Vaters sühnen zu können; mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet, von Lützows Jägern zum Leutnant gewählt, kehrt er in die Heimat zurück. Kameraden, Bauernsöhne aus der Umgegend seiner väterlichen Besitzung,

die ihn indessen nur unter seinem angenommenen Namen kennen, begleiten ihn und verbreiten den Ruhm seiner Heldenthaten. Er findet das väterliche Schloß niedergebrannt, seinen Vater gestorben. Die Schrandener verweigern dem Vaterlandsverräter das Begräbnis; sie haben auch für den Sohn, trotzdem er an dem Verrat keinen Teil gehabt und die väterliche Schmach nach Kräften auszulöschen versucht hat, nur Schmähungen und Verachtung. Da erwacht in ihm das unter der Wucht der väterlichen Schuld begrabene Sohnesgefühl von neuem, und er beschließt, gleiches mit gleichem zu vergelten. Mit Unterstützung seiner Kriegskameraden erzwingt er die Beisetzung der Leiche seines Vaters in der Familiengruft. Sie sind dem Rufe ihres Leutnants gefolgt, wie sie ihm oft in die Schlacht gefolgt sind, weil sie ihm Treue gelobt haben. Aber als das schauerliche Leichenbegängnis beendet ist, bitten sie ihn, sie ihres Treuschwures zu entbinden; auch sie wollen in Zukunft mit dem Sohne des Geächteten nichts gemein haben. Der junge Schranden zieht sich zurück in die Hütte, in der sein Vater während seiner letzten Lebensjahre gehaust hat, und lebt, wie dieser gelebt hat, verbittert, grollend und rachsüchtig darauf sinnend, wie er den widerspenstigen Schrandenern seinen Fuß auf den Nacken setzen und seine Rechte an den ihm gehörigen heimatlichen Boden geltend machen kann. Die Menschen haben ihn abgeschüttelt wie ein wildes Tier. Wenn er die Macht hätte, würde er einsam leben wie ein solches. Aber einen Menschen kann er nicht abschütteln, das ist die Zuhälterin seines Vaters, dasselbe Mädchen, das den Franzosen den Weg über den Katzensteg gewiesen hat. Sie ist damals ein junges Ding gewesen, das kaum wußte, was es that. Sie hat dem Befehle ihres Herrn gehorcht, wie sie allen Befehlen des Herrn gehorcht hat — in sklavischem Abhängigkeitsgefühl. Sie weicht auch nicht von dem jungen Herrn. Wo soll sie hin? Die Schrandener würden sie totschlagen, wollte sie zu ihnen zurückkehren; lieber will sie an der Schwelle seines verfallenen Hauses verhungern. Bald ist sie dem jungen Schranden unentbehrlich; er müßte zu Grunde gehen, wenn sie nicht mit hündischer Anhänglichkeit und Verschlagenheit für ihn sorgte. Sie ist schön von Gestalt und Gesicht, geistig unentwickelt, ein halbes Tier, das nur einen Sinn hat, die Treue für den Herrn. Er behandelt sie menschlich. In ihr aber läßt die Dankbarkeit eine scheue Liebe emporkeimen, und die Nähe des schönen, starken Geschöpfes, das mit jedem Gedanken sein eigen ist, weckt in ihm eine Leidenschaft, vor der ihm graut und der er nicht unterliegen will. Nicht nur, weil er das Blutschänderische einer solchen voll empfindet, sondern weil er seit seinen Jünglingsjahren eine Liebe zu der Schrandener Pastorstochter im Herzen trägt, die sich, da er sie seit vielen Jahren nicht gesehen, zu einem romantischen, unpersönlichen Gefühl vergeistigt hat. Für sie, seine Madonna in einem Rahmen von Rosen und Lilien, nimmt er den Kampf gegen alle Welt und gegen die Leidenschaften in der eignen Brust auf, ihr will er den Kampfpreis zu Füßen legen, sie selbst soll ihm der Lohn seines Sieges sein. Trotzdem sie sich ängstlich fern von ihm hält, zweifelt er doch nicht an ihrer Treue. Und endlich, im Augenblicke seiner höchsten Seelennot, gewährt sie ihm nach vielen Jahren ein Wiedersehen. Aber er findet nicht die Madonna zwischen Rosen und Lilien, deren Bild er im Herzen getragen hat, sondern ein zimperliches, altjüngferliches, selbstisch gesinntes Mädchen, das nicht einmal um seiner selbst willen gekommen ist, sondern weil sie für eine ihrer Heiratshoffnungen zittert. Da kehrt er in seine wüste Behausung, zu seinem treuen, schönen Tiere zurück, und die sündige Leidenschaft würde in ihm den Sieg davontragen, wenn er das schwarze Mädchen noch lebend vorfände; er aber sieht sie nur als Leiche wieder, von einer Kugel getroffen, die ihm selbst gegolten hat. Da schließt auch er mit dem Leben ab, und im zweiten Feldzuge gegen Napoleon soll er bei Ligny den Tod gefunden haben. — In jeder einzelnen Szene ist der Roman ein Meisterwerk. Die Charakteristik ist unübertrefflich, die Handlung spannend aufgebaut, der Schauplatz der Erzählung anschaulich und in den der Stimmung des Ganzen angemessenen Farben geschildert. Und doch kann der Leser von Beginn an den Widerspruch nicht zum Schweigen bringen, den der Roman in seinem eignen Innern hervorruft, und gegen Sudermanns Schlußmoral wird er sich mit Entrüstung wenden. Jeder unbefangene Leser betrachtet gewiß gleich mir die Heldin des Romans, eben jenes schöne, aber gänzlich verwilderte und geistig unentwickelte Mädchen, als eine außerordentlich interessante Charakterstudie, die dem Verfasser ganz meisterhaft gelungen ist. Daß Sudermann an dieser Figur irgend etwas beweisen wolle, wird aber niemand einfallen, jeder wird vielmehr den jungen Schranden als den Vorkämpfer der Idee des Romanes ansehen. Da wundert man sich schon, daß der Autor ihm den Kampf so schwer macht, indem er ihm außer diesem halben Tiere nur Feinde gegenüberstellt, und zwar Feinde in Gestalt von Menschen, die alle nur menschliche Schwachheiten verkörpern. Darüber mag man hinwegsehen, denn wenn Sudermann innerlich wirklich von der absoluten Nichtsnutzigkeit aller Menschen überzeugt ist, hat er auch das Recht, sie so zu schildern. Aber den Helden hätte er dann in diesem Kampfe nicht zu Grunde gehen lassen dürfen, der Held hätte sich von innen heraus über das Allgemeinniveau Sudermannscher Menschen emporringen müssen. Wenn er dazu nicht die Kraft hat, woher soll man die Sympathie für ihn nehmen? Man bedauert nur, daß mit ihm die ganze andere Gesellschaft nicht auch zu Grunde geht; sie hat nichts Besseres verdient. Aber an dieser Enttäuschung ist es noch nicht genug. Das Mädchen, das wir immer nur als eine interessante und meisterhaft gelungene Charakterstudie angesehen haben, als eine der Versuchungen, die dem Helden entgegentreten, dieses vertierte Geschöpf, dem gut und böse unbekannte Begriffe sind, dessen gute Regungen über instinktive Empfindungen nicht hinausgehen — die ist Sudermann „eine jener Vollkreaturen, wie sie geschaffen wurden, als der Herrenwitz mit seinen lähmenden Satzungen der Allmutter

Natur noch nicht ins Handwerk gepfuscht hatte, als jedes junge Geschöpf sich ungehemmt zu blühender Kraft entwickeln konnte und eins blieb mit dem Naturleben im Bösen wie im Guten." Man steht vor einem Rätsel; wie kann ein so scharfer, so kühler Beobachter, wie Sudermann ist, dem man zudem nirgends den Vorwurf machen kann, daß er nicht ernst genug von seinem litterarischen Beruf denke oder durch Frivolitäten zu reizen beabsichtige, mit einer so ungeheuerlichen Phrase sein eignes Werk zerstören! Darwin glaubte zwar die Abstammung des Menschen vom Tiere beweisen zu können, aber er wollte doch damit die Entwickelungsfähigkeit des Menschengeschlechtes nicht in Frage stellen. Sudermann aber sieht in der Rückkehr des Menschen auf den Darwinschen Urstandpunkt ein verehrungswürdiges Ziel. Das kann ihm unmöglich ernst sein, und wenn es ihm heute wirklich noch ernst sein sollte — was ihn dann treibt, künstlerisch zu schaffen, ist freilich rätselhaft —, so wird er zweifellos aus diesen traurigen Irrungen einen Ausweg finden. Schon jetzt ist er keineswegs konsequent in seiner Gedankenreihe, denn da er den Helden nicht sich selbst umbringen lassen mag, so läßt er ihn das Vaterland als den festen Pol ansehen, an den er sich anklammert und für das zu leben oder zu sterben ihm als würdiger Daseinszweck erscheint. Aber als „der Herdenwitz mit seinen lähmenden Satzungen der Allmutter Natur noch nicht ins Handwerk gepfuscht hatte," da war auch das Vaterland noch ein unbekannter Begriff. Da Sudermann sich zum Vaterland bereits bekennt, wird er auch wohl noch einige andere ideale Errungenschaften moderner Kultur zu würdigen lernen, von denen er augenblicklich, wie es scheint, nicht viel wissen mag.

Nicht ganz so herbe wie Sudermann denkt Ernst von Wolzogen über die Welt und die Menschen, aber zufrieden ist er mit ihnen auch nicht. Das wäre gewiß kein Unglück, wenn der Weg, auf dem er bessern will, nur einige Aussicht zeigte, zum Ziele zu führen. Er glaubt an die unendliche Entwickelungsfähigkeit, und wie aus den Adelsaffen die ersten Menschen hervorgingen — man sieht, auch Wolzogen bekennt sich ganz zu Darwins geistreicher Hypothese, über welche spätere Geschlechter wohl noch einmal recht herzlich lachen werden —, so sieht er aus den Adelsmenschen noch einmal eine neue Gattung hervorgehen, von der wir mit unsern Begriffen von Menschlichkeit uns gegenwärtig noch keine Vorstellung machen können. Wenn die Entwickelung des Menschengeschlechtes weiter so langsam vorschreitet, wie sie fortgeschritten ist, so lange wir sie zurückverfolgen können, kann es bis dahin noch lange dauern. Adoptieren könnte man die Ansicht aber immerhin, denn sie hat nichts Kompromittierendes, nicht einmal für einen Bürgerlichen; was Wolzogen unter Adelsmenschen versteht, hat mit dem Geburtsadel nur einen lockeren Zusammenhang. Wenn man aber irgend einer Theorie in einem Romane Form geben will, wie Wolzogen das mit seiner Theorie von der neuen Gattung homo in seinem Romane „Die tolle Komteß" (Engelhorns allgemeine Romanbibliothek, zwei Bände) gethan hat, dann ist das erste Erfordernis, daß der Held des Romanes, der beglaubigte Vertreter dieser Theorie, zu seiner eignen Persönlichkeit unbedingtes Vertrauen erweckt. Dazu braucht er natürlich kein Held im Sinne des Blaustrumpfromanes zu sein, aber Recht und Unrecht muß er unterscheiden können, und wenn er unrecht gethan hat, so muß er auch die Buße dafür auf sich nehmen. Aber auch für das Unrecht gibt es da eine Grenze; nicht jedes Unrecht steht einem Manne zu Gesicht, der einen Romanhelden darstellen soll. Ein Mord kann einem Romanhelden unter Umständen ganz wohl zu Gesicht stehen; ein Verbrechen aber, das niedriger Gesinnung entsprungen ist, diskreditiert ihn glücklicherweise von vornherein so in den Augen des Lesers, daß er von ihm als Romanhelden nichts mehr wissen mag. Der Herr von Norwig aber, der aus den Adelsmenschen die Zukunftsmenschen erstehen sieht und in seinem Sohne das erste Glied der fehlenden Kette zu erziehen verspricht, dieser Held in Wolzogens Roman „Die tolle Komteß," ist für seine Person das, was man gewöhnlich unter einem gemeinen Verbrecher versteht. Er ist nämlich Bigamist. Auch die Motive, die ihn zu seiner Doppelehe geführt haben, sind durchaus niedrige Motive. Er hat seine erste Frau, eine hübsche und talentlose Schauspielerin, aus sinnlicher Leidenschaft geheiratet, und seine zweite Frau, die Tochter eines reichen Amerikaners, um ihres Geldes willen. Beide Motive sind gewiß oft genug die Grundlage moderner Ehen, und daß sie immer ins Unglück führen müßten, widerlegt die Erfahrung. Aber beide können weder eine Doppelehe entschuldigen, noch sind sie geeignet, von vornherein Vertrauen zu jemand zu erwecken. Diesem einmal aus Sinnenlust und einmal ums Geld verheirateten Herrn von Norwig tritt zum drittenmal ein Mädchen entgegen, das ihn liebt, und diesmal erwacht auch in ihm die Liebe, die wahre, hohe, edle, selbstlose. Unmöglich ist's ja nicht, aber wahrscheinlich auch nicht, denn auf dem Distelacker wachsen gewöhnlich keine Rosen. Ein wenig Kampf kostet es den zweimal Verheirateten, bis er an die Möglichkeit einer dritten Ehe zu glauben beginnt. Dann geht er aber mutig an seine Sühne, d. h. daran, was in meinen Augen keine Sühne ist, nämlich an die Lösung seiner beiden ersten Ehen; die Geliebte, die „tolle Komteß," hilft ihm dabei, und am Schlusse des zweiten Bandes kann er wirklich diese dritte Ehe schließen, ohne einen Konflikt mit dem Strafrichter befürchten zu müssen. Und dieser Herr von Norwig fühlt den Beruf in sich, seinen Sohn aus erster Ehe zu einem Bindegliede zwischen Adelsmenschen und Zukunftsmenschen zu erziehen — an Selbstvertrauen fehlt es ihm nicht. Ich habe das gleiche Vertrauen zu ihm nicht gewinnen können, und das hat mir den Genuß an Wolzogens „toller Komteß" nicht unerheblich geschmälert. Aber es bleibt genug, was das Buch lesenswert macht, und genug, was Zeugnis davon ablegt, daß Wolzogen nicht nur ein kühner Theoretiker, sondern unter unsern Romandichtern einer der frischesten, originellsten und interessantesten ist. Der Herr von Norwig

allerdings ist eine mißglückte Figur und dazu grau wie alle Theorie; trotzdem er der Held ist, erhält man nirgends einen überzeugenden Eindruck oon ihm. Und auch das Bild seiner ersten Frau, der ehemaligen Schauspielerin, die mit ihrem Gatten zufällig zusammentrifft, da sie gleichzeitig auf demselben Gute eine Stellung als Gesellschaftsdame antritt, auf dem Norwig ein Engagement als Verwalter gefunden hat, scheint mir nicht konsequent durchgeführt zu sein. Es fehlt da die Motivierung sowohl dessen, was diese Frau in eine Einsamkeit und Abhängigkeit treibt, aus der ihr gar kein Vorteil erwachsen kann, wie dessen, was sie bestimmt, sich ihrem Manne an die Rockschöße zu hängen. Da er sich durchaus nicht in einer beneidenswerten äußeren Lage befindet, sollte man annehmen, daß sie, so wie sie geschildert ist, nichts Eiligeres zu thun haben könnte, als ihrer Wege zu gehen. Aber wie unübertrefflich ist das Leben der gräflichen Familie geschildert, welche gesunde Kraftnatur ist die tolle Komteß. So wenig man Herrn von Norwig glaubt, — dieser tollen Komteß glaubt man alles, selbst daß sie, nachdem sie sich einmal über ihre Liebe zu ihm klar geworden ist, an seiner Doppelehe keinen Anstoß nimmt und vertrauensvoll ihre Hand in seine legt, nachdem er frei geworden ist. Das anziehendste aber an dem Roman ist der Humor, der aus den Nebenpersonen spricht. Da ist die alte Gräfin, ein Gemisch von strenggläubiger Frömmigkeit, praktischem Verstande und Herzensgüte, der alte Graf, der seiner Frau von Herzen gut ist, aber ein allzuleicht entzündliches Herz hat, die jüngere Komteß Vicki, die von der Mutter die Frömmigkeit und vom Vater die Verliebtheit geerbt hat, beide Eigenschaften ins backfischmäßig Harmlose übertragen, und der famose Porträtmaler Fink, der verliebt bis über die Ohren ist, aber sich zum Heiraten doch noch zu jung fühlt. Ernst von Wolzogen ist der einzige unter den jüngeren deutschen Romanschriftstellern, der über diesen erfrischenden, ungezwungenen, nach keiner Seite hin karikierenden Humor oersügt, der in solcher Fülle lebenswahre Gestalten zu schaffen vermag, über die und mit denen man lachen und denen man zugleich gut sein muß. Darin liegt die Stärke seines großen Talentes, und wenn er noch einmal dahin gelangt, die Theorie der zusammenhängenden Entwickelung des Zukunftsmenschen aus dem Protoplasma und andere Theorieen mit unbefangenem Humor zu belachen, so wird niemand besser im stande sein, das zu schaffen, was der deutschen Litteratur immer nur spärlich geblüht hat — den humoristischen Roman.

Eine gute Dosis gesunden Humors weist auch der zweibändige Roman „De Wilhelmshäger Kösterlüd“ von Felix Stillfried (Verlag von Hermann Koch, Rostock) auf. Auf desselben Autors Roman „Ut Sloß un Kathen“ (Verlag von A. G. Liebeskind, Leipzig) habe ich im Dezemberheft aufmerksam gemacht, und dieser Hinweis hat mir die Bekanntschaft mit dem bereits oor zwei Jahren erschienenen ersten Roman des Verfassers eingetragen; das Rezensentspielen hat also ab und zu auch seine angenehme Seite — nicht unter allen Umständen wird man totgeschlagen. Wenn ich auf den Roman näher eingehe, trotzdem er weder zu den Neuheiten noch zu den Neuauflagen des Büchermarktes gehört, so geschieht es nach dem Grundsatze, daß man von guten Büchern auch noch sprechen darf, wenn sie nicht mehr neu sind, und in der Überzeugung, daß den meisten Lesern wie mir Felix Stillfried bisher ein unbekannter Autor geblieben ist. Um ein bekannter Autor in Deutschland zu werden, muß man noch mehr haben als die Gabe, gute Bücher zu schreiben — man muß auch Glück haben. Felix Stillfried wird es vielleicht noch schwerer werden als manchem anderen, sich das Gelesenwerden zu erzwingen, denn er schreibt in der Sprache Fritz Reuters, und die meisten wollen in dieser Sprache eben nur Reuter lesen. Wer aber überhaupt die Konzession macht, das Plattdeutsche neben dem Hochdeutschen als Schriftsprache gelten zu lassen — eine Konzession ist es zweifellos —, der sollte neben Fritz Reuter auch Felix Stillfried gelten lassen. Vielleicht aber entschließt sich Stillfried auch dazu, in Zukunft auf den Dialekt zu verzichten; ich bin überzeugt, daß sein Talent stark genug ist, den Verlust dieses Reizmittels ertragen zu können. Wer die beiden Romane Stillfrieds gelesen hat, kann nicht darüber im Zweifel sein, daß „De Wilhelmshäger Kösterlüd“ der früher entstandene ist. „Ut Sloß un Kathen“ hat alle Vorzüge einer sorgfältig durchdachten Komposition, einer sorgfältig aufgebauten und nach allen Seiten abgerundeten Handlung, kurz die Vorzüge, die durch Übung eines Talentes erlernt werden können. Der andere Roman ist unkünstlerisch breit in der Anlage, und zu rechtem dramatischem Leben ringt sich der Verfasser eigentlich erst im zweiten Bande durch. Dafür aber zeigt er im einzelnen eine eigenartige Frische, die nur den ersten Werken großer Talente eigen ist, und auch die unkünstlerische Breite kommt auf Rechnung eines großen, von innen heraus schaffenden Talentes: wenn ein solches viel zu sagen hat, möchte es das, was in ihm lebt, naturgemäß in einer einzigen Schale kredenzen. So drängen sich in den „Wilhelmshäger Kösterlüd“ eine Fülle von Gestalten und Szenen zusammen, die einem weniger Reichen oder weniger Verschwenderischen den Stoff für ein halbes Dutzend Romane abgeben würden. Aber wenn die Komposition noch den mit der Technik Ringenden verrät, wenn allzuviel Detail den Leser ab und zu auch ein wenig müde machen möchte, in der Charakteristik zeigt sich auch hier schon der Meister. Von den zahlreichen Figuren, die sich um das Wilhelmshagener Küsterhaus gruppieren, ist nicht eine vergriffen oder verschwommen, und da sie selber Leben haben, lebt und erlebt der Leser mit ihnen. Und er erlebt Gutes, Erfreuliches. Stillfried ist von dem Stürmen und Drängen der neuen Zeit nicht angekränkelt, und wenn er Zweifel hat, sucht er sie doch nicht mit Urschleim und Rückkehr zu der vom Herdenwitz noch nicht angekränkelten Allmutter Natur zu heilen. Was er predigt, ist innere Tüchtigkeit, und was er zeigt, ist, daß man auf gutem Grunde ein stolzes Gebäude aufführen kann, wenn man in die Höhe strebt. Dazu gehört natürlich ein gesunder Optimismus, aber der führt schließ-

lich die Menschheit auch wohl weiter vorwärts als das Verneinen. An Humor fehlt es dem Romane nicht, wie ich schon eingangs sagte, wenn auch Stillfried nicht eigentlich ein Humorist wie Reuter ist; übrigens sind solche Vergleiche zwischen zwei Leuten, von denen jeder etwas kann, eigentlich ein Unsinn. Aber Stillfrieds Ernst ist nicht nur da als Gegensatz, um den Humor wirksamer hervortreten zu lassen, sondern um seiner selbst willen, und er ist es, der den Grundton seiner Romane gibt.

Die deutsche Novellenlitteratur, die gegenwärtig viel erfreulichere, wenn auch nicht so zahlreiche Blüten treibt wie die Romanlitteratur, hat durch Helene Pichler eine ganz eigenartige Bereicherung erfahren; die Dichterin hat das Gebiet der Seegeschichten auch für die deutsche Litteratur fruchtbar gemacht. Helene Pichler ist eine Kennerin des Meeres wie des menschlichen Herzens, und diese Vereinigung gibt ihren Novellen den überwältigenden Reiz. Auch die unter dem Gesamttitel „Der Nordstern und Anderes“ erschienenen acht Seenovellen (München, Verlag von Georg D. W. Callwey) zeigen alle Vorzüge der bereits früher erschienenen, durch welche die Verfasserin sich ihren Namen gemacht hat. Die reiche Erfindungsgabe, das scharfe Charakterisierungstalent lassen es bedauern, daß die Verfasserin sich nicht daran wagt, die Welt des Meeres, die ihr so vertraut ist, in einem Romane zu schildern. Diese Novellen sind lauter einzelne Perlen. Ein Seeroman von Helene Pichler würde, davon bin ich überzeugt, ein Schmuckstück abgeben, dessen unsere Litteratur bisher entbehren muß.

Der Novellenband „Aus dem Kleinleben“ von Hermine Villinger ist in zweiter vermehrter Auflage erschienen (Frankfurt a. M. und Lahr, Verlag von Moritz Schauenburg). Eine seltene Beobachtungsgabe speziell für das Volksleben, eine realistische, oft rücksichtslos realistische Wiedergabe des Geschauten und eine Vereinigung von kräftigem Humor und sittlichem Ernst sprechen aus diesen kleinen Erzählungen, von denen viele wirkliche Musterstücke knapper Vortragsweise sind.

Frida Schanz, die den Lesern der Monatshefte in gebundener Form oft entgegengetreten ist, hat unter dem Titel „Um Leben und Liebe“ einen Band Prosanovellen veröffentlicht (Leipzig, Verlag von B. Elischer Nachfolger, Bruno Winckler). Von Frauenschriftstellerei zu reden, ist schon lange sehr unangebracht, und es kann daher nur noch als ein bedingtes Lob gelten, wenn man etwa von einer Schriftstellerin betont, daß man ihrer Feder das Weibliche nicht anmerke. Mir scheint es viel eher eine Garantie dafür, daß man es mit einer vollen Eigenart zu thun hat, wenn diese sich nach keiner Richtung hin verleugnet. Frida Schanz führt eine ganz weibliche Feder; das ist in meinen Augen ein großer Vorzug. Es ist in erster Reihe die Empfindung, die ihr diktiert; der Standpunkt, von dem sie die Welt ansieht, wird ihr von Gemüt und Herz angegeben. Bei schwachen Frauen, die sich schriftstellerisch bethätigen, führt dieser Standpunkt leicht zu ungesunder Rührseligkeit; bei starken Frauen zur Vertiefung und zur Klarheit. Frida Schanz gehört zu den starken Frauen, denen das Heilmittel für ihre Schmerzen nicht die Thränen sind. Ihre Novellen sind voller Kraft bei aller Zartheit des Stoffes, und sie sind nicht nur Lektüre für Frauen und Mädchen, wenn sie diesen auch bald eine Lieblingslektüre sein werden, sondern auch für Männer; freilich nur für die, welche den Verkehr mit einer klugen, gemütvollen und herzenstiefen Frau zu schätzen wissen.

Zu unsern Bildern.

Von unsern Bildern bedarf nur das Spechtsche: „Fennek, Sandhühner beschleichend,“ einiger Begleitworte. Der Fennek sowohl wie das Sandhuhn sind Wüstentiere, der Fennek der Fuchs der Wüste, das Sandhuhn unserm Rebhuhn entsprechend. Beide haben die Sandfarbe der Wüstentiere; der Fennek hat das schärfste Gehör und die leisesten Sohlen, das Sandhuhn vermag weite Strecken mit ungemeiner Schnelligkeit zu durchfliegen. Trotzdem fällt das letztere nicht selten dem nächtlich heranschleichenden Fennek zum Opfer, ein magerer Bissen freilich, aber doch willkommen in dem beutearmen Wüstensande.

Neuigkeiten vom Büchertisch.

Albers, C. W. — Spreeathener. Berliner Bilder. 30 Lichtdrucke in Mappe. C. T. Wiskott, Breslau.

Böhm, Gottfried. — Das Glück der Erde. Novellen. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München.

Condivi, Ascanio. — Leben des Michelangelo Buonarroti. W. Kohlhammer, Stuttgart.

Fuchs, Reinhold. — Gedichte. Paul Heinzes Verlag, Dresden-Striesen.

Gaedertz, Karl Theodor. — Fritz Reuter-Studien. Hinstorffsche Hofbuchhandlung, Wismar.

Goetze, Anna. — Am Waldesrand. Märchen und Träume. Hinstorffsche Hofbuchhandlung, Wismar.

Gonzenbach, C. von. — Nilfahrt. Mit 203 Illustr. im Text, 40 Lichtdruckbildern von Rafaello Mainella. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Klöden, Friedrich von. — Die Quitzows und ihre Zeit. 3. Ausg. Band 2 u. 3. Weidmannsche Buchhandlung, Berlin.

Koopmann, Wilhelm. — Die Kunst und das Schöne. A. Freyschmidt, Kgl. Hofbuchhandlung, Kassel.

Meyer, Franz Sales. — Die Liebhaberkünste. E. A. Seemann, Leipzig.

Mosso, A. — Die Furcht. Aus dem Italienischen übersetzt von W. Finger. S. Hirzel, Leipzig.

Pröhle, Dr. Heinrich. — Abhandlungen über Goethe, Schiller, Bürger und einige ihrer Freunde. Aug. Stein, Potsdam.

Stohn, Dr. Hermann. — Litterarische Skizzen für die Frauenwelt. 2 Bde. Gustav Engel, Leipzig.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Neuen Monatsheften in Leipzig, Poststr. 9.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Leipzig**.

Verlag von **Velhagen & Klasing** in **Bielefeld** und **Leipzig**. Druck von **Julius Klinkhardt** in **Leipzig**.